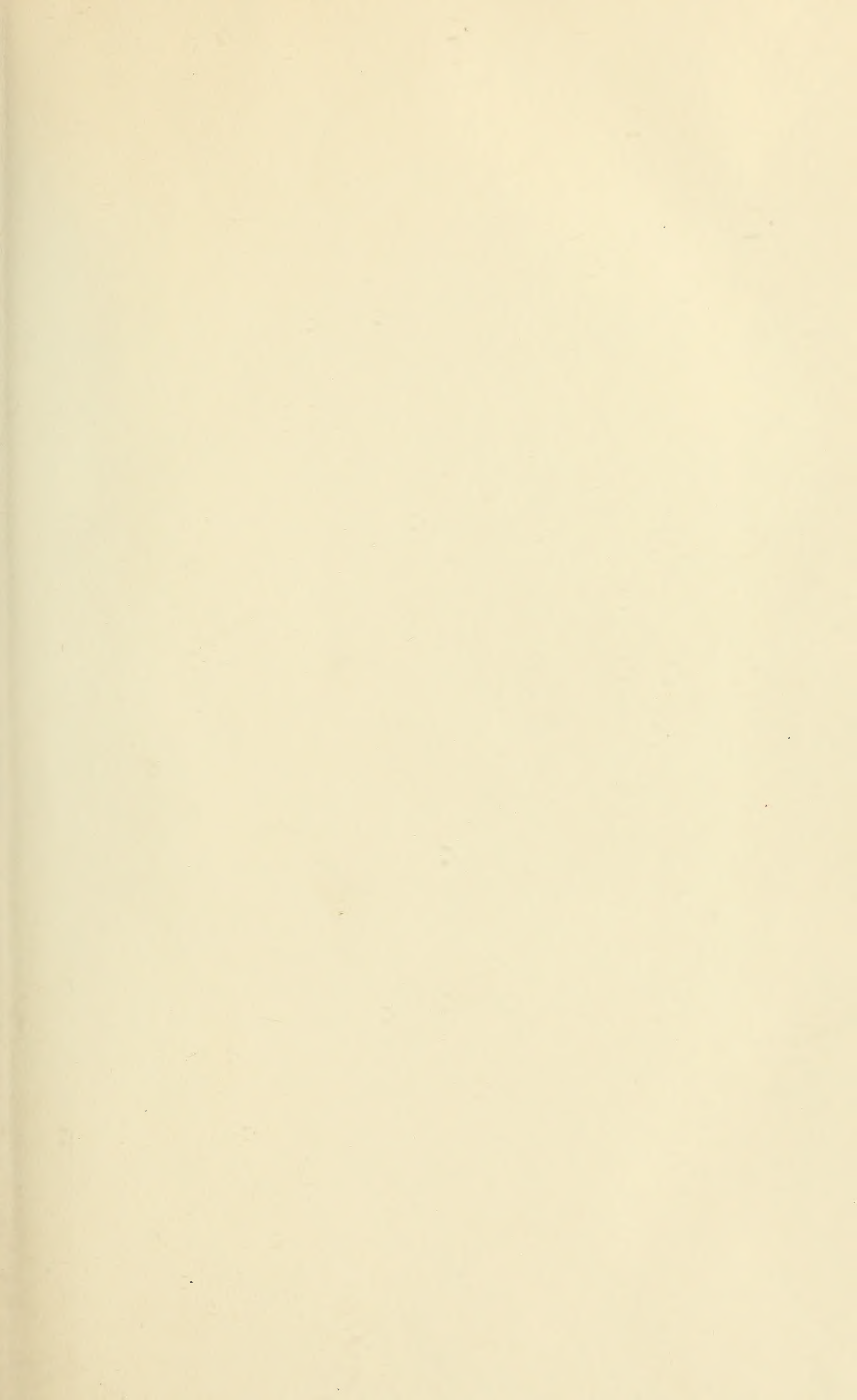
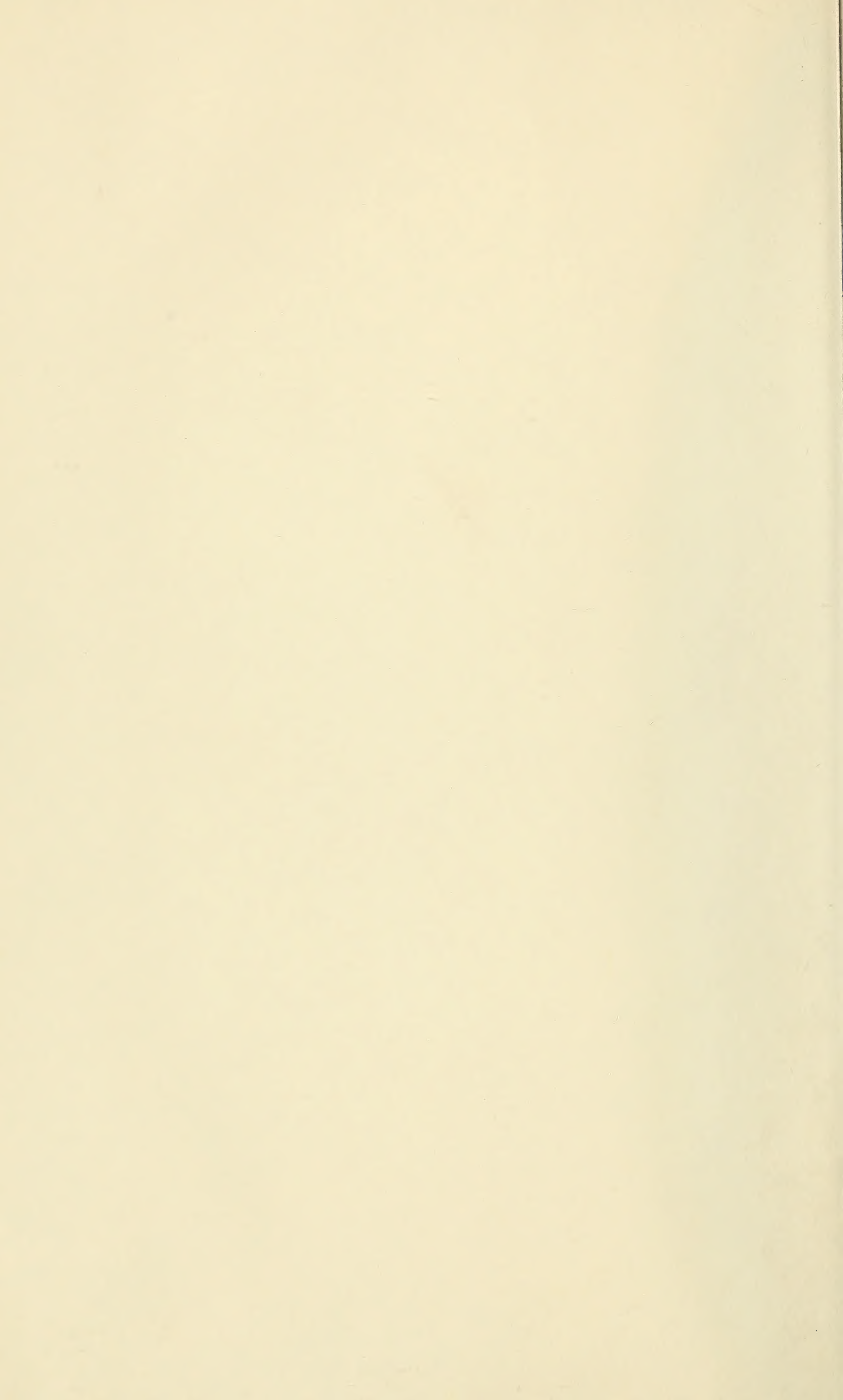
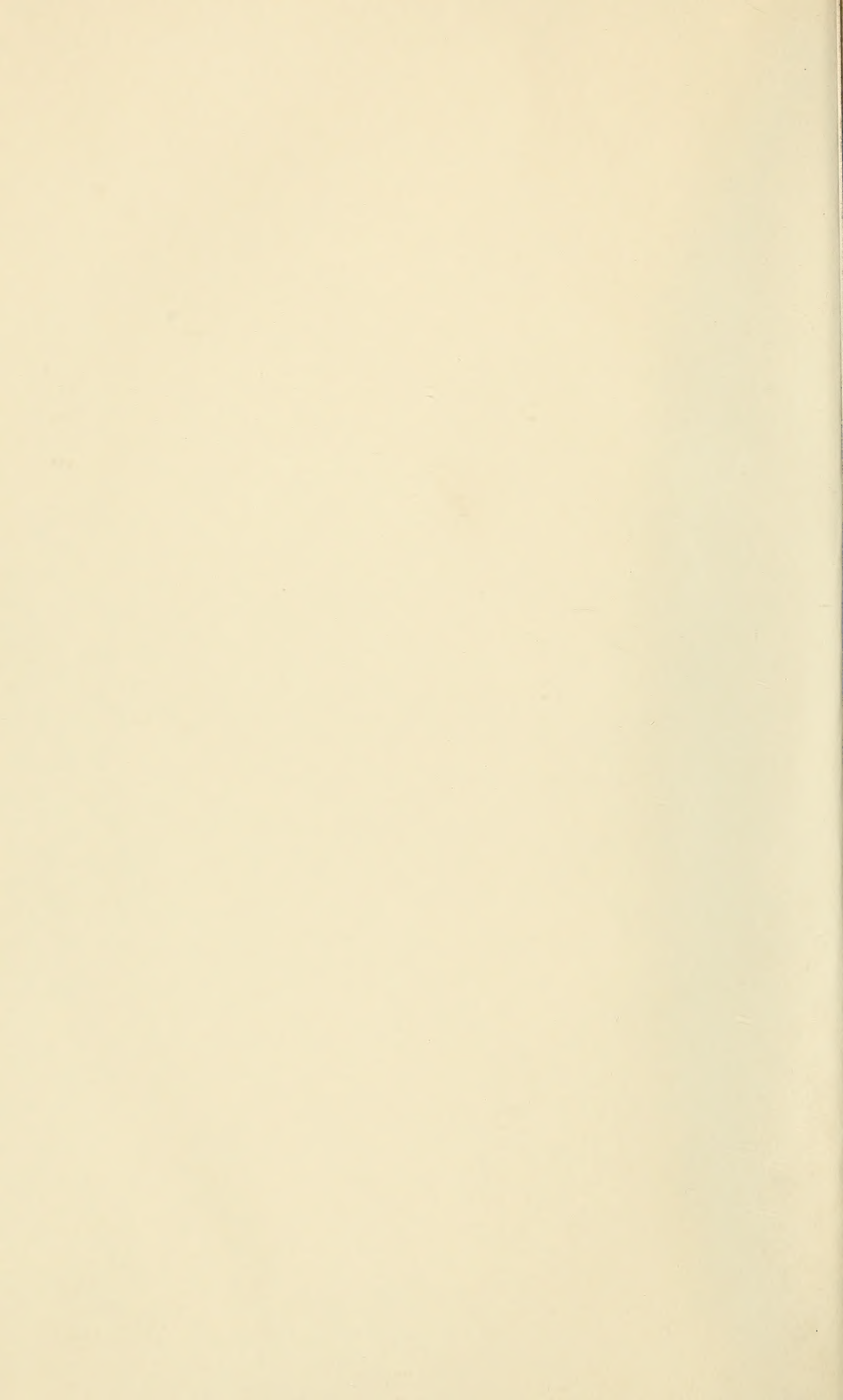

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01303592 8









HANDBUCH

DER

MITTELALTERLICHEN UND NEUEREN GESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

G. v. BELOW UND F. MEINECKE

PROFESSOREN AN DER UNIVERSITÄT FREIBURG I. B.

ABTEILUNG I

ALLGEMEINES

EDUARD FUETER

GESCHICHTE DER NEUEREN HISTORIOGRAPHIE



MÜNCHEN UND BERLIN

DRUCK UND VERLAG VON R. OLDENBOURG

1911

GESCHICHTE

DER

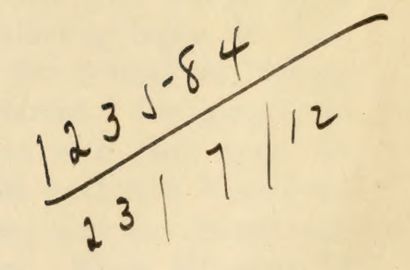
NEUEREN HISTORIOGRAPHIE

VON

EDUARD FUETER

ZÜRICH





MÜNCHEN UND BERLIN

DRUCK UND VERLAG VON R. OLDENBOURG

1911

Vorbemerkung.

Es ist vielleicht nicht unnötig, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß das vorliegende Werk nicht mehr geben will, als der Titel verspricht. Es versucht, die Geschichte der europäischen Geschichtschreibung vom Humanismus bis zur Gegenwart zu beschreiben; es will weder die Geschichte der Geschichtsphilosophie noch die der gelehrten historischen Forschung und Kritik als solche behandeln. Es berührt die Geschichte der historischen Theorien und der historischen Methode nur so weit, als diese auf die Entwicklung der Historiographie eingewirkt zu haben scheinen. Es erwähnt von den Veränderungen, die sich während der Neuzeit in der Geschichtsauffassung der europäischen Menschheit vollzogen, nur die, die in den darstellenden Werken der Historiker zum Ausdruck gelangten. Es bespricht auch von den historischen Programmatikern nur ganz wenige. Es mußte selbst einen so originellen Denker wie Bodin beiseite lassen: der *Methodus ad facilem historiarum cognitionem* ist ein sehr bedeutendes Buch, aber für die Geschichtschreibung hat er sich nicht fruchtbar erwiesen.

Eine Geschichte der Historik ist so wenig eine Geschichte der Historiographie als eine Geschichte der dramatischen Theorien eine des Dramas. In manchen Perioden gingen Theorie und Praxis ganz verschiedene Wege. In der Periode vor der Aufklärung lagen die Verhältnisse meist so, daß die Historiker die Regeln der Schule im Prinzip zwar anerkannten, in ihren Werken aber ignorierten. Sie gingen so vor wie manche ältere Dramatiker: sie richteten sich (wie Lope de Vega) als Schaffende mit vollem Bewußtsein nicht nach den Vorschriften der akademischen Theorie, sondern nach dem, was das Publikum, d. h. in unserem Falle die Behörden verlangten. Klare Einsicht in das Wesen der älteren Historiographie erhält man nur, wenn man die Werke der Historiker für sich betrachtet.

Der beschränkte Raum hatte zur Folge, daß von den Historikern selbst auch nur eine kleine Auswahl aufgenommen werden konnte. Zumal aus der Zeit n a c h der Aufklärung mußten viele tüchtige Arbeiter ausgeschlossen werden. Folgende Prinzipien waren dabei wegleitend.

Eingehend besprochen wurden nur eigentliche Bahnbrecher und originelle Denker; Epigonen, die bloß die Anregungen eines größern gewissenhaft befolgten und die überkommene Methode auf einen neuen Stoff übertrugen, wurden nur kurz oder gar nicht erwähnt. Unter den Autoren, die nicht zur Geschichtschreibung im eigentlichen Sinne des Wortes gehören, — den Rechts-, Literar-, Kirchen- usw. -Historikern — wurde noch eine strengere Auswahl getroffen als unter den Vertretern der politischen Historiographie. Eine Geschichte der Historiographie soll etwas anderes sein als ein Lexikon der Historiker. Ich habe mehr danach gestrebt, alle wichtigeren Richtungen als alle wichtigeren Historiker zu behandeln. Ich habe dafür die Darstellung so einzurichten gesucht, daß auch die im Texte nicht genannten Geschichtschreiber leicht eingereiht werden können. Die einleitenden, mit *Allgemeines* überschriebenen Abschnitte beziehen sich vielfach nicht nur auf die wenigen Autoren, die unmittelbar darauf besprochen werden; sie gelten ebenso vielen anderen, nicht mit Namen genannten, die ähnliche Ziele verfolgten.

In analoger Weise habe ich zwischen den verschiedenen Werken eines und desselben Historikers einen Unterschied gemacht. Ich mußte es mir in den meisten Fällen versagen, auf die Wandlungen einzugehen, die einzelne Geschichtschreiber selbst durchgemacht haben. Auch hervorragende Historiker gehören der Geschichte der Geschichtschreibung vielfach nur durch ganz wenige Werke, häufig nur eines oder zwei, an. Ich habe mir erlaubt, sie dann auch nur als Verfasser weniger Werke zu betrachten. Eine zusammenfassende Darstellung wie die vorliegende muß, scheint mir, alle die Werke unberücksichtigt lassen, die nur in der geistigen Entwicklung ihres Urhebers, aber nicht in der Geschichte der Historiographie eine neue Periode eingeleitet haben. Weiteres muß Biographen und Spezialisten überlassen werden.

* * *

Es mögen noch einige Bemerkungen über die bibliographischen Angaben hinzugefügt werden.

Ich habe mich bei der Ausarbeitung der Literaturangaben mehr von praktischen Erwägungen als von dem Streben nach theoretischer Gleichmäßigkeit leiten lassen. Zeitschriftenartikel, besonders ältere, wurden angeführt oder nicht, je nachdem neuere Spezialliteratur vorhanden war oder nicht. Wenn ich auf eine neue zusammenfassende Darstellung verweisen konnte, unterließ ich es meistens, frühere Werke zu registrieren. Ich habe mich mit Rücksicht auf den beschränkten Raum mit dem Unentbehrlichen zu begnügen gesucht. Folgende Regeln wurden dabei befolgt:

1. In allen Fällen, wo neue, leicht zugängliche Nachschlagewerke mit ausführlichen Literaturverzeichnissen, wie die *Allgemeine Deutsche Biographie*, der *Dictionary of National Biography* u. a. vorlagen, habe ich darauf verzichtet, alle dort angeführten Arbeiten, namentlich die

kleineren Umfangs und die rein biographischer Natur, noch einmal zu zitieren.

2. Auch in anderen Fällen strebte ich nach Vollständigkeit nur für die letzten 30 Jahre. Die Literatur vor 1800 ist bei Wachler (s. u.) so vollständig verzeichnet, daß sie nicht wiederholt zu werden brauchte, und die Literatur zwischen 1800 und 1880 ist zum größten Teile überholt, außerdem meistens durch Verweisungen in späteren Schriften leicht zu finden. Biographische Miszellen, Briefpublikationen usw., die sich nur auf das Privatleben eines Historikers beziehen, wurden auch dann nicht erwähnt, wenn sie in neuester Zeit erschienen sind.

3. In besonderem Maße trifft dies für die Historiker zu, die nur im Nebenamte Geschichte geschrieben haben. Über Autoren wie Schiller, Machiavelli u. a. wurden nur die Werke zitiert, die den Geschichtschreiber behandeln. Waren Schriftsteller zu besprechen, die sich überhaupt nicht als Historiker betätigten (wie Montesquieu und Rousseau), so wurde von Literaturnotizen ganz Umgang genommen.

4. Von den Werken der in der vorliegenden Darstellung behandelten Historiker wurden stets nur die eigentlich historischen und von diesen nur die wichtigeren angeführt. Wenn nicht besondere Umstände vorlagen, wurde nur das Erscheinungsjahr der ersten Auflage genannt, bei älteren, vor 1800 erschienenen Werken außerdem natürlich alle kritischen Neuausgaben. Die zahlreichen Editionen und Neuauflagen älterer Geschichtswerke während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts zu notieren war um so weniger nötig, als diese bei Wachler recht vollständig verzeichnet sind und die vorliegende Arbeit es an Ausführlichkeit mit diesem umfangreichen Werke sowieso nicht aufnehmen kann.

5. Der Druckort wurde nur bei Werken, die vor 1800 erschienen, angegeben. Solange die literarische Produktion der obrigkeitlichen Zensur unterworfen war, wurden Landesgeschichten in der Regel nur dann zum Drucke zugelassen, wenn sie offiziösen Charakter trugen. Man kann daher vielfach schon nur aus dem Druckorte auf Wesen und Tendenz eines Geschichtswerkes Schlüsse ziehen. Eine Darstellung aus der mittleren oder neueren Geschichte, die zwischen Gegenreformation und Aufklärung auf dem Kontinente außerhalb Hollands entweder im Vaterlande des Autors oder in dem Lande, dessen Geschichte sie betraf, erschien, muß bis zum Beweis des Gegenteiles immer als offiziös oder mindestens regierungsfreundlich gelten.

Im 19. Jahrhundert lagen die Verhältnisse anders, wenigstens in den Ländern, die für die vorliegende Darstellung in Betracht kommen. Die Kenntnis des Erscheinungsortes verliert nun alle Bedeutung. Bei französischen und englischen Büchern braucht er sowieso nicht angegeben zu werden, da diese von 1800 an so gut wie ausnahmslos in Paris oder London erschienen. Aber auch bei deutschen Geschichtswerken ist es recht gleichgültig, wo der Verleger seinen Geschäftssitz hatte.

6. Auf folgende Nachschlagewerke sei ein für allemal verwiesen:

Ludwig Wachler, *Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der litterärischen Cultur in Europa*, (in der Göttinger *Geschichte der Künste und Wissenschaften*) 1812 bis 1820 (für die gesamte ältere Literatur sowie für alle nicht genannten kleineren Historiker des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Wachlers Darstellung bricht gerade vor Ranke ab).

Allgemeine Deutsche Biographie 1875 bis 1910 (Charakteristiken und ausführliche Literaturverzeichnisse; Ergänzungen zu den letzteren finden sich in einzelnen Fällen bei Franz Xaver v. Wegele, *Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus* 1885 [in der von der Münchener Historischen Kommission herausgegebenen *Geschichte der Wissenschaften in Deutschland*]). Dieselben Dienste leistet, besonders was die Anführung der Literatur betrifft, für die englischen Historiker der von L. Stephen und S. Lee edierte *Dictionary of National Biography* 1885 bis 1903. Vgl. ferner Georg v. Wyß, *Geschichte der Historiographie in der Schweiz* 1895 (für die gesamte ältere Literatur über schweizerische Historiker).

Nicht nur französische Historiker behandeln die von Auguste Molinier und Henri Hauser herausgegebenen *Sources de l'histoire de France* (1901 ff.). Für unsere Zwecke kommen in Betracht der 5. Band des von Molinier redigierten ersten Teiles mit der allgemeinen Einleitung und dem Abschnitte über die Historiker der Jahre 1461 bis 1494 (1904) und die beiden bisher erschienenen Bände des von Hauser bearbeiteten zweiten Teiles, die bis 1559 reichen (publiziert 1906 und 1909). Über die Werke (aber nur diese) der späteren französischen Historiker (auch der Lateinisch schreibenden) orientiert man sich jetzt am besten bei Gustave Lanson, *Manuel bibliographique de la littérature française moderne* I (16. Jahrhundert) 1909, II (17. Jahrhundert) 1910, III (18. Jahrhundert) 1911 (ein viertes Heft soll noch folgen). Kurze Literaturangaben finden sich auch in dem knappen Resumé, das Léon Levrault vor kurzem der Geschichte der französischen Historiographie gewidmet hat (*L'Histoire* [*Évolution du genre*] s. d.).

Die Literatur über den älteren Humanismus am besten bei Georg Voigt, *Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus.* 3. Aufl., besorgt von M. Lehnert 1893.

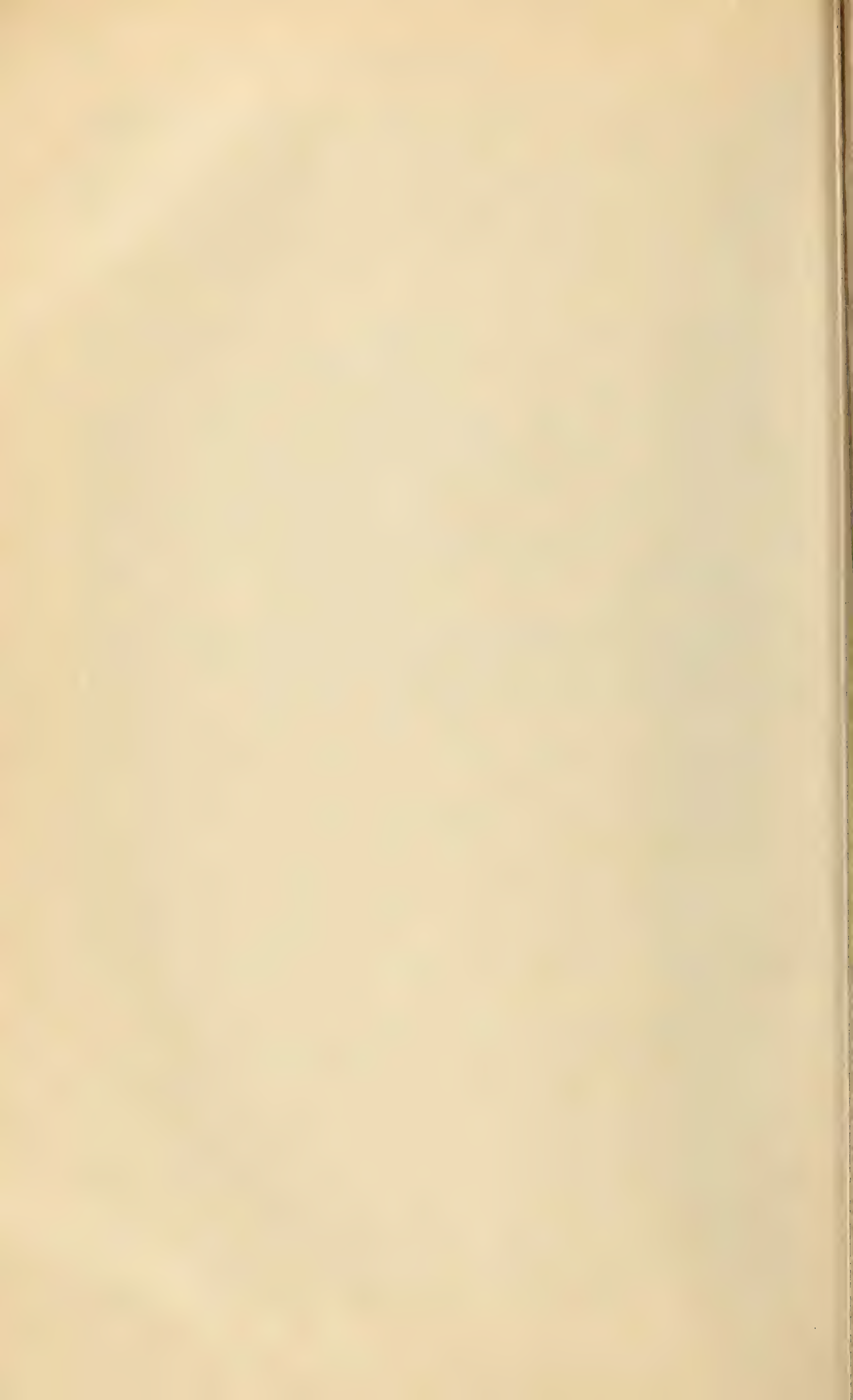
Für die Geschichte der Geschichtsphilosophie sei vor allem verwiesen auf Robert Flint, *Historical Philosophy in France and French Belgium and Switzerland* 1893 und *La Philosophie de l'histoire en Allemagne*, und Paul Barth, *Die Philosophie der Geschichte als Soziologie* 1897. Für die Kulturgeschichte auf Friedrich Jodl, *Die Kulturgeschichtschreibung und ihr Problem* 1878; Ernst Schaumkell, *Geschichte der deutschen Kulturgeschichtschreibung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Romantik* (ausschließlich)

1905 (in den Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft; hier angeführt wegen einiger Literaturnotizen, die Darstellung selbst ist, wie Nohl in den *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte* 19 [1906], 288 nachgewiesen hat, zu einem guten Teile eine schülerhafte Kompilation aus Diltheys Aufsatz in der *Deutschen Rundschau* 1901, III und J. Goldstein, *Hume* 1903). Für die Kirchengeschichte F. Chr. Baur, *Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung* 1852.

Mit dem Zitat *Ranke*, *Zur Kritik* ist L. v. Rankes Schrift *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber*, 2. Aufl., 1874 (Anhang zu den *Geschichten der romanischen und germanischen Völker*) gemeint.

Ein für allemal hingewiesen sei ferner auf die Literaturgeschichten, die vielfach recht nützliche Angaben gerade auch bibliographischer Natur enthalten. Besonders die französischen Literarhistoriker pflegen wenigstens einen Teil ihrer Historiker sehr ausführlich zu besprechen (genannt seien hier nur G. Lanson, *Histoire de la Littérature française*, zuerst 1894, seither sehr häufig, und die von Petit de Julleville herausgegebene *Histoire de la Langue et de la Littérature française* 1896 bis 1899).

Nicht im einzelnen angeführt sind ferner A. Harnack, *Geschichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften* 1900, und Max Lenz, *Geschichte der Universität Berlin* 1910 (bisher bis 1840, ein abschließender Halbband steht noch aus).



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Buch.

Die humanistische Geschichtschreibung in Italien.

A. Die humanistische Geschichtschreibung bis zur Gegenreformation.

I. Die Vorläufer der humanistischen Geschichtschreibung: Petrarca und Boccaccio.

Die neuere Historiographie geht wie andere Gattungen der modernen Literatur vom Humanismus aus. Keine geringern als die beiden ersten Meister der neuen Bildung sind ihre Begründer. Allerdings haben weder Petrarca noch Boccaccio der humanistischen Historiographie bereits ihre definitive Form zu geben vermocht. Erst nachdem die humanistische Produktion aus den Händen der Literaten in die der Staatsmänner übergegangen war, trat die neue Geschichtschreibung eigentlich ins Leben und bildete sich eine wirkliche Schule. Aber die Florentiner Humanisten, die um die Wende des 14. Jahrhunderts den neuen Stil in den diplomatischen Verkehr und die politische Publizistik einführten und ihre schriftstellerische Tätigkeit dabei auch auf die Geschichte ausdehnten, haben ihren Vorgängern, so sehr sie von diesen auch in der Tendenz abwichen, doch auch als Historiker wertvolle Anregungen zu verdanken. Ihre kritischen Prinzipien sind zum Teil Petrarca und Boccaccio entlehnt, und in einem Falle (Boccaccios *Vita di Dante*) hat sich sogar ihre Produktion direkt an eine Schöpfung der ältern Meister anschließen können.

1. Petrarca.

Francesco Petrarca (Petracco), der berühmte Humanist (geboren 1304 zu Arezzo, gestorben 1374 bei Arquà unweit Padua) schrieb an historischen Werken: 1. Eine Geschichte des alten Roms in Biographien, die *Quorumdam clarissimorum heroum epitoma* (jetzt nach den Anfangsworten der Widmung gewöhnlich *Liber de Viris illustribus* genannt). Er behandelt darin 21 Helden der römischen Geschichte von Romulus bis Cäsar, außerdem Alexander d. Gr., Pyrrhus und Hannibal. Das Werk wurde nach seinem Tode fortgesetzt und ergänzt von seinem Schüler Lombardo della Seta, der noch 12 Biographien hinzufügte und die Serie zeitlich bis Trajan fortführte. (P. de Nolhac in den *Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque Nationale* 34, I, 68 ff.) — Petrarca hat erst nachträglich seinen Stoff

auf die römische Geschichte eingeengt. Eine frühere Redaktion hatte mit Adam begonnen und vor den Römern noch neun Helden der biblischen Geschichte, Ninus, Semiramis und zwei Gestalten der griechischen Sage behandelt (Nolhac ibid. S. 99 ff.). Der Titel *Epitome* bezeichnet den kompilierenden, resümierenden Charakter der *Viri* und ist nicht mit *Auszug* zu übersetzen (Nolhac, S. 66). — Erste vollständige Ausgabe von L. Razzolini als *Francisci Petrarchae de viris illustribus vitae* 1874 und 1879 in der *Collezione di opere inedite o rare*. Die nachträglich abgefaßten Lebensbeschreibungen Lombardos sind hier in die echten eingereiht; nur die vier letzten (Augustus, Vespasian, Titus und Trajan) sind weggelassen. Der zweite Band, der die Biographie Cäsars enthält, ist ein bloßer Abdruck der Ausgabe, die C. E. Chr. Schneider 1827 besorgt hatte (*Fr. P. Historia Julii Caesaris, auctori vindicavit, secundum codicem Hamburgensem correxit, cum interpretatione italica contulit Schn.*). Seither ist das Autograph der *Vita Caesaris* von L. Dorez im Faksimiledruck herausgegeben worden: *Pétrarque, Vie de César, réproduction phototypique du ms. autographe* 1906. Schneider ist auch der Nachweis zu verdanken, daß die von ihm herausgegebene Biographie Cäsars von Petrarca herrührt; sie wurde früher dem im Mittelalter als Verfasser der *Commentarii* über den gallischen Krieg geltenden *Julius Celsus* zugeschrieben. (Vgl. D. Rossetti, *Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio* 1828.) Von den übrigen Viten war vor Razzolini nur ein Teil von Schneider 1829 bis 1834 in den Programmen der Breslauer Universität ediert worden. Der Ausgabe Razzolinis ist die 1397 vollendete italienische Übersetzung Donatis degli Albanzani beigegeben. Eine unentbehrliche Ergänzung zu dieser Ausgabe bildet der angeführte Aufsatz Nolhacs in den *Notices et Extraits* 34, I, 61 bis 148.

Einen Auszug aus der *Epitome* versuchte Petrarca in dem *Compendium* zu geben. Er selbst hat dafür nur noch die 14 ersten Biographien bearbeiten können; den Auszug aus den übrigen (von Alexander dem Gr. an) besorgte ebenfalls Lombardo della Seta. Das *Compendium* trägt in den Ausgaben vielfach den Titel *Epitome*, was zu häufigen Verwechslungen mit dem Hauptwerke Anlaß gegeben hat (Ausgabe nur in den alten Drucken der *Opera*, in der Basler Edition von 1581, S. 495 bis 501, als *Vitarum virorum illustrium epitome* bezeichnet.)

2. *Rerum memorandarum libri IV*, eine Sammlung historischer Anekdoten, angeordnet nach dem Vorbilde des Valerius Maximus. Der Stoff ist nicht ausschließlich der alten Geschichte entlehnt; vielmehr ist den von Valerius übernommenen Abteilungen *Römer* und *Externi* noch eine über die *Recentiores* beigefügt. Das Werk ist unvollendet geblieben. Ausgaben wie bei dem *Compendium* (ed. cit. 392 bis 495). Eine kritische Ausgabe bereiten H. Cochin und L. Dorez vor; sie soll als 8. und 9. Band der *Bibliothèque littéraire de la Renaissance* erscheinen.

Literatur: Das beste über die *Viri illustres* bei P. de Nolhac, *Pétrarque et l'Humanisme*, 2. Aufl., 1907 (Abschnitt *P. et les historiens romains*). Über die *Rer. memor.* ist etwa noch G. Körting, *Petrarcas Leben und Werke* (*Geschichte der Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance* I, 1878), 592 bis 614, zu vergleichen; doch ist seine Darstellung ebensowohl wie die L. Geigers (*Petrarca* 1874, S. 78 ff.) durch Nolhac zum größten Teile überholt. Gegen Körting wendet sich auch G. Kirner, *Sulle opere storiche di F. P.*, 1889; A. Viertel, »*P. De V. ill.*« 1900.

Petrarca und die römische Geschichte. Petrarca wurde durch kein wissenschaftliches Interesse zur Geschichte geführt. Seine historische Tätigkeit entsprang seinem utopisch patriotischen Sehnen nach einem geeinten Italien, nach einer Wiederherstellung des alten römischen Reichs. Er hat auch seine Geschichtswerke zunächst nur für sich selbst, aus eigenen Nöten heraus, geschrieben. Er suchte sich in der Vergangenheit über die Gegenwart zu trösten. Sein Leben hatte aus ihm, dem Sohne eines florentinischen Verbannten, einen italienischen Kosmopoliten gemacht. Der Rückhalt eines starken Gemeinwesens blieb ihm versagt. Wie hätte da seine grüblerische, schwerblütige Natur in den

politischen Verhältnissen seiner Zeit Befriedigung finden können! Das Kaisertum der Barbaren konnte er gerade als italienischer Patriot nicht gelten lassen. Vergessenheit für das Leid der Gegenwart (*iniqui temporis oblivio*) konnte ihm nur die Betrachtung des goldenen Zeitalters bieten, da das Ideal Wirklichkeit gewesen war, und sein Land die Herrschaft über die Welt behauptet hatte. Aus der politischen Zerrissenheit des zeitgenössischen Italiens flüchtete er sich in die glorreiche Geschichte des alten Roms.

Es ist immer bedenklich, wenn sich ein historischer Schriftsteller deshalb der Vergangenheit zuwendet, weil er an der Gegenwart keinen Anteil zu nehmen vermag. Wie sollte der die Kämpfe früherer Zeiten verstehen können, dessen Auge für die Aufgaben der Mitwelt verschlossen ist! Bei Petrarca wirkte noch ein anderer Umstand ungünstig ein. Er stand nicht nur den eigentlich historischen, sondern auch den individual psychologischen Problemen zum größten Teile hilflos gegenüber. Er begriff nur e i n e n Menschen ganz, und das war er selbst. So scharf er sich selbst analysiert, so wenig kann er fremde und nun gar noch aktive Naturen verstehen. Der liebende Mann ist in den Sonetten an Laura mit wunderbarer Feinheit gezeichnet; die Figuren der *Trionfi* sind Schemen. Hätte er wenigstens noch Männer der römischen Geschichte geschildert, die ihm geistig verwandt waren! Aus patriotischen Gründen wies er dies von sich und behandelte in bewußter Einseitigkeit nur Helden des Kriegs und der Politik. Kein Wunder, daß er dabei scheiterte. Seinen Figuren fehlt das Leben. Seine Versuche, direkt zu charakterisieren, bleiben in einer vagen Phraseologie stecken (selbst von so scharf ausgeprägten Persönlichkeiten wie dem Censor Cato hat er keine rechte Vorstellung: er nennt ihn einmal einen *orator elegantissimus*, *Viri* ed. Razzolini I, 704) und ebenso wenig kann er indirekt charakterisieren: ohne Wahl stellt er zusammen, was er gerade über seinen Helden findet, und nimmt auch Anekdoten auf, die keineswegs bezeichnend sind. An der einseitig römischen Auffassung des Livius hielt er nicht nur fest, sondern ging sogar noch über seinen Meister hinaus, indem er Facta, die dieser berichtet, wissentlich unterdrückte (*sciens sileo*), wenn sie sein historisches Idealbild hätten entstellen können. So verschwieg er die bei Livius XXXIX, 42 f. von Quinctius Flaminius erzählte Anekdote, *ne umquam ad notitiam hominum perveniret, tale aliquid, non dicam a Romano duce, sed a Romano cive commissum* (I, 708 f.). Noch weniger nahm er an der theatralischen Darstellung des bewunderten Stilisten Anstoß. Er ließ sich von ihm leiten, im großen wie im kleinen. Seine Verehrung für den ältern Scipio Africanus (seinen Lieblingshelden, den er nach Cäsar am ausführlichsten behandelt) geht auf eine historische Konstruktion des Livius zurück, der gleich andern Römern seiner Zeit die Periode der punischen Kriege als das goldene Zeitalter der römischen Republik betrachtete.

Petrarca als historischer Stilist. Die Verachtung der Gegenwart und die Schwärmerei für das alte Rom haben noch in einer andern Hinsicht auf Petrarcas Schaffen eingewirkt. Es ist bekannt, wie sein

Bestreben, wenigstens im Geiste in der alten Zeit zu leben, ihn dazu verleitete, beim Schreiben sich zu stellen, als lebte er noch in den Zeiten des alten Roms. Er drückt sich *De Remediis utriusque fortunae* I, 29 so aus, als wenn die antiken Wagenrennen und Ringkämpfe zu seiner Zeit noch allgemeine Sitte wären. In seinen geschichtlichen Werken ging er ähnlich vor. Die technischen Bezeichnungen des römischen Verwaltungs- und Militärwesens brauchte er wie bekannte Ausdrücke, als hätte sich die Bedeutung der Wörter seither nicht verändert und wüßten seine Zeitgenossen, was ein Consul und ein Tribunus plebis sei. Nur so ließ sich die altrömische Pose aufrecht erhalten. Außerdem hätte eine exakte Interpretation dieser Bezeichnungen ein langwieriges gelehrtes und staatsrechtliches Studium erfordert, das Petrarca weder unternehmen wollte noch konnte.

Es war dies schließlich nur eine Äußerlichkeit; aber sie war keineswegs ganz harmlos. Petrarcas Gewohnheit, antike Gegenstände mit Ausdrücken zu bezeichnen, mit denen seine Zeitgenossen eine ganz andere oder überhaupt keine Vorstellung verbanden, ist nahe verwandt mit der späteren puristischen Manier, mit den Versuchen, moderne Dinge mit antiken Surrogaten zu benennen.

Ganz selbständig ist Petrarca dagegen in der Komposition seiner Biographien. Er nahm sich für deren Anlage kein antikes Werk zum Muster. Er schätzte Sueton, aber er folgte ihm nicht nach und Cornelius Nepos kannte er überhaupt noch nicht.

Stellung zu den Quellen. Ein entscheidender Fortschritt vollzog sich mit Petrarca in der Quellenkritik. Petrarca hatte an sich keine kritische Anlage. Aber sein Bestreben, das Bild des römischen Idealstaates von modernem Unrate rein zu halten, führte ihn dazu, wenigstens insofern eine Scheidung der Quellen vorzunehmen, als er seine Darstellung ausschließlich auf antike Autoren stützte und mittelalterliche Fabeleien konsequent aus der alten Geschichte entfernte. In der Biographie Alexanders d. Gr. machte er der Alexanderlegende keine Konzessionen und nahm nur auf, was antike (lateinische) Gewährsmänner berichten. Freilich was für Gewährsmänner! Neben Justin vor allem Curtius, den er völlig ernst nahm und dessen Stil ihm große Bewunderung einflößte. So ging er überhaupt vor. Wenn eine Quelle nur antik war, so benuzt er sie, ohne sie auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen; es müßten denn ganz grobe Unwahrscheinlichkeiten vorliegen, zu denen Petrarca vor allem die antiken Prodigien rechnete (Kirner, S. 74). Er unterschied weder frühere Autoren von spätern, noch untersuchte er seine Vorlagen gar auf ihre Tendenz hin. Er folgte in seiner Biographie Cäsars unbedenklich den *Kommentarien*, ohne sich die Frage vorzulegen, ob nicht Cäsar (oder der von ihm abhängige supponierte *Celsus*) die Darstellung parteiisch gefärbt haben könnte. Auf der andern Seite suchte er alles, was er von antiken Berichten vorfand, in seine Erzählung zu verarbeiten; er zog sogar die spärlichen damals vorhandenen nicht literarischen Quellen heran und entnahm für sein Leben Cäsars einiges den Briefen Ciceros. Mit Ausnahme von Cor-

nelius Nepos und Vellejus Paterculus kannte er bereits alle erhaltenen römischen Historiker, die für seine Periode in Betracht kamen (von den spätern fehlte ihm vor allem Tacitus).

Die *Res memorandae*. Das andere historische Werk Petrarcas, die *Rerum memorandarum libri IV* gehört kaum mehr der Geschichtschreibung an. In diesem spricht nicht mehr der Patriot, sondern der Moralist. Als solcher ist Petrarca freilich auch hier keineswegs unselbständig. Schon in den *Viri illustres* war er da noch am ehesten von den römischen Quellen abgewichen, wo Fragen der Lebensphilosophie berührt wurden. Aber die ethischen Grundsätze, die Petrarca in seiner Sammlung interessanter Fälle zur Moral und Philosophie vertritt, können uns hier nicht beschäftigen. Es mag nur bemerkt werden, daß die meisten Anekdoten der antiken Geschichte entnommen, sind und nur einige wenige *Recentiores* betreffen. Die altrömische Fiktion wird auch hier aufrecht erhalten: wie bei Valerius Maximus figurieren die alten Griechen als *Externi*. Im übrigen weisen weder Anlage noch Ausführung der antiken oder mittelalterlichen Literatur gegenüber dieselbe Originalität auf wie die *Viri illustres*.

Petrarca als Bahnbrecher. Trotz ihrer Schwächen bezeichnet Petrarcas historische Tätigkeit den Beginn einer neuen Zeit in der Geschichte der Historiographie. Zum ersten Male seit langer Zeit wurde mit ihm Geschichte nicht mehr im Auftrage einer Behörde und auch nicht mehr aus den Anschauungen eines bestimmten Standes oder in Anlehnung an ein metaphysisches theologisches System geschrieben. Ein unabhängiger Laie (das war Petrarca als Schriftsteller) behandelte die Geschichte nach seiner individuellen Auffassung. Daß die Persönlichkeit, die dies unternahm, an sich wenig zum Geschichtschreiber qualifiziert war, vermindert die prinzipielle Bedeutung dieser Neuerung keineswegs. Das Fundament war gelegt, auf dem die humanistische Historiographie Italiens weiter bauen konnte.

2. Boccaccio.

Giovanni Boccaccio, der berühmte Dichter und Humanist (geboren 1313 zu Paris, gestorben 1375 zu Certaldo) schrieb an historischen Werken: 1. *De claris mulieribus*, 104 (mit der vorletzten, den *Casibus* entnommenen Lebensbeschreibung Brunhilds 105) Biographien, mit Ausnahme der sieben letzten Frauen des Altertums und zwar fast ausschließlich der griechischen Sage und der römischen Geschichte behandelnd. *Hebräische* und christliche Heilige hat Boccaccio nach dem Vorworte absichtlich nicht in seine Sammlung aufgenommen; bloß die Geschichte der Athalia stammt aus der Bibel. Veröffentlicht wahrscheinlich 1362. Über die verschiedenen Fassungen vgl. G. Traversari, *Appunti sulle redazioni del »De cl. mul.« di G. B.* in den *Miscellanea di studî critici pubblicati in onore di G. Mazzoni, per cura di A. della Torre e P. L. Rambaldi*, 1907. — Letzte und zugänglichste, freilich durch eigenmächtige Eingriffe des Editors entstellte Ausgabe 1539 zu Bern. Über die frühern Ausgaben und die zahlreichen Übersetzungen ist zu vergleichen A. Hortis, *Studj sulle opere latine del B.*, 1879.

2. *De Casibus virorum illustrium libri IX*, etwa hundert Kapitel, meist in der Form von Biographien, über die Unbeständigkeit menschlichen Glücks. Der Stoff der ersten acht Bücher ist dem klassischen und dem biblischen Altertum entnommen, der des neunten dem Mittelalter und der Gegenwart. Geschrieben zwischen 1356

und 1364. Mehrfach überarbeitet und in zwei verschiedenen Redaktionen erhalten (H. Hauvette, *Recherches sur le »De Casibus v. ill.« de B.*, 1900). — Letzte und relativ beste Ausgabe 1544 zu Augsburg. Vgl. Hortis op. cit.

3. *La vita di Dante.* In zwei Redaktionen erhalten, einer frühern, dem sog. *Compendio* (herausgegeben von E. Rostagno 1899 als Band 2/3 der *Biblioteca storico-critica della Letteratura dantesca*), und der ausführlicheren Vulgata (kritische Ausgabe von Macrí-Leone 1888 in der *Raccolta di opere inedite o rare*). Beide Ausgaben übereinander gedruckt bei A. Solerti, *le vite di Dante, Petrarca e Boccaccio scritte fino al secolo XVII*, Mailand s. a. (circa 1904).

4. *De vita et moribus domini Francisci Petrarchae.* Zuerst publiziert von D. Rossetti in dem Buche *Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio*, 1828, jetzt auch bei Solerti (s. unter 3.). Geschrieben wahrscheinlich zwischen 1348 und 1349.

Literatur: Inhaltsangaben der Werke bei G. Körting, *Boccaccios Leben und Werke* (1880). — M. Landau, *G. B.*, 1877. — Über die Quellen der lateinischen Geschichtswerke (1 und 2) hat Schück in den *Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik*, 110 (1874), 467 ff. einiges zusammengestellt. Daneben Hortis in dem zitierten Werke (zu 1) und in zwei Spezialstudien: *Le donne famose, descritte da G. B.*, 1877 und *Cenni di G. B. intorno Tito Livio commentati*, 1877. Die *Vita di Dante* ist am gerechtesten und umsichtigsten von P. Scheffer-Boichorst besprochen worden (*Aus Dantes Verbannung*, 1882, S. 191 ff.). Vgl. ferner Th. Paur, *Über die Quellen zur Lebensgeschichte Dantes*, im 39. Bande des *Neuen Lausitzischen Magazins* (1862), 1238 ff., C. Trabalza, *Studî sul B.*, 1906.

Boccaccio als Fortsetzer Petrarcas. Die Anregungen Petrarcas blieben nicht ohne Frucht. Boccaccio verleugnete auch als Historiker nicht seine Abhängigkeit von dem Meister. Seine lateinischen Geschichtswerke schließen sich durchaus denen Petrarcas an. Freilich in ganz äußerlicher Weise. Er übernahm einige formale Eigentümlichkeiten seines Vorbildes, studierte die Quellen, auf die Petrarca aufmerksam gemacht hatte, und forschte wie jener nach verlorenen antiken Historikern. Aber von dem Geiste, der des Meisters historische Tätigkeit inspiriert hatte, verspürte er keinen Hauch. Wie hätte es auch anders sein können! Der Dichter des *Decamerone* war kein einsamer Denker, der sich von dem Leben seiner Zeit mit Ekel abwandte und seinen Blick sehnsuchtsvoll in die glorreiche Welt des römischen Altertums zurückschweifen ließ. Er stand mit festen Füßen in der Gegenwart. Das Studium des Altertums war für ihn kein Lebensbedürfnis. Er widmete sich bloß darum humanistischen Studien, weil er ihrer zum Schmucke seiner Dichtungen bedurfte. Interesse an der Historie selbst hatte er noch weniger als Petrarca: seine lateinischen historischen Schriften bezeichnen weder in der geschichtlichen Erkenntnis noch der Forschung einen Fortschritt.

Boccaccio wollte mit seinen *Berühmten Frauen*, wie er in der Vorrede angibt, eine Ergänzung zu Petrarcas *Berühmten Männern* schaffen. Es war ein sonderbarer Gedanke (der wohl nur durch Boccaccios Entgegenkommen gegenüber dem Unterhaltungsbedürfnisse seiner vornehmen Gönnerinnen zu erklären ist), davon auszugehen, daß Petrarca nur von Männern rede, und daraus den Schluß zu ziehen, die Gerechtigkeit oder die Galanterie erfordere nun noch ein weibliches Gegenstück. Petrarca hatte mit seinen Biographien römischer Feldherrn und Staatsmänner von der militärischen und politischen

Größe des alten Roms eine anschauliche Vorstellung zu erwecken gesucht, und wenn dann schon die Ausführung hinter der Absicht zurückblieb, so war sein Gedanke an sich historisch doch wohl brauchbar. Boccaccio dagegen verließ das Gebiet der Geschichte überhaupt, wenn er Anekdoten aus dem Leben einzelner, auf die allerverschiedenste Art berühmt gewordener Frauen zusammenstellte. Allerdings erlaubte der Stoff dafür, die beliebten moralischen Gemeinplätze in reicher Fülle anzubringen. Boccaccio schrieb auch hier für seine höfischen Kreise. Als ein Mann, der sein Publikum kannte, setzte er bei diesem kein Interesse für die Materie voraus, sondern war nur auf Amüsement bedacht. Die Wahl des Themas, das jedermann anziehen konnte und skandalöse Intermezzi gestattete, die Abwechslung der Sujets, die vielen novellistisch angelegten und mit der Kunst des geübten Novellisten redigierten Erzählungen von berühmten Frauen — alles dieses bezeichnet den Zweck des Werkchens deutlich. Charakteristisch ist, wie er alles auf das Niveau der Novelle hinunterzieht, auch die griechischen Sagen z. B., die er nach der rationalistischen Verballhornisierung der antiken Populärphilosophie vorträgt.

Von Quellenkritik kann unter diesen Umständen natürlich keine Rede sein. Im übrigen stand Boccaccio an Gelehrsamkeit und Belesenheit Petrarca nicht nach, wenn schon die weniger präzisen Zitate eine flüchtigere Lektüre verraten. Er kannte alle Werke der antiken historischen Literatur, die Petrarca gelesen hatte, und außerdem noch Tacitus (P. de Nolhac, *Boccace et Tacite* in den *Mélanges de l'École de Rome* XII, 1892).

Boccaccios zweites historisches Werk, die Schrift *De Casibus virorum illustrium*, ist durch Petrarcas *Rerum memorandarum liber* angeregt. Denn die moralischen Betrachtungen, denen die von Boccaccio zusammengestellten Lebensskizzen zum Ausgangspunkte dienen, betreffen keineswegs, wie man nach dem Titel annehmen könnte, nur die Unbeständigkeit des menschlichen Glücks, sondern behandeln so ziemlich alle *loci communes* der populären Ethik. Bloß mit dem Unterschiede, daß Petrarca sein Werk für eine bloße Sammlung von Beispielen ausgegeben hatte, Boccaccio dagegen den Schein einer universalhistorischen Anlage oder wenigstens einer systematischen Auswahl aus der allgemeinen Geschichte zu erwecken suchte. Da nun zwischen den einzelnen, von Adam und Eva bis zur Gegenwart reichenden Geschichten kein innerer Zusammenhang besteht, so war er gezwungen, zu künstlichen Zutaten, novellistisch oder auch bloß feuilletonistisch gehaltenen Übergängen seine Zuflucht zu nehmen. Natürlich steht sein Werk der eigentlichen Geschichtschreibung dadurch erst recht fern. Auf der andern Seite hat Boccaccio, in dessen Fühlen das Altertum eine weniger prominente Stellung einnahm als in dem des Meisters, hier wenigstens den Kreis der benutzten Schriftsteller wesentlich, über den Untergang des römischen Westreiches hinaus, erweitert und z. B. auch Gregor von Tours und Paulus Diaconus zugezogen. In dieser Beziehung bezeichnen die *Casus* auch

gegenüber den *berühmten Frauen* einen Fortschritt: dort hatte Boccaccio keine spätere schriftliche Quelle als die Scriptores historiae augustae benutzt.

Boccaccio übernahm von Petrarca auch die Begeisterung für die Geschichte des Livius: er hat selbst die 4. Dekade ins Italienische übersetzt (*La Quarta Deca di T. L., volgarizzata da G. B.* = *Bd.* 5 *der von Pizzorno edierten »Deche di T. L., volgarizzate d. buon secolo«*. Eine angeblich von B. herrührende Übersetzung von Dek. III Buch 1 und 2 hat Carlo Baudi di Vesme in der *Scelta di Curiosità lett.* 143 u. 153 (1875 f.) herausgegeben.

Boccaccio als Schöpfer der Künstlerbiographie. So sehr Boccaccio Petrarca nachstand, solange er sich ihn zum Muster nahm, so bedeutend und einflußreich wurde seine historische Tätigkeit, als er neue Bahnen einschlug. Seinem innigern Kontakt mit der Gegenwart war es zu verdanken, daß er sich auch durch seine humanistischen Studien nie in seiner hohen Schätzung der *Divina Commedia* irremachen ließ. Dieser Verehrung für den Meister der italienischen Poesie ist das bedeutendste historische Werk Boccaccios, sein *Leben Dantes*, entsprungen.

Die Schrift ist nicht nur gleichsam ein stiller Protest gegen Petrarcas allerdings mehr affischierte als echte klassizistische Exklusivität. Sondern sie steht auch der antiken Literatur gegenüber durchaus selbständig da; diese hatte Boccaccio nicht einmal in der beschränkten Weise ein Vorbild bieten können, wie es für Petrarcas *Berühmte Männer* der Fall gewesen war. Die *Vita di Dante* ist die erste wirkliche Biographie eines Dichters. Wohl mischt sich häufig Rhetorik, besonders moralisierendes Raisonnement, ein; wohl macht sich bisweilen die Tendenz des Werkes als einer *Oratio pro domo*, einer Verteidigung der Poesie, stärker bemerkbar als für die biographische Darstellung von gutem ist. Aber daneben tritt überall das erfolgreiche Bestreben zutage, von Dichter und Mensch eine wirkliche Charakteristik zu entwerfen, und Boccaccio ringt dabei der rhetorisch erhabenen Sprache soviel Präzision ab, als der Stil eines Elogiums nur irgendwie erlaubte.

Daß in der Hauptsache nur der Dichter zu seinem Rechte kommt, der Politiker dagegen beinahe ganz ignoriert wird, hat dem Werke kaum zum Nachteile ausgeschlagen. Der Leser kann sich leicht darüber trösten, daß Boccaccio, dem nun einmal Sinn und Verständnis für Politik fehlten, seine Darstellung nicht um ein paar rhetorische Gemeinplätze über *Bürgertumulte* bereichert hat. Weniger zu verzeihen ist, daß Boccaccios Kritik der rasch aufgesproßten Dantelegende gegenüber fast vollständig versagte. Er hat die Tradition, die den Dichter so im Leben sehen wollte, wie sie sich ihn aus den Werken konstruiert hatte, gutgläubig weitergegeben.

Boccaccio hat mit der *Vita di Dante* (und der früher abgefaßten lateinischen Skizze über Petrarca) eine neue Gattung in die historische Literatur eingeführt, die Künstlerbiographie. Wenige Zweige der humanistischen Historiographie haben so reichlich Schosse getrieben

wie dieser. Die künstlerischen Bestrebungen des Humanismus und der Renaissance haben sich in der Geschichtschreibung nirgends sonst so unmittelbar Ausdruck verschaffen können wie in den Werken, an deren Spitze Boccaccios *Leben Dantes* steht.

II. Die humanistische Annalistik.

A. Die Begründung der humanistischen Geschichtschreibung und die ältere florentinische Schule.

1. Die Prinzipien der humanistischen Historiographie.

a) Die Wiedereinführung der antiken rhetorischen Form.

Publizistische Tendenzen. Petrarca und Boccaccio hatten als Moralisten und Literaten Geschichte geschrieben. Ihre Geschichtswerke bildeten nur einen Teil und keineswegs den wichtigsten ihrer allgemeinen schriftstellerischen Tätigkeit. Sie standen mit dem politischen Leben ihrer Zeit in keiner Berührung. Sie behandelten nur einzelne geschichtliche Begebenheiten und versuchten sich nie an einem großen historischen Stoffe. Sie hinterließen kein Muster, wie eigentlich historische Themen, die Geschichte eines Landes oder eines Zeitalters z. B., zu bearbeiten seien. Die lebendige lateinische Geschichtschreibung, vor allem die publizistische Behandlung der Landes- und Zeitgeschichte, konnte ihnen nicht mehr als allgemeine Anregungen entnehmen.

Die humanistische Historiographie im eigentlichen Sinne des Wortes trat erst ins Leben, nachdem der humanistische Stil im diplomatischen Verkehr Verwendung zu finden begonnen hatte. Erst als Coluccio Salutati der neuen Bildung im florentinischen auswärtigen Amte Eingang verschafft hatte, konnte sein Schüler Leonardo Bruni daran denken, an die Begründung einer vor allem für das Ausland bestimmten offiziösen humanistischen Historiographie Hand anzulegen.

Ästhetische und politische Tendenzen gaben der neuen Schöpfung in recht widerspruchsvoller Weise ihre Signatur. Als Politiker wünschten die humanistischen Historiker Geschichte und Politik des eigenen Landes im Sinne der Regierung vor dem Auslande in ein günstiges Licht zu stellen; als Stilisten suchten sie dem eigenen Staate und dessen Helden Zelebrität zu verleihen, d. h. durch eine glänzende Darstellung auch den an dem Gegenstande uninteressierten Leser anzuziehen. Die Sehnsucht nach Ruhm vereinigte sich mit praktisch politischen Zielen. Der Historiker hatte ebensowohl eine künstlerische wie eine publizistische Aufgabe zu erfüllen.

Anschluß an die antike Historiographie. Nun gab es nach den Anschauungen der humanistisch Gebildeten keinen andern Weg, zu einer stilistisch wirkungsvollen Darstellung zu gelangen, als die exakte

Imitation der klassischen römischen Muster. Als Vorbild für den annalistischen Historiker kam, sowohl was Anlage wie Darstellung betraf, nur Livius in Betracht, der bereits von Petrarca als der größte der Geschichtschreiber gefeiert worden war. An Petrarca und Boccaccio konnten sich Bruni und seine Jünger schon deshalb nicht anschließen, weil diese den neuen stilistischen Anforderungen, die auf eine methodische Reproduktion der antiken Ausdrucksweise hinausliefen, nicht mehr genügten.

Der glänzendste römische Vertreter der rhetorischen Geschichtschreibung wurde damit der Meister der humanistischen Historiographie. Die Doktrin der antiken Rhetorenschulen, die die Geschichte als *munus oratoris* (Cicero, *de Oratore* II § 62; vgl. *de Legibus* I, 2 [§ 5]: *opus oratorium maxime*) definierten, kam von neuem zur Geltung. Wieder suchten die Historiker mit der (rhetorischen) Poesie zu wetteifern. Ihre Darstellungen sollten erschüttern und ergreifen wie eine Tragödie Senecas oder ein Gesang der Aeneis. Die Kunstmittel wurden wieder hervorgeholt, mit denen die alexandrinischen Historiker ihr dem politischen Leben meist ferne stehendes Publikum bezaubert hatten. Die dramatisch spannende Erzählung trat wieder in den Vordergrund. Die auf die Kirchengeschichte des Eusebius zurückgehende Chronikform des Mittelalters, die, so kunstlos sie war, wenigstens alle Gebiete des öffentlichen Lebens ungezwungen historisch zu behandeln erlaubt hatte, wurde systematisch durch die Annalenform des Livius verdrängt, die allein den ästhetisch dankbaren Ereignissen — Kriegen und Revolutionen — ihre Aufmerksamkeit zuwendet. Anstatt die Ereignisse zu berichten, die für die Existenz ganzer Gruppen von Bedeutung waren, hielten sich die Historiker, da sie auf das Gemüt wirken wollten, lieber an die Geschicke einzelner Individuen; sie arrangierten, wenn möglich, ihre Vorlagen so, wie wenn ihre Erzählung als Vorlage zu einer großen Oper dienen sollte. Ob der Historiker Einsicht in die historischen Probleme besaß und die Quellen richtig zu interpretieren verstand, kam kaum in Betracht. Was half es, daß einige der humanistischen Historiographen durch ihre praktische Erfahrung ganz anders für die Geschichte geschult waren als die antiken Deklamatoren, deren Manier sie kopierten? Die Autorität des Altertums war zu mächtig, als daß sie neue, bessere Bahnen hätten einschlagen können.

Das war nicht einmal alles. In e i n e r Beziehung waren die Humanisten noch schlechter gestellt als ihre antiken Vorbilder. Diese hatten, wenigstens bei den Römern, in der gebildeten Sprache ihrer Zeit reden dürfen. Der altlateinische Purismus, dem aus Rücksicht auf den gleichmäßig schönen und antiken Klang, also aus ästhetischen Gründen, auch die humanistischen H i s t o r i k e r Gehorsam leisten mußten, nahm der neueren Historiographie sogar d i e s e Freiheit.

Das Mittelalter hatte für die seit dem Altertum neu entstandenen politischen und militärischen Einrichtungen natürlich eigene technische Ausdrücke geprägt und dabei sowohl ganz neue Worte ge-

schaffen wie alten einen neuen Sinn beigelegt. Es bedeutete beinahe einen Todesstoß für die wissenschaftliche Behandlung der Geschichte, als der Humanismus den Gebrauch dieser neuen Ausdrücke, darunter vieler, die durch kein klassisches Wort zu ersetzen waren, strenger als je vorher verbot. Zu der an sich schon phrasenhaft gehaltenen Erzählung kam nun noch die Gewohnheit, moderne Gegenstände mit antiken Surrogaten zu bezeichnen. Es war dies keineswegs immer nur eine harmlose Spielerei, und es ist jedenfalls bezeichnend, daß sogar in der Sprache die Wissenschaft der ästhetischen Wirkung Platz machen mußte.

Der moderne Beurteiler darf freilich über diesen Mängeln die Fortschritte nicht übersehen, die auch so gemacht wurden. Selbst wenn er dem Drang nach künstlerischer Gestaltung, der die Humanisten von den formlosen Kompilationen und Memoirenwerken des späteren Mittelalters ablenkte, wenig Bedeutung zuschreiben sollte, so wird er doch auch vom Standpunkte der wissenschaftlichen Geschichtschreibung aus das Bestreben, den ganzen historischen Stoff in eine neue Form zu gießen, nicht schlechtweg verwerfen können. Daß gebildete Männer Zeit und Mühe auf die Geschichte wandten, blieb auch für die Forschung nicht ohne Nutzen, und die historische Kritik gewann schon dadurch, daß mit den Humanisten die häufig ganz gedankenlose Geschichtsklitterung mittelalterlicher Kompilatoren ein Ende nahm. Der moderne Historiker wird es auch wohl verstehen, daß Bruni und seine Jünger, da die mittelalterliche lateinische Historiographie, abgesehen von Memoirenwerken und den an die Kirchengeschichte angelehnten kirchlichen Darstellungen, keine neue, künstlerischen Ansprüchen genügende Form erzeugt hatte, sich an den Meister der römischen Geschichtschreibung anschlossen. Aber er wird es trotzdem bedauern, daß der Kultus des römischen Altertums die Humanisten auch dann an dem antiken Schema festhalten ließ, wenn sie aus eigenen Kräften besseres hätten leisten können. Bruni und seine Nachfolger hätten wohl historische Werke von größerem Werte geschaffen, wenn sie die Anregungen der antiken Historiker hätten ignorieren und eine neue, ihnen selbst und ihrer Zeit gemäße Form hätten schaffen dürfen. Das zeigen vor allem die selbständigen Versuche, die innerhalb des Humanismus von der Schule der großen Florentiner gemacht wurden. So wie die Humanisten verfuhren, übernahmen sie fremde Fehler und konnten ihre eigenen Vorzüge nur unvollkommen zur Geltung bringen. Wenn die moderne Kritik den Fortsetzern der mittelalterlichen Manier einen größeren Wert zuschreibt als den Humanisten, so beruht dies nur darauf, daß jene das, was sie dachten und erfahren hatten, unmittelbarer zum Ausdrucke bringen durften.

b) Die Säkularisation der Geschichte.

Dem Bruche mit der kirchlichen Form der Geschichtschreibung lagen tiefere als bloß formale Differenzen zugrunde, ebenso wie hinter der radikalen Ausscheidung der Landesgeschichte aus der Universalgeschichte politische Tendenzen steckten. Erst diese nicht an der

Oberfläche liegenden Motive geben der Historiographie des Humanismus ihre Signatur und unterschieden sie von den zahlreichen Imitationen des Livius, die während des Mittelalters versucht wurden.

Sprechen wir zuerst über die Abweichungen von der kirchlichen Geschichtschreibung.

Der Humanismus und die kirchliche Geschichtsauffassung. Es ist nicht leicht, über die Stellung der humanistischen Historiographie zur kirchlichen Geschichtsauffassung ins reine zu kommen.

Der Humanismus war eine ausgesprochene Laienbewegung und seine Hinneigung zur Antike beruhte nicht zum mindesten darauf, daß die Schriftsteller des Altertums von den christlich-kirchlichen Anschauungen frei waren. Aber es ist schwer zu sagen, wie weit die Humanisten sich ihres Gegensatzes zur Kirche eigentlich bewußt waren.

Die italienischen Humanisten haben die Geschichte allerdings, auch wenn man sie nur mit ihren nicht humanistisch gebildeten Vorgängern unter den Laien wie Giovanni Villani und Dino Compagni vergleicht, vollständig säkularisiert. Sie haben die Vorstellung, daß eine göttliche Vorsehung entweder den Gang der *Weltgeschichte* im allgemeinen oder den Verlauf der Ereignisse im besonderen bestimme, gänzlich eliminiert. Die Theorie der vier Weltmonarchien wird auch in universalgeschichtlichen Versuchen, wie den *Enneaden* des Sabellicus nie erwähnt. Aber sie haben die kirchliche Lehre ebensowenig direkt geleugnet. Sie pflegten, ganz anders als die *Philosophen* des 18. Jahrhunderts, die kirchliche Geschichtsauffassung nicht einmal zu diskutieren. Die Lösung von der christlichen Geschichtstheorie hat in ihren Werken keine, auch noch so versteckte Spuren eines Kampfes hinterlassen. Obwohl oder weil die Kirche gegen ungläubige Äußerungen, die nicht gerade auf offenen Abfall und sektiererische Neubildungen hinarbeiteten, im 15. Jahrhundert toleranter war, als in den Jahrhunderten nach der Reformation, und z. B. sogar die scharfen Ausfälle Machiavellis zunächst duldete.

Stellung zu den Wundergeschichten. Man mag hierin noch eine Nachwirkung der antiken Geschichtsdarstellung sehen. In einer andern Beziehung gingen jedoch die Humanisten noch über ihre römischen Vorbilder hinaus. Im Gegensatz zu Livius schieden sie von Bruni an alle Mirakel und Prodigien aus ihrer Darstellung aus. Die wunderbaren Legenden, die Giovanni Villani erzählt, wird man bei Bruni vergebens suchen. Dies Beispiel wurde allgemein befolgt. Besonders soweit es sich um christliche Wunder handelte. Viel länger hielten sich die Fabeln in der kanonischen alten Geschichte (und — bei einzelnen Historikern — die Wundergeschichten, die antiken Prodigien glichen). Auch nachdem die Humanisten mit den fabulosen Berichten des Mittelalters gründlich aufgeräumt hatten, wagten sie es noch nicht, dasselbe radikale Verfahren auf die antike Überlieferung anzuwenden — ganz ähnlich wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Theologen die kritischen Grundsätze, nach

denen sie das alte Testament behandelten, erst nach und nach auch dem neuen gegenüber geltend machten. Doch sogar innerhalb dieser ihrer heiligen Geschichte pflegten die Humanisten Wundergeschichten nur mit Vorbehalt zu wiederholen. Sie verharrten meistens in den Bahnen, die Euhemeros und die Kirchenväter eingeschlagen hatten, und begnügten sich damit, die antiken Sagen zu rationalisieren. Sie behandelten im übrigen die alte Geschichte so selten, daß diese ihre halb kritische Haltung praktisch von geringer Bedeutung war.

Auch diese Neuerung vollzog sich ohne Polemik, ohne daß das Vorkommen von Wundern prinzipiell geleugnet worden wäre. Wie hätte es auch anders sein können! Der Konflikt zwischen der naturgesetzlichen und der theologischen Weltauffassung konnte erst scharf empfunden werden, als die naturwissenschaftlichen Entdeckungen des 17. und 18. Jahrhunderts der modernen, unabhängigen Philosophie eine sichere Grundlage geschaffen hatten. Außerdem war dem Humanismus der Drang nach systematischer philosophischer Erfassung des Universums im allgemeinen fremd. Er hatte der offiziellen Schulphilosophie des Mittelalters ebensowenig eine eigene, neue entgegenzusetzen, wie der christlichen Geschichtsphilosophie eine humanistisch weltliche Theorie. Hätten die Humanisten ihr historisches Denken zu einem Geschichtssystem ausbilden wollen, so hätten sie Regionen abstrakter Spekulation berührt, in denen ihnen der Atem ausgegangen wäre. Selbst Machiavelli überließ es ausdrücklich den Fachleuten, über das Wesen der Prodigien ins reine zu kommen (*Discorsi sopra T. Livio* I, 56; vgl. über die schwankende Haltung des Pomponatius gegenüber Gespenstererscheinungen F. Lange, *Gesch. des Materialismus* 1. Buch 2. Abschnitt III). Die Humanisten sind (und dies erklärt auch, warum sie polemische Auslassungen für unnötig erachteten) auch hier durchaus empirisch vorgegangen. Sie schrieben Geschichte vom Standpunkte der gebildeten Laien aus, die in Italien nun einmal allen modernen kirchlichen Wundern skeptisch gegenüberstanden, ohne die Möglichkeit übernatürlicher Kräfte prinzipiell zu leugnen. Sie gaben die Ansichten ihrer Regierungen wieder, die aufgeklärt genug waren, um in der Praxis mit einem mirakulösen Eingreifen der Vorsehung nicht zu rechnen. Wenn schon aus Rücksicht auf den *color latinus* der Darstellung christliche Wundergeschichten hätten ausgeschlossen werden müssen, so war noch von größerem Einfluß die kühl überlegende politische Denkart der leitenden Gewalten. Zumal die Florentiner Bankiers und Industriellen, die ihre diplomatischen Intrigen ohne Rücksicht auf geistliche und kirchliche Interessen durchzuführen pflegten, waren wenig geneigt, dem Himmel einen großen Einfluß auf die Politik zuzuschreiben.

Diese Gesinnung war nun allerdings keine Eigentümlichkeit der italienischen Staatsmänner. Aber darin lag eben die Bedeutung des Humanismus begründet, daß er die Anschauungen gebildeter Laien frei von den kirchlichen Formeln, wenn schon

wesentlich modifiziert durch künstlerische Tendenzen, zum Ausdruck brachte. Den Gegensatz der mittelalterlichen Art zeigt vor allem Commines.

c) Die politischen Tendenzen.

Den antikisierenden Tendenzen der Humanisten kamen noch in einem weitern Punkte die politischen Aspirationen der Regierungen entgegen.

Kirchenpolitische Tendenzen. Die Humanisten hätten schon aus stilistischen Gründen in ihren historischen Werken die (politische) Wirksamkeit der Kirche und ihrer Angehörigen ungern so eingehend besprochen, wie es dem Verlaufe der Dinge im Mittelalter entspricht. Der moderne Klang der kirchlichen Amtsbezeichnungen drohte die einheitlich antike Ausdrucksweise zu nichte zu machen und wer es als seine Aufgabe betrachtete, die Technik der antiken Historiographie bis in alle Einzelheiten zu reproduzieren, schien eben so wenig wie die römischen Geschichtsschreiber neben Feldherrn und Staatsmännern noch eine dritte politische Macht, die der Priester, in der Darstellung erwähnen zu dürfen. Wie dem nun auch sei, jedenfalls erzählten die Humanisten die Geschichte der mittelalterlichen Staaten wenn immer möglich so, als ob es keine universale Kirche und internationale Geistlichkeit gegeben hätte, auf die die Regierungen in der Verwaltung ihrer Territorien hätten Rücksicht nehmen müssen. Auch der Papst ist ihnen ein Landesfürst wie ein anderer.

Der Zusammenhang mit den landeskirchlichen Tendenzen des spätern Mittelalters, den Bestrebungen, auch die kirchlichen Gewalten des Landes unter die Botmäßigkeit der territorialen Regierung zu bringen, liegt hier deutlich zutage. Die Ansprüche der Kurie auf universale Herrschaft über die Kirche wurden gleichsam dadurch bestritten, daß die Geschichtschreibung die Bedeutung der kirchlichen Zentralregierung so niedrig wie möglich taxierte. Allerdings kam diese Tendenz nur sozusagen negativ und nicht direkt polemisch zum Ausdrucke. Die römische Kirche wurde ignoriert, nicht angegriffen. Aber dies lag wohl nur an der Herrschaft der antiken Form. Welchen Zwang diese ausübte, sieht man am besten daraus, daß sogar noch ein später italienisch schreibender Historiker aus der Schule Machiavellis glaubte, sich entschuldigen zu müssen, als er in einer politischen Geschichte von Florenz—Savonarola erwähnte (s. u. S. 85). Wie sehr die Humanisten hierdurch die Geschichte verstümmelten, braucht nicht näher ausgeführt zu werden.

Antiimperialistische Tendenzen. Ganz ähnlich stand es mit der Loslösung der Landesgeschichte von der Universalhistorie. Noch Giovanni Villani hatte die florentinische Geschichte in eine Weltchronik eingereiht. Bruni stellt die Geschichte der eigenen Stadt resolut in den Mittelpunkt der Darstellung, und was sich auswärts ereignet, berichtet er nur so weit, als es für Florenz von Wichtigkeit ist. Es war das Vorbild des Livius, dem die Humanisten auch hier folgten. Aber sie hatten

nicht nur stilistische Gründe, sich gerade in dieser Beziehung an den Vertreter des Römertums in der Geschichte anzuschließen. Sie lehnten sich damit ebenso gegen die Herrschaftsansprüche des Kaisertums auf wie gegen die der Kurie.

Die frühern Darsteller hatten noch nicht mit dem Gedanken gebrochen, daß das eigene Land nur einen Teil der politisch und kirchlich organisierten Christenheit (der *Welt*) bilde. Sie fühlten das Schicksal ihrer Stadt eingeordnet in das des Papsttums und des Kaisertums, ohne sich über die politischen Konsequenzen dieser Anschauungen eigentlich Rechenschaft zu geben. Die humanistischen Historiographen von Bruni an schrieben vom Standpunkte des spätmittelalterlichen Territorialstaates aus. In ihren Versuchen, die Geschichte der eigenen Stadt als selbständige Entwicklung zu behandeln, kam die Ansicht von der Souveränität des modernen Staates zum Ausdruck. Der altrömisch gefaßte italienische Patriotismus, den man von Petrarca entnahm und gegen das fremde Kaisertum ausspielte, harmonierte vortrefflich mit diesen politischen Aspirationen. Nach dem Vorbilde des Livius ließ man als einziges historisches Kriterium den Vorteil des eigenen Landes gelten.

Es sind nicht zum mindesten diese Tendenzen, die die humanistischen Geschichtswerke von den frühern Imitationen römischer Historiker unterscheiden. Die Geschichtschreiber des Mittelalters (vor allem die städtischen) waren bei ihren Nachbildungen des Sallust und des Livius nicht nur nie so konsequent und bewußt vorgegangen wie die Humanisten. Sondern sie hatten auch einen andern Geist: innerhalb der kunstmäßigen lateinischen Historiographie stehen erst die Humanisten mit den lebendigen Kräften der italienischen territorialen Politik in Berührung.

Literatur zur Geschichte der humanistischen Historiographie in Italien. Eine Geschichte der humanistischen Historiographie in Italien ist bisher nicht geschrieben worden. Es sind nicht einmal Versuche dazu gemacht worden. Selbst an Spezialwerken fehlt es beinahe durchweg. Sogar ein so einflußreicher Historiker wie Leonardo Bruni ist noch nie eingehend behandelt worden. Erst in allerjüngster Zeit haben italienische Gelehrte begonnen, einzelne humanistische Historiker systematisch auf Glaubwürdigkeit und Arbeitsmethode zu untersuchen. Aber das alles steht noch in den Anfängen, und da bis jetzt bloß zufällig einzelne berühmte Namen herausgegriffen wurden, so haben auch diese Forschungen die Geschichte der humanistischen Historiographie nur wenig aufgehellt. Für die biographischen Angaben sind wir vielfach noch auf die fleißigen, aber jetzt natürlich nicht mehr genügenden italienischen Forschungen des 18. Jahrhunderts (von Apostolo Zeno, Argelati, Muratori) angewiesen; diese Untersuchungen, die in Tiraboschis bekannter Literaturgeschichte (s. u.) in ausgezeichneter Weise resümiert wurden, haben so ziemlich allen neueren Bearbeitern als Grundlage gedient, und gelegentliche Versehen, die Tiraboschi entschlüpften, sind bis in die neuesten Darstellungen getreulich repetiert worden.

Die bekannten Bücher von Burckhardt, Gaspary und Voigt behandeln die Historiographie unserer Zeit nur ganz kurz und hauptsächlich im Zusammenhang mit der allgemeinen Kultur- und Literaturgeschichte. Verhältnismäßig am ausführlichsten ist Gaspary; aber sein Werk bricht ab, bevor die Ausbreitung der humanistischen Historiographie hatte geschildert werden können. Ganz ungenügend sind die Ausführungen Voigts. Voigt konstruierte eine humanistische Historio-

graphie aus dem Wesen des Humanismus, wie er es verstand, und ließ die besonderen Verhältnisse, unter denen die humanistischen Geschichtschreiber arbeiteten, unbeachtet. *Enea Silvio* II (1862), 309 heißt es z. B.: »*Die humanistischen Forscher gaben sich fast ausschließlich der alten Geschichte hin, welche durch Übersetzungen der griechischen Historiker und durch archäologische Sammelstudien bedeutend gefördert wurde. Die mittelalterliche Geschichte wurde mit Geringschätzung behandelt, weil ihre Quellen meistens durch ein barbarisches Latein abschreckten, und der christliche Gehalt keinen Reiz mehr übte. Im ganzen bedeckte die Zeit seit dem Sturze des weströmischen Kaisertums ein dunkler Nebel. Hier Licht und Ordnung zu schaffen, war eine Riesenarbeit, welcher sich allein der trockene Fleiß des Flavio Biondo unterzog. Sein Buch wurde hoch geschätzt, aber wenig gelesen.*« Beinahe von alledem ist gerade das Gegenteil wahr. Die von Voigt formulierte Entwicklung hätte vielleicht der allgemeinen Tendenz des Humanismus entsprochen; sie ist aber nicht eingetreten, weil fast alle humanistischen Historiographen im Auftrage eines Fürsten oder einer städtischen Regierung schrieben und die Mandanten nur für die Vergangenheit ihrer Dynastie oder ihres Gemeinwesens Interesse hatten. Daher haben die Humanisten tatsächlich fast ausschließlich die Geschichte des Mittelalters behandelt, die alte Geschichte dagegen so gut wie ganz vernachlässigt und zwar nicht nur die römische (obwohl auch hier zwischen den erhaltenen antiken Darstellungen, die jede Konkurrenz auszuschließen schienen, einige Lücken hätten ausgefüllt werden können), sondern auch die griechische Geschichte. Die *Dekaden* des Blondus (s. u.) sind keineswegs wegen ihres Gegenstandes, sondern wegen ihrer schmucklosen Darstellung kritisiert worden und sind häufiger, wenn vielleicht auch nicht *gelesen*, so doch jedenfalls ausgeschrieben worden als irgendein anderes humanistisches Geschichtswerk.

Man kann nach dieser Probe sich leicht denken, wie sehr erst die Urteile anderer Forscher in die Irre gehen, die sich ohne Voigts Vorkenntnisse an eine Charakteristik der humanistischen Historiographie gewagt haben.

2. Die Begründung der humanistischen Annalistik durch Leonardo Bruni.

Leonardo Bruni, geboren 1369 zu Arezzo (daher gewöhnlich *Aretinus* genannt), (studierte zuerst Jurisprudenz, erhielt, durch Chrysoloras für den Humanismus gewonnen, auf die Verwendung Coluccio Salutatis hin 1405 das Amt eines päpstlichen Sekretärs; von 1415 an, nachdem er kurze Zeit Kanzler der Stadt gewesen war, dauernd in Florenz; 1416 mit dem florentinischen Bürgerrecht beschenkt, 1427, nachdem er mehrere öffentliche Ämter bekleidet, wiederum zum Staatskanzler gewählt, 1439 von der Signorie zum Danke für seine florentinische Geschichte mit partieller Immunität von Steuern und Abgaben bedacht, gestorben 1444, bevor er sein Werk hatte vollenden können; öffentliches Leichenbegängnis mit Teilnahme der Regierung) schrieb an historischen Werken:

1. *Historiarum Florentinarum libri XII* (bis 1404). Das erste Buch wurde 1416 abgeschlossen. Die ersten sechs Bücher wurden nach ihrer Vollendung zusammen der florentinischen Regierung überreicht; später (1439) Buch 7 bis 9 zusammen. Die drei letzten Bücher sind erst nach des Autors Tode (zwischen 1445 und 1449) bei den Behörden deponiert worden. (Gherardi im *Arch. stor. it.* Ser. IV vol. 15 [1885] p. 416 ff.) — Erste Ausgabe Straßburg 1610; mit der Übersetzung D. Acciaiolis zusammen 1856 bis 1860. Die Vorrede Brunis nur in der italienischen Übersetzung (zuerst Venedig 1476).

2. *Rerum suo tempore in Italia gestarum commentarius.* Erste lat. Ausgabe Lyon 1539; dann mit 1. zusammen 1610 und bei Muratori, *Script. XIX.* — Bloße Übersetzungen (z. T. uneingestandene) sind die *Commentarii rerum graecarum* (nach Xenophons *Hellenika;* zuerst gedruckt Lyon 1539), *De bello punico* (nach Polybios; zuerst 1490), *De bello italico adversus Gothos gesto* (nach Prokop; zuerst Foligno 1470). Bruni übertrug ferner mehrere Biographien des Plutarch ins Lateinische. Über seine Biographien Dantes und Petrarcas s. u. — Über die

Florentinische Geschichte hat eingehend nur G. G. Gervinus gehandelt in seiner *Geschichte der florentinischen Historiographie* (*Historische Schriften*, 1833, S. 57 ff.). Wenig bedeutend ist der *Discorso* C. Monzanis im *Arch. stor. it.* N. S. 5 (1857).

Brunis historische Begabung. Die humanistische Annalistik, d. h. die humanistische Geschichtschreibung im eigentlichen Sinne des Wortes, beginnt mit Leonardo Brunis *Florentinischer Geschichte.* Das Werk ist (und zwar nicht nur seines zeitlichen Vorranges wegen) eines der merkwürdigsten Dokumente der humanistischen Geschichtschreibung. Es läßt deutlich ersehen, wie schwer die humanistische historische Manier erkämpft wurde und wie viele fruchtbare Keime unter dem Einflusse der antiken Schablone zugrunde gegangen sind.

Bruni hat den Konflikt zwischen den in der politischen Praxis erworbenen realistischen Anschauungen und den Vorschriften der antiken Rhetorik noch nicht so glatt zugunsten der letztern überwunden, als daß wir nicht zu rekonstruieren vermöchten, was er als selbständiger Historiker hätte vollbringen können. — Es fehlte ihm keineswegs an historischer Begabung. Besaß er auch keine spekulativ philosophischen Interessen, so war er doch ein kluger Mann, verfügte über eine gute Kenntnis der praktischen Politik und ging mit Ernst an seine Aufgabe. Sobald er seinen Fähigkeiten freien Lauf lassen konnte — wie im ersten Buche, das einen Überblick über die florentinische Geschichte bis zum Jahre 1250 gibt, oder in den spätern Büchern, wo er sich von seinen Mustern zu emanzipieren wagte — ist sein Geschichtswerk in seiner Art eine recht bedeutende Leistung. Bruni ist zunächst der erste moderne Historiker, der prinzipiell Kritik übt. Die beliebten geistlichen und weltlichen Legenden und Mirakel schließt er ganz aus der Darstellung aus; eine Vergleichung mit der Chronik Giovanni Villanis in den Partien, in denen diese als Vorlage dient, ist dafür sehr lehrreich. Die Fabeln über die Gründung von Florenz, an denen selbst der halb humanistische Filippo Villani noch festgehalten hatte, ignoriert er vollständig. Er hat einen Blick für die Mächte, die in der Politik den Ausschlag geben. Er kennt den Einfluß allgemeiner Verhältnisse. Daß Florenz in einer Ebene angelegt wurde, führt er auf die *securitas romani imperii* zurück. Als Etrurien von den Römern unterworfen worden war, *Etrusca virtus omnino consenuit, cum neque honores capessere neque majoribus in rebus versari liceret* (S. 8). Die maritime Macht Pisas beruhte nach ihm darauf, daß keine andere Seestadt in Tuszien bis zur Zeit Karls des Großen bestehen blieb. Er übertreibt die patriotische Tendenz nicht in der Weise, daß er die Florentiner stets im Rechte erscheinen läßt. Über die Verhandlungen, die 1401 zwischen den Florentinern und Ruprecht von der Pfalz wegen einer Subvention geführt wurden, will er auf Grund von (wie es scheint) unparteiischen Auszügen aus den Akten den Leser sich selbst ein Urteil bilden lassen (S. 244). Von dem Eingreifen der Vorsehung ist nie die Rede. Der Weg zu einer natürlichen Erklärung der Geschichte war mit ihm beschritten. Wie sehr unterscheidet sich Bruni schon dadurch von Dino Compagni, der der geheimnisvollen Intervention einer übernatürlichen Macht noch einen großen Einfluß zuzuschreiben pflegte!

Einwirkung der antiken Historiographie. Alle diese Vorzüge konnten sich aber nur so weit frei entfalten, als ihnen die Vorschriften der antiken Kunstlehre nicht im Wege standen. In zwei Beziehungen haben diese vor allem ihren verhängnisvollen Einfluß ausgeübt. Im Anschluß an sie erfolgte erstens die rhetorische Zustutzung der Wirklichkeit, d. h. die Ausmerzung der künstlerisch nicht verwertbaren Teile aus der Reproduktion des Lebens und die Ersetzung durch konventionelle Theatralik und damit Hand in Hand die unwahre Psychologie, die die Figuren der Geschichte nicht so empfinden ließ, wie die Beobachtung der Realität lehrte, sondern deren Gefühle nach den Schulfällen rekonstruierte, die die Grundlage der antiken Bildung zum Redner ausgemacht hatten. Wiederum suchte die Geschichte mit der rhetorischen Tragödie zu wetteifern. Der Kampf ums Dasein zwischen Staaten und Parteien ließ man mit den Mitteln führen, deren sich auf dem Theater die Helden des Rührstücks zu bedienen pflegen.

Vergleicht man Bruni mit Giovanni Villani, der hauptsächlichen Quelle für die ersten Bücher, so tritt dies Prinzip der Darstellung aufs deutlichste hervor. Wie hat der humanistische Historiograph die bei Villani VIII, 1 (und ganz ähnlich bei Dino Compagni ed. del Lungo lib. I c. 11) erzählte Revolution des Giano della Bella umgewandelt! In der Chronik geht alles ganz natürlich zu. Vielfache Gewalttaten, besonders Adliger gegen Popolanen, lassen eine Gruppe Reformfreunde unter der Bürgerschaft (*certi buoni uomini artefici e mercatanti di Firenze che voleano bene vivere*) auf Abhilfe sinnen. Zu ihren Führern gehört ein *antico e valente uomo nobile popolano ricco e possente* namens Giano della Bella. Diese Männer setzen es durch, daß 1293 die *Ordinamenta justitiae* erlassen werden. Bei Bruni (lib. IV, S. 67 bis 69) ist alles nach dem Revolutionsrezept der Rhetorenschulen angelegt. Bella ist der typische vornehme Idealheld. Aus dem reichen Popolanen Villanis und der Geschichte [1]) wird ein *claris quidem majoribus ortus*, *sed ipse modicus civis*, der ganz allein (wie Rienzi in der Oper) der *nobilitas* mit Reden über die *turpissima servitus* entgegentritt. Eine große Rede, die ihn Bruni in einer imaginären Volksversammlung halten läßt, bringt die Entscheidung: seine Worte *entflammen* die Zuhörer so, daß eine neue Verfassung beschlossen wird.

Was die ästhetische Wirkung stören könnte, umschreibt Bruni oder übergeht er ganz. Am unangenehmsten sind ihm wie allen idealistischen Autoren die wirtschaftlichen Angelegenheiten. Wo Villani finanzielle Transaktionen maßgebend sein läßt, setzt Bruni lieber *erhabene* Motive ein. Im Anschluß an Villani (VI, 76) erzählt er (l. II, S. 26 f.), wie die Sienesen und die mit ihnen verbündeten exilierten Florentiner Ghibellinen König Manfred dazu bewegen, ihnen eine große Schar deutscher Reiter gegen Florenz zu Hilfe zu schicken. Er resümiert

[1]) Nach R. Davidsohn, *Forschungen zur Geschichte von Florenz*, III, 42 f. (Regest. 160) gehörte Giano della Bella einem mächtigen und kapitalkräftigen Bankhause an und stand beim Ausbruche der Revolution den Sechzigern näher als den Fünfzigern.

im allgemeinen den Bericht seiner Vorlage ziemlich gleichmäßig. Aber den von Villani besonders hervorgehobenen Umstand, daß die Sienesen für den Sold der Truppen 20000 Goldgulden bei der Gesellschaft der Salimbeni aufnehmen mußten und daß Manfred *colla moneta de' Sanesi, che pagaro la metade per tre mesi*, seine Leute nach der Toskana schickte, übergeht er gänzlich mit Stillschweigen. Villani erzählt VII, 10, wie der Infant Heinrich von Kastilien *per bisogno del re Carlo* (*von Anjou*) *gli prestò, si dice, quarantamila doble d'oro, le quali non riebbe mai.* Wie viel weniger realistisch gibt dies Bruni wieder! Er unterdrückt die Angabe, daß das Geld *per bisogno* hatte geliehen werden müssen, ebenso die Bemerkung, daß die Schuld nie zurückbezahlt wurde. Seine Version lautet: . . . *quamobrem et necessitudinis jure et procurationis beneficio inductus petenti Carolo magnam pecuniae vim Arrigus mutuat* (S. 43, l. III). Alle durch ihre Präzision unästhetisch wirkenden Angaben Villanis ersetzt er durch phrasenhaft typisierende Ausdrücke. Die Zahlen seiner Vorlagen gibt er durch unbestimmte Adjektiva, im besten Falle durch runde Summen, wieder. Sogar den Jahreszahlen geht er, wenn immer möglich, aus dem Wege und sagt lieber bloß *insequens annus, proximus annus*, selbst wenn er dies System durch mehrere Jahre durchführen muß.

Um so mehr werden dann die rhetorisch dankbaren Stellen ausgemalt. Während Villani (VI, 79) nur kurz über die Stimmung in Florenz nach der Niederlage bei Montaperti berichtet hatte, bringt Bruni nicht nur ein frei erfundenes Gemälde, sondern er greift überdies noch zu einem rhetorisch chargierten Klischee: *Redeuntium* (aus der Schlacht) *vero foedi vultus ac tristis oculorum dejectio nec eos, qui in acie cecidissent, sed vivos se redeuntesque lugendos monebant. Illos enim functos fato, praestanti mortis genere pro patria interiise, se ludibrio adversariorum servatos* (S. 30, lib. II).

Selbstverständlich kann unter diesen Umständen von einer tiefer eindringenden Kritik der Quellen keine Rede sein. Die guelfische Tendenz Villanis hat Bruni nirgends korrigiert.

Der antiken Form entnahm Bruni ein zweites verderbliches Prinzip, die streng a n n a l i s t i s c h e A n o r d n u n g. Es ist bekannt, daß die auf Thukydides zurückgehende Methode, die geschichtliche Darstellung nach Jahren zu gliedern, im Altertum auch dann noch beibehalten wurde, nachdem die Gründe, die es bei jenem entschuldigen mochten (nämlich der kurze behandelte Zeitraum und der Stoff, die Erzählung eines durch den Wechsel der Jahreszeiten natürlich periodisierten Krieges) weggefallen waren. Und doch schickt sich kaum eine andere Kompositionsart so wenig für einen größern historischen Gegenstand wie diese. Ordnet der Historiker die Tatsachen rein annalistisch, so kann er weder die wichtigern Ereignisse gebührend hervorheben noch auch nur die verschiedenen Serien des historischen Verlaufes in ihrem Zusammenhange behandeln (denn die Bruchstücke einer jeden müssen, wie sie sich gerade unter einem Jahre buchen lassen, unvermittelt nebeneinander gestellt werden); Wandlungen, die sich a l l m ä h l i c h vollzogen

haben, können überhaupt nicht besprochen werden. Trotzdem hat sich Bruni auch hierin der antiken Form angeschlossen. Die Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben. Wir erhalten unzählige Berichte über kleine Fehden, aber keine Darlegung, wie das florentinische Territorium gebildet wurde, abgerissene Notizen über innere Unruhen, aber keine Geschichte der florentinischen Verfassung. Bruni wollte mehr sein als ein blosser Schlachtenschilderer; er erklärt einmal (S. 64, l. IV) die innere Geschichte der Stadt für eben so wichtig wie die äußere. Aber wie soll sich der Leser aus den einzelnen Angaben über innere Unruhen, die wie in einem Zettelkasten äußerlich nach Jahren rubriziert sind, eine Entwicklung konstruieren können?

Selbst die Kunst der Darstellung litt unter dem annalistischen Prinzipe Schaden. Da Bruni seinen Stoff nicht naiv chronologisch, sondern eigentlich annalistisch anordnete, so wagte er nicht, eine Begebenheit, die sich zufällig über das Ende eines Jahres erstreckt, ordentlich zu Ende zu erzählen (vgl. S. 31, l. II den in der Mitte abgebrochenen Bericht über die Belagerung von Arezzo im Jahre 1260), und Notizen, für die er sonst keinen Platz wußte, schob er zum Jahresschluß ein, als wenn der Jahreswechsel eine natürliche Lücke bildete, die nötigenfalls als Magazin für sonst unverwendbares Material dienen könnte (vgl. etwa S. 59, lib. III, wo unter der Rubrik *eodem anno* zwei Brandfälle in Florenz und der Tod des Papstes Honorius IV, referiert werden).

Dies ist um so mehr zu bedauern, als Bruni innerhalb der von der rhetorischen Form gelassenen Schranken als Darsteller keineswegs unbedeutendes geleistet hat. Ist sein Werk auch mit Ausnahme des ersten Buches nicht komponiert und hat auch die Einteilung in Bücher keinen Zusammenhang mit dem Stoffe, so erkennt man doch im allgemeinen recht wohl die günstigen Folgen der stilistischen Schulung, die die Humanisten vor den Chronisten voraus hatten. Giovanni Villani häufte sorglos zusammen, was er von heimatlicher und ausländischer Geschichte wußte; Bruni nimmt nur auf, was zu seinem Gegenstande gehört. Das Werk des einen war ein Mittelding zwischen Weltchronik und Stadtgeschichte; das des andern hält sich genau an sein Thema. Das eine ist das Produkt eines liebenswürdigen Dilettanten, das andere ein Werk schriftstellerischer Kunst.

Der humanistische Purismus. Leider hat Bruni auch diesen Vorzug nur ungenügend ausnützen können. Der natürlichen Entfaltung seiner schriftstellerischen Fähigkeiten standen die humanistischen Sprachregeln entgegen. Der vorgeschriebene altlateinische Purismus hat besonders der innern Geschichte Schaden gebracht. Behörden und Parteien des mittelalterlichen Florenz ließen sich nun einmal nicht mit altrömischen Ausdrücken bezeichnen. Manches ist allerdings harmlos, wie *Patres* für Kardinäle. Schon gefährlicher ist es, wenn Oberitalien gelegentlich bloß *Gallia* heißt (z. B. S. 34) und Gebäude in Florenz unter ihrem heidnisch altrömischen Namen aufgeführt werden. Aber es bleibt nicht bei solchen unschuldigen Chiffren. Öfter hat Bruni den konkreten Begriff der Quelle durch einen klassischen Ausdruck ersetzt,

der nur etwas Ähnliches und in vielen Fällen überhaupt nichts Bestimmtes sagt. Und schließlich litt die Klarheit der Darstellung auch unter den an sich unanstößigen Umschreibungen. Um die modernen Parteinamen zu vermeiden, sagt Bruni z. B. statt Guelfen und Ghibellinen lieber bloß *factio* und *adversa factio* (statt *Guelfi usciti di Firenze* bei Villani VII, 2 z. B. *Florentini per adversam factionem domo ejecti* S. 35), obwohl nur der Leser, dem der Zusammenhang ganz genau gegenwärtig ist, wissen kann, daß an d i e s e r Stelle die Guelfen gemeint sind.

Bruni war übrigens nicht reiner Stilist genug, um sein System ganz durchzuführen. So nennt er andere Male die Kardinäle mit ihrem eigentlichen Namen (z. B. S. 53) und S. 73 spricht er ruhig von Guelfen und Ghibellinen. Den Ruhm, die Sprache ganz gleichmäßig antikisiert zu haben, hat er spätern Historikern überlassen.

Neben diesen Mängeln fällt die Einseitigkeit in der Auswahl des Stoffes, die Beschränkung auf Krieg und Politik, kaum ins Gewicht. Daß Bruni einerseits das, was eigentlich zur Größe der Stadt das Fundament gelegt hatte, Handel und Industrie, von der Darstellung ausschloß und anderseits z. B. das Aufkommen des Humanismus, dem er selbst doch viel verdankte, nicht erwähnte, ließe sich wohl in den Kauf nehmen, wenn dabei nur wenigstens eine g u t e politische Geschichte entstanden wäre. Außerdem lassen die gelegentlichen Notizen, die er über andere als militärische und politische Begebenheiten giebt, nicht darauf schließen, daß wir an Bruni einen bedeutenden Wirtschafts- oder Kulturhistoriker verloren haben.

Das Programm der humanistischen Historiographie. Die hervorragende Stellung, die Bruni in der Geschichte der Historiographie einnimmt, gründet sich nur auf die *Florentinische Geschichte*. Sein zweites Geschichtswerk, die *italienische Zeitgeschichte*, gehört kaum mehr der historischen Literatur an und ist eher der Gattung der Memoiren zuzuzählen. Bemerkenswert ist bloß die Vorrede, die gewissermassen das offizielle Programm der humanistischen Historiographie darstellt. Bruni geht darin von der Beobachtung aus, daß die Zeiten des Demosthenes und Cicero bekannter seien als die vor 60 Jahren, und führt dies darauf zurück, daß der neuern Zeit die *facultas scribendi* gefehlt habe. *Literae quidem, nisi sunt illustres atque disertae, claritatem rebus afferre non possunt neque memoriam earum in longum extendere.*

Merkwürdigerweise entspricht dieser Ankündigung die *Zeitgeschichte* selbst recht wenig: die Komposition ist kunstlos locker und es fehlen sogar die vorgeschriebenen Redetourniere. Sonderbar ist auch das Argument, mit dem Bruni sein Programm motiviert. Hat er nicht bedacht, daß wir gerade die Zeiten Ciceros und Demosthenes weniger aus eigentlich historischen Werken kennen, als aus Schriften, die nur für den Tag bestimmt waren, und eben deshalb eine so lebendige historische Vorstellung geben, weil sie die Zeitgeschichte nicht ex officio schildern? Es ist den Humanisten bekanntlich dann nicht anders ergangen. Die Nachwelt hat sich über ihre Zeit lieber aus andern Werken unterrichtet als aus den Schriften ihrer Historiker.

Brunis übrige historische Werke sind bloße Übersetzungen und Bearbeitungen nach dem Griechischen. Er hat allerdings diesen Umstand sorgfältig zu verheimlichen gesucht. In der Vorrede zu seiner *Griechischen Geschichte* spricht er nicht anders, als hätte er den Stoff, den er mit seiner zufälligen Begrenzung von Xenophon übernommen hatte (er hat es nicht einmal für nötig gehalten, die Erzählung des Thukydides zur Einleitung zu resümieren!), aus freier Wahl selbst aufgesucht. Blondus (S. 106 ff.) entdeckte daher den wahren Charakter des Buches über den *gotischen Krieg* erst, nachdem er sich den Prokop hatte übersetzen lassen, und Vespasiano da Bisticci führte diese Übersetzung Brunis und die des Polybios unter dessen Originalwerken auf (ed. Frati II, 32).

3. Poggio.

Poggio Bracciolini, der bekannte Humanist (geboren 1380 zu Terranuova im Gebiete von Arezzo, gestorben 1459; von 1453 bis ungefähr 1458 florentinischer Staatskanzler) schrieb zum Schlusse seines Lebens *Historiarum Florentini populi ll. VIII* (1352 bis 1455). Zum ersten Male im lateinischen Originale ediert von G. B. Recanato, Venedig 1715. Dann auch bei Muratori (*Script. XX*). — Vgl. G. Gervinus, *Hist. Schriften* (1833), S. 60 ff.

Solange die Kritik bei ihrer Beurteilung historischer Werke ebenso nur den stilistischen Maßstab anzulegen pflegte, wie der Autor sein Hauptaugenmerk auf eine gefällige Form gerichtet hatte, wurde Poggio als Historiker meistens über Leonardo Bruni gestellt (so noch 1857 von Monzani in dem o. S. 17 zitierten Discorso). Poggios Sprache, hieß es, sei reiner, sein Ausdruck klarer und eleganter. Dies ist an sich gewiß richtig; nur folgt daraus weniger als man früher meinte. Was Poggio als Stilist gewinnt, verliert er als Historiker. War Bruni ein ernsthafter Schriftsteller mit wirklichen, wenn auch nicht allzutief gehenden historischen Interessen, so sah Poggio in der Historie nur eine literarische Gattung. Seine *florentinische Geschichte* schrieb er wohl nur, weil er zum Staatskanzler gewählt worden war, und es nun seinem berühmten Vorgänger auch als Historiker gleich tun, ja ihn als besserer Latinist im Stile noch übertreffen wollte.

War dies sein Ziel, so hat er es allerdings erreicht. Seine Sprache ist klassischer gefärbt, als die Brunis, und weil er nur auf den Stil sah, stehen Form und Inhalt besser im Einklang. Bei Bruni sind respektable historische Anlagen durch die rhetorische Schablone erdrückt worden; Poggio will nicht mehr geben, als die livianische Annalenform verträgt. Da er nicht mehr eigentliche florentinische Geschichte schrieb, vielmehr bloß die Kriege der Stadt mit den Herzogen von Mailand behandelte, mußte er seine Darstellung nicht mehr am Ende einzelner Jahre durch eine Sammlung nachgeholter disparater Notizen unterbrechen; seine Erzählung kann sich in gleichmäßig schönem Flusse fortbewegen.

Trotzdem hat auch ihm die antike Form Schaden gebracht. Poggio war, wenn auch kein tiefer Denker, so doch ein scharfer Beobachter. Wie hat er im Dialoge *De Nobilitate* Charakter und Stellung des Adels in den verschiedenen Ländern mit wenigen Zügen festzuhalten gewußt! Wie hat er von dem Auftreten des Hieronymus von Prag auf dem Konstanzer Konzil ein lebendiges, wenn schon feuilletonistisch ausge-

schmücktes Bild entwerfen können! Die konventionelle historische Würde und das Theaterpathos des rhetorischen Stils haben ihn verhindert, dieses sein eigentliches Talent für die Geschichte auszunützen. Anders als manche Memorialisten des 18. Jahrhunderts mußte er es sich versagen, das, was ihn seine maliziöse Menschenkenntnis und der Klatsch der Kanzleien gelehrt hatten, zu einer amüsanten historischen Anekdotensammlung zusammenzustellen. Freilich wohl nicht nur aus Rücksicht auf den Stil, sondern auch seiner offiziellen Stellung wegen.

Sein Werk ist so noch unpersönlicher und inhaltsloser als das Brunis (mit dem es übrigens in der ersten Hälfte zeitlich zusammenfällt). Hielt der Aretiner sich in seinen allgemeinen Bemerkungen auch ziemlich an der Oberfläche und schöpfte er seine Reflexionen lieber aus der alten populären Moralphilosophie als aus einer selbst erworbenen politischen Theorie, so verleugnete er doch nie ganz seine Individualität. Man spürt durch alle hergebrachten Formeln seinen Republikanismus und seine Abneigung gegen die politische Macht der Kirche durch. Bei Poggio findet sich nichts dieser Art. Die innern Angelegenheiten der Stadt bespricht er nicht nur seltener als Bruni, sondern auch viel flüchtiger. Klassisch ist mit Recht seine Bemerkung über den sog. Tumult der Ciompi (1378) geworden (S. 78 der venezianischen Ausgabe): *Quieta ab externis bellis civitate pax in dissensiones domesticas versa est. Nam civiles discordiae e vestigio civitatem invasere: quae pestis omni externo bello perniciosior est; inde enim et rerum publicarum interitus et urbium sequitur eversio. Ferebatur a multis id divino judicio fieri, quo civitas hostis pontificum et belli impii auctores plecterentur. Alii rerum publicarum mores naturamque asserebant, ut civili quandoque dissidio vexentur, neque mirandum esse, id Florentinam urbem passam, quod maximis quondam rebus publicis accidisset.* Die Anführung einer Superstition und eines Gemeinplatzes genügen als Motivierung einer sozialpolitischen Revolution!

4. Die Schule Brunis in Florenz.

Die florentinische humanistische Historiographie hielt sich bis zu der großen politischen Umwandlung, die sich gegen das Ende des Jahrhunderts an die französische Invasion knüpfte, durchaus in den Bahnen, die Bruni vorgezeichnet hatte. Von den mannigfachen Imitationen der *Florentinischen Geschichte*, die gleichzeitig in andern italienischen Staaten versucht wurden, unterschied sie sich nur durch ihre Bodenständigkeit und ihr natürlich freies Wachstum. Während anderwärts die Initiative zur Geschichtschreibung von den Behörden ausging, und vielfach Fremde einen ihnen gleichgültigen geschichtlichen Stoff behandelten, schrieben in Florenz humanistisch Gebildete aus eigenem Antriebe Geschichte. Sie beschränkten sich deshalb auch nicht auf die von den Regierungen allein subventionierte Landes- und Fürstengeschichte, sondern bearbeiteten auch Gegenstände, denen die offizielle Publizistik wenig Wert beilegte.

Accolti. Wegen des Stoffes, den er behandelte, verdient vor allem Benedetto de' Accolti (geboren 1415 zu Arezzo, 1435 Professor der Rechte zu Florenz, dann mit dem florentinischen Bürgerrecht beschenkt und 1459 zum Kanzler der Republik gewählt, gestorben 1466) eine ehrenvolle Erwähnung. Seine *Geschichte des ersten Kreuzzuges* (*De bello a Christianis contra barbaros gesto pro Christi sepulcro et Judaea recuperandis ll. IV* [mit einem Anhange über die Geschichte der späteren Kreuzzüge], zuerst Venedig 1532. — Vgl. H. v. Sybel, *Geschichte des ersten Kreuzzugs*, 1. Aufl. 160) ist die einzige Schrift des 15. Jahrhunderts, in der ein historischer Stoff um seiner selbst willen von einem Humanisten behandelt wird. (Daß die Türkengefahr dem Gegenstande eine gewisse Aktualität verlieh, kann kaum ins Gewicht fallen.) Freilich nahm Accolti an seinem Thema denn auch nur ein sozusagen formales Interesse. Wie er in der Vorrede sagt, ist sein Hauptbestreben gewesen, die früheren Werke über die Kreuzzüge, die als *inepte scripti absque ornatu orationis* wenig bekannt seien, durch eine lesbare (d. h. humanistisch stilisierte) Darstellung zu ersetzen. Auch seine Tendenz läuft also in der Hauptsache darauf hinaus, die Tradition in das modische humanistische Gewand zu kleiden. Eigentliche Quellenkritik hat er daher nicht getrieben; seine Erzählung fußt ebenso auf der Darstellung des Wilhelm von Tyrus wie Brunis Geschichte auf Giovanni Villani; daneben hat er wohl vor allem Marin Sanutos *Liber secretorum* benutzt.

Seine Vorlagen bearbeitete er nach denselben Regeln wie der Meister. Das anschauliche Detail wurde entfernt und durch antikisierende Phraseologie ersetzt. Sybel hat Accoltis Werk mit einem glücklichen Ausdrucke die *gebildetste Bearbeitung des Wilhelm von Tyrus, die er kenne*, genannt. Accolti übertrug nicht nur den Stil, sondern auch den Geist seiner Vorlage ins humanistische. Die Darstellung ist gewandt, glatt und verleugnet bei aller Rhetorik doch nie ganz den florentinischen Sinn für die zierliche Einfalt. Aber es sind in ihr auch alle elementaren Leidenschaften, der religiös asketische Trieb nicht minder als die Eroberungssucht und der Drang nach Abenteuern bis auf den letzten Rest ausgetilgt. Man vergleiche etwa die Erzählung von der Vision Peters von Amiens mit den älteren Berichten. Dort erscheint Christus und fordert den Eremiten mit einigen biblischen Worten auf, dafür zu sorgen, daß sein Grab nicht länger von den Ungläubigen befleckt werde. Bei Accolti sieht Peter im Traum einen Mann — *humana specie augustior, jubens illi, ne deficeret animo, ne cogitata exequi cunctaretur*, — der sich dann auf seine Frage als Christus zu erkennen gibt. Papst Urban wird bei ihm als der übliche schlaue kuriale Politiker aufgefaßt. Was seine geistlichen Vorgänger kirchlich erbaulich gefärbt hatten, erklärte er lieber aus weltlichen Motiven. Zu der Weigerung Gottfrieds, eine Krone zu tragen, bemerkt er: *quae res magnam ei peperit laudem, quod pietatem ac modestiam regio fastui praetulisset atque operibus regem se esse, non auro et purpura ostendisset.*

Um so eher konnte Accolti dem Stoffe gegenüber die halb skeptische Haltung einnehmen, die für die Behandlung des Wunderbaren bei den Humanisten überhaupt charakteristisch ist. Anstößige Erzählungen referiert er ausdrücklich bloß als die Berichte anderer. Die Vision Peters von Amiens verwirft er zwar nicht durchaus. Aber er nimmt sie auch nicht ohne weiteres auf, sondern leitet sie mit einem *tradunt quidam scriptores* ein. Das späte Fabelwerk der *Faits et gestes du preux Godeffroy* ignorierte er ebenso konsequent wie Bruni die Gründungsfabeln Villanis.

Scala. Während Accoltis Werk, was die Kunst der Darstellung und die Kritik der Quellen betrifft, durchaus mit Ehren neben Brunis Geschichte genannt werden darf, bezeichnet die historiographische Tätigkeit des Staatskanzlers Bartholomäus Scala formell und sachlich einen bedenklichen Niedergang der Geschichtschreibung in Florenz. Bartolomeo della Scala (geboren um 1430 zu Colle im Val d'Elsa in dürftigen Verhältnissen, kam um 1450 nach Florenz und schloß sich dort den Medici an, die ihn zu den höchsten Staatsstellen beförderten, verfaßte als Kanzler der Republik 1478 die offiziöse Relation über die Verschwörung der Pazzi im Sinne einer Apologie für Lorenzo de' Medici, gestorben 1497) lebte zu einer Zeit, da die Medici bereits vollständig die Herrschaft an sich gerissen hatten, und verdankte

seine hohe Stellung weniger seinen Fähigkeiten als seiner unbedingten Gefügigkeit gegenüber der regierenden Familie. Seine unvollendete *Florentinische Geschichte* (*Historia Florentinorum*) hätte nach Poccianti 20 Bücher umfassen und bis 1450 reichen sollen; ausgeführt sind bloß die vier ersten Bücher und der Anfang des fünften, so daß die Erzählung mitten in der Schlacht bei Tagliacozzo abbricht. (Zum ersten Male gedruckt Rom 1677- darnach bei Graevius, *Thesaurus Antiquit. Ital.* VIII, I. — Vgl. G. G. Gervinus, *Hist. Schriften*, 55 ff.; G. de Stefani, *B. ed Ant. della Scala* 1885; G. B. Benvenuti, *Quadri storici fiorentini*, 1889) bedeutet in keiner Beziehung einen Fortschritt gegenüber Bruni. Die Leistung des Aretiners war ja auch in ihrer Art nicht wohl zu übertreffen. Sie hatte ihre starken Mängel; aber die speziell humanistischen Anforderungen hatte sie durchweg erfüllt. Es gab nur zwei Wege, auf denen spätere Historiker über Bruni hinauskommen konnten. Sie konnten entweder das Tatsachenmaterial, das er bot, von eigentlich historischen Gesichtspunkten aus bearbeiten und von der Erzählung zur Analyse aufsteigen, wie es dann Machiavelli versuchte, oder sie konnten, Blondus folgend, wie es etwa Calchi für die mailändische Geschichte unternahm, die urkundlichen Quellen vollständiger heranziehen und in sachlich gelehrter Weise verwerten. Scala hat keines von beiden getan. Obwohl Blondus inzwischen erschienen war, dessen *Dekaden* er mehrfach benützte, ging er in der Kritik noch hinter Bruni zurück. Er versuchte zwischen der volkstümlichen Überlieferung und der humanistischen Kritik einen Kompromiß zu schließen und führte das wüste Fabelwerk Villanis, das Bruni stillschweigend beiseite geschoben hatte, wieder in die Geschichte ein. Sein Ziel war, wie er mehrmals sagt, a l l e s aufzunehmen — *ne quid, quod auctorem habeat, praetermitteremus* (l. I, p. 9 ed. Gr.). Aber nun nicht etwa so aufzunehmen, daß die verschiedenen Berichte kritisch gemustert würden, sondern um diese einfach nebeneinander als gleichberechtigt aufzuführen. Wenn Brunis Werk wenigstens einheitlich konzipiert war, so ist Scalas Geschichte nicht mehr als eine unpersönliche Kompilation, die trotz ihrer stilistischen Aspirationen im Grunde noch im Mittelalter wurzelt. Auch Brunis Ansätze zu historischer Betrachtungsweise hat Scala in keiner Weise weiter entwickelt, ja nicht einmal beachtet, und seine Transskriptionen aus Blondus (man vergleiche etwa Buch IV zu Anfang mit Blondus Dec. II lib. VIII) sind ebenso rhetorisch glatt und sachlich unpräzis wie die auf Villani gegründeten Erzählungen seines Vorgängers. Nur im lateinischen Purismus geht Scala nicht so weit wie dieser; vielleicht ist dies ebenfalls eine Konzession an die populäre Manier. In seiner (wenig bedeutenden) Biographie des mailändischen Staatsmannes Vitaliani Borromeo (eines Ministers Filippo Viscontis, Ausgaben mit der Geschichte zusammen) verteidigt Scala ausdrücklich seine Gewohnheit, die modernen Titel im Lateinischen beizubehalten (p. 84 ed. Gr.).

Manetti. Die Staatskanzler Poggio, Accolti und Scala waren gleichsam schon durch ihr Amt zu historiographischer Tätigkeit verpflichtet worden. Bei Giannozzo Manetti (geboren 1396 zu Florenz, zuerst Kaufmann, dann Humanist; 1453 von den Medici zur Auswanderung genötigt, begab er sich zunächst nach Rom, dann nach Neapel an den Hof König Alfonsos; gestorben dort 1459) fiel sogar dieser Grund weg. Er stand deshalb nicht weniger unter dem Einflusse Brunis. Seine *Geschichte Pistojas*, die er den Pistoriesen zum Danke für die Verleihung der Podestàwürde widmete, ist ein typisches Erzeugnis der älteren florentinischen Schule (*Historiae Pistoriensis libri III*, bis zu dem Jahre seines Podestats [1446] reichend, geschrieben 1446/47; einzige Ausgabe bei Muratori, *Script.* XIX). Für die Geschichte der Historiographie ist vor allem bemerkenswert, daß Manetti den von den Humanisten allgemein befolgten Grundsatz, bloß an den Autoren des Mittelalters Kritik zu üben, die Angaben antiker Historiker dagegen für sakrosankt zu halten, ausdrücklich formuliert (l. I. S. 998): *Eam inter quaecumque vetera et nova rerum gestarum monumenta differentiam esse reor, ut illa vera, haec autem verisimilia appelari mereantur.* W a h r sei z. B. alles, was von Curtius, Justin, Livius, Sallust, Plinius und Sueton berichtet werde (er nennt diese einmal, ganz wie die Scholastiker ihre theologischen Autoritäten, *scriptores graves*), nur w a h r s c h e i n l i c h aber, was Dante, Petrarca, Boccaccio, Villani usw. erzählen; denn diese letztern ermangelten

der *integra et incorrupta veterum scriptorum auctoritas.* Die Ausführung entspricht diesem Programme durchaus. Manetti bezeichnet übrigens Bruni direkt als seinen Lehrer; der Verfasser der *florentinischen Geschichte* ist ihm der größte aller neueren Historiker (S. 1003). — Über Manettis *Biographie Nikolaus' V.* s. u. S. 103.

Palmieri. Ist die *Geschichte Pistoias* trotz ihres kompilatorischen Charakters doch noch als ein originales Werk zu bezeichnen, so ist dagegen die Monographie Matteo Palmieris über die Eroberung Pisas durch die Florentiner (1405/06) nichts anderes als eine Transscription der *Commentarj* Neri Capponis (Muratori, *Scriptores*, XVIII, 1127) in humanistisches Latein. Abgesehen von der Einleitung, die in recht äußerlicher Weise die Eroberung Pisas in einen weltgeschichtlichen Zusammenhang stellt, und den üblichen rhetorischen und moralisierenden Ausmalungen, hat Palmieri zu der Darstellung Capponis nichts neues hinzugefügt, wohl aber manche präzise Angabe seiner Vorlage verwischt und durch elegante Allgemeinheiten ersetzt. Das Werk ist dem Sohne des Chronisten Capponi zugeeignet; von einer eigentlichen *Widmung* hatte Palmieri abgesehen, da die antike Historiographie hierzu keinen Präzedenzfall aufweise.

Matteo Palmieri (geboren 1406 zu Florenz, gründlich humanistisch gebildet und deshalb vielfach zu Gesandtschaften verwendet, gestorben 1475) schrieb außer der *De captivitate Pisarum historia* (bei Graevius, *Thes. Ant. It.* VIII, 2 und Murat., *Scr.* XIX) eine Fortsetzung der Prosperschen Chronik bis 1449 (der Schlußabschnitt von 1294 an gedruckt in den *Scriptores rerum italic. flor.*, Florenz 1748) und eine ungedruckte florentinische Geschichte, die 1429 beginnt und mit Lücken bis 1474 reicht, zum Teil lateinisch, zum Teil italienisch geschrieben. Vgl. A. Messeri im *Arch. stor. ital.*, Ser. V, 13 (1894) p. 259 f.

B. Die Ausbreitung der humanistischen Geschichtschreibung über Italien.

1. Allgemeines.

Unterschied zwischen der humanistischen Historiographie in Florenz und der im übrigen Italien. Brunis florentinische Geschichte stellten sich bald im übrigen Italien Konkurrenzwerke entgegen. Nach dem Ablaufe einer Generation ungefähr besaß jeder größere italienische Staat eine Landesgeschichte im neuen Stile.

Diese Ausbreitung geschah nicht *von selbst*, etwa nur unter dem Einflusse einer literarischen Mode. Sie war das Werk bewußter Staatspolitik.

Nur in Florenz hat sich die humanistische Historiographie frei entwickelt; nur in der Stadt Salutatis stand sie mit dem übrigen literarischen und künstlerischen Schaffen in einem natürlichen Zusammenhange. Es liegt kein Umstand vor, der darauf schließen ließe, daß Bruni oder seine Nachfolger im Staatskanzleramt in offiziellem Auftrage Geschichte geschrieben hätten, oder daß ihre Werke der Zensur der Behörden unterbreitet worden wären. Wohl sahen auch die florentinischen Historiker in ihrer Geschichtschreibung gern einen patriotischen Akt. Aber wenn sie schon mit ihren Geschichtswerken zum Ruhme der Stadt beitragen wollten, so ging die Initiative zu ihrer historiographischen Tätigkeit doch nicht von der Regierung aus und mit den nationalen Tendenzen gingen unpolitische, künstlerisch humanistische Bestrebungen Hand in Hand: bei der großen Neuschöpfung der

antiken (römischen) Literatur sollte auch die Geschichte nicht fehlen. Von dem ängstlich offiziösen Tone anderer humanistischer Historien heben sich ihre Geschichtswerke merklich ab. Selbst das Aufkommen der Medici änderte daran zunächst wenig. Selbst Machiavelli hat, obwohl er in höherm Auftrage seine florentinische Geschichte schrieb, auf seine Mandanten nur in der allerbescheidensten Weise Rücksicht nehmen müssen und erst die definitive Konstituierung des Prinzipats hat dann auch in Florenz dieser Unabhängigkeit ein Ende gemacht. Noch unter Cosimo I. erwies sich die ältere Tradition als so stark, daß die Hofhistoriographen des ersten Großherzogs sich beinahe so frei bewegen durften wie Bruni und Poggio.

Ganz anders verhält es sich mit den Geschichtswerken, die außerhalb von Florenz geschrieben wurden.

Die Historiographie der übrigen italienischen Staaten ist so gut wie ausschließlich amtlicher Initiative entsprungen. Es war für das übrige Italien nicht unbedenklich, daß das gebildete Publikum seine historischen Kenntnisse nur aus Büchern bezog, die den florentinischen Standpunkt vertraten. Den italienischen Regierungen blieb die Superiorität der florentinischen publizistischen Historiographie nicht lange verborgen. Wenn sogar ein politischer Laie wie Vespasiano da Bisticci den Ruhm der Stadt Florenz auf die Geschichtswerke Brunis und Poggios zurückführte (*Vite* ed. Frati II, 208), so mußte den Diplomaten der Stimmungswert der einseitig florentinisch orientierten Geschichtschreibung erst recht in die Augen springen. Die Florentiner zu verdrängen, war aber nur möglich, wenn man sie mit ihren eigenen Waffen schlug. Den florentinischen Darstellungen mußten venezianische, neapolitanische, mailändische offiziöse Landesgeschichten entgegengestellt werden. Natürlich ebenfalls Werke im vollen Schmucke des humanistischen Stils. Denn die alte Chronikmanier war seit dem Aufkommen der neuen Bildung so vollständig entwertet, daß mit Bruni sogar der Name *Chronik* wie mit einem Schlage aus der kunstmäßigen historischen Literatur verschwindet und durch den klassischern Ausdruck *Historiae* oder *Commentarius* ersetzt wird. Wenn es, wie vielfach der Fall war, an Landeskindern fehlte, die dieser Aufgabe gewachsen waren, so gab es keinen andern Ausweg als zu ausländischen Lohnschreibern seine Zuflucht zu nehmen.

Schon darin wich die allgemeine italienische Historiographie wesentlich von der florentinischen ab. In Florenz gehören alle Historiker bis auf Ammirato der Stadt oder wenigstens dem Territorium von Geburt an und viele sind wie Bruni durch langjährige Tätigkeit mit dem Staate verwachsen. Die übrigen Staaten müssen sich ihre Landesgeschichte vielfach von wandernden Literaten und heimatlosen Journalisten schreiben lassen. Besonders in Neapel war dies der Fall, dessen dynastische Geschichte von einem Genuesen, einem Römer und einem Umbrer redigiert wurde. Aber auch die venezianische Landesgeschichte z. B. hat einen *Sabiner* zum Verfasser. Es ist klar, daß schon dieser eine Umstand eine selbständige Haltung des Historiographen von vorn

herein ausschloß. In ganz hervorragendem Maße waren dagegen diese Fremden geeignet, als willensloses Sprachrohr ihrer Auftraggeber zu dienen.

Die Geschichtschreibung im Dienste persönlicher Ruhmsehnsucht. Die außerflorentinische humanistische Historiographie, besonders die dynastisch-offiziöse, unterscheidet sich von der mittelalterlichen vor allem dadurch, daß sie nicht nur politisch apologetische Tendenzen verfolgt, sondern ihren oder ihre Helden auch berühmt machen soll. Wenn von dem Historiographen hauptsächlich ein glänzender Stil verlangt wurde, so hatte dies ebenso sehr darin seinen Grund, daß damit die politisch aktuellen Ideen des Werkes leichter Eingang finden konnten als darin, daß der Stil allein die Unsterblichkeit des Namens schien gewähren zu können. Die Sehnsucht nach Ruhm vereinigte sich mit praktisch-politischen Bestrebungen.

Die Ansicht, daß der ewige Ruhm eines Fürsten oder einer Stadt von ihren Geschichtschreibern abhänge (wie die interessierten Humanisten immer und immer wieder betonten) war an sich nicht durchaus unrichtig. So wie damals Geschichte geschrieben wurde, — wie oft ist eine vielleicht nur durch ihren Stil autoritativ gewordene Darstellung jahrhundertelang von einem Werke in das andere hinübergeschleppt worden! — ist es mehrfach vorgekommen, daß ein einziges Geschichtswerk die Auffassung der Nachwelt widerspruchslos bestimmt hat. Die archivalische Forschung des 19. Jahrhunderts konnte damals niemand voraussehen und selbst diese hat die traditionellen Vorstellungen beim großen Publikum nur ausnahmsweise zerstören können. Nur in einem Punkte haben sich die Regierungen mehrfach verrechnet. Die größten Wirkungen sind von Werken ausgegangen, die nicht auf Bezahlung gearbeitet wurden. Das Publikum läßt sich weniger leicht in die Irre führen als die Behörden im allgemeinen annehmen. Es ist kein Zufall, daß kein offizieller Historiograph auf die geschichtliche Bildung der Nachwelt einen solchen Einfluß ausgeübt hat wie Commines, Guicciardini, Bacon und Clarendon. Deren Werke waren vielleicht parteiisch, aber sie waren wenigstens ehrlich.

Der rhetorisch individualistische Charakter der humanistischen Historiographie wurde durch diese Tendenz natürlich noch verstärkt. Da der höfische Historiker seinen Helden nur verherrlichen konnte, wenn er ihm überall einen entscheidenden Einfluß zuschrieb, so besaß er erst recht keine Neigung, der Einwirkung unpersönlicher Ursachen nachzuforschen.

Selbstverständlich war es auch, daß, wie übrigens bereits in Florenz, ausschließlich die Geschichte des Mittelalters behandelt wurde. Die alte Geschichte wurde so gut wie gänzlich vernachlässigt und nicht einmal der Versuch einer griechischen Geschichte wurde gemacht. Gewissermaßen eine Ausnahme bildet nur die Weltgeschichte des Sabellicus (s. u. S. 33). Denn die Auftraggeber wandten nur der Zeit des Mittelalters als der Periode, in die die Geschichte ihrer Stadt oder ihrer Dynastie fiel, ihre Aufmerksamkeit zu. Die antike Geschichte

wurde nur dann herangezogen, wenn die Vergangenheit der eigenen Stadt, wie bei Florenz und Mailand, in die römische Zeit zurückreichte. Aber auch dann wurde sie nur soweit behandelt, als sie von munizipalem Interesse war.

2. Die Ausbreitung der humanistischen Historiographie im einzelnen.

a) Venedig.

Es ist sachlich ziemlich gleichgültig, in welcher Reihenfolge man die Staaten bespricht, die die humanistische Annalistik offiziell gepflegt haben. Der Priorität nach müßte die Darstellung mit Neapel den Anfang machen; ich stelle hier Venedig an die Spitze, weil in keinem andern italienischen Territorium die Regierung der humanistischen Geschichtschreibung so systematisch ihre Aufmerksamkeit zugewendet hat wie in der venezianischen Republik.

Keine Regierung empfand es stärker als die venezianische, daß die Florentiner durch ihre humanistischen Geschichtschreiber dem übrigen Italien in der Bearbeitung der öffentlichen Meinung den Rang abgelaufen hatte. Keine andere hat daher die fremde Pflanze so planmäßig bei sich zu akklimatisieren gesucht und so lange Zeit gepflegt. Von der zweiten Hälfte des 15. bis zum 18. Jahrhundert ist die Geschichte der Republik in beinahe ununterbrochener Folge von offiziellen Historiographen beschrieben worden, anfangs immer in lateinischer, später vielfach in italienischer Sprache.

Der Charakter der venezianischen Historiographie ist damit ohne weiteres bestimmt. Vor allem muß der Beurteiler stets im Auge behalten, daß die historischen Darstellungen der Venezianer so gut wie ausschließlich für das Ausland bestimmt waren. Die Regierung wollte nicht ihre Untertanen belehren, sondern das ausländische Publikum in offiziöser Weise über ihre Politik aufklären. Auf ihre Untergebenen suchte sie mit andern als mit literarischen Mitteln einzuwirken und die venezianischen Staatsmänner selbst schöpften ihre historischen Kenntnisse, soweit sie solche brauchten, aus den Relationen der Gesandten und ähnlichen praktischen Orientierungsmitteln. Vom Geiste der venezianischen Politik findet man daher in diesen offiziellen Werken nichts. Die inneren Zustände werden beinahe gänzlich ignoriert und die internationalen Angelegenheiten werden nach den Regeln der humanistischen Rhetorik dargestellt; von den klugen und bei der Analyse politischer Motive gänzlich von der Schulpsychologie abstrahierenden Berichten der venezianischen Diplomaten trennt die klassischen Historiographen ein Abgrund. Und zwar nicht nur, weil sie nichts sagen durften (ihre Werke hatten die Zensur der Regierung zu passieren), sondern auch weil sie häufig nichts zu sagen hatten. Es kam in Venedig vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts seltener als anderswo vor, daß sich Staatsmann und humanistischer Historiker in einer Person ver-

einigten. Einerseits bot das streng abgeschlossene Familienregiment auswärtigen Literaten kaum je die Möglichkeit, auf Grund ihrer stilistischen Ausbildung eine hohe Stelle im auswärtigen Amte einzunehmen, wie es mit Bruni in Florenz, Simonetta in Mailand und Pontan in Neapel der Fall war. Anderseits fehlte den Patriziern, die sich mit humanistischen Studien abgaben, in der Regel die Muße zu größern historischen Arbeiten. Der zum Historiographen ernannte A. Navagero ist über seinen Amtsgeschäften nicht zur Ausarbeitung seines Geschichtswerkes gekommen und nicht viel besser ist es Bernardo Giustiniani ergangen. So hat die Republik, in der ersten Zeit wenigstens, meistens Literaten in ihre Dienste nehmen müssen, die dem politischen Leben fernestanden, entweder fremde wie Sabellicus oder einheimische wie Bembo.

Die venezianische Regierung wandte der humanistischen Historiographie schon frühzeitig ihre Aufmerksamkeit zu. Sie dachte zuerst u. a. an Blondus (Masius, *Blondus*, S. 59 f.); aber ihre Anfrage hatte keinen Erfolg. Die venezianische Historiographie nahm daher erst mit Sabellicus, etwas später als anderswo, ihren Anfang.

L i t e r a t u r: Die venezianische Historiographie ist zusammenhängend in der unvollendeten venezianischen Literaturgeschichte des Dogen Marco Foscarini behandelt worden (*Della Letteratura veneziana libri otto* [nur vier erschienen], Padua 1752). Auf diesem Werke beruhte so ziemlich alles, was wir bis auf die neueste Zeit von den venezianischen Historikern wußten. Auch jetzt noch wird man das kluge Buch des weltkundigen Staatsmannes nicht ohne Nutzen zu Rate ziehen. Bibliographische Angaben gibt Prost, *Les Chroniques vénitiennes* in der *Rev. des Quest. hist.*, XXXI (1882), 512 ff. — Die Werke der offiziellen Historiographen von Sabellicus an sind in einer besonderen Sammlung vereinigt, den *Istorici delle cose veneziane, i quali hanno scritto per pubblico decreto*, Venedig 1718 bis 1722.

1. Sabellicus.

Marcantonio Coccio (geboren um 1436 zu Vicovaro in der Campagna [daher *Sabellicus* genannt], studierte in Rom unter Pomponius Laetus, wo er seinen Namen änderte, 1473 bis 1483 in Udine als Professor der Eloquenz, später in Venedig ebenfalls als humanistischer Lehrer. Für seine venezianische Geschichte wies ihm die Regierung 200 Zecchinen jährlich zu und ernannte ihn zum Direktor der öffentlichen Bibliothek. Er zeigte seinen Dank durch verschiedene weitere Werke zum Preise Venedigs in Prosa und Versen; zu diesen gehört im Grunde auch seine *Weltgeschichte*; gestorben 1506) schrieb an historischen Werken: 1. *Rerum venetarum ab urbe condita libri XXXIII* (bis 1486). In Verona, wohin er sich vor der Pest geflüchtet (angeblich in 15 Monaten), verfaßt. Erste Ausgabe Venedig 1487. 2. *Enneades sive Rhapsodia historiarum*, eine Weltgeschichte von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1504. Zuerst Venedig 1498 bis 1504. — Wenig bedeutend ist die Jugendschrift *De vetustate Aquilejae ll. VI* (1482), die dem Aufenthalte in Udine ihren Ursprung verdankt. Für die Kenntnis seiner historiographischen Ansichten nicht ohne Interesse ist die Rede auf Livius, der als der Meister aller Historiker verherrlicht wird: *Opera* (Basel 1560), IV, 478. Ganz unbedeutend sind die zehn Bücher *Exempla* (Venedig 1507), eine nach Rubriken geordnete Sammlung historischer Anekdoten. Wie Petrarca, dessen *Res memorandae* er vielleicht die Anregung zu seinem Werke verdankt, berücksichtigt Sabellicus beinahe nur die alte Geschichte. Dagegen wich er als frommer Mann insofern von dem alten Meister ab, als er seine Geschichten nicht in römische und ausländische, sondern in christliche und heidnische einteilte. — Über die venezianische Geschichte R. Bersi, *Le fonti della prima decade delle »Hist. rer. ven. di M. S.«* im *Nuovo Archivio Veneto*, N. S. XIX (1910), 422 ff. u. XX, 115 ff.

Die venezianische Geschichte. Sabellicus war auf seine historische Aufgabe weder durch gelehrte Studien noch durch praktische Erfahrung vorbereitet. Er war gründlich humanistisch gebildet und in den alten und neuern Historikern wohl belesen. Aber er kannte weder Venedig noch hatte er sich von dem öffentlichen Leben irgendwie eine deutliche Vorstellung bilden können. So war er denn nur den formalen Anforderungen der Geschichtschreibung gewachsen. Nun war es auch vom historischen Standpunkte aus keine unverdienstliche Arbeit, wenn ein gebildeter Schriftsteller die zersprengte Masse der Überlieferung, soweit sie Venedig betraf, übersichtlich zusammenstellte und vor allem die Chronik Dandolos von ihren universalhistorischen Zutaten sowie der pedantischen Einteilung in Paragraphen befreite. Und man kann denn auch nicht bestreiten, daß Sabellicus diesen Teil seiner Aufgabe so gut gelöst hat als es für einen Humanisten überhaupt möglich war. Er hat es verstanden, so ziemlich alle bekanntern literarischen Quellen venetianischer Herkunft zu einer klaren, leicht lesbaren Erzählung zu verschmelzen. Für die Zeitgeschichte (von 1461 an) zog er, da ihm mit Ausnahme des Cepio keine schriftlichen Quellen mehr zur Verfügung standen, bei Augenzeugen Erkundigungen ein (Dec. III, l. 8, S. 1457 ed. Bas.; auch in dem *Brief an Democritus* vor dem 2. Bande der *Opera*, Basel 1560).

Aber das ist auch alles, was man zu seinem Lobe anführen kann.

Sabellicus befand sich seinem Stoffe gegenüber in einer schwierigeren Situation als Bruni. Venedig hatte keinen Erzähler hervorgebracht, der sich Giovanni Villani an die Seite stellen ließe. Sabellicus hatte seine Vorlagen nicht nur in den rhetorischen Stil zu übersetzen, sondern er mußte die Verbindung zwischen den Tatsachen, die ihm die Quellen boten, vielfach überhaupt erst erfinden. Seine politische Naivetät zeigt sich nun vor allem in diesen Füllseln. Er erklärte historische Vorgänge mit Hilfe der in der Schule gelehrten Politik und Moral. Er (d. I l. 2 in.) fand bei Dandolo (den er in dem, wie es scheint, wörtlichen, Auszuge Benintendis benutzte) zum Jahre 756 die Notiz, es seien zwei jährlich wechselnde Tribunen in Venedig eingesetzt worden, und etwas später die Nachricht, daß die Venezianer den Dogen, unter dem dies geschehen, infolge einer Verschwörung geblendet und abgesetzt hätten (Muratori, *Script.* XII, 141 und 143 = l. VII, cap. 11). Er knüpfte diese beiden Angaben willkürlich zu einer Erzählung zusammen. Während Dandolo die Einsetzung der Tribunen unerklärt gelassen, genauer gesagt auf eine Laune des Volkes zurückgeführt hatte (die ältere venezianische Annalistik hatte vielleicht absichtlich Schweigen bewahrt, weil es sich um Organe der Reichsregierung handelte: Hartmann, *Geschichte Italiens* III/I, [1908] 56), weiß Sabellicus ganz genau, daß die Tribunen dem Dogen *ob ferocissimum ingenium* zur Seite gesetzt worden sind. Ihre Aufgabe sei gewesen, das *praeceps ingenium* des Regenten — freilich vergeblich — zurückzuhalten. (Alles dies ist natürlich nur ein Rückschluß aus der Tatsache der Revolution.) Mit der angeblichen Tyrannei des Dogen motiviert er dann auch die Erhebung, die zu

dessen Absetzung und Blendung führte. Wahrlich, der Schulmeister Sabellicus verstand es, Geschichte zu konstruieren! Wenn gegen einen Herrscher eine Verschwörung entsteht, so muß er tyrannisch regiert haben! Als ob nicht gerade schwache und milde Regierungen häufig Revolutionen zum Opfer gefallen wären!

Andere Male half er sich mit der beliebten novellistischen Ausschmückung. Dandolo teilt als nacktes Faktum mit, daß der Doge Diodato *auctore Galla* von den Venezianern geblendet und seiner Würde beraubt worden sei (l. VII, cap. 9). Sabellicus ist dies zu einfach, zu wenig dramatisch. Er weiß, daß Galla dem Dogen aufgelauert und ihn mit eigener Hand geblendet habe; die Fassung Dandolos teilt er nur als Variante mit.

Abgesehen davon, daß er nur wenig Reden einlegte, schloß sich Sabellicus durchweg der Form Brunis an. Die kirchlichen Angelegenheiten berührte er kaum, so große Bedeutung diese auch für die ältere venezianische Geschichte haben und so ausführlich sie auch von Dandolo behandelt worden waren. Die wirtschaftlichen Grundlagen der venezianischen Macht schied er, ähnlich wie der Florentiner, aus seiner Darstellung aus. Er hätte aus dem Schreiben Cassiodors (*Var.* XII, 24) einiges über die Bedeutung des Salzgewinns in den Lagunen lernen können (der Praktiker Bernardo Giustiniani hat den historischen Wert dieser Angaben wohl erkannt: *de orig. Venet.*, l. I, S. 7 in der Ausgabe bei Graevius, *Ant. It.* V, I); statt dieser Bemerkung nachzugehen, konstruierte er lieber aus dem rhetorischen Schwulste, mit dem Cassiodor die Armut der auf den Lagunen wohnenden Fischer schildert, ein philosophisches Idyll, einen Idealstaat ohne Laster und Standesunterschiede (lib. I S. 1090), obwohl er bald darauf schon von einer *civilis seditio* berichten muß. Die annalistische Anordnung befolgte er genau, obwohl auch er es fast durchweg vermied, den rhetorischen Schwung der Erzählung durch Jahreszahlen zu entstellen. Auch er unterbricht die Darstellung öfter an ungeeigneter Stelle und vergißt etwa, den Faden wieder aufzunehmen. Wichtiges und Unwichtiges schiebt er unter und nebeneinander: S. 1451 f. (Dec. III, l. 7) legt er ein Stück des Krieges mit Sforza in die Erzählung der Eroberung von Konstantinopel ein, einige Seiten vorher (S. 1443) hatte er von dem Besuche Kaiser Friedrichs III. in Venedig zwischen zwei Episoden aus dem Kriege der Stadt gegen Francesco Sforza berichtet.

Eigentlich venezianisch ist an seiner Geschichte nichts. Wie hätte es auch anders sein können! Sabellicus fehlte selbst das elementarste Verständnis für das Wesen der venezianischen Politik. Was soll man dazu sagen, daß er, ein ausländischer Schulmeister, seine Unterrichtsstunden dazu benutzte, seine vornehmen Zöglinge über die laufende italienische Politik auszufragen und sich dann ärgerte und wunderte, wenn diese antworteten, sie wüßten nichts! (Der naive Brief in den *Epistolae*, l. V = IV, 401 der Basler Ausgabe der *Opera*.) Nur selten stoßen wir auf Bemerkungen, die durch das reale Leben angeregt scheinen wie etwa Dec. III, l. 7 (S. 1449), wo er davon spricht, man

habe wegen der Angriffe der Türken auf Konstantinopel gefürchtet, *ne jam opportunus locus Christiano nomini adimeretur, quo adempto apparebat Pontici maris navigationem suis* (der Venezianer) *negotiatoribus perpetuo occlusum iri.*

Die Weltgeschichte. Historiographisch von viel größerer Bedeutung ist Sabellicus' zweite Arbeit, der *Enneaden* betitelte Versuch einer Weltgeschichte. Allerdings nur des Stoffes wegen. Nirgends sonst hat sich der italienische Humanismus an eine Universalhistorie gewagt. Und man wird es denn auch hier als eine nicht unwichtige Förderung der historischen Studien ansehen dürfen, daß durch Sabellicus zum ersten Male das ganze Material über ein großes Gebiet der Geschichte aus den (antiken) Quellen und der neueren gelehrten Geschichtschreibung (Blondus) zu einer lesbaren Darstellung zusammengestellt wurde. Aber ebenso wird man betonen müssen, daß dadurch der Bereich der humanistischen Historiographie wohl äußerlich erweitert wurde, die tiefere Erfassung der Geschichte aber keinen Fortschritt machte. Sabellicus hielt auch in seiner Weltgeschichte schülerhaft getreu an der Methode Brunis fest; er übertrug sie nur auf einen neuen Stoff.

Nicht einmal die annalistische Anordnung ließ er fallen. Sie ist auch hier sein einziges Kompositionsprinzip. In den Büchern, die das Altertum behandeln, schiebt er unbedenklich Stücke der altjüdischen, griechischen und römischen Geschichte durcheinander, und zwar nicht nur größere, in sich abgeschlossene Abschnitte, sondern abgerissene Bruchstücke, so daß z. B. die Geschichte Alexanders d. Gr. durch Erzählungen aus der gleichzeitigen römischen Geschichte unterbrochen wird (Enn. IV, l. 4—6). (Im allgemeinen dienten ihm wohl die Zeittafeln des Eusebius als Wegleiter; doch schloß er sich diesen nicht überall an.) Wie Bruni befindet er sich daher in Verlegenheit, wenn er einen nicht politisch-militärischen Gegenstand behandeln soll. Die ethnographischen Notizen, die er bei der ersten Erwähnung eines Volksstammes einzulegen pflegt (vgl. darüber unten 3. Buch B), sind meist unpassend mitten in eine Erzählung hineingestellt. Nicht anders steht es mit den Bemerkungen, die er berühmten unpolitischen Persönlichkeiten (Philosophen, Künstlern usw.) widmet. Die Humanisten des 15. Jahrhunderts führt er bei Anlaß des Florentiner Unionskonzils von 1440 auf; über Herkunft und Sitten der Franken spricht er bei Anlaß der Jungfrau von Orléans. Wie dürftig sind außerdem diese Abschnitte! Daß er von Protagoras und Sokrates nicht mehr zu berichten weiß, als ein paar Sprüchelchen, wäre vielleicht noch zu entschuldigen, wenn er nicht auch von einem so bekannten und leicht zugänglichen Autor wie Aristoteles mehr als einige wenige Sentenzen zitierte (Enn. IV, l. 6 p. 809).

Auch in der Kritik der Quellen ging Sabellicus nicht über seinen Meister hinaus. Er reinigte die alte Geschichte von mittelalterlichen Fabeln und eigentliche Wundergeschichten nahm er gar nicht oder nur unter Vorbehalt auf. Aber er ließ es bei einem unbestimmten Skeptizismus bewenden. Am wenigsten zaghaft war er, was das Altertum betrifft, in der biblischen Geschichte. Die Berichte über Simson

stellte er mit der (rationalisierten) Herkulessage so ziemlich auf dieselbe Linie (Enn. I, lib. VI, p. 132 f.). Die legendarische Kindheitsgeschichte der Semiramis mochte er dagegen nicht verwerfen, u. a. auch weil *gravissimi rerum scriptores* ähnliches von Cyrus und Romulus berichtet hätten (vgl. o. S. 25 f.). Im allgemeinen sieht er mit der altkirchlichen Auffassung in den Wundern der alten Geschichte Taten der Dämonen.

Auch seine Quellenbenutzung ist nicht originell. In der Regel legte er einen Autor zugrunde und schob in diese seine hauptsächliche Vorlage Notizen aus andern Berichten ein. Dies merkt allerdings nur der Fachmann. Nach uralter Sitte suchte Sabellicus dem harmlosen Leser dadurch Sand in die Augen zu streuen, daß er nicht seine wirklichen Quellen, sondern die in diesen erwähnten ältern Autoren als seine Gewährsmänner zitierte, darunter vielfach Werke, die verloren sind, wie Valerius Antias für die römische Geschichte, Onesicritus für die Geschichte Alexanders d. Gr. Für die Geschichte des Mittelalters war Blondus sein Führer; daneben hat er auch Platina, bisweilen auch originale Quellen wie Paulus Diaconus, herangezogen. Bernardo Giustinianis *Venezianische Geschichte* zitiert und lobt er; die Vorzüge dieses bedeutenden Werkes sich zu eigen zu machen, war er freilich außerstande. Am selbständigsten fühlte er sich als Stilist. Hat er es doch einmal gewagt, in einer Rede direkt mit seinem Idol Livius in Konkurrenz zu treten (vgl. die Rede der Lokrer Enn. V, l. 5, S. 1031 mit Livius XXIX, 17). Ganz in seinem Elemente war er, wenn er einen novellistischen Stoff wie die Geschichte der Semiramis oder der Potiphar ausmalen konnte.

Sabellicus war in seiner Weltgeschichte nicht einmal politisch unabhängig. Für die alte Geschichte fand sich zwar kein Auftraggeber, und so mußte er sich damit begnügen, sich hier als Mandatar ganz Italiens zu fühlen, und die Geschichte des Altertums gleich Petrarca von *unserm*, d. h. dem römischen Standpunkte aus zu erzählen. (Er stellte die Geschichte der Römer daher mit voller Absicht ausführlicher dar als die der *fremden* [*peregrini*] Enn. IV, l. 5, S. 780.) Aber schon dieser Teil der Geschichte (die ersten sieben Enneaden) wurde einem Dogen gewidmet, und der Schlußteil (Enneade 8 bis 11) trug nicht nur wieder den Namen eines Dogen an der Spitze, sondern war nun auch durchaus venezianisch offiziös gehalten. Das Abhängigkeitsverhältnis des Autors übte sogar auf die Anordnung des Stoffes seine Wirkung aus: die 8. Enneade, d. h. nach unserm Sprachgebrauch das Mittelalter, läßt Sabellicus mit der Gründung von Venedig beginnen, die doch zunächst von geringer Bedeutung war (die 7. Enneade hatte mit der Geburt Christi ihren Anfang genommen) und in dem Exkurs zu Beginn der 11. Enneade über das moderne Italien spricht er nicht nur bei der Tracht, sondern auch bei der Sprache zuerst von dem venezianischen Dialekt und fertigt die toskanische Sprechweise nur ganz kurz ab. Die letzten Bücher geben so gleichsam eine Fortsetzung der *venezianischen Geschichte*, auf die Sabellicus übrigens für die ältere Zeit ausdrücklich verwies.

Die *Enneaden* zeigen, daß die humanistischen Historiographen ihre Methode sogar auf die Geschichte auszudehnen wagten, die bisher nicht mit Unrecht als eigentliche Domäne der Theologen gegolten hatte. Ohne direkte Polemik, halb unbewußt und wohl mehr stilistischen als philosophischen Erwägungen gehorchend. Sabellicus war persönlich ein frommer Mann und hatte sich bei der Erzählung der biblischen Geschichten, wie er angibt, durch einen Mönch helfen lassen (*Epistola apologetica* vor dem 2. Bande der *Opera*). Aber er war kein Theologe, und so berichtete er denn den Traum des Nebukadnezar, ohne Folgerungen daraus zu ziehen, und ignorierte in der Darstellung das System der vier Weltmonarchien vollständig (Enn. II, l. 5 p. 303 f.). Es dauerte über zwei Jahrhunderte, bis diese weltlich unbefangene Betrachtungsweise in der Geschichtschreibung wieder Einlaß fand. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde dann die in der Zwischenzeit glänzend repristinierte theologische Geschichtsauffassung endgültig aus der ernsthaften Historiographie entfernt.

2. Navagero.

Zehn Jahre nach Sabellicus Tode (1516) wurde der Humanist Andrea Navagero (Naugerius) zum offiziellen Historiographen der Republik ernannt. Er starb, bevor er sein Werk hatte vollenden können, und was er bereits geschrieben, ließ er, wie Bembo am Anfange seiner venezianischen Geschichte mitteilt, verbrennen. Zwar scheint ein Teil seiner Aufzeichnungen der Vernichtung entgangen zu sein — Stücke seiner Geschichte sind kürzlich in der Ambrosiana aufgefunden worden — aber für den venezianischen Staat war jedenfalls von dem, was Navagero hinterlassen, nichts brauchbar, und so betraute denn der Rat der Zehn mit der Aufgabe, Sabellicus fortzusetzen, den gefeierten Humanisten Pietro Bembo (1529/30).

Vgl. H. Hauser, *Les Sources de l'Histoire de France* I (1906), 56 f. — Die Veröffentlichung der von Navagero hinterlassenen Fragmente wird hoffentlich auch dazu führen, daß die von Muratori (*Script.* XXIII) aus recht ungenügenden Gründen unserm Humanisten zugeschriebene *Storia veneziana* diesem definitiv abgesprochen wird. Selbst davon abgesehen, daß der korrekte Humanist Navagero sein Geschichtswerk wohl kaum in dem Chronikstil der *Storia* verfaßt hätte, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß Navagero nochmals die ganze venezianische Geschichte erzählt hätte. Sein Anstellungsdekret (abgedruckt *N. Arch. Ven.* N. S. IX, 331) weist ihn ausdrücklich an, da anzufangen, wo Sabellicus aufgehört, und wenn er es anders hätte halten wollen, hätte er seine Abweichung mindestens begründen müssen, wie es z. B. Machiavelli tat. Der Verfasser der Chronik ist vielmehr ein bloßer Namensvetter des Humanisten (vgl. *N. Arch. Ven.*, N. S. IX, 39 f.).

3. Bembo.

Pietro Bembo, der berühmte Humanist (1470 zu Venedig aus patrizischem Geschlechte geboren, 1513 neben Sadolet zum Sekretär Papst Leos X. gewählt, von 1520 an zu Padua als Privatmann lebend, 1539 zum Kardinal ernannt und nach Rom berufen, dort gestorben 1547) begann 1531 mit der Ausarbeitung seiner *Rerum Venetarum Historiae ll. XII* (1487 bis 1513). Die Archive wurden ihm vollständig geöffnet (das Dekret des Rats der Zehn vom 18. Dezember 1530 im *N. Arch. Ven.*

N. S. IX, 335); 1531 erhielt er außerdem die Erlaubnis, die Diarien Sanutos zu benutzen. 1534 konnten die ersten fünf Bücher dem Rate überreicht werden. Die Arbeit blieb unvollendet; die übrigen sieben Bücher führen die Erzählung statt bis zum Jahre 1531 bloß bis zur Wahl Leos X. zum Papste. — Erste Ausgabe Venedig 1551. Bembo übersetzte seine Geschichte später selbst ins italienische; diese Übertragung, die im Autograph erhalten ist, erschien Venedig 1791. Ihr Text weicht wesentlich von dem der früheren italienischen Übersetzungen ab, von denen die erste Venedig 1552 herausgegeben wurde. — Literatur: Bembos Venezianische Geschichte ist beinahe das einzige humanistische Geschichtswerk, das in einer wissenschaftlichen Monographie gründlich untersucht worden ist: C. Lagomaggiore, *L'Ist. viniz. di M. P. B.* im *N. Arch. Ven.* N. S. VII bis IX, 1904 f. auch separat 1905 (vgl. dazu Cian im *Giornale stor. della Lett. it.* 49 [1907], 408 ff.). Frühere Arbeiten über Bembo als Historiker (Ranke, *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber*, E. Teza, *Correzioni alla Istor. ven. di P. B. proposte dal Consiglio dei X nel 1548*, 1883, V. Cian, *Un decennio della vita di M. P. B.*, 1885) sind dadurch beinahe ganz entbehrlich gemacht.

Bembos widerwillig unternommenes Geschichtswerk ist von den historischen Arbeiten berühmter Humanisten sicherlich eine der schwächsten.

Bembo konnte nicht nur weder charakterisieren noch analysieren. Er reihte nicht nur Wichtiges und Unwichtiges, Öffentliches und Privates unterschiedslos nebeneinander, wie es die annalistische Anordnung mit sich brachte, sondern er konnte nicht einmal erzählen. Man merkt es seiner Darstellung an, daß der ängstliche Ciceronianer gleichsam vor jedem Satze seine Autorität nachschlug: der Satzbau ist gequält, der Stil mühsam puristisch, und die Erzählung läßt den natürlich schönen Fluß vermissen, der sonst die Werke der humanistischen Historiographen durchweg auszeichnet. Politisches Verständnis fehlt ihm vollständig. Daß er Venedig gegenüber versagt, z. B. verschweigt, welchen Einfluß auf die Stellung der italienischen Staaten zu der Expedition Karls VIII. deren Furcht vor dem Expansionstriebe der venezianischen Republik ausgeübt hatte, und Venedigs Anteil an den kriegerischen Ereignissen der Zeit ungebührlich in den Vordergrund rückte, lag natürlich in seinem offiziellen Auftrage begründet. Aber er urteilt ebenso oberflächlich, wo er sich frei bewegen darf, und wo seine Darstellung nicht durch die Zensur verstümmelt worden ist.

Auch in der Benutzung seiner Quellen geht Bembo noch etwas liederlicher vor als die übrigen Humanisten. Obwohl er unbeschränkten Zutritt zu den Archiven erhielt, zog er die offiziellen Dokumente nur selten zu Rate. Gelegentlich begnügte er sich damit, sich von Freunden in Venedig (er selbst mochte sein idyllisches Landleben im Paduanischen nicht aufgeben) das *wesentlichste* aus den Akten ausziehen zu lassen und diesen Extrakt dann in eine lateinische Form zu gießen. Im allgemeinen hielt er sich fast ausschließlich an die Diarien Sanutos (natürlich ohne diese Quelle einmal in seinem Werke zu erwähnen). Nur für die Jahre 1494 bis 1496, die vor dem Anfang der Diarien liegen, benutzte er Sanutos Schrift über den Einfall Karls VIII. in Italien; er gibt vielfach bloß einen rhetorisch verwässerten, flüchtigen Auszug aus der Erzählung des Chronisten. Zu den Diarien stand er natür-

lich in einem freiern Verhältnis; er hat ihnen wohl seinen Stoff in der Hauptsache entnommen, aber er hat diesen doch wenigstens selbständig verarbeiten müssen. Seine Methode bleibt trotzdem dieselbe. Die Notizen, die er den Diarien entnahm, behandelte er nicht anders als die Humanisten ihre Vorlagen überhaupt. Er nahm ihnen die Präzision und setzte dafür rhetorische Verallgemeinerungen; über etwas verwickelte Stellen, die Abmachungen eines Staatsvertrags z. B., stolperte er in der Regel, da er seine Quellen nur oberflächlich zu lesen pflegte und keine Übung darin besaß, aus diplomatischen Instrumenten das herauszufinden, worauf es eigentlich ankam.

Über den Nachfolger Bembos, Paolo Paruta, der bereits einer andern historischen Schule angehört, s. u. S. 125 f.

4. Kleinere venezianische Historiographen.

Eher als bei den Staatshistoriographen finden wir in Francesco Contarinis drei Büchern *Historiae Hetruriae sive Commentariorum de rebus in Hetruria a Senensibus gestis* etwas vom Geiste der venezianischen Politik. Freilich sind die Commentarien auch kein Geschichtswerk, sondern noch mehr als ihr Vorbild, die historischen Schriften Cäsars, eine bloße Relation halb offiziösen Charakters.

Francesco Contarini (geboren 1421, Professor der Philosophie zu Padua, gestorben 1460) erhielt 1454 den Auftrag, das Heer zu kommandieren, das Venedig der Stadt Siena gegen Florenz zu Hilfe schickte. Er beschrieb diesen Feldzug in seinen Lyon 1562 von Brutus (u. S. 69 f.) edierten und namentlich im 2. und 3. Buche stark umgearbeiteten Commentarien. Die Ausgabe ist wiederholt bei Graevius *Ant. Ital.* VIII, 2; die originale Fassung ist nie gedruckt worden.

Nicht mehr als eine Relation ist ebenfalls der Bericht des venezianischen Kapitäns Koriolan Cepio (aus Dalmatien, gestorben 1493) über die Taten des Flottenkapitäns Pietro Mocenigo im Kriege mit den Türken 1471 bis 1475 (*De gestis P. Mocenigi imperatoris ll. III*, Venedig 1477 und öfter). Da Cepio vor allem Mocenigo verherrlichen wollte, schrieb er weniger venezianisch offiziös als andere. Sabellicus hat sein Werk, wie er offen erklärt, stark benützt.

Eine unbedeutende und dazu in der Form recht ungeschickte humanistische Monographie ist die Geschichte des *Krieges der Liga von Cambrai* von Andrea Mocenigo (gestorben 1542, schrieb in den Jahren 1515 bis 1517 die *Belli Cameracensis Historiae*, die von 1494 bis 1517 reichen. Erste Ausgabe Venedig 1525; wiederholt bei Graevius, *Thes. Ant. Ital.* V, 4). Vgl. Ranke, *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber*, 86 f.

b) Neapel.

Die neapolitanischen Historiographen stehen, was historische Begabung und schriftstellerische Fähigkeit betrifft, hinter den venezianischen keineswegs zurück. Nur der Umstand, daß sie ihre Werke dem Charakter des neapolitanischen Staates entsprechend nicht bloß offiziös, sondern höfisch-dynastisch halten mußten, läßt sie in der Geschichte der Historiographie eine weniger bedeutende Stellung einnehmen als jene. Die novellistisch detaillierte, romanhaft ausgeschmückte Personengeschichte der regierenden Fürstlichkeiten herrscht bei ihnen durchaus vor und dadurch berührt sich die humanistische Historiographie in Neapel noch viel weniger mit der wahren Geschichte als in Venedig, wo die offiziellen Geschichtschreiber wenigstens wirklich historische Gegenstände zu behandeln hatten.

1. Laurentius Valla.

Lorenzo della Valle, latinisiert Laurentius Valla, der berühmte Humanist und Kritiker (geboren um 1407 zu Rom, gestorben ebendaselbst 1457), lebte von 1436 bis 1447 als Vorleser und Sekretär am Hofe König Alphons' von Neapel. Er schrieb in dieser Stellung seine *Historiarum Ferdinandi regis Aragoniae* (des Vaters seines Gönners) *ll. III* (beendet 1445; erste Ausgabe Paris 1521, nicht in den Opera). Über die übrigen Werke sowie die Literatur vgl. u. S. 112.

Diesen Charakter zeigt vor allem das erste humanistische Geschichtswerk, das in Neapel entstand, Vallas *Geschichte Ferdinands I., Königs von Aragonien.* Valla war eine zu selbständige Persönlichkeit, als daß er die Form Bruns ohne weiteres akzeptiert hätte. Aber was er an ihre Stelle setzte, taugte nicht viel mehr.

Vallas Interessen waren ausschließlich der Philologie, der Moralphilosophie und der Kritik zugewandt; zu politischen oder militärischen Problemen fühlte er sich nie hingezogen. So verrät denn seine *Geschichte* wohl deutlich den sehr intelligenten Denker und den guten Beobachter, aber nicht den Historiker.

Valla brach bewußt mit dem humanistischen Schema. Er wandte sich gegen die Sitte, moderne geographische Namen durch antike zu ersetzen (vgl. die Bemerkung zu Beginn des ersten Buches f. 8^b) und reproduzierte technische und realistische Details ohne Abschwächung. Aber seine Geschichte behandelt so gut wie ausschließlich bloß das Leben der regierenden Persönlichkeiten, und zwar vor allem das Privatleben. Mit besonderer Vorliebe referiert er skandalöse Klatschgeschichten. Man mag die zynische Menschenkenntnis und die ungeheuere Respektlosigkeit, die Valla, durch seinen amtlichen Auftrag kaum eingeschränkt, hier wie anderwärts an den Tag legte, bewundern so viel man will; die historische Erkenntnis ist durch diese Eigenschaften kaum gefördert worden. Aus maliziösen Anekdoten allein hat sich damals ebensowenig wie im 18. Jahrhundert ein Geschichtswerk herstellen lassen. Die *Verstöße gegen die Würde der Geschichte* und die *500 Sprachschnitzer*, die Facius (s. u.) aus dem ersten Buche der *Historien* zusammenstellte (vgl. Valla, *Opera*, [Basel 1540] 465 ff.), würden wir gerne in den Kauf nehmen, wenn der historische Gehalt des Buches größer wäre.

Zu einem guten Teile werden diese Mängel dadurch erklärt, daß Valla sein Werk nur gezwungenermaßen schrieb. Er sah wohl selbst von Anfang an ein, daß er zu anderm geschaffen war als zum amtlichen Historiographen. Seinem eigentlichen Auftrage, der Aufgabe, die Jugendjahre seines Gönners, des König Alfons, zu beschreiben, ist er deshalb bis zuletzt immer aus dem Wege gegangen. Vor allem wohl, weil er dabei seiner boshaften Laune doch ganz anders hätte Zügel anlegen müssen als in dem früheren Werke. Alfonsos unersättliches Verlangen nach literarischer Verherrlichung war ihm nur zu wohl bekannt (vgl. Voigt, *Wiederbelebung* I, 488). Schon die wenig umfangreichen und durchaus nicht besonders ausgefeilten *Historiae* hatte er erst nach zehnjähriger Arbeit endlich zu Ende geführt; die Polemik, die sich

an das Werk anschloß, nahm ihm dann wahrscheinlich den letzten Rest von Freude an der historiographischen Tätigkeit. Von der Jugendgeschichte Alfonsos ist so nie etwas zustande gekommen.

2. Facius.

Bartolommeo Fazio (geboren zu Spezia, gestorben 1457) schrieb, durch die Vermittlung seines Gönners Beccadelli als Hofhistoriograph nach Neapel berufen, dort seine *Rerum gestarum Alphonsi I. regis neapolitani ll. X* (1420 bis 1455). Erste Ausgabe Lyon 1560; zuletzt in Graevius *Thes. Ant. Ital.* IX, 3. — Über seine *Viri illustres* s. u.

Von der originellen Arbeit Vallas steht das Werk, mit dem dann die offizielle neapolitanische Historiographie eigentlich eröffnet wurde, recht weit ab. Der genuesische Literat Bartholomäus Facius repräsentiert in klassischer Weise die orthodoxe humanistische Historiographie. Durchaus sicher in der Form und in der Kunst, die Erzählung schön zu gliedern und in wohllautenden lateinischen Perioden dahinrollen zu lassen, selbst einem Poggio überlegen, besaß Facius daneben nicht das geringste Interesse an der Historie selbst. Um so eher konnte er sich uneingeschränkt seiner Hauptaufgabe, der Verherrlichung seines Auftraggebers, widmen. Er stellt seinen Heros König Alfons I. nicht nur in den Mittelpunkt der Darstellung, sondern macht aus ihm dazu noch den bekannten sentimentalen Tugendhelden, der den Offiziösen stets als das Ideal der Monarchen erschienen ist. Den Bereich der Geschichte schränkte er dabei noch mehr ein, als er es schon nach den Regeln des Humanismus hatte tun müssen. Nicht einmal zur Einleitung werden wir in die innern Zustände Neapels eingeführt.

Kein Wunder, daß der König mit dem Werke außerordentlich zufrieden war. Der Verfasser erhielt zur Belohnung zu seiner jährlichen Pension noch ein Extrageschenk von 500 Dukaten. Nimmt man die Voraussetzungen der humanistischen Historiographie einmal an, so hatte der König übrigens durchaus das Recht, von Facius Geschichte entzückt zu sein. Denn wenn die Kunst des Stiles allein einem Geschichtswerke die Unsterblichkeit sichern könnte, so hätte er, nachdem seine Taten von Facius beschrieben worden waren, um die Unvergänglichkeit seines Nachruhms nicht mehr besorgt zu sein brauchen.

3. Pontan.

Giovanni Joviano (Gioviano) Pontano, der bekannte Dichter und Moralist (geboren 1426 zu Borgo di Cerreto in Umbrien, 1447 von König Alfons nach Neapel mitgenommen, um in der Staatskanzlei beschäftigt zu werden, 1463 Vizekanzler, gestorben 1503 zu Neapel) verfaßte als einziges historisches Werk *De Ferdinando I. rege neapolitano Alphonsi filio ll. VI.* Der Titel ist irreführend: Pontan gibt, wie er übrigens am Schlusse selbst ausdrücklich bemerkt, bloß eine Geschichte des *Bellum neapolitanum*, d. h. des 1460 bis 1465 zwischen König Ferdinand und dem Herzog von Anjou, Johann von Kalabrien, geführten Krieges. Die Geschichte der übrigen 30 Regierungsjahre Ferdinands wird in einen einzigen Satz zusammengefaßt. Erste Ausgabe Neapel 1509; dann auch bei Graevius IX, 3. — Die Monographie C. M. Tallarigos, *G. P. e i suoi tempi; l. I: la vita* (1871) enthält nichts über die historiographische Tätigkeit Pontans.

Der Nachfolger Facius' war kein Schöngeist mehr, sondern ein kundiger Staatsmann. Aber er hat vielleicht gerade deswegen seinen Vorgänger in der Kunst rhetorischer Erzählung nicht erreicht. Facius war es bei seiner historiographischen Tätigkeit so wohl gewesen wie dem Fisch im Wasser. Man merkt es seiner Geschichte an, mit welcher Freude er die Gelegenheit ergriff, an einem historischen Stoffe seine virtuose Stilbeherrschung und sein glänzendes Schilderungstalent zu zeigen. Pontan unterwarf sich nur widerwillig der humanistischen Manier. Seine Darstellung wird nur da lebendig, wo sie die traditionelle Form verläßt, bei den zahlreichen antiquarischen Exkursen, die sonderbar genug in die Geschichte der äußerlich aneinander gereihten Krieg- und Raubzüge eingeflochten sind. Am Schlusse hielt sich Pontan für seine historiographische Anstrengung mit einer eigentlichen antiquarischen Abhandlung schadlos. Er drückt sich in seiner Entschuldigung wegen dieser Abschweifung kaum anders aus als ein Schüler, der sich durch die gewissenhafte Lösung einer Zwangsaufgabe das Recht auf ein Extravergnügen erworben hat.

Für den persönlichen Charakter der neapolitanischen Geschichtschreibung ist es bezeichnend, daß es Ferdinand I. nicht einmal für nötig gehalten hat, das Werk seines Historiographen an die Geschichte Facius' anschließen zu lassen. Obwohl Facius die drei letzten Regierungsjahre König Alphons' nicht mehr behandelt hatte, beginnt Pontan ohne weiteres mit dem Regierungsantritte des neuen Königs. Die Unfreiheit der Historiographen kommt auf sehr hübsche Weise in der Einleitung zum Ausdruck. Pontan versucht dort die allgemeine politische Lage in Italien zu charakterisieren, und schildert gar nicht ungeschickt die Zustände in den größeren Staaten. Alle bespricht er, nur Neapel nicht, das er gerade bloß nennen darf.

4. Kleinere neapolitanische Historiographen.

Zu unverdientem Ruhme ist die gleichzeitig mit Facius' Geschichtswerke beendigte Lobschrift auf König Alfons gelangt, die Antonio Beccadelli (geboren 1394 zu Palermo [daher *Panormita* genannt], 1435 unter die Sekretäre König Alfons' aufgenommen, gestorben 1471) zum Verfasser hat. Die vier Bücher *de dictis et factis Alphonsi regis Aragonum* (verfaßt 1455; sehr viele Ausgaben, die meisten mit den *Kommentar* genannten Glossen des Aeneas Sylvius, die viel bedeutender sind als der Text) haben ihren Erfolg nur dem Umstande zu verdanken, daß sie als Anekdotensammlung vom Leser weder Aufmerksamkeit noch Ausdauer verlangen.

Da der indolente Beccadelli lieber eine Sammlung einzelner Geschichtchen als ein zusammenhängendes Geschichtswerk schrieb, so hätte man erwarten sollen, daß er wenigstens aus seinem Material eine gute und charakteristische Auswahl gegeben hätte. Leider war er nicht einmal dazu imstande. Viele von den Aussprüchen und Taten, die er mitteilt, sind in keiner Weise bemerkenswert und andere mochten wohl den neapolitanischen Hofleuten, die selbst in den banalsten Gesten ihres erlauchten Herrn glaubten etwas Bedeutendes finden zu müssen, als bedeutend erscheinen, machen auf Fremde aber einen geradezu grotesken Eindruck. Für den König ist das Büchelchen nur insofern charakteristisch, als es zeigt, welche Art literarischer Glorifizierung ihm am meisten zusagte: es ist bekannt, daß er Beccadelli für seine Sudelei mit 1000 Dukaten belohnte. — Vgl. M. v. Wolff, *Leben und Werke des A. B.*, 1894, S. 78 ff.

Mit den neapolitaner Historikern steht sowohl durch seine Herkunft wie durch seine temporäre Beschäftigung im Dienste Alfons' Gianantonio Porcello de' Pandoni (geboren um 1406 zu Neapel, gestorben in den sechziger Jahren vermutlich zu Mailand) in Verbindung. Porcello wurde wie Valla und Beccadelli einmal zum Sekretär des Königs von Neapel befördert. Aber der verlumpte, alle anbettelnde Literat, der schon seinen Manieren nach keine *hoffähige Gestalt* war (Voigt I, 493), fand auch in Neapel nicht lange seines Bleibens. 1452 und 1453 treffen wir ihn im Lager der Venezianer, deren Kondottiere Giacomo Piccinino damals mit Francesco Sforza Krieg führte. Porcello schilderte die Wechselfälle dieses Söldnerkrieges in einem Geschichtswerke, in dem die Fehler des humanistischen Geschichtsstils — der rhetorische Bombast und die Antikisierung der Zeitereignisse — bis ins Komische gesteigert sind. Statt des wirklichen Feldzuges, den er doch unmittelbar hatte beobachten können, gibt er uns bloß eine Reihe Theaterszenen mit glänzenden Reden und effektvollen Posen. Dazu sind noch alle Figuren in antikes Kostüm gesteckt. Sogar die beiden Kondottieren müssen altrömisch umgetauft werden: Piccinino heißt das ganze Werk hindurch *Scipio*, Sforza *Hannibal*. (*Commentarii de gestis Scipionis Pic. . . in Hannibalem Sf.* bei Muratori, *Script.* XX und XXV.)

Um sich für seine Mühe recht bezahlt zu machen, verteilte Porcello seine Lobsprüche auf möglichst viele Gönner. Neben Piccinino vergaß er vor allem seinen früheren Schutzherrn nicht. Er widmete den ersten Teil seines Werkes König Alfons und führte durch die ganze Darstellung die Fiktion durch, als wären die neun *Bücher* ebenso viele Gesandtschaftsberichte, die er nach Neapel geschickt hätte. (Daß er tatsächlich als Korrespondent Alfonsos im Lager Piccininos gewesen, wie z. B. Voigt I, 493 meint, ist weder an sich wahrscheinlich, noch behauptet dies Procello selbst; er sagt bloß (Mur. XX, 70), er habe sich *veniâ tuâ* (scil. Alfons') zu Piccinino begeben. Dadurch gewann er vor allem den Vorteil, daß er den König durch unaufhörliche imaginäre Anreden immer wieder von seiner Devotion überzeugen konnte. Den zweiten Teil widmete er dem Dogen von Venedig. Schließlich vergaß er sogar den feindlichen Heerführer nicht und streute selbst Sforza noch Weihrauch. Schon die antiken Namen der beiden Kondottieren waren übrigens so gewählt, daß jeder mit dem seinigen zufrieden sein konnte.

c) Mailand.

Die humanistische Historiographie der italienischen Territorien konnte nur so lange ihre Existenz behaupten, als die Staaten, die sie ins Leben gerufen hatten, ihre politische Selbständigkeit bewahrten. In Neapel erlosch die humanistische Geschichtschreibung daher mit der französischen Invasion. In Mailand konnte sie ihr Dasein etwas länger fristen. Aber auch ihre Tage waren gezählt, als das Herzogtum definitiv seine Unabhängigkeit verloren hatte.

Ihrem Wesen nach steht die mailändische Historiographie zwischen der venezianischen und der neapolitanischen etwa in der Mitte. Auf ihre Entstehung haben dynastische Motive stärker eingewirkt als nationale. Aber nicht so ausschließlich wie in Neapel. Obwohl es mit den Herrschaftsansprüchen der Sforza kaum viel besser stand als mit denen der Aragonesen, so ignorierten doch die mailändischen Herzoge die Vergangenheit ihres Landes nicht so vollständig wie die Könige von Neapel. Die Geschichte der Stadt Mailand zeigte doch eine ganz anders einheitliche Entwicklung als die des Königreichs beider Sizilien: der Zusammenhang zwischen der neuen Politik der Sforza und der alten der Republik und der Visconti lag unverkennbar zutage. So haben

die Mailänder Regenten im Gegensatze zu den Neapolitanern nicht nur Fürsten-, sondern auch Landesgeschichte schreiben lassen.

Was ihre Historiographen leisteten, darf sich mit vollen Ehren neben dem sehen lassen, was in andern Staaten produziert wurde. Wenn sie es als Stilisten mit den gefeiertsten Autoren der Venezianer und Neapolitaner nicht aufnehmen konnten, und wenn einige von ihnen über ihrer formal rhetorischen Aufgabe nicht vergaßen, daß sie Staatsmänner oder Gelehrte waren, so bezeichnet dies mehr einen Vorzug als einen Mangel. Die Werke Simonettas und Calchis (über diesen s. u.) gehören, gerade weil sie sich der humanistischen Tradition nicht ohne weiteres anschließen, zu den bedeutendsten Schöpfungen der humanistischen Historiographie, das eine zu denen der humanistischen Annalistik, das andere zu denen der humanistischen gelehrten Geschichtschreibung.

1. Crivelli.

Lodrisio Crivelli (geboren gegen 1413, wahrscheinlich zu Mailand; zuerst im Dienste der mailändischen Erzbischöfe Capra und Picolpasso beschäftigt. Zur Zeit der ambrosianischen Republik schloß sich seine Familie und wohl auch er selbst der Partei Sforzas an. Wahrscheinlich deshalb bald nach dem Regierungsantritte Francesco Sforzas zum herzoglichen Sekretär ernannt. 1463 fiel er in Ungnade. Er nahm seine Zuflucht bei Papst Pius II., der ihn schon früher zum apostolischen Sekretär befördert hatte. Gestorben nach 1465) schrieb 1. *De vita et gestis Francisci Sfortiae Vicecomitis, ducis Mediolani*, von Muratori nach dem einzig vollendeten ersten Teile richtiger betitelt *de vita rebusque gestis Sfortiae bellicosissimi ducis et initiis filii ejus Francisci . . . Commentarius ab anno circiter 1369 usque ad 1424*. Verfaßt bald nach 1461. Einzige Ausgabe bei Muratori, *Script.* XIX. 2. *De expeditione Pii papae Secundi in Turcas* bei Muratori XXIII. — Biographisches bei F. Gabotto, *Ricerche intorno a . . . L. Cr.* im *Arch. stor. it.*, Ser. V Bd. 7 (1891).

Die Reihe der Mailändischen humanistischen Historiographen eröffnet Lodrisio Crivelli. Francesco Sforza betraute ihn mit dem Auftrage, sein und seines Vaters Leben zu beschreiben. Crivelli hat davon nur den ersten Teil ausgeführt, die Biographie des Muzio Attendolo Sforza (1369 bis 1424) — natürlich im Tone einer Lobschrift. Und auch da ist nur die Form sein Eigentum. Crivelli begnügte sich nämlich damit, die kurz vorher, ebenfalls in offiziellem Auftrage, von einem gewissen Minuti italienisch abgefaßte Biographie des älteren Sforza in humanistisches Latein zu übersetzen. Wo sein Vorgänger abbrach, schloß auch er seine Darstellung ab. Die Aufgabe, das Leben des ersten Herzogs aus dem Geschlechte der Sforza zu schildern, fiel deshalb Simonetta zu, der sowohl Crivelli wie Minuti gekannt zu haben scheint.

A. Minutis *Vita di Muzio Att. Sf.* ist zum ersten Male in den *Miscellanea di Storia Italiana* (1869) herausgegeben worden. Die Handschriften sind 1454 und 1458 datiert. Von der Person Minutis wissen wir so gut wie gar nichts. Er wird erwähnt *Arch. stor. lomb.* 1885 p. 680 und 684.

2. Simonetta.

Giovanni Simonetta (aus einer Stadt in Kalabrien, die Francesco Sforza bei seiner Heirat mit Polyxena Ruffa als Mitgift erhalten hatte, trat mit anderen Gliedern seiner Familie in den Dienst des Kondottiere und wurde zu dessen Se-

kretär ernannt. Als solcher hielt er sich von 1444 an immer in dessen Begleitung auf [Muratori, *Script.* XXI, 173]. Nachdem Lodovico Moro die Herrschaft an sich gerissen, fiel er in Ungnade und wurde nach Vercelli verbannt (1480). Todesjahr unbekannt) schrieb *Rerum gestarum Francisci Sfortiae ll. XXXI* (1421 bis 1466). Begonnen, wie es scheint, erst nach dem Tode Sforzas; beendigt nach dem bei Muratori l. c. mitgeteilten Briefe Filelfos 1479. — Erste Ausgabe Mailand 1479, mit mannigfachen Veränderungen von fremder Hand. Aus dem noch vorhandenen Autograph sind bei Muratori in dessen Ausgabe (Script. XXI) die *wichtigern* von der Zensur gestrichenen oder gemilderten Stellen mitgeteilt. Erste Ausgabe der offiziösen italienischen Übersetzung (von Cristoforo Landino) Mailand 1490. — Vgl. Sickel in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, 1856, S. 232 n. 1 (in dem Aufsatze *Die Ambrosische Republik und das Haus Savoyen*).

Simonetta befand sich bei der Abfassung seines Geschichtswerkes bis auf die Abhängigkeit von seiner Regierung in einer ähnlichen Lage wie Guicciardini. Er war noch in leistungsfähigem Alter aus der mit Liebe betriebenen praktisch-politischen Betätigung verdrängt und auf die Schriftstellerei zurückgewiesen worden. Er besaß politisches Verständnis und ein inneres Verhältnis zu dem Stoffe, den er behandelte. Und wenn er hinter dem großen Florentiner als Denker weit zurückstand, so hatte er dafür vor diesem voraus, daß er die Jahre seiner Wirksamkeit nicht mit dem Gefühle bitterer Resignation zu betrachten pflegte, das der *Storia d'Italia* ihr eigentümliches Kolorit verliehen hat. Mit Guicciardini strebte er darnach, die Geschichte sachlich darzustellen. Konnte er sich auch weniger als jener von den Vorschriften der humanistischen Historiographie freimachen, so vertrat er doch prinzipiell ganz ähnliche Ansichten: auch bei ihm geht die Geschichtschreibung nicht darauf aus, den Leser mit rhetorischen Mitteln zu erschüttern; sie will bloß nüchtern referieren.

Seine Geschichte macht daher selbst an ästhetischen Kriterien gemessen einen wohltuenderen Eindruck als die leeren Stilkünste der humanistischen Virtuosen. Aber dies ist nur das eine und nicht einmal das wichtigste.

Simonetta gibt weder eine Biographie noch eine eigentliche Geschichtserzählung. Das eine nicht, weil er nur die Taten, die *res gestae*, seines Helden schildert, dessen Privatleben also außer acht läßt; das andere nicht, weil er die allgemeine italienische Geschichte nur soweit berührt, als sein Held in diese unmittelbar eingegriffen hatte. Er schreibt mehr Memoiren als Geschichte. Aber wie weiß er nun seinen Gegenstand zu behandeln! Wie klar referiert er über alles, was sein Held unternommen! Wie wenig hat sogar die archaistische lateinische Ausdrucksweise seinen Schilderungen militärischer Aktionen anhaben können! Wie sicher hat er die vielen kleinen Truppenbewegungen in einen allgemeinen Plan einzuziehen verstanden; wie präzis sind die Motive der handelnden Personen wiedergegeben! Die Details, die er mitteilt, sind nicht nach ihrem ästhetischen Werte, sondern nach ihrer Bedeutung für den praktischen Erfolg ausgewählt. Nicht einmal die vorgeschriebenen Prunkreden sind eingelegt; die nicht sehr zahlreichen direkten Reden sind nur sachliche Resümees.

Dank seiner sachlichen Haltung ist Simonettas Werk sogar weniger einseitig parteiisch als andere humanistische offiziöse Historien. Die panegyrische Tendenz des Verfassers ist natürlich nicht zu verkennen. Die Schwierigkeiten, die sich Sforzas Unternehmungen entgegengestellt hatten, werden geflissentlich vergrößert, damit ihre Überwindung sich um so ehrenvoller ausnimmt. Die Regierungen der italienischen Staaten erscheinen immer als die Bittenden, Sforza als *arbiter mundi*. Wenn er einmal eine Niederlage erleidet, so sind daran untergeordnete Organe schuld. Aber wie realistisch und relativ exakt sind Sforzas politische Projekte und die allgemeinen Verhältnisse Italiens dargestellt! Man vergleiche etwa die Charakteristik, die Simonetta am Schlusse seines Werkes von seinem Helden entwirft. Man wird auch hier ohne große Mühe unangenehm banale Lobsprüche finden. Aber wie scharf und individuell ist trotz aller verfeinernden Ausdrücke dies Porträt herausgekommen! Die wesentlichen Züge zum Bilde dieser ursprünglichen Soldatennatur sind alle beigebracht.

Spekulative historische Interessen fehlten allerdings auch Simonetta gänzlich. Er begnügte sich damit, das, was er erlebt und erfahren hatte, sauber wiederzugeben. Etwa weiter zu gehen und über die tiefern Gründe nachzudenken, die eine Existenz wie die seines Helden möglich machten, war nicht seine Sache. Historische Probleme hat er weder behandelt noch auch nur geahnt. In dieser Beziehung darf man Simonetta nicht einmal neben Bruni stellen.

3. Merula.

Giorgio de' Merlani, latinisiert Merula (geboren 1420 zu Alessandria, Lehrer des Humanismus zuerst in Venedig, dann in Mailand, wohin ihn Ludovico Moro berufen hatte, gestorben dort 1494) verfaßte *Antiquitates Vicecomitum ll. X* (von den ältesten Zeiten bis 1322). Vollendet wohl bereits 1486 (vide Tiraboschi s. v.). Erste Ausgabe Mailand 1500; dann auch in Graevius *Thes. Ant. Ital.* III. — Biographisches bei F. Gabotto und A. Badini, *Vita di G. M.* 1894.

Eine angebliche Fortsetzung der *Antiquitates* (2. Dekade Buch 1 bis 4) bei Muratori, Script. XXV.

Simonetta hatte sich dank zufälligen günstigen Lebensumständen über das Niveau der humanistischen Annalistik erheben können. Sein Fall bildet eine Ausnahme. Die Geschichte der Visconti, die sein Zeitgenosse Merula verfaßte, ist z. B. nicht mehr als eine brave Durchschnittsleistung.

Merula besaß außer einer gründlichen humanistischen Bildung keine andere Qualifikation zum Geschichtschreiber. Als ihm sein Gönner Ludovico Moro, der sich gerne vor der Öffentlichkeit als Abkömmling der Visconti gerierte, den Auftrag erteilte, die Geschichte seiner angeblichen Ahnen zu beschreiben, war er ebenso nur auf die formale Seite seiner Aufgabe vorbereitet, wie etwa Sabellicus. Sein Werk ist unter diesen Umständen so ausgefallen, wie zu erwarten war.

Merula durfte soweit kritisch sein, als die Dynastie nicht in Frage kam. Er durfte die mittelalterlichen Gründungsfabeln von Mailand

und ebenso z. B. auch die konstantinische Schenkung rundweg verwerfen. Aber die traditionelle Stammesgeschichte der Visconti und ihre Wappenfabeln mußte er gläubig wiederholen und den Königen der Longobarden hohes Lob spenden, weil von ihnen die Grafen von Angheria, die nachherigen Visconti, angeblich abstammten. Die Geschichte der Stadt tritt gegen die Verherrlichung der Dynastie zurück. Das Legitimitätsgefühl der Sforza hatte sich außerordentlich verfeinert, seitdem Francesco Sforza den letzten Visconti der Rankünе Decembris (u. S. 101) ausgeliefert hatte!

4. Corio.

Bernardino Corio (aus vornehmem Mailänder Geschlechte, geboren 1459 zu Mailand, von 1474 am mailändischen Hofe, gestorben 1519) begann 1485 mit der Arbeit an seiner *Patria Historia*, einer Geschichte Mailands bis 1499. Lodovico Moro setzte ihm dafür eine Pension aus und ließ ihm die Archive öffnen; doch führte Corio, wie er in der Widmung angibt, seine Arbeit auch noch fort, nachdem ihn der Sturz seines Herrn seiner Einkünfte beraubt hatte. 1503 war sein Werk vollendet. — Erste Ausgabe Mailand 1503, letzte (besorgt von E. de' Magri) 1855 bis 1857. Die beste ist die erste; der stark lombardisch gefärbte Text ist in den späteren Editionen immer mehr modernisiert und toskanisiert worden. Vgl. F. Güterbock, *Die Urkunden des Corio* im *Neuen Archiv der Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde* XXIII, 213 ff. — Ohne Bedeutung sind die mit der mailändischen Geschichte edierten *Vite degl'Imperadori*, kurze Biographien der römischen Kaiser von Cäsar bis Friedrich Barbarossa. Ranke (*Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber* 89 f.) handelt nur über den Schlußteil. Über das ganze Werk vgl. P. L. Annoni in der *Rivista italiana di Scienze, Lettere ed Arti* II (1874), 57 bis 89; F. Gabotto in der *Vita Nuova* II (1890) Nr. 35; H. Ulman, *Kaiser Maxim. I* I (1884), 441 n. 1.

Kaum mehr der humanistischen Geschichtschreibung gehört die historische Tätigkeit Bernardino Corios an, und zwar nicht nur weil sein Werk in italienischer Sprache geschrieben ist. Seine *mailändische Geschichte* gleicht bereits den wüsten Kompilationen des spätern 16. und des 17. Jahrhunderts. Sie ist weder konsequent kritisch auch nur im Sinne der Brunischule, noch rein volkstümlich, weder eine aktenmäßige Geschichte noch eine schöne Erzählung. Die stilistische Einheitlichkeit, das erste Erfordernis eines echten humanistischen Werkes, fehlt Corios Geschichte. Unverarbeitetes Aktenmaterial und novellistisch ausgemalte Erzählung steht unvermittelt nebeneinander.

Wie Scala (o. S. 27 f.) versuchte Corio zwischen Chronik und humanistischer Annalistik zu vermitteln. Keine Anekdote war ihm zu schlecht. Was die romanhafte volkstümliche Tradition erzählte, nahm er alles auf. Die von Merula verworfene Fabel von der Gründung Mailands durch Subres, einem Nachkommen Noahs, führte er wieder in die Geschichte ein. Anderseits sollten die von Zeit zu Zeit eingerückten Urkunden das Werk den Gelehrten als ein Produkt ernsthafter Arbeit erscheinen lassen. Nicht alle ließen sich allerdings täuschen. Graevius z. B. nahm (trotz Rankes Protest, S. 89, mit Recht) Merula mit allen seinen Mängeln in seine Sammlung auf, Corio dagegen nicht.

Corio hatte sich seine Arbeit denn doch zu bequem gemacht. Obwohl er zur Benutzung des Mailänder Archivs autorisiert worden war, exzerpierte er für die Jahre 1423—1466 lediglich den Simonetta, d. h. er schrieb nicht nur einen frühern Autor aus, wie viele andere es auch taten, und wie er selbst dann für die Jahre 1466—1492 die Chronik Bossis zugrunde legte, sondern er entnahm seinen Stoff einem Autor, der überhaupt nicht die Geschichte Mailands, sondern die Taten Sforzas beschrieb. Er schob in seinen Auszug aus Simonetta nur einige unwichtige Notizen, meist lokalhistorischen Charakters, ein.

Der Manier der Chroniken näherte sich Corio ferner durch sein Streben nach Mannigfaltigkeit. Für die würdevolle Monotonie der Humanisten fehlte ihm das Verständnis. Die Regel Brunis, aus dem wüsten Materiale der Chroniken eine intelligente Auswahl zu treffen, ließ er unbeachtet. Er behandelt Wichtiges und Unwichtiges gleich ausführlich, berichtet über Lokalereignisse wie über Begebenheiten der Weltgeschichte. Historisch bedeutungslose Festanlässe wie die Krönung Papst Alexanders VI. beschreibt er ebenso eingehend wie Vorfälle, die der Geschichte der Stadt eine neue Wendung gaben.

Freilich, um populär zu werden, war dies gerade der richtige Weg. Corio ist denn auch vor allen humanistischen Historiographen der eigentliche nationale Historiker Mailands geworden. Das große Publikum fand bei ihm, was es in der Geschichte suchte. Es fand vor allem seine altvertrauten Legenden, die die Humanisten verächtlich beiseite geschoben hatten. Es ist nicht unmöglich, daß Corios Beispiel auf geistesverwandte außeritalienische Historiker wie z. B. Tschudi von Einfluß gewesen ist.

Corios Werk bietet wenigstens e i n e n neuen historischen Gesichtspunkt. Während es sich, was die unbedingte Anhänglichkeit an den Landesherrn, den *zweiten Gründer von Mailand* (fol. 51[a] der ersten Ausgabe) betrifft, in nichts von den übrigen humanistischen Geschichtswerken unterscheidet, ist doch auch an ihm die Revolution der italienischen Politik, die sich an die Invasion Karls VIII. knüpfte, nicht spurlos vorübergegangen. Wie bei den großen Florentinern ist bei Corio unter dem Eindrucke der französischen Expedition das italienische Nationalgefühl erwacht. Noch Merula hatte die Herrschaft der Longobarden bloß vom dynastischen Standpunkte aus betrachtet (o. S. 45). Corio sieht in Desiderius' Untergang gleichsam eine allgemein italienische Angelegenheit. Karl d. Gr. ist ihm ein Vorläufer Karls VIII. und will wie dieser Italien der Herrschaft der Franzosen unterwerfen. Er stellte es nur klüger an: *perchè non già ignorava, quanto fusse implacabile la naturale e continua inimicizia ch'era tra il nome italiano e francese* ; . . . . *temeva ancora la rebellione di populi, li quali molestamente supportano la Gallica superbia* ; *perilchè più volte il loro fine è stato sanguinolente, in tal forma che Italia s'è attribuito essere stata di continuo la sepultura de'Galli* (fol. 23[b]). Sobald Corio auf diesen Brennpunkt der damaligen italienischen Politik zu reden kommt, erwacht der Staatsmann und Patriot in ihm und ge-

winnt seine Darstellung Leben und Anschaulichkeit. Aber man sollte nun nicht aus dem günstigen Eindrucke, den der letzte, mit 1492 beginnende Teil zu erwecken vermag, auf das ganze Werk Schlüsse ziehen. Um so weniger, als auch das letzte Buch durch ein Plagiat aus Benedictus de Verona (Eccardus, *Corp. hist. med. aev.* II) entstellt ist.

5. Kleinere mailändische Historiographen.

Eine intelligente Erzählung der mailändischen Geschichte in den Jahren nach 1520 verfaßte Galeazzo Capra, genannt *Capella* (geboren 1487 zu Mailand, Geheimsekretär des Ministers Morone, gestorben 1537). Er verstand es, politische Vorgänge außerordentlich klar und anschaulich darzustellen; man begreift, daß Guicciardini diese Quelle gern benutzt hat. An diesem günstigen Urteile kann auch der Umstand nichts ändern, daß der Verfasser, wie natürlich, vom Standpunkt der Sforza aus schreibt. — *Commentarii de rebus gestis pro restitutione Francisci II Mediolanesium ducis*, zuerst Nürnberg 1532, dann sehr häufig, auch bei Graevius, *Thes. Ant. It.* II, 2. Vgl. Ranke, *Zur Kritik neuerer Geschichtschr.* 92 f.

Die *mailändische Geschichte* des Patriziers und Juristen Bernardino Arluno (*Historiarum ab origine urbis Mediol. ad nostra usque tempora sectiones tres*, geschrieben zwischen 1523 und 1538, publiziert nur die Partien 1500 bis 1516 als *bellum venetum* bei Graevius V, 4 und 1521 bis 1535 als *bellum gallicum* bei Müller, *Miscellanea di storia italiana* III; der bald nach dem Tode des Autors um 1550 begonnene Druck des ganzen Werkes wurde sistiert) besitzt dagegen ebensowenig originalen Wert wie Crivelli (S. 42): Arluno begnügte sich damit, seine Quellen (im *Bellum venetum* Mocenigos Geschichte o. S. 37) in humanistisches Latein zu transskribieren. Vgl. Ranke, *Zur Kritik*, 90 ff.

d) Der Kirchenstaat (Platina).

Bartolomeo Sacchi, nach seinem Geburtsorte Piadena bei Cremona *Platina* genannt (geboren 1421, Humanist, nach 1453 im Dienste der Gonzaga als Erzieher der Söhne des Markgrafen Ludwig, 1461 mit einem dieser Söhne, dem zum Kardinal kreiierten Francesco in Rom, unter Pius II. 1464 zum päpstlichen Abbreviator ernannt, von Paul II. abgesetzt, und als er deshalb eine Supplik an den Papst richtet, eingesperrt; auf die Verwendung des Kardinals Gonzaga entlassen, bald darauf wegen Teilnahme an der Sodalität des Pomponius Laetus von neuem verhaftet (1468), doch von der Anklage, sich gegen das Leben des Papstes verschworen zu haben, zuletzt freigesprochen (1469). Unter Sixtus IV., zu dessen Wahl der Kardinal Gonzaga wirksam beigetragen hatte, mit der Verwaltung der vatikanischen Bibliothek betraut. Gestorben 1481) schrieb im Auftrage der Kurie die *Vitae Pontificum* (von Christus bis Paul II.). Dem Papste Sixtus IV. Ende 1474 oder Anfang 1475 überreicht. Im Originalkodex findet sich noch der Anfang einer Biographie des regierenden Papstes (bis 1474) (vgl. Pastor in Quiddes *Deutscher Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, IV [1890], 350 ff.). Erste Ausgabe (bis Paul II.) Venedig 1479; das Fragment der Biographie Sixtus' erst bei Muratori *Script.* III, 2. Später häufig fortgesetzt. — Eine wissenschaftliche Untersuchung der *Vitae* fehlt noch; vgl. Gregorovius, *Gesch. der Stadt Rom* VI, 706, und Pastor, *Gesch. der Päpste* II, 618. Über Platinas *Geschichte Mantuas* s. u. S. 50.

Die Kurie durfte hinter den andern italienischen Regierungen nicht zurückbleiben. Es wäre unbegreiflich gewesen, wenn nicht auch die Päpste ihre Geschichte hätten von einem Humanisten beschreiben lassen. Sixtus IV. übertrug die Aufgabe dem humanistischen Günstling der Gonzaga, der sich bereits durch eine Geschichte Mantuas über seine historiographische Qualifikation ausgewiesen hatte.

Platinas Auftrag war prinzipiell von dem eines Sabellicus oder Merula kaum verschieden. Er hatte wie diese vor allem die verschiedenen frühern, in *barbarischem* Latein redigierten Darstellungen zu einer einheitlich humanistisch stilisierten, offiziösen Historie umzuschmelzen. Nur in zwei Punkten wich seine Aufgabe von den üblichen Bahnen ab.

Erstens war die Geschichte der Päpste — halb die Geschichte eines Staates, halb die einer Institution — nicht wohl in der Annalenform des Livius zu behandeln. Es war natürlicher, sie (ähnlich wie Sueton die Geschichte der römischen Kaiser) in einer Reihe Biographien darzustellen. Dadurch war Platina der rhetorischen Stilisierung enthoben. Er konnte auf die Reden verzichten und durfte die Quellen exakter resümieren als den Annalisten erlaubt war. Sogar der antike Purismus ist wesentlich eingeschränkt. Dann mußte immerhin auch ein Humanist auf den kirchlichen Stoff gewisse Rücksichten nehmen. Platina war so wenig wundergläubig wie irgendein anderer humanistischer Historiograph. Aber seiner Kritik waren Schranken gezogen. Wie Merula wohl die Gründungsfabeln der Stadt Mailand, dagegen nicht die Stammessagen der Visconti hatte verwerfen dürfen (o. S. 44), so durfte sich Platina nur soweit skeptisch zeigen, als nicht Legenden in Betracht kamen, die für das Papsttum von fundamentaler Bedeutung waren. Er durfte deshalb wohl (gegen Hieronymus und die ältern Darsteller; vgl. Ptolomäus von Lucca I, 15, ed. Muratori XI, 766) den angeblichen Briefwechsel Paulus' mit Seneca ignorieren, zu Wundern wie dem im *Liber Pontificalis* (ed. Duchesne I, 469) erzählten von der verdorrten Hand des Bischofs Georgius und zu der Martin von Troppau entnommenen Geschichte, daß Papst Sylvester sich einst dem Teufel verschrieben, ein *ut ajunt* hinzusetzen oder zu der Angabe ebendesselben Martin, daß das Grab Sylvesters zu schwitzen und die Gebeine darin zu klappern begännen, wenn ein Papst sterben müsse, sogar spöttisch bemerken: *Verumne sit an secus, ipsi Pontifices viderint, ad quos pertinet.* Aber die entscheidenden Legenden im Leben des Petrus z. B. mußte er unangetastet lassen. Die kirchliche Tradition brachte es ferner mit sich, daß er, obwohl ein Humanist, öfter in den erbaulichen Ton verfiel. Man vergleiche etwa, wie er — ganz im Stile eines eifernden Bettelmönchs — im Leben Stephans III. der frommen Einfachheit der alten Zeit die moderne Üppigkeit der Priester gegenüberstellt.

Trotz dieser Konzessionen an den kirchlichen Stil bezeichnet Platinas Werk einen weitern bedeutenden Schritt in der Säkularisation der Geschichte. Platina ist der erste Autor, der die allgemeine Kirchengeschichte aus ihrer geistlichen Isolierung befreite und mit der Profangeschichte in Verbindung setzte. In dieser Beziehung emanzipierte er sich vollständig von seinen Quellen. Der Fortschritt vollzog sich allerdings zunächst ganz äußerlich. Politische und Kirchengeschichte organisch zu verbinden, ging über die Kraft des Verfassers, und die Exzerpte aus den Profanhistorikern sind öfter recht grob in den her-

kömmlichen kirchlichen Text hineingestopft. Aber die bisherige künstliche Trennung war damit doch aufgehoben.

Tiefere historische Gesichtspunkte darf man überhaupt bei Platina nicht suchen. Wer sich etwa bei ihm über die Entwicklung des Papsttums unterrichten wollte, würde nicht auf seine Rechnung kommen. Auch geben seine Viten weder eigentlich Biographie noch Geschichte. In der Hauptsache erzählen sie bloß — glatt und oberflächlich wie die annalistischen Geschichtswerke. Wie farblos ist Gregor VII. geschildert! Wie hat Platina aus der ersten Epistel Clemens I. an die Korinther (die er erwähnt) so gar nichts zu machen gewußt! Bloß die letzten Biographien, für die Platina aus der Erinnerung schöpfen konnte, bilden eine Ausnahme. Vor allem Aeneas Sylvius hat der Biograph recht anschaulich zu charakterisieren verstanden. Das Bild Papst Pauls II. dagegen ist unter der haßerfüllten Feder Platinas zu einer Karikatur geworden, die nicht einmal als ähnlich gelten kann.

Es war von großer Bedeutung, daß Platina seine Biographien zu einer Zeit schreiben konnte, da das Papsttum als Institution noch nicht prinzipiell bekämpft wurde. Er brauchte noch nicht auf eine feindliche Partei Rücksicht zu nehmen, die darauf ausging, aus jedem Berichte über die Verfehlungen eines einzelnen Papstes gegen das Institut als solches Waffen zu schmieden. Das nicht durchaus gerechtfertigte Ansehen, dessen er lange Zeit genoß, beruht zu einem guten Teile auf diesem Umstand. Die Protestanten schätzten ihn, weil seine Darstellung der Papstgeschichte noch nicht mit Rücksicht auf sie kastriert worden war; die gebildeten Katholiken griffen gern zu seinem Werke, weil es sie ohne konfessionelle Ängstlichkeit über die Kirchengeschichte des Mittelalters unterrichtete. Die Objektivität Platinas war auf lange Zeit hinaus für beide Konfessionen unerreichbar. Ist doch sein Werk selbst im Jahre 1580 auf den Index von Parma gesetzt worden (Reusch, *Index*, 580)!

e) Die übrigen italienischen Staaten.

Die humanistische Annalistik der übrigen italienischen Staaten bietet wenig bemerkenswertes. Im allgemeinen muß ein kurzer Hinweis genügen.

Genua. Nach dem Vorbilde Poggios beschrieb der genuesische Staatskanzler und Humanist Giacomo Bracelli (geboren zu Sarzana, bereits um 1411 im genuesischen Staatsdienste, 1431 Staatskanzler, gestorben um 1466) einen Krieg seiner Stadt; er wählte dazu den Kampf mit dem König von Aragon (*De bello, quod inter Hispanos et Genuenses saeculo suo* [= 1420 bis 1444] *gestum.* Erste datierte Ausgabe Paris 1520, letzte bei Graevius *Thes. Ant. Ital.* I, 2. Schon von Simonetta stark benutzt.) Die Ausführung zeigt nichts eigentümliches. Bloße Skizzen gibt der *De claris Genuensibus libellus* (bei Graevius I, 1). — Vgl. Braggio, *G. B. e l'umanesimo dei Liguri al suo tempo* in den *Atti della Soc. Lig. di Stor. patr.* XXIII (1891).

Siena. Bloße Durchschnittsarbeiten sind auch die sienesische Zeitgeschichte (*Senensium historiarum ll. III*, 1446 bis 1457) und die kurze Geschichte Piombinos (*Historia Plumbinensis*, bis 1473, ebenfalls hauptsächlich Zeitgeschichte) des

Sieneser Humanisten Agostino Dati (1420 bis 1478) (beide Werke gedruckt in dessen *Opera*, zuerst Siena 1503). Die Sieneser Geschichte scheint unvollendet hinterlassen zu sein.

Mantua. Ebenso unbedeutend ist Platinas *Geschichte der Stadt Mantua.* Da das Werk im Auftrage der Gonzaga geschrieben wurde, beginnt die eigentliche Geschichte natürlich erst mit dem Aufkommen der Dynastie (1328) und verfolgt hauptsächlich den Zweck, die Kriegs- und Heldentaten des erlauchten Geschlechtes ins Licht zu setzen. Irgendwelche Kritik durfte Platina hier natürlich ebensowenig an den Tag legen wie etwa Merula. — Platina (s. o. S. 47 ff.) begann 1461 im Auftrage des Kardinals Gonzaga seine *Historia urbis Mantuae* (bis 1464). Vollendet 1469. Die älteste Zeit, besonders die Periode vor Konrad III., ist nur flüchtig behandelt. Das Werk durchlief vor der Publikation die Zensur der Gonzaga. Zuerst gedruckt Wien 1675; die Ausgabe ist wiederholt bei Graevius *Thes. Ant. It.* IV, 2 und Muratori, *Script.* XX. — Vgl. Luzio-Renier im *Giornale stor. della Letteratura ital.* XIII (1889), 430 ff.

Ferrara. Im Auftrage des Fürsten Herkules von Ferrara beschrieb der korsikanische Humanist Petrus Cyrnaeus (geboren 1447 zu Aleria, Kleriker, später humanistischer Lehrer zu Venedig, gestorben 1506, nach seiner Heimatinsel *Cyrnaeus* genannt) den Krieg, den sein Herr 1482 bis 1484 mit der Republik Venedig geführt hatte (*Commentarius de bello Ferrariensi* bei Muratori, *Script.* XXI). Der Zweck des Werkchens ist offenbar, der venezianisch gefärbten Darstellung des Sabellicus, gegen den im Anfang polemisiert wird, eine Erzählung vom ferraresischen Standpunkte aus entgegenzusetzen. Die Form ist recht gewandt. Das heroische Auftreten des Herzogs und seiner Gemahlin, die loyale Haltung der Ferrareser Bürger (die von Herzog und Herzogin in imaginären Volksversammlungen nach allen Regeln der Kunst angeredet werden) bilden zu den breit ausgemalten Berichten über die Greueltaten der venezianischen Truppen einen recht wirkungsvollen Kontrast.

Korsika. Die wertvollste aller dieser kleinern historischen Schriften ist eben desselben Cyrnaeus *Geschichte Korsikas* (*De rebus Corsicis* bei Muratori XXIV; neue Ausgaben 1834 mit italienischer Übersetzung von Gregori und 1884 von Letteron. Die in das zweite Buch eingelegte emphatische Danksagung an die Republik Venedig, die ihm das Bürgerrecht verliehen hatte, sollte wohl den übeln Eindruck verwischen, den die im vorigen Absatze angeführte Schrift hatte in Venedig erwecken können [S. 433 bei Muratori]). Sie ist auch die einzige, deren Autor unabhängig war.

Als der Priester, Musiker und Humanist Petrus, genannt der *Korsikaner*, um 1500 in Venedig die Geschichte seiner Heimatinsel schrieb, war er dem Einflusse der korsikanischen Machthaber schon längst entrückt. Die Anregung zu seiner Arbeit empfing er von Strabo. Das Werk des alten Geographen war eben ins Lateinische übersetzt worden, und die unfreundlichen Bemerkungen, die sich dort über die Korsikaner finden, hatten die patriotische Empfindlichkeit des alten Literaten gereizt.

Doch bildete seine Heimatliebe nur den Ausgangspunkt. Cyrnaeus war in seinem Vaterlande zu schlecht behandelt worden, als daß er in die übliche Schönfärberei hätte verfallen können. Das erste Buch, das hauptsächlich die geographischen und ethnographischen Verhältnisse der Insel bespricht, schildert die Zustände auf Korsika, die Blutrache, die Geschlechterfehden usw. vielmehr mit einer Realistik, die innerhalb der humanistischen Geschichtsliteratur kaum ihresgleichen hat. In den folgenden Büchern, die die Geschichte der Insel von der Völkerwanderung bis 1474 erzählen, hat dann allerdings Cyrnaeus das dürftige erhaltene Material nicht zu einer gleichmäßigen Darstellung zu verarbeiten vermocht, und der humanistischen Vorliebe für heroische Anekdoten folgend, hat er hier manche rührende Geschichte aufgenommen, die mit seiner früheren allgemeinen Schilderung recht wenig harmoniert. Aber in die Wirklichkeit führt uns wieder das letzte Buch zurück, das — ein sonderbarer, aber gar nicht schlechter Abschluß — das Leben

des Autors selbst erzählt. Diese Autobiographie läßt uns in die korsikanischen Verhältnisse besser hineinsehen, als eine annalistische Rekapitulation der endlosen Geschlechtsfehden, in die Cyrnaeus verwickelt wurde. Sehr merkwürdig ist dann die eingehende, Lob und Tadel scheinbar objektiv abwägende Selbstcharakteristik zum Schlusse, ein genaues Gegenstück zu dem Selbstporträte L. B. Albertis (S. 105 f.).

3. Jovius und die journalistische Behandlung der Geschichte.

Paolo Giovio lat. Paulus Jovius (geboren 1483 zu Como, von seinem ältern Bruder Benedetto, dem Geschichtschreiber Comos, im Humanismus ausgebildet, dann Medizinstudent in Padua und Pavia, 1516 in Rom, wo er zunächst als Arzt praktiziert; von Papst Leo X., dem er den Prolog seiner Zeitgeschichte überreicht, protegiert und u. a. zum Professor an der römischen Universität ernannt; von da an in der Hauptsache journalistisch und historiographisch tätig; 1528 von Klemens VII. zum Bischof von Nocera befördert; verläßt nach der Wahl Pauls III. Rom und siedelt nach Florenz über [1550]; gestorben dort 1552) verfaßte:

1. *Historiarum sui temporis ll. XLV* (vom Einfall Karls VIII. an bis zum Jahre 1547). Mit zwei großen Lücken: es fehlen Buch 5 bis 10 (nicht *11*, wie seit Tiraboschi in sämtlichen Handbüchern zu lesen ist), d. h. die Zeit vom Tode Karls VIII. bis zur Wahl Leos X., und Buch 19 bis 24, die Periode vom Tode Leos X. bis zum Sacco di Roma. Die frühern sechs Bücher gingen angeblich beim Sacco di Roma verloren; die sechs spätern sind überhaupt nie geschrieben worden, angeblich ihres betrübenden Inhalts wegen. In Wirklichkeit haben wohl auch die frühern sechs Bücher nie existiert, und Jovius hat diesen Teil seiner Geschichte ungeschrieben gelassen, weil er zur Zeit der Redaktion von den meist schon gestorbenen Teilnehmern doch nichts mehr hätte erpressen können; die zweite Lücke erklärt sich daraus, daß Jovius den in mehrern Viten (s. u. 2) bereits behandelten Stoff nicht noch einmal darstellen wollte (er verweist selbst auf seine Biographien). Es mochte ihm als Humanisten auch keineswegs unangenehm sein, wenn sein Werk gleich dem des Livius nur fragmentarisch und teilweise nur in der Form von Epitome (er schrieb diese seine Periochae selbst) erhalten blieb. Seine Zeitgeschichte wurde so gleichsam eine künstliche antike Ruine. Tiraboschi berichtet, s. v. Giovio, unter den Papieren eines Grafen G. B. Giovio seien *vor kurzem* drei der beim Sacco di Roma verloren gegangenen Bücher entdeckt wurden; die Nachricht beruhte offenbar auf einem Irrtume, denn man hat seither von diesem Funde nichts mehr gehört. — Ausgaben: Jovius ließ schon frühzeitig einzelne Bücher handschriftlich zirkulieren. Gedruckt wurde das Werk aber erst, nachdem es vollständig abgeschlossen war (1549), 1550 bis 1552 zu Florenz. In den nächsten Jahren folgten zahlreiche weitere Ausgaben und viele Übersetzungen.

2. Biographische Werke, meist im Auftrage von Verwandten verfaßt: a) *Vitae duodecim Vicecomitum* (bis auf Filippo Maria Visconti) mit einem Anhang über die Erbberechtigung der Orléans, dem Dauphin Heinrich von Frankreich gewidmet (erste Ausgabe Paris 1549). b) *Vita Sfortiae clarissimi ducis* (= des Muzio Attendolo Sforza), dem Kardinal Ascanio Sforza gewidmet, geschrieben unter Paul III. c) *Vita Alfonsi Atestini, Ferrariae ducis*, dessen Sohne gewidmet, geschrieben 1550. d) *De vita et rebus gestis Consalvi Ferdinandi Cordubae cognomento Magni ll. III*, dessen Enkel gewidmet, 1547 geschrieben. e) *De vita et rebus gestis Ferdinandi Davali cognomento Piscarii ll. VII*, mit einer Zueignung an dessen Gattin Vittoria Colonna. f) *Vita Leonis X* in vier Büchern, Herzog Alexander von Medici gewidmet. g) *Vita Hadriani VI*, Kardinal Wilhelm von Dordrecht gewidmet. h) *Pompei Columnae Vita*, dessen Neffen, Erzbischof Franz Colonna gewidmet. — Erste Gesamtausgabe der Viten (soweit damals schon geschrieben) Florenz 1549, später dann in den Opera.

Biographischer Natur sind auch 3. die *Elogia virorum bellica virtute illustrium* (mit Romulus beginnend und hauptsächlich Italiener behandelnd, doch daneben auch viele Ausländer, Türken, Perser etc., neben Kriegshelden auch Piraten wie

Barbarossa) und die ähnlich international angelegten *Elogia virorum literis illustrium, quotquot vel nostra vel avorum memoria vixere* (aus früherer Zeit sind nur ganz wenige Persönlichkeiten aufgenommen: Albertus Magnus, Dante etc.). Die *Elogien* waren ursprünglich als erläuternder Text zu den Porträts gedacht, die Jovius in seinem 1536 bis 1543 bei Como erbauten *Museum* aufgestellt hatte. Doch bringen erst die spätern Editionen Text u n d Bilder. Die erste illustrierte Ausgabe der *Kriegshelden* erschien Basel 1575, die der *viri docti* Basel 1577. Vorher (Florenz 1548 usw.) war nur der Text publiziert worden. Die Basler Holzschnitte sind übrigens sehr schlecht. Künstlerisch und exakt ausgeführt sind dagegen die Illustrationen, die den Biographien der Visconti beigegeben wurden (Paris 1549), die einzigen, deren Herstellung noch von Jovius selbst besorgt worden war. Vgl. darüber J. Burckhardt, *Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien* (1898), speziell 465 ff.; F. Fossati *Il Museo Gioviano* 1892 und *I Ritratti del Museo G.*, 1893 (in der *Rassegna Nazionale* XV). E. Müntz, *Le Musée de portraits de P. J.*, 1900. A. Hagelstange, *Eine Folge von Holzschnittporträts der Visconti von Mailand* in den *Mitteilungen aus dem german. Nationalmuseum*, 1904, S. 85 ff.

4. *Commentarii delle cose de' Turchi* Venedig 1531 und häufig. Lateinisch (Wittenberg 1537) unter dem passenderen Titel *de rebus gestis et vitis imperatorum Turcarum* (von Osman bis Suleiman II.).

5. In Jovius' Nachlaß fandan sich außerdem noch ein 1527 begonnener unvollendeter Dialog *de viris literis illustribus*, und biographische Skizzen zur gleichzeitigen K u n s t g e s c h i c h t e , offenbar Vorarbeiten zu dem kunstgeschichtlichen Seitenstücke zu den *Elogia doctorum virorum*, dessen Ausführung Jovius dann Vasari überließ (s. S. 96). Diese Fragmente sind gedruckt im Anhange zu Tiraboschis italienischer Literaturgeschichte.

L i t e r a t u r: Wegen der Quellenstellen, die in ihm zusammengestellt sind, immer noch unentbehrlich ist der Artikel bei Tiraboschi. Eine Ergänzung zu den dort angeführten belastenden Zeugnissen haben seither die von A. Luzio 1885 *per nozze* zu Mantua publizierten *Lettere inedite di P. G., tratte dall'archivio Gonzaga* gebracht. Biographisch wertvolle Notizen in Pastors *Geschichte der Päpste*, Band IV (v. Register). Vgl. ferner L. v. Ranke, *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber* (apologetisch) und M. Lupo Gentile, *Studi sulla storiografia fiorentina* (1905), 47 ff.

Jovius' Stellung zu seinen Auftraggebern. Nur wenige humanistische Geschichtschreiber kommen an historischer Bedeutung Paulus Jovius gleich. Nicht als ob der Bischof von Nocera eigentlich neue Bahnen eingeschlagen oder seine Rivalen an historischer Begabung übertroffen hätte. Aber seine Werke sind ihrer Entstehung nach von den übrigen humanistischen Produkten so verschieden, daß ihr Verfasser unmöglich in dieselbe Kategorie wie Sabellicus oder Bembo gestellt werden kann, so genau er sich auch in der Form der Darstellung den Regeln der Brunischule anschloß.

Die humanistischen Historiker hatten bisher auf Bestellung gearbeitet. Mit Jovius ergreifen die Autoren die Initiative. Die humanistische Geschichtschreibung wird sich mit ihm ihrer Macht bewußt. Jovius verfolgte kein anderes Ziel als die frühern humanistischen Geschichtschreiber: die publizistische Bearbeitung der öffentlichen Meinung vom Standpunkt einer Regierung aus betrachtete auch er als seine Aufgabe. Aber er und seine Schüler haben eingesehen, daß d e r Autor am besten fährt, der sein literarisches Talent nicht an einen, sondern an mehrere verkauft.

Frühere humanistische Historiker waren auch etwa förmlich dazu verpflichtet worden, ihre Auftraggeber zu loben. Das Anstellungs-

dekret Navageros (S. 35) spricht z. B. ruhig davon, daß zur Abfassung *eleganter und geschmückter Staatsgeschichten* Autoren *um großen goldnen Lohn angestellt* würden (*N. Arch. Veneto* N. S. IX, 331). An sich nahm Jovius zu den Potentaten, denen er seine *goldene Feder* offerierte, dieselbe Stellung ein. Nur mit dem einen bedeutenden Unterschiede, daß er sich seinen Kunden eigentlich aufdrängte und seine Bezahlung nötigenfalls von ihnen erpreßte. Nur wer seine Forderung honorierte, konnte darauf rechnen, in seinem Geschichtswerke lobend genannt oder überhaupt erwähnt zu werden; renitenten Personen stellte er Schmähungen in Aussicht.

Mit seinen Drohungen erzielte Jovius um so eher einen Erfolg, als er sich so gut wie ausschließlich mit der Zeitgeschichte befaßte. Er war außerdem nicht nur historiographisch, sondern auch journalistisch tätig. In Rom unterhielt er ein eigentliches Korrespondenzbureau (Korrespondenzen von ihm sind erhalten z. B. bei M. Sanuto, *Diarii*, XXI, 391 ff.; LIII, 462 ff.). Kein Wunder, wenn die Regierungen in Italien und außerhalb diesen in seiner Art konkurrenzlosen Revolverjournalisten günstig zu stimmen versuchten. Wie hätte z. B. die französische Regierung mit ihren in formlosem Amtsstil gehaltenen Bulletins gegen die Relationen des Jovius und dessen partienweise im Manuskript edierte Zeitgeschichte aufkommen können!

Jovius besaß als Journalist ein unbegrenztes Zutrauen zu der Leichtgläubigkeit und Dummheit des Publikums — eine Eigenschaft, die wahrscheinlich noch durch seinen medizinischen Beruf genährt wurde. Er betrieb deshalb sein Gewerbe mit anerkennenswerter Offenheit. Es mag genügen, auf die bei Tiraboschi gesammelten Stellen hinzuweisen. Für anständige Leute hatte er die Verachtung des zynischen Praktikers. Den ehrlichen Varchi (S. 89 ff.) nannte er ins Gesicht einen *rechten Esel* (*un gran pazzo*; Lupo Gentile, *Studi* 95) und Guicciardinis Offenheit war ihm gänzlich unverständlich: *morde*, schreibt er einmal (*Lettere volgari*, Venedig 1560, fol. 43b), *troppo liberamente chi lo merita per la mera verità.*

Seine journalistische Begabung. Alle diese Unverschämtheiten hätten nun freilich Jovius nichts genützt, wenn ihnen nicht eine unvergleichliche journalistische Begabung und geschäftliche Tüchtigkeit zur Seite gestanden hätte.

Jovius war der erste große Reporter und Interviewer. Unermüdlich reiste er aktuellen Ereignissen, besonders großen Schlachten, nach, befragte die wichtigsten Teilnehmer und ließ sich Lokalität und eventuelle Merkwürdigkeiten zeigen. Er beherrschte dann den journalistischen Stil wie wenige. Er konnte über alles schreiben, was man wollte; seine Darstellung blieb immer geistreich, gefällig, *chic* und verlor sich nie in unangenehmen tiefern Reflexionen. Der moralisierende Leitartikelton stand ihm zu Gebote wie keinem andern Humanisten. Jovius ist der einzige Historiker seiner Zeit, der in seinem Urteil immer nur von ethischen Gesichtspunkten ausgeht. Und wie empfindlich ist seine fromme Seele! Wie kann er sich darüber auf-

halten, daß Machiavelli (angeblich) in seinen Geschichtswerken patriotischen Tendenzen zuviel nachgegeben habe (die florentinischen Republikaner hatten Jovius freilich nie etwas bezahlt!) oder daß Erasmus sich in seinem *Lob der Narrheit* gegen die geistliche Würde vergangen hatte (beide Bemerkungen in den *Elogien* s. v.) — er, der Bischof von Nocera, dessen Lebenswandel allen Begriffen von Anstand Hohn sprach.

Mit besonderm Geschicke verstand es Jovius in der Mitteilung dessen, was er wußte, zwischen den Wünschen seiner Kunden und denen des großen Publikums zu lavieren. Die einen wollten, daß ehrenvolle Tatsachen erwähnt würden, die andern lasen nichts lieber als pikante Details aus dem Leben der Großen. Jovius schlug im Interesse seines Kredits bewußt (vgl. den Brief an Girolamo Scannapeco *Lett. volg.* f. 8 ff.) einen Mittelweg ein. Er deutet meist nur an, aber sagt doch in der Regel so viel, daß der aufmerksame Leser alles wesentliche erraten kann.

Seine journalistische Behandlung der Geschichte. Diese journalistische Anlage war nicht durchaus schädlich. Jovius verdankt ihr manche, auch historisch brauchbare Anregung. Aber sie ließ auch keine seiner Neuerungen zur Reife kommen.

Jovius war kein historischer Denker. *Die Lage der öffentlichen Geschäfte wird nie ergründet, die Politik fehlt*; *das Geheimnis bleibt unaufgeschlossen*, bemerkt Ranke (p. 76) mit Recht. Er gibt bloße *Reportage.* Und dazu nicht einmal kritisch gesichtet. Gute und schlechte Notizen, eigene Beobachtung und was andere ihm mitgeteilt, Angaben, mit denen boshafte Konkurrenten ihn hineinzulegen versuchten (Lupo Gentile p. 55 f.), und authentische Berichte mischte er liederlich durcheinander. Er bezeichnete etwa sein Gedächtnis als seine einzige Notizensammlung (*scartafaccio*; Lupo Gentile 57). Die Technik des politischen Lebens blieb ihm fremd. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, den Mechanismus einer so wichtigen Verfassung wie der florentinischen kennen zu lernen (Lupo Gentile 57). Er kannte die Menschen nur als Reporter und als Arzt. Er konnte über alles schreiben; aber er verstand nichts — abgesehen von Fragen des lateinischen Stils, die er nun allerdings als Fachmann beurteilte.

Aber er besaß den echten journalistischen Spürsinn. Er erkannte die Bedürfnisse der neuen Zeit, noch bevor die große Masse sich ihrer bewußt geworden war. Er war der erste bedeutende Historiker, der einsah, daß die Zeit der Landesgeschichten vorüber war. Er behandelt gleichmäßig alle Völker, die für die europäische Politik in Betracht kamen; die christlichen Staaten, die Türken, die Piratenreiche in Nordafrika. Seine *Elogien* besprechen unterschiedslos so gut wie alle Persönlichkeiten, die aktuell waren, Savonarola ebensowohl wie den Kardinal Bibbiena, Melanchthon nicht weniger als Ariost, Korsaren, legitime Fürsten und Kondottieren in einer Reihe. Er nahm darauf Rücksicht, daß die Berichte über die neuen Völkerschaften in Amerika das ethnographische Interesse geweckt hatten (vgl. u.

Buch III Abschn. B) und legte (ähnlich wie Bembo, der sogar in seine *venezianische Geschichte* eine Relation über die Sitten der Westindier einschob) kulturhistorische Exkurse über die Völker ein, deren Geschichte er behandelte.

Dies alles ist freilich nur angedeutet; nichts ist ausgeführt. Die europäische Auffassung der Geschichte beruhte mehr darauf, daß Jovius überhaupt kein politisches Urteil hatte und nach Laune und — Bezahlung bald so, bald anders schrieb, als auf einer richtigen Einsicht in den internationalen Zusammenhang der Ereignisse. Die ethnographischen Kapitel sind bloße *Blender*. Den glücklichen Gedanken, seine biographischen Darstellungen mit authentischen Porträts auszustatten — seine *Elogien* sind die ersten Geschichtswerke, in denen dies der Fall ist — verdarb er selbst wieder dadurch, daß er unbedenklich seine echten Bilder mit schwindelhaften Erfindungen vermengte.

Jovius' Beispiel hat nicht verfehlt, Schule zu machen. Freilich, in dem Maße wie er, haben seine Nachfolger nicht mehr erpressen können. Jovius' Tätigkeit setzte ähnlich wie die des geistesverwandten Aretin die beinahe absolute Preßfreiheit voraus, deren sich Italien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu erfreuen hatte, und ohne die auch Machiavelli und Guicciardini nicht denkbar wären. Gegenreformation und Absolutismus haben diesem Zustande dann bald ein Ende bereitet. Aber nicht nur fand trotzdem der journalistische, auf den Tag berechnete Betrieb der Geschichtschreibung noch manche Fortsetzer, sondern auch Jovius' historiographische Anregungen blieben nicht ohne Frucht. Thuans Geschichte verdankt dem Werke Jovius', an das sie sich direkt anschließt, ihre universalhistorische Anlage. Eine noch größere Wirkung haben die illustrierten *Elogien* ausgeübt. Noch im 16. Jahrhundert erschienen zahlreiche Nachahmungen.

Als Universalhistoriker hatte Jovius unter den Humanisten nur einen Vorgänger, wohl nicht zufällig einen Autor, der ebenfalls in Rom lebte und in päpstlichen Diensten stand, den Foligneser Sigismondo dei Conti (geboren um 1440, Sekretär verschiedener Päpste von Sixtus IV. bis Julius II., gestorben 1512; verfaßte *Historiae sui temporis* [1475 bis 1510], erste Ausgabe mit italienischer Übersetzung 1883). Bemerkenswert an dem Werke dieses Vorgängers ist denn freilich auch nur die universalhistorische Anlage.

III. Die neue politische Geschichtschreibung in Florenz zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

A. Allgemeines.

Die Geschichtschreibung Machiavellis und Guicciardinis und ihrer florentinischen Zeitgenossen ist äußerlich betrachtet zu einem guten Teile eine bloße Fortsetzung der humanistischen Annalistik. Sie übertrifft diese aber so sehr an innerm Wert und verdankt ihre Bedeutung so ausschließlich dem neuen und eigenen, wodurch sie von der Bruni-

schule abweicht (nur in ihren Mängeln berührt sie sich im Grunde mit dieser), daß sie wohl einen Abschnitt für sich verdient. Man mag sie als die Historiographie der Renaissance der des Humanismus entgegenstellen.

Die Situation in Florenz in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Situation hatte sich in Florenz im Laufe des 15. Jahrhunderts für eine Historiographie im großen Stile sehr ungünstig gestaltet. Die durch Giovanni Villani und Dino Compagni bezeichneten Ansätze zu einer realistischen nationalen Geschichtschreibung waren durch die humanistische Bewegung unterbrochen worden. Die leitenden Männer des Staates, des Handels und der Industrie waren, seitdem der Humanismus die alte bodenständige Form der historischen Erzählung durch korrekte Imitationen antiker Muster ersetzt hatte, von der kunstmäßigen Geschichtschreibung ausgeschlossen worden. Nur wer zur Zunft der humanistisch gebildeten Literaten gehörte, konnte sich noch in der neuen anspruchsvollen Manier versuchen. Die populäre Geschichtschreibung zeigt daher im 15. Jahrhundert in Florenz durchweg Zeichen des Niedergangs. Ein Werk wie die *florentinischen Geschichten* Giovanni Cavalcantis kommt den großen Leistungen des 14. Jahrhunderts in keiner Weise gleich; von der neuen Bildung zeugen nur die ungefügen langen Reden — das einzige, worin Cavalcanti den Humanisten nachzueifern strebte.[1])

Die humanistische Historiographie selbst machte dabei, wie oben (S. 24 f.) ausgeführt, ebensowenig Fortschritte. Über das Vorbild, das Leonardo Bruni gegeben, war in seiner Art nicht hinauszukommen. Wohl ließ sich nicht verkennen, daß auch jetzt noch die allgemeinen Bildungsverhältnisse in Florenz für die Entwicklung der Geschichtschreibung günstiger lagen als in den andern italienischen Staaten. Nirgends nahmen die obern Stände so lebendigen Anteil an der literarischen Produktion wie dort; nirgends sonst sind auch damals noch verhältnismäßig so viele historische Werke aus Freude an der Sache und nicht bloß auf Bestellung geschrieben worden wie in Florenz (s. S. 23 u. 26 f.). Aber auch hierin drohte eine Änderung einzutreten. Es stand zu erwarten, daß die definitive Konsolidierung der mediceischen Herrschaft auch in Florenz der unabhängigen Geschichtschreibung ein Ende bereiten und künftige Geschichten der Stadt auf den Rang von Platinas mantuanischer Geschichte (s. S. 50) hinunterdrücken würde.

Folgen der französischen Invasion im Jahre 1494. Daß die Ansätze zu einer großen Geschichtschreibung, die damals vorhanden waren, zur Entfaltung kommen konnten, verdankt Florenz allein der Umwälzung, die die Invasion Karls VIII. in den innern Verhältnissen und in der auswärtigen Politik der Stadt hervorbrachte. Machiavelli und

---

1) Cavalcantis *Istorie fiorentine* (1420 bis 1440; angefügt ein Ereignis aus dem Jahre 1452) sind zum ersten Male 1838/39 von F. Polidori herausgegeben worden. Ein zweites Werk Cavalcantis, die sog. *Seconda Storia* (unvollständig ediert ebendaselbst) erzählt die Geschichten der Jahre 1440 bis 1447. Machiavelli hat Cavalcanti stark benützt. Vgl. P. Villari, *N. Machiavelli* III (1897), 256.

Guicciardini gehören allerdings zu den Ausnahmeerscheinungen, die sich vielleicht in jeder Zeit Bahn brechen können. Aber sie stehen nicht allein. Sie sind nur die ersten einer ganzen Reihe bedeutender Historiker, die alle in ihrer Art eine neue Auffassung der Geschichte vertreten. Und diese Blüte der Geschichtschreibung dauert nur so lange an wie die Verfassungskämpfe, die sie hervorgerufen hatten. Nachdem die Monarchie endgültig Boden gefaßt hatte, verschwand sie eben so plötzlich wie sie gekommen war.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Veränderungen einzugehen, die die französische Invasion des Jahres 1494 und der sich daran anschließende lange Kampf Frankreichs und Spaniens um die Hegemonie in Italien für Florenz zur Folge gehabt hat. Nur auf die beiden Punkte möge hingewiesen werden, die für die Historiographie von besonderer Bedeutung waren. Das Eingreifen der beiden, nach jahrhundertelangen innern Kämpfen konsolidierten westlichen Großmächte brachte erstens für alle italienischen Mittelstaaten das Ende ihrer selbständigen Stellung in der europäischen Politik. Kein Staat hatte außer Mailand darunter mehr zu leiden als Florenz. Besonders da durch die Verkettung der Umstände, d. h. weil zweimal ein Medicäer zum Papste gewählt wurde, nicht nur die äußere Existenz, sondern auch die Ordnung der inneren Verhältnisse in das Belieben der auswärtigen Mächte gestellt wurde. Dieser plötzliche Umschwung, der aus wirksam Mithandelnden beinahe ohnmächtige Zuschauer machte, ist besonders von Machiavelli deutlich empfunden und zum Gegenstand tief eindringender Reflexionen gemacht worden. Die zweite Folge der Invasion war die Vertreibung der Medici und die Einsetzung einer republikanischen Regierung in Florenz, d. h. der Bruch mit der Entwicklung, der aus der Republik, wenn auch nicht der Form, so doch der Sache nach, ein Fürstentum gemacht hatte. Die politische Tradition war abgeschnitten, und die Stadt sah sich unvermutet vor das Problem gestellt, wie sie ihre Verfassung gestalten solle. Bisher bloß von Tneoretikern betriebene Untersuchungen über das Wesen und die Organisation des Staates gewannen nun plötzlich praktische Bedeutung. Die Unsicherheit der Zustände, die rasch wechselnden Parteigruppierungen, die wenigstens theoretisch vorhandene Möglichkeit, jedes Verfassungsideal in die Wirklichkeit umzusetzen und gleich die Probe aufs Exempel zu machen, — das alles trieb nun zu politischen Spekulationen und Forschungen an, von denen sich vorher keine Spur nachweisen läßt (die fundamentale Bedeutung der Revolution des Jahres 1494 in dieser Beziehung ist von der Kulturgeschichtschreibung bisher kaum je gebührend gewürdigt worden; auch Jakob Burckhardt hat daher den Doktrinarismus der Florentiner *Statisti* nicht ganz gerecht beurteilt; vgl. *Hist. Ztschr.* 100, 519 ff.).

Material für diese Untersuchungen bot neben der Beobachtung auswärtiger, gut funktionierender Verfassungen (speziell der venezianischen[1])) vor allem die Geschichte. Den Historikern war damit eine

1) Mit dieser hat sich außer Guicciardini u. a. besonders Donato Giannotti befaßt (geboren 1492, 1527 Sekretär der *Dieci*, nach der Eroberung der Stadt von

ganz neue Aufgabe gestellt. Die Geschichtschreibung, die bisher künstlerischen und publizistischen Zwecken dienstbar gemacht worden war, wurde nun zur Lehrmeisterin der Politik. Den historischen Darstellungen stehen Spekulationen über Probleme der politischen Theorie zur Seite.

Oft genug war dabei die Geschichte nur die Magd der Doktrin. Der Trieb nach rein historischer Erkenntnis konnte so sehr zurücktreten, daß große Gebiete der Geschichte nur als Beispielsammlung für politische Deduktionen behandelt wurden (die römische Geschichte in Machiavellis *Discorsi* über Livius).

Die florentinischen Historiker mußten unter diesen Umständen vor allem die rhetorische Stilisierung der Wirklichkeit ablehnen. Sie waren zwar zu wenig Gelehrte und Kritiker, als daß sie die verlogenen Fabeln früherer Geschichtschreiber durchweg beseitigt hätten. Sie entnahmen im Gegenteil die historischen Belege für ihre Leitsätze öfter recht schlechten Quellen. Aber sie verwandten die von Schulmeistern und Stilisten erfundenen sentimentalen Anekdoten in einem ganz andern Sinne als die Humanisten. Sie deuteten sie realistisch um und ließen sie bei Grundsätzen Pate stehen, die von der rhetorisch-pathetischen Moral der humanistischen Schule gänzlich differierten. Dem Historiker lag mehr daran, aus der (richtigen oder falschen) Erzählung seiner Quelle eine Lehre zu ziehen, als die Tatsachen an sich einer Prüfung zu unterwerfen. Das eine konnte unmittelbar politischen Nutzen bringen, das andere doch nur sehr auf Umwegen.

Die Typisierung historischer Begebenheiten. Die neuen Vorstellungen von der Aufgabe der Geschichte wirkten noch in anderer Weise ein.

(Politische) Belehrung findet in der Historie nur, wer das Typische in fremden Vorgängen zu erkennen vermag. Die allgemein menschliche (soziologische) Bedeutung der Ereignisse muß dem Suchenden über der nationalen stehen. Er muß die Geschichte philosophisch betrachten. Das historische Raisonnement darf sich nicht mit dem äußern Schein begnügen. Wer Vorbilder nutzen will, muß sie ihrer zufälligen Begleitumstände entkleiden und das allgemein Gültige an ihnen herauszufinden suchen.

Die Historiker hatten bisher kaum daran gedacht, in der Geschichte nach typischen Vorgängen zu forschen. Das Interesse an allgemeinen politischen Problemen ging ihnen ab. Sie hatten in ihre Geschichtswerke wohl gelegentlich moralisch belehrende Sentenzen eingelegt. Aber sie hatten sich dabei nicht über Gemeinplätze der alten Popularphilosophie hinausgewagt. Staatsmänner konnten mit diesen wenig

---

den Medici ausgewiesen, von 1563 an in Venedig, gestorben 1753 zu Rom). Sein Hauptwerk *Della Repubblica de' Viniziani* (1526, umgearbeitet 1530) gibt nicht nur eine Beschreibung der venezianischen Verfassungsinstitutionen, sondern weist auch deren Entstehung historisch nach. G. verfaßte ferner Verfassungsentwürfe für Florenz: *Discorso sopra il fermare il governo di Firenze*, vier Bücher *della Repubblica Fior.*, einen *discorso* über die *milizia* (1528). — *Opere politiche e letterarie* ed. Polidori mit Biographie von Vannucci 1850. Das Buch über die venezianische Republik zuerst Rom 1540; der Discorso über die Milizia ed. Sanesi im *Arch. stor. it.*, Ser. V, 8 (1891).

anfangen. Am wenigsten die florentinischen Staatsmänner, denen die Aufgabe zufiel, ihrem Gemeinwesen eine neue Organisation zu geben. Es war nicht mehr möglich, bloß empirisch Politik zu treiben. Allein theoretische Studien konnten weiterhelfen. Es ging nicht mehr anders, als daß sich die Politiker mit den großen Problemen des Verfassungs- und Militärwesens intensiv beschäftigen mußten.

Der Geschichte kam dies kaum weniger zu gute als der Staatslehre. Die Werke der florentinischen Geschichtschreiber erhielten dadurch einen universalen Charakter. Sie dienten nicht mehr bloß vorübergehenden publizistischen Interessen, sondern wie die guten antiken Historiker, wie Thukydides und Polybios, schilderten sie typische politische Verhältnisse in nie veraltender Weise.

So mochte es wenigstens den Anschein haben. In Wirklichkeit lagen die Verhältnisse etwas anders. Die Abhängigkeit von den aktuellen politischen Fragen hatte auch ihre schädlichen Folgen. Sie beschränkte die Spekulation einseitig auf einzelne Probleme. Die Umwälzung in der äußern und innern Politik der Stadt Florenz war ausschließlich durch politisch-militärische Umstände hervorgerufen worden. Weder ökonomische Veränderungen noch geistige Bewegungen hatten hiebei mitgewirkt. Nicht die reichern Länder hatten die ärmern geschlagen, sondern die politisch und militärisch stärker organisierten hatten über die schwächern den Sieg davon getragen. Das alte Florenz war auch nicht deshalb gefallen, weil etwa neue religiöse oder politische Ideen die sittlichen Grundlagen der Staatsordnung zersetzt hätten. Der Schluß lag nahe, daß d i e Kräfte, die hier den Ausschlag gegeben hatten, überhaupt die allein wirksamen seien. Krieg und Politik sind daher auch bei den großen Florentinern die einzigen Gegenstände historischer Darstellung. Allerdings stellten sie die innere politische Geschichte gern über die äußere. Aber sie wichen damit nicht so stark von dem Vorbild der Humanisten ab, wie wohl behauptet worden ist. Machiavellis *Florentinische Geschichte* unterscheidet sich trotz der Bemerkung in der Vorrede von Brunis Historien weniger dadurch, daß der innern Geschichte ein größerer Umfang eingeräumt wäre, als durch den gänzlich verschiedenen Standpunkt, von dem aus die florentinischen Verfassungskämpfe des Mittelalters beurteilt werden.

Auf ähnliche Weise läßt sich erklären, warum die florentinischen Historiker der Gewohnheit, große historische Wandlungen auf bewußte Willensakte einzelner Persönlichkeiten zurückzuführen, treu blieben. Sie übernahmen diese von jeher populäre Anschauung wohl vor allem deshalb, weil die Ereignisse, die ihrer unmittelbaren Beobachtung zugänglich waren, mit dieser übereinzustimmen schienen. Weil die Verfassungsregulative damals in Florenz aus bewußter Berechnung der einander widerstrebenden Kräfte hervorgingen und auf ihre Wirkung bis ins einzelne hinein kalkuliert waren, ließen sie auch andere politische Organisationsformen aus schlauer Überlegung entstanden sein. Weil die Kleinheit der Verhältnisse und das Fehlen einer Tradition dem einzelnen eine unverhältnismäßig große Macht ver-

liehen, schlugen sie auch für andere Zeiten den Einfluß eines Staatsgründers oder Gesetzgebers viel zu hoch an. Weil sie in einer Periode aufregender politischer Kämpfe lebten und als Bürger am Parteileben eifrig Anteil nahmen, unterschätzten sie die stabilisierende Einwirkung der politisch indifferenten und rechtlosen. Die naiv individualistische Vorstellung, die sich eine allmähliche Verfassungsentwicklung ebenso wenig denken kann wie das Walten von Naturkräften (die sie deshalb als Götter anthropomorphisiert), ist so auch von den großen Florentinern nicht überwunden worden.

Einzelne der hier skizzierten Gedanken habe ich *Hist. Ztschr.* 100, 519 ff. weiter auszuführen gesucht. Unrichtig ist m. E., was E. Gebhart in seinem Aufsatze *les Historiens florentins de la Renaissance et les commencements de l'économie politique et sociale* (*Acad. des Sciences sociales et polit.*, 1875) über die Berücksichtigung ökonomischer Probleme bei Machiavelli und Guicciardini ausführt. Allerdings haben M. und G. gelegentlich das Besteuerungswesen in ihren Geschichtswerken besprochen. Aber sie haben weder die städtische Finanzpolitik irgendwie genügend behandelt, noch gar allgemeinen wirtschaftlichen Fragen ihre Aufmerksamkeit zugewandt.

Verhältnis zur humanistischen Historiographie. Die neue politische Geschichtschreibung in Florenz stand zu der humanistischen Historiographie in keinem prinzipiellen Gegensatz. Literarische Interessen lagen ihr so fern und die praktischen Bedürfnisse des Augenblicks dominierten so sehr, daß sie sich mit der Theorie der Geschichtschreibung so gut wie gar nicht beschäftigte. Von der humanistischen Geschichtschreibung wich sie daher nur soweit ab, als es die neuen Tendenzen, denen sie diente, unmittelbar verlangten.

In allem übrigen blieb sie der klassichen Form treu. Sie bewahrte daher auch Eigentümlichkeiten der rhetorischen Geschichtschreibung, die an sich mit ihrer realpolitischen Auffassung keineswegs harmonierten. Nur ein Werk hat sich gänzlich von den Regeln der Brunischule emanzipiert: Guicciardinis *florentinische Geschichte.* Aber selbst der Verfasser dieser Arbeit, die die florentinische Historiographie gleichsam in Reinkultur zeigt, lenkte wieder zum Teil in die alten Bahnen zurück, als er in spätern Jahren für die Öffentlichkeit Geschichte schrieb. Weniger bedeutende Köpfe, wie Segni, machten von Anfang an größere Konzessionen. Gerade weil die florentinischen Geschichtschreiber Stil und Darstellung geringe Wichtigkeit beimassen, brachen sie nicht eigentlich mit der Form der humanistischen Historiographie.

Die annalistische Gliederung der Erzählung wurde so in der Regel beibehalten, ebenso die Sitte, Reden einzulegen. Das Stoffgebiet der Geschichte wurde nur unwesentlich erweitert. Neue Quellengattungen wurden nicht erschlossen. Archivalische Studien trieben auch die großen Florentiner nur, wenn sie die literarischen Quellen im Stiche ließen: auch für die Zeitgeschichte benützten sie mit Vorliebe frühere historische Darstellungen und zwar selbst dann, wenn ihnen das primäre Quellenmaterial zugänglich war. In der Behandlung der älteren Geschichte bezeichnen sie gegenüber gelehrten Historikern wie Blondus

und Calchi sogar einen Rückschritt. Sie haben nie, wie diese, daran gedacht, auf Urkunden zurückzugreifen.

Nur in einer Beziehung wichen alle florentinischen politischen Historiker (mit einer geringfügigen Ausnahme) von den Vorschriften der humanistischen Historiographie ab, im Gebrauch der Landessprache. Diese Neuerung erfolgte meist nicht ganz freiwillig. Die Mehrzahl der florentinischen Geschichtschreiber war nicht so gründlich oder einseitig humanistisch ausgebildet, daß sie den Anforderungen, die die Puristen an den lateinischen Stil stellten, gewachsen gewesen wären (dies wird direkt ausgesprochen von Vettori in der seinem *Sommario* vorausgeschickten Epistola: *Arch. Stor. it.* App. VI, 283 f.).

Welchen Nutzen die Geschichtschreibung aus dieser Zwangslage zog, ist leicht einzusehen. Man braucht bloß daran zu denken, was auch ein realistischer Schriftsteller, wie Simonetta, dem Drang nach klassicher Latinität an Präzision hatte opfern müssen.

Daß Mangel an Bildung und wohl auch an Zeit und nicht etwa bewußtes Streben nach populärer Darstellung für den Gebrauch der Muttersprache den Ausschlag gab, ergiebt sich vor allem daraus, daß die Florentiner im übrigen der volkstümlichen Geschichtsdarstellung keinerlei Konzessionen machten. Wo sie von der humanistischen Form abwichen, geschah dies nicht zugunsten des Chronikstils und die Sprache suchten sie auch im modernen Gewande soweit der antiken Würde zu nähern, als es irgend anging. Wenn nicht politische Überlegungen eine schlichte, realistische Sprache verlangten, war ihr Stilideal ebenso künstlerisch aristokratisch wie das der Humanisten.

B. Machiavelli.

Niccolò Machiavelli, der berühmte politische Theoretiker und Schriftsteller (geboren 1469 zu Florenz, 1498 bis 1512 Sekretär der Signorie und der *X di libertà e pace*, gestorben zu Florenz 1527) schrieb an historischen Werken: 1. *Vita di Castruccio Castracani* (1281 bis 1328), verfaßt 1520 zu Lucca. Beste Ausgabe in den *Opere* ed. Passerini e Milanesi II (1874). — Literatur: Die Abhängigkeit der *Vita* von Diodor und Diogenes Laertius ist zuerst nachgewiesen worden von C. Triantafillis in dem Aufsatze *Sulla vita di C. C.* (*Arch. Ven.* X, P. I [1875]). Die beste Charakteristik bei P. Villari, *N. M.* III (1897) — Polidori, *Esame critico della vita di C. C.* in Machiavellis *Opere minori* (1852).

2. *Istorie fiorentine.* Acht Bücher: das erste gibt eine Übersicht über die allgemeine italienische Geschichte von der Völkerwanderung bis ungefähr 1434, die übrigen behandeln die Geschichte der Stadt Florenz bis 1492, dem Todesjahre Lorenzo de' Medicis. Von Buch 4 (1420) an wird die Erzählung ausführlicher und berücksichtigt auch die auswärtigen Ereignisse. Zu dem neunten Buche, das die Darstellung bis zur Zeit der Abfassung hätte fortführen sollen, sind nur Entwürfe und Exzerpte vorhanden (bis 1503), die sog. *Frammenti storici* und *Estratto di lettere ai Dieci di Balía.* — Machiavelli erhielt im November 1520 von der Florentiner Universität, deren Oberhaupt damals als Erzbischof von Florenz der Kardinal von Medici (der spätere Papst Klemens VII.) war, den Auftrag, die Geschichte von Florenz zu schreiben. Die Anregung dazu ging wohl von dem Kardinal aus, dem das Werk später auch gewidmet wurde. Es wurde Machiavelli auf sein Ersuchen freigestellt, mit welchem Jahre er seine Darstellung beginnen lassen wolle (Villari, III, 122 f.). Die fertigen acht Bücher wurden Papst Klemens VII. im Jahre 1525 überreicht. Erste Ausgabe Florenz 1532, dann sehr häufig. Die beste

in den *Opere* ed. Fanfani, Passerini und Milanesi I und II (1873/74). Der zweite Band dieser Ausgabe enthält außer den Entwürfen zum neunten Buche auch die Fragmente einer früheren Redaktion der ersten acht Bücher; hinzugefügt ist S. 217 ff. unter irreführender Überschrift ein Auszug, den Machiavelli aus einer lateinischen Chronik der Jahre 1464 bis 1501 machte. (Villari III, 287 und Fiorini in der Vorrede zu seiner Ausgabe.) Eine verbesserte Ausgabe dieser frühern Fassung besorgte P. Carli *L'Abbozzo autografo frammentario delle »St. fior.« di N. M.* (*Annali della R. Scuola norm. super, di Pisa* v. 21 [1907]). Vgl. ferner von demselben *Contributo agli studi sul testo delle Storie fiorentine di N. M.; i manoscritti e le due prime edizioni* (*Memorie della R. Accademia dei Lincei* anno 306 ser. V vol. XIV fasc. 1 [1909]).

Die L i t e r a t u r über Machiavelli als Historiker ist sehr wenig umfangreich. Der Staatsmann und politische Denker zog von Anfang an so sehr alle Aufmerksamkeit auf sich, daß der Historiker darüber fast ganz vergessen wurde. Schon Gervinus fiel dies auf (*Hist. Schriften*, 1833, S. 86); er selbst machte sich dann freilich wieder desselben Fehlers schuldig, mehr als die Hälfte seiner Ausführungen ist den nicht historischen Werken Machiavellis gewidmet. Immerhin hat G. zum ersten Male die historiographische Bedeutung der *florentinischen Geschichte* festzustellen gesucht. Bei ihm zum ersten Male wird der Verfasser der *flor. Gesch.* mit seinen Vorgängern und Zeitgenossen zusammengestellt und Machiavellist Sellung in der Geschichte der Historiographie richtig definiert. Die an *unsere Historiker philologischer und antiquarischer Schule* gerichteten Worte p. 165 f., daß *Machiavells Behandlungsart des ersten Buches jedem von unendlichem Werte dünken werde, der aus dem Gang der Historiographie überhaupt wisse, ... welch ein Abstand zwischen der annalistischern Erzählung der Chronisten, der rhetorischen der Lateiner, der pragmatischen der Diplomaten und Memoirenschreiber und zwischen der wissenschaftlich-philosophischen des Machiavelli ist*, enthalten die erste brauchbare Charakteristik des Historikers Machiavelli. Wenn Gervinus' Ausführungen trotzdem bald nicht mehr genügten, so lag dies hauptsächlich daran, daß er den Quellen der florentinischen Geschichte und dem Verhältnis, in dem M. zu diesen stand, zu geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Er forschte den Vorlagen, die M. benutzt haben konnte, nur gelegentlich und unmethodisch nach und dies hatte zur Folge, daß ihm z. B. ein so wichtiger Umstand wie die stoffliche Abhängigkeit des ersten Buches von Blondus vollständig entging; einzelne hübsche Entdeckungen wie z. B. der Nachweis, daß M. die Chronik Cavalcantis (s. S. 56) herangezogen hatte, konnten diesen Mangel nicht wett machen. Hier vor allem setzten nun die Untersuchungen Villaris ein (*N. M.*, 2. Aufl., 1895 bis 1897). Die Quellenfrage ist seither im ganzen und großen als gelöst zu betrachten. Aber auch im übrigen sind Villaris Ausführungen als das beste zu betrachten, was bisher über die historischen Werke Machiavellis geschrieben wurde. Nur in e i n e m Punkte ist die Forschung seither prinzipiell über ihn und allerdings noch mehr über Gervinus hinausgekommen. Während Villari und dann auch R. Fester in seinem anregenden Werke über Machiavelli (S. 179 ff.; 1900) immer noch von der Ansicht ausgingen, daß Machiavelli in der *flor. Geschichte* gewisse politische Grundgedanken systematisch durchgeführt habe, betonte zum ersten Male V. Fiorini in der Vorrede zu seiner leider unvollendeten Ausgabe der *Ist. fior.* (1907), den zwitterhaften Charakter der *Geschichte* und wies darauf hin, wie wenig der Absicht vielfach die Tat entspreche und wie frühere Beurteiler öfter von einer florentinischen Geschichte reden, nicht wie sie Machiavelli schrieb, sondern wie er sie hätte schreiben können. — Das unvollendete Werk O. Tommasinis *la vita e gli scritti di N. M.* (1883) enthält keinen zusammenhängenden Abschnitt über die *Storie.* Unbedeutend sind Perrens, *Hist. de Florence* III (1890), 402 ff. und M. Kemmerich, *Die Charakteristik bei M.*, 1902 (Leipziger Diss.).

1. Die politischen Tendenzen.

Machiavelli unterscheidet sich als Theoretiker vor allem dadurch von den andern Florentinern, daß er der einzige war, der den Zusammen-

hang zwischen der äußeren und der inneren Politik d. h. zwischen der Wehrverfassung und der politischen Verfassung in seiner vollen Bedeutung erkannte. Er war der einzige, der einsah, daß das Schicksal Florenz' mit dem Italiens verknüpft war, und daß die Freiheit seiner Vaterstadt nur dann zu retten war, wenn Italien in den Stand gesetzt wurde, sich gegen die auswärtigen Großmächte zu verteidigen. Gerade weil er ein überzeugter Republikaner war, predigte er den starken Einheitsstaat. Denn nur als Teil eines italienischen Gesamtstaates konnte die Republik in Florenz ihre Existenz behaupten.

Zu untersuchen, wie weit diese Hoffnungen chimärisch oder widerspruchsvoll waren, ist nicht unsere Aufgabe. Aber festzuhalten ist das eine, daß Machiavelli zuerst ein mächtiges Italien und dann erst eine gute Verfassung in Florenz wünschte. Das eine allerdings nur als Mittel für das andere. Aber als das einzige Mittel, von dem Erfolg zu erwarten war. Erst wenn Italien einmal die Entwicklung nachgeholt hatte, die in Frankreich und Spanien aus mehreren unter sich feindlichen Reichen Einheitsstaaten geschaffen hatte, konnte es diesen als ebenbürtige Macht entgegentreten. Was er erstrebt, ist ein Ludwig XI. oder Ferdinand der Katholische für Italien. Freilich — das weiß er wohl —, es braucht für seine Aufgabe eine noch gewaltigere Natur. Denn sein Held könnte sich nicht wie jene auf Geschlecht und Tradition stützen. Er müßte sich seinen Staat ganz allein, gleichsam aus dem Nichts erschaffen.

Daher gilt nun seine Bewunderung in den historischen nicht weniger als in den politischen Schriften all den Männern, die in Italien mit einigem Erfolg einen Staat zu gründen versuchten oder versucht hatten. Stößt er auf einen solchen vorbildlichen Helden, so erwacht sein ganzes patriotisches Temperament. Seine Phantasie kennt dann keinen Halt mehr. Wie in einer Phantasmagorie gewinnen selbst Personen und Ereignisse, die er selbst aus der Nähe beobachtet, ein übermenschliches Aussehen. Erst recht natürlich in der Geschichte. Die Quellenzeugnisse über Theoderich veränderte er eben so willkürlich, wie er aus Cesare Borgia einen großen politischen Heros gemacht hatte — von der halb zum Roman umgestalteten Biographie Castruccios gar nicht zu reden. Daher dann auch seine starke Abneigung gegen das Papsttum, dem er vor allem die Schuld an der Zersplitterung Italiens zuschrieb (*Discorsi sopra Liv.* I, 12) — das Papsttum als religiöses Institut existierte für ihn, den völlig irreligiösen, überhaupt nicht. Daher vor allem seine Abneigung gegen die Kondottieren: auf das System der Miettruppen schien nach seiner Ansicht vor allem die militärische Inferiorität Italiens gegenüber Spanien und Frankreich zurückzugehen. Auch hier schreckte er, wenn es galt, diese seine Lieblingsthese historisch zu erweisen, nicht vor Fälschung der Tatsachen zurück.

2. Das „Leben Castruccio Castracanis".

Zu diesen Versuchen, in der Geschichte ein Vorbild für den rettenden Helden Italiens zu finden, gehört vor allem Machiavellis erstes

Werk, die Biographie des lucchesischen Tyrannen Castruccio Castracani. Die Arbeit ist ihrem Wesen nach mit dem übrigen historischen Schaffen Machiavellis viel näher verwandt, als bisher in der Regel (den trefflichen Villari ausgenommen) zugegeben wurde.

Machiavelli befand sich im Jahre 1520 in offiziellem Auftrage in Lucca. Er benutzte den Anlaß nicht nur dazu, sich über die Verfassung der Stadt zu informieren, sondern er wandte seine Aufmerksamkeit auch der Geschichte des berühmten Lucchesen, des Kondottiere und Tyrannen Castruccio (gestorben 1328) zu, dessen Andenken nicht lange vorher durch die vortreffliche Monographie Tegrimis (s. u. S. 102 f.) wieder aufgefrischt worden war. Machiavelli entschloß sich, die Arbeit seines Vorgängers neu zu machen. Er wurde dazu durch dasselbe Motiv bewogen, das ihn später in seiner florentinischen Geschichte Gestalten wie Theodorich und dem Herzog von Athen einen unverhältnismäßig großen Raum anweisen ließ: Castracani hatte ähnlich wie diese bloß durch seine *virtù* sich einen Staat geschaffen oder wenigstens zu schaffen versucht. Er konnte so gut wie Cesare Borgia dem Heerführer, der den italienischen Einheitsstaat gründen wollte, als Vorbild dienen.

Die Tatsachen der Geschichte sprachen freilich nicht deutlich genug. Machiavelli ließ sich dadurch nicht beirren. Zum Teil mit Hilfe von Zügen, die er der bei Diodor erzählten Geschichte des syrakusischen Tyrannen Agathokles entnahm, gestaltete er die Geschichte Castruccios beliebig nach seinem Willen um. Da der künftige italienische Herrscher sich allein durch eigene Kraft emporarbeiten mußte, ließ er Castruccio nicht aus einer vornehmen einheimischen Familie stammen, sondern wie Agathokles ein Findelkind sein. Da der künftige italienische Staat seine Existenz nur behaupten konnte, wenn die bisher regierenden Dynastien beseitigt wurden, so ließ er Castruccio in Übereinstimmung mit Agathokles, aber in Widerspruch mit der Geschichte die Aufständischen in Lucca auf verräterische Weise umbringen und sich auf ähnliche Weise auch Pistoja sichern — *tale*, *che ognuno*, *ripieno di speranza*, *mosso in buona parte dalle virtù sue*, *si quietò* (*Opp.* II, 301). Weil sein Idealheld keine Dynastie gründen, sondern nach der Schaffung des Einheitsstaates dem Volke die Freiheit zurückgeben soll, darf Castruccio ebenfalls in Widerspruch mit der Geschichte weder Frau noch Kinder haben.

Daneben wirkten noch andere Theorien ein. An Stelle der wirklichen, von ihm selbst dann in der florentinischen Geschichte eingehend beschriebenen Schlachten läßt Machiavelli Castruccio in imaginären Treffen nach den Vorschriften der (später publizierten) *Arte della guerra* kämpfen und siegen. Daß sein Reich wieder zerfiel, daran ist nur Fortuna schuld, die ihn vorzeitig abrief (p. 308). Hätte er ein größeres Gebiet sein eigen genannt, so wäre er den größten Helden gleichzustellen: *er hätte ohne Zweifel Philipp von Mazedonien und Scipio übertroffen, wenn er statt Lucca Mazedonien oder Rom zur Heimat gehabt hätte.* So schließt die Schrift.

Wäre nun die ganze Vita auf diese Weise komponiert, so gehörte sie überhaupt nicht zur historischen Literatur, sondern in die Gattung

der historischen Tendenzromane, und sie wäre hier um so eher zu übergehen, als sie an sich keineswegs bedeutend ist und nichts enthält, was wir nicht schon aus andern Schriften Machiavellis wüßten. Aber merkwürdigerweise ist dies nun nicht der Fall. Die Schrift ist nicht so einheitlich angelegt wie etwa die Cyropädie oder Fénelons *Télémaque*. Soweit die Tatsachen für die Theorie gleichgültig sind, hielt sich Machiavelli vielmehr genau an die Geschichte.

Man versteht nun leicht, warum das Werk von früh an zu den allerverschiedensten Urteilen Anlaß gab. Es war weder ganz Roman noch ganz Geschichte. Vielleicht stellt die kleine, offenbar rasch niedergeschriebene Schrift einen bloßen Entwurf dar, der dann nicht mehr überarbeitet wurde. Aber auch diese Annahme kann ihren widerspruchsvollen Charakter nur zum Teil erklären. Und Machiavelli hat später in seiner *florentinischen Geschichte* so oft in ganz ähnlicher Weise Dichtung und Geschichte gemischt, daß wir wohl annehmen müssen, er habe gerade hiedurch seinen tendenziösen Erfindungen im Interesse der Sache den Schein der Authentizität verleihen wollen.

3. Die „florentinische Geschichte“.

Der widerspruchsvolle Charakter des Werkes. Zeichen rascher Komposition weist auch die *florentinische Geschichte* auf. Nicht nur sind gleichgültige Namen und Zahlen öfter verändert oder vertauscht, sondern die eigentliche Geschichte selbst ist keineswegs so konsequent durchgearbeitet und persönlich durchdacht, wie man nach der Vorrede annehmen sollte.

Dies tritt besonders in dem ersten Buche hervor. Daß Machiavelli der eigentlich gelehrten Arbeit aus dem Wege ging und sich für die Tatsachen ohne weiteres an Blondus hielt, ist sehr wohl begreiflich. Aber man hätte denken sollen, er wäre wenigstens in der Motivierung und inneren Verbindung der Ereignisse überall seinen eigenen Weg gegangen. An der Fähigkeit dazu fehlte es ihm gewiß nicht. Sobald er auf eine Angabe stößt, die ihn theoretisch interessiert, so erwacht der große Denker, der gewohnt ist, nach tiefern Zusammenhängen zu spüren und politische Maßregeln auf ihre historischen Folgen zu untersuchen. Aber Machiavelli beschränkte nun seine eigenen Zutaten willkürlich auf solche Fälle. Wie im *Leben Castruccios* übernahm er daneben andere Angaben, die seiner Spekulation nichts zu sagen hatten, so gut wie unverändert. Er konnte eigene gescheite Reflexionen unmittelbar mit naiven Sentenzen seiner Vorlagen verbinden. Ohne sie zu kritisieren, wiederholt er Blondus', stark nach der Schule schmeckende Bemerkung, daß die Longobarden nach dem Tode des Königs Clephis keinen König mehr hätten wählen wollen, weil dieser ein so grausamer Mann gewesen, und führt gleich darauf in einem scharfsinnigen Raisonnement aus, wie die Abschaffung des Königtums und die daraus entspringende Schwäche des Reiches die weitere Ausdehnung der longobardischen Herrschaft verhindert habe (l. I, S. 36 f. ed. Fiorini). Er

kann Legenden wie die Geschichte der Rosamunde ausführlich wiedergeben. ohne zu bedenken, daß jedenfalls die Einzelheiten solcher Novellen politisch bedeutungslos sind. Seine Referate über lange Zeiträume enthalten öfter eine ganz zufällige Auswahl der Tatsachen.

Ebenso heterogen ist der Stil. Die männlich schöne Sprache der *Discorsi*, dieser herrliche kräftige Stil, der nur sagt, was er meint, hat auch der *florentinischen Geschichte* ihren Grundton verliehen. Aber er ist nicht so einheitlich persönlich geprägt wie in den übrigen Werken. Neben florentinischen Idiotismen und anschaulichen Ausdrücken der Volkssprache stehen blasse klassizistische Formeln; in die gedrungene, stahlharte Redeweise Machiavellis sind konventionelle Klichees eingesprengt. Auch stilistisch fehlt dem im Laufe von etwa fünf Jahren stückweise entstandenen Werke die organische Einheit.

Der Grund hierfür ist nicht schwer einzusehen. Es fehlte Machiavelli wahrlich nicht die Anlage zum Geschichtschreiber. Wohl aber gingen ihm genuin historische Interessen ab. Ein fremder Auftrag hatte ihn zur Historie geführt, und er nahm an seiner Arbeit nur soweit Anteil, als sie sich mit seinem Lebenswerk und seinen politischen Lieblingstheorien berührte. Er blieb auch in der Geschichte der Methode der *Discorsi* treu. Er verwendete seine theoretischen politischen Studien nicht dazu, die historischen Tatsachen in ihrer richtigen Bedeutung zu erkennen (wie es dann Guicciardini getan hat), sondern er suchte in der Geschichte nur Belege für seine Doktrin. Die Geschichte als solche hat für ihn keinen Wert: *historia ancilla scientiae politicae.*

So hat er denn seine theoretischen Untersuchungen nur sehr partiell für die Geschichte nutzbar gemacht. Er gab auch der Historie viele geniale Anregungen und Andeutungen. Aber er ließ es bei solchen bewenden und schleppte daneben große Abschnitte mit, die sich der Auswahl des Stoffes und dem politischen Urteil nach kaum über ihre Vorlagen erheben, und oft genug nicht mehr als ein recht willkürlicher Auszug aus diesen sind.

Das ist nicht einmal alles. Weil Machiavelli sein Werk als *statista* und nicht als Historiker schrieb, schreckte er auch nicht davor zurück, gerade in den Partien, die er am ausführlichsten und persönlichsten behandelte, den Stoff seinen Theorien zuliebe zu verändern, und die Tatsachen, aus denen er glaubte eine Nutzanwendung ziehen zu können, so umzugestalten, daß sie mit dem zu demonstrierenden Satze vollständig übereinstimmten. Auch hier brauchte er Gewalt, wenn die Geschichte nicht willig war.

Typisch für Machiavellis Art sind die in die *florentinische Geschichte* eingelegten Reden. Auch in diesen hat der Theoretiker über den Historiker den Sieg davongetragen. Sie sind nicht aus der Situation heraus erfunden und verletzen oft gröblich die äußere Wahrscheinlichkeit. Sie erfüllen auch nicht den Zweck, den Leser auf scheinbar objektive Weise über die Situation und die Stimmung der Parteien zu unterrichten, sondern sie dienen meist nur dazu, allgemeine politische Theorien zu entwickeln. Seine Redner sprechen weder wie Rhetoren

zöglinge (wie bei den Humanisten) noch wie sie in Wirklichkeit ungefähr könnten gesprochen (oder gedacht) haben, sondern sie drücken sich so aus, als wenn sie gleich Machiavelli über die Dinge, die sie erleben, spekulative Betrachtungen anstellen wollten. Auch in den Reden, die er mit einem klassischen Gemeinplatz beginnen läßt, fällt er daher meist bald wieder in seine wahre Sprache zurück und setzt an die Stelle unpersönlicher Rhetorik seine realistische patriotische Beredsamkeit. (Vgl. etwa die Rede an die *Ciompi* l. III, speziell die Stelle S. 312 f. ed. Fiorini). Merkwürdig, daß ein Autor, der doch wahrlich trefflich genug direkt zu raisonnieren verstand, der humanistischen Form zuliebe dieses umständliche und unbequeme Ausdrucksmittel der antiken Historiographie beibehielt!

Die einzigartige Bedeutung Machiavellis als Historiker. Machiavellis historisches Meisterstück, der eigentlich geniale Teil seines Werkes, ist der Abschnitt über die innere Geschichte von Florenz von den ersten Anfängen bis ungefähr 1420 (2. und 3. Buch). Während die spätern Bücher sich verhältnismäßig enge an die Quellen anschließen und (besonders Buch 4 bis 6) bloß eine intelligente pragmatische Erzählung geben, wie sie schließlich auch ein anderer der großen Florentiner hätte schreiben können, fand Machiavelli bei der mehr in der Form einer Übersicht als einer Erzählung gehaltenen Darstellung der älteren Geschichte Gelegenheit, die Eigenschaften, mit denen er auch unter den Florentinern allein steht, — den weiten Blick und die Gabe, große historische Zusammenhänge zu erkennen und einzelne Tatsachen in eine allgemeine Entwicklung einzureihen — für die Geschichte fruchtbar zu machen. Er hat hier nicht nur festzustellen versucht, was für Folgen einzelne politische Begebenheiten für den Augenblick und für die nächste Zeit hatten (was geübtern Staatsmännern wie Commines oder Guicciardini viel besser gelungen ist), sondern er hat auf Grund seiner Reflexionen über die Gründe, die die militärische Inferiorität Italiens herbeigeführt hatten, auf Zusammenhänge zwischen weit auseinanderliegenden Dingen hingewiesen, die den meist von den Sorgen der nächsten Zeit absorbierten Männern der praktischen Politik außerhalb der Berechnung und deshalb auch außerhalb des Denkens liegen. Er hat hier als Historiker, nicht bloß als Politiker oder Diplomat gedacht.

Er ließ deshalb auch den Einfluß der Individuen, wenigstens den bewußten Einfluß, stark zurücktreten. Wenn er etwa ausführt, (l. III, S. 271), wie der vom Volke besiegte Adel in Florenz seine Eigenart aufgeben mußte und deshalb seine *virtù d'armi e generosità d'animo* verlor und wie nun daraus die militärische Schwäche der Stadt entsprang, so war damit nicht nur eine tiefere Ursache des Kondottieresystems bloßgelegt, sondern auch ein Beispiel dafür gegeben, daß historische Wandlungen von den bewußten Tendenzen ihrer Urheber unabhängig sind. Seit Aristoteles und Polybius ist Machiavelli der erste, bei dem sich Ansätze zu einer naturgeschichtlichen Betrachtung der Geschichte finden.

Machiavelli ist allerdings auch hier nicht konsequent. Sein patriotisches Gefühl ist noch zu lebendig und er empfindet das Unglück,

das die innern Zwistigkeiten über Florenz gebracht haben sollen, noch zu stark, als daß er stets kühl wissenschaftlich hätte urteilen können.

Er schwankt auf merkwürdige Weise. Denkt er an die vielen Störungen, die der auswärtigen Politik der Stadt aus der inneren Uneinigkeit erwuchsen, so erscheinen ihm die Parteiungen der Republik wie eine vom Schicksal über sie verhängte Pest. Er kann geradezu von der *natürlichen* Feindschaft reden, die in a l l e n Städten zwischen den Mächtigen und dem Volke herrsche (l. III, S. 154 f.). Aber trotzdem glaubt er immer noch an eine Rettung. Es war seinem Temperamente nicht gegeben, die Geschichte des eigenen Landes so konsequent resigniert zu betrachten, wie es Guicciardini getan hat.

Aber mit all diesen Einschränkungen — was für eine wundervoll lebendige Erzählung ist diese Geschichte von Florenz bis zum Aufkommen der Medici! Wie entwickelt sich eine Begebenheit aus der andern, wie ist innere und äußere Geschichte zu einer Einheit verschmolzen! Wie anschaulich sind die Parteikämpfe und die Rivalitäten der Geschlechter geschildert! Wohl urteilt Machiavelli öfter zu sehr auf Grund moderner Anschauungen, wohl schätzt er Schlagworte und Institutionen des Mittelalters nach der oft ganz verschiedenen Bedeutung, die sie zu seiner Zeit haben würden, wohl räumt er novellistischen Details und einzelnen Persönlichkeiten einen ungerechtfertigt großen Raum ein. Aber mag auch noch so vieles unhistorisch oder unrichtig aufgefaßt sein, — d a s Verdienst bleibt trotzdem bestehen, daß wieder einmal Geschichte erzählt wurde, wie sie sich wenigstens zur Zeit des Autors hätte ereignen können, und daß wieder lebendige Menschen an Stelle der rhetorischen Phantome auftraten.

Sogar die Form ist hier bis auf einige Äußerlichkeiten ganz originell. Machiavelli ist noch moderner als die Humanisten. Er beseitigt die letzten Reste der Chronikmanier. Er streicht z. B. auch die Notizen über Feuersbrünste und Überschwemmungen, die Bruni noch gebucht hatte. Er gab in diesem Abschnitte sogar die annalistische Anordnung auf. Er versuchte eine wirkliche Komposition; seine Bücher entsprechen natürlichen Gruppierungen und sind nicht mehr bloß äußerlich abgeteilte Abschnitte. Seine Einleitungen sind nicht mehr vorgeklebte Allerweltsprunkstücke. Seine unbarmherzig realistische Sprache verzichtet meist auf die verschönenden Phrasen der Rhetorik und sagt, was sie zu sagen hat, ohne Umschweife. Und wo er mit seinem Herzen dabei ist, erhebt er sich zu einer Beredsamkeit, die die armseligen Tiraden der Literaten in ihrer ganzen Blöße erkennen läßt.

Verhältnis zu den Medici. Nicht einmal seine abhängige Stellung ist Machiavelli zum Hindernis geworden. Sie hat seiner Originalität kaum Eintrag getan.

Es lag gewiß nicht in der Absicht der Medici, daß Machiavelli sie in seinem Werke nicht ebenso verherrlichte wie Platina die Gonzaga oder Merula die Visconti. Allein ihr Mandatar war ein zu bedeutender Mensch, als daß er ein bloßes dynastisches Tendenzwerk hätte schreiben

können. Er schaffte sich erstens dadurch für einen Teil seines Werkes freie Bahn, daß er seine Darstellung nicht erst mit dem Jahre 1434, d. h. mit dem Anfange der mediceischen Herrschaft begann, sondern bis auf den Ursprung der Stadt zurückgriff. Aus der Einleitung, die eigentlich nur dem Bericht über die glorreichen Taten der Medici hätte als Frontispice dienen sollen, machte er dann beinahe die Hälfte seines Werkes und ignorierte soweit seinen offiziellen Auftrag vollständig. In den letzten fünf Büchern, in denen dies nicht mehr anging, half er sich dadurch, daß er entgegen seiner ursprünglichen Absicht den Hauptakzent auf die auswärtige Politik legte, und die innern Verhältnisse, bei deren Besprechung er die Medici hätte glorifizieren müssen, so kurz wie möglich abtat. Hatte er in den ersten Büchern seine Ansichten über die Entwicklung politischer Verfassungen niederlegen können, so verbreitete er sich nun über den verderblichen Einfluß des Kondottieresystems und behandelte die Theorie der Verschwörungen (in den meisterhaften Erzählungen des achten Buches).

Für die Medici fiel dabei wenig genug ab. Gerade noch, daß er jeden Tadel unterdrückte. Es bezeichnet den echten Kunstsinn des Geschlechts, daß Papst Klemens VII. trotzdem das Werk, so wie es Machiavelli geschrieben, akzeptierte, und dem Verfasser eine reichliche Belohnung zuteil werden ließ, ein Fall, der in der Geschichte der Historiographie ohne Analogon dasteht.

Stellung zu den Quellen. Nicht originell ist dagegen die Art, wie Machiavelli die Quellen benützt. Wie die Humanisten, legte er in der Regel einen Autor zugrunde und fügte Exzerpte aus andern Berichten ein, für das erste Buch z. B. die Dekaden des Blondus, für das zweite die Chronik Giovanni Villanis, für große Teile des fünften und das sechste (mit Ausnahme der innerflorentinischen Ereignisse) Simonetta. So wenig wie seine Vorgänger scheute er sich, aus seinen Quellen ganze Abschnitte beinahe wörtlich in seine Darstellung hinüberzunehmen. Bloß die Zeitgeschichte, d. h. das dann nicht mehr geschriebene neunte Buch, hätte er aus diplomatischem Material herausgearbeitet. Er hätte hier also den Weg beschritten, den später Guicciardini einschlug. Legenden und Wunder merzte er ebenso konsequent aus wie die Humanisten.

4. Brutus.

Gianmichele *Brutus* (geboren um 1515 in Venedig, frühzeitig heimatlos, knüpft in Florenz mit Piero Vettori und Pietro Angelio da Barca Beziehungen an, von 1574 an auf eine Einladung Stephan Battoris hin in Siebenbürgen, um die ungarische Geschichte des Bonfinius fortzusetzen, später in Krakau, nach Battoris Tode am Wiener Hof, von Rudolf II. zum Hofhistoriographen ernannt, gestorben um 1594 in Siebenbürgen) schrieb: 1. *Florentinae historiae ll. VIII* (vom Aufkommen der Medici bis 1492). Erste Ausgabe Lyon 1562; wiederholt im *Thesaur. Antiquit. It.* des Graevius VIII, 1. — 2. Ein Leben des ungarischen Historiographen Callimachus, in Bongars' Sammlung ungarischer Geschichten, Frankfurt 1600, u. a. m. Brutus edierte auch zum ersten Male die Geschichtswerke Contarinis (s. S. 37) und Facius' (S. 39).

Machiavelli war, wie bemerkt, nichts weniger als ein unbedingter Lobredner der Medici. Trotzdem hielten es deren Gegner für geboten, den letzten Büchern

der *florentinischen Geschichte* eine antimediceische Darstellung entgegenzusetzen. Sie fanden ihren Mann in dem venezianischen Humanisten Brutus. Der heimatlose Literat war für diese Aufgabe wie geschaffen. Er war ein gewandter Stilist und hatte keine eigene Meinung.

Es fiel ihm nicht schwer, seine Arbeit ganz im Sinne der durch die Medici aus der Herrschaft verdrängten florentinischen Optimatenfamilien zu halten, denen er übrigens auch manche sachlich wertvolle Notiz verdankte. Der Ton ist durchweg der einer gehässigen Parteischrift. Dabei ist Brutus im Grunde doch ganz von Machiavelli abhängig: sein Buch wird überhaupt erst verständlich, wenn man es als eine beständige, teils versteckte, teils aber auch ganz offene Polemik gegen den Verfasser der *florentinischen Geschichte* ansieht. (Vgl. außer der Vorrede besonders die Stelle l. II S. 29 ed. Gr.)

Leider hat Brutus von Machiavelli stilistisch nichts gelernt. Obwohl er dessen *genus scribendi et ingenium* lobte, blieb er ein Ciceronianer. Wir fallen mit ihm wieder vollständig in die humanistische Manier zurück. Endlose Reden, rhetorische Verallgemeinerungen, breite überklare Erörterungen dehnen den Stoff gegenüber Machiavelli ungefähr auf den zwanzigfachen Umfang aus. Als Muster seiner Darstellung mag der Anfang des Schreibens angeführt werden, das die Antwort Piero de' Medicis auf ein Begnadigungsgesuch des wegen eines verunglückten Revolutionsversuches nach Neapel geflüchteten Angelo Acciaiuoli enthält: Machiavelli läßt Piero folgendermaßen beginnen (l. VII *opp.* I, 347): *Il ridere tuo costì* (in Neapel) *è cagione ch'io non pianga*; *perchè, se tu ridessi a Firenze, io piangerei a Napoli.* Daraus macht Brutus (l. III S. 75): *Ego vero, Angele, facile patior, te istic quemadmodum scribis, posse afflictis tuis et perditis rebus tuis ridere. Est enim id satis causae, cur ego minus hic lugeam secundis meis; cum facile intelligam, ubi tibi in patria, id quod eras vehementius facturus atque effusius, ridere licuisset, mihi foris plane fuisse lugendum, qui non etc.* Machiavelli hatte diesen Brief gewalttätig für seine Zwecke verändert, um den Charakter Pieros anders erscheinen zu lassen, als er in Wirklichkeit war (Villari, *N. M.* III, 280); aber seine Fassung hatte wenigstens einen persönlichen Akzent. Brutus setzt dafür unpersönliche Rhetorik.

Eigentlich sollte die *florentinische Geschichte* bis auf die Gegenwart fortgesetzt werden; die spätern Abschnitte hätten sich ebenso polemisch gegen Jovius gerichtet wie die frühern gegen Machiavelli. Der Plan wurde nicht ausgeführt. Wie die Arbeit ausgefallen wäre, kann die mit heftigen Schmähungen gegen Jovius erfüllte Vorrede an Piero Capponi zeigen (auch separat herausgegeben 1566). Die feile Schriftstellerei des geldgierigen Journalisten hat Brutus übrigens nicht übel charakterisiert.

C. Guicciardini.

Francesco Guicciardini (geboren 1483 zu Florenz, Advokat, 1511 als florentinischer Gesandter zu Ferdinand dem Katholischen geschickt, 1516 von Leo X. als Parteigänger der Medici zum Gouverneur von Modena und Reggio, 1521 zum Generalkriegskommissär der päpstlichen Truppen ernannt, unter Klemens VII. außerdem noch Präsident der Romagna, nach dem Tode des Papstes wieder in Florenz im Dienste des Herzogs Alexander, befördert nach dessen Ermordung die Wahl des spätern Großherzogs Cosimo I. [1537], bald darauf seiner Stellungen enthoben, 1540 gestorben) schrieb an historischen Werken:

1. *Storia fiorentina* (1378 bis 1509; die eigentliche Erzählung beginnt erst mit Lorenzo de' Medici, ausführlich wird die Darstellung erst von 1492 an). Geschrieben 1509 (S. 251) und dann nicht mehr fortgeführt, so daß ein Schluß fehlt (gewissermaßen in der *Storia d'Italia* wieder aufgenommen). Das Werk wurde so geheim gehalten, daß bis zum 19. Jahrhundert nicht einmal dessen Existenz bekannt war. Erschienen 1859 als dritter Band der *Opere inedite* ed. Canestrini. — Vgl. Ranke, *Zur Kritik*, S. 53 ff.; E. Benoist, *G.* (1862), 199 ff.; C. Gioda, *G. e le sue opere inedite* (1880), Kap. X; Villari, *N. M.* passim, spez. I, 390; M. Barkhausen, *Fr. G.s politische Theorien in seinen »Opere inedite«* (1908), 1. Kap.

2. *Istoria d'Italia* (1492 bis 1534). Das Werk war bei Guicciardinis Tode bis auf die letzten vier Bücher vollendet; doch waren auch diese vollständig niedergeschrieben, es fehlte ihnen nur noch die letzte stilistische Ausfeilung. Immerhin brachte die erste Ausgabe (Florenz 1561) nur die ersten 16 Bücher (bis 1526). Die *Storia* fand aber einen so entschiedenen Erfolg, daß bereits 1564 auch der Rest publiziert wurde (in Venedig). Das ganze Werk erschien zum ersten Male vollständig Venedig 1567. Alle diese Ausgaben sind an einigen wenigen Stellen aus Rücksicht auf die Kurie verstümmelt; die ausgelassenen Texteswortc (zusammengestellt in der 1820 von Rosini besorgten Ausgabe) sind dann zuerst auf protestantischem Boden in lateinischer Übersetzung gedruckt worden. Eine kritische Ausgabe fehlt noch. Eine solche hätte vor allem auch einmal das Verhältnis zu den Quellen systematisch zu untersuchen. Das Originalmanuskript mit den eigenhändigen Korrekturen ist noch in der Magliabecchiana zu Florenz erhalten.

Von den zahlreichen Übersetzungen mag bloß die 1566 zu Basel erschienene angeführt werden. Es ist charakteristisch, daß ihr Verfasser Caelius Secundus Curio (Curione), wie er in der Vorrede angibt, darauf verzichtete, die *Storia* in humanistisches Latein zu übertragen, und auch in der Übersetzung technische Ausdrücke (*marchiones*, *amiralli*, *ballivi*) in der modernen, *barbarischen* Form beibehielt.

Literatur: Die moderne Auffassung von G.s *Istoria* ist bestimmt worden durch den Aufsatz, mit dem Ranke seine Schrift *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber* (1824) eröffnete. Sie ist dadurch in ganz falsche Bahnen geleitet worden. So verdienstlich und prinzipiell wichtig es war, daß die *Storia* ihres Ranges als originale Quelle entkleidet wurde, so ungerecht war es, daß damit nun auch der Historiker Guicciardini nichts mehr gelten sollte. Es kann darüber kein Zweifel bestehen, daß Ranke die historiographische Bedeutung der *italienischen Geschichte* nur recht ungenügend gewürdigt hat. Man möchte beinahe annehmen, die Abneigung, die der fromme Forscher gegen die zynische Weltauffassung des florentinischen Historikers empfinden mußte, sei auf das Urteil über das Geschichtswerk nicht ohne Einfluß geblieben. Man mag Ranke damit entschuldigen, daß man sagt, der jugendliche Stürmer habe es nicht leicht gehabt, bei dem Angriffe auf eine Autorität wie G. Maß zu halten (einige der schlimmsten Versehen hat Ranke denn auch in der zweiten Auflage verbessert). Aber damit bleibt der sonderbare Widerspruch doch bestehen, daß Ranke auf der einen Seite Mängel, die Guicciardini fast mit allen Zeitgenossen teilt, wie die annalistische Anordnung, die frei erfundenen Reden, das Kopieren fremder Berichte, mit unerbittlicher Strenge rügt und auf der andern die käufliche Geschichtschreibung eines Jovius nach Kräften zu entschuldigen sucht, den liederlichen Skribenten Bembo als *sehr wohl unterrichtet* bezeichnet und selbst für einen so unverschämten und geistlosen Plagiator wie Corio Worte des Lobes übrig hat. Ein gerechter Beurteiler wird zugeben müssen, daß die von Ranke getadelten Mängel G.s fast bei allen zeitgenössischen Historikern in viel höherem Maße vorhanden sind, und daß sie bei G. durch Vorzüge — die politische Intelligenz, die eindringliche psychologische Analyse und die beinahe vollständige Unabhängigkeit des Urteils — aufgewogen werden, deren sich vielleicht nur noch Machiavelli, Commines und Varchi in ähnlicher Weise rühmen dürfen. Wer Guicciardinis Werk nicht kennt, wird aus Rankes Darstellung den Eindruck einer ungeschickten und unredlichen Kompilation empfangen, während doch kein zeitgenössischer Historiker G. an sorgfältiger und kritischer Benutzung des Quellenmaterials gleichkommt.

Es war, als wenn Ranke das definitive Urteil gesprochen hätte; denn die Literatur über die *Storia* ist seither sehr spärlich. Das tüchtige Buch E. Benoists *Guichardin* (1862) (immer noch das einzige zusammenfassende Werk über G.) diskutiert hauptsächlich die *valeur morale* der *Storia* und ignoriert Rankes Angriffe vollständig. Die Italiener haben sich lieber mit dem Staatsmanne als mit dem Historiker G. beschäftigt.

Zum ersten Male wurde G. gegen Ranke verteidigt von P. Villari in dem bereits angeführten Werke über Machiavelli (III, 481 ff.). Leider ist dadurch die

herkömmliche ungünstige Ansicht über G. kaum erschüttert worden, zum Teil wohl deshalb, weil Villari auf dem beschränkten Raume, der ihm zur Verfügung stand, nicht alle Vorwürfe Rankes widerlegen konnte. (Ein Punkt — das Verhalten Guicciardinis während des ersten Florentiner Aufstandes im Jahre 1527 — ist im Anschlusse an Villari besprochen von O. Waltz *Zur Rettung des Geschichtschreibers F. G.* (Hist. Ztschr. 78 [1897], 207 ff.) Ohne Spezialuntersuchungen und eine kritische Ausgabe der *Storia* ist freilich auch nicht leicht weiter zu kommen. — Eine Würdigung G.s als Historiker (wobei das Verhältnis zu den Quellen ausdrücklich unerörtert gelassen wurde) habe ich zu geben versucht *Hist. Ztschr.* 100 (1908), 486 ff.

1. Allgemeines.

Machiavelli ging auch als Historiker meistens von einer Theorie aus. Er motivierte gerne geschichtliche Ereignisse mit großen allgemeinen Wandlungen. Seine Spekulationen haben bei aller Genialität den Fehler, zu wenig mit den praktischen Bedürfnissen des Moments zu rechnen. Guicciardini war davon ganz verschieden. Er hielt sich stets an die Wirklichkeit, wie sie sich dem praktisch tätigen Staatsmanne darbietet, und vergaß über dem allgemeinen nicht das einzelne.

Die realen politischen Verhältnisse erfaßte er aber nun mit einer Präzision und Sachkunde, wie es dem Utopisten Machiavelli nie möglich war. Geschichtsphilosophische Theorien berührt er freilich nie. Seine Sentenzen sind treffend, aber weder eben bedeutend noch originell. Wenn er (in der *florentinischen Geschichte* S. 104 f. Kap. 11) die allgemeine Umwälzung der politischen und militärischen Verhältnisse in Italien schildert, die der Einfall der Franzosen zur Folge hatte, so liegt ihm nichts daran, die tiefer liegenden Ursachen kennen zu lernen, die die militärische Inferiorität Italiens verschuldet haben; wenn er Machiavellis Projekt, die Söldnertruppen durch landesangehörige Mannschaft zu ersetzen, bespricht (ibid. S. 324 Kap. 29), so läßt er das Problem unerörtert, welche Umstände wohl in Florenz und Italien das System der Miettruppen hätten dominieren lassen. Solche Fragen gehören eben nicht mehr in den Bereich der praktischen Politik, wenigstens nicht der üblichen Politik.

Aber wie meisterhaft hat er nun das geschildert, was seinem Empirismus zugänglich war! Mit welch schonungsloser Schärfe, mit welch sicherm Blick für das Wesentliche, mit welch umfassender Kenntnis politisch wirksamer Motive, mit welch kluger Abwägung des praktisch Möglichen! Von den rhetorischen Übertreibungen der Humanisten hält er sich ebenso frei wie von den doktrinären Verzerrungen Machiavellis. Man vergleiche etwa die wenigen Zeilen, die Guicciardini in der *florentinischen Geschichte* der Charakteristik des italienischen Kriegswesens vor 1494 widmet, mit der phantastischen Karrikatur Machiavellis. Die Ansicht beider Autoren ist im Grunde ziemlich dieselbe; aber sachlicher und richtiger ist gewiß das Urteil Guicciardinis. Wenn er einmal eine politische Aktion kritisiert und sich darüber ausläßt, wie der Fehler hätte vermieden werden können, so will er damit nicht sagen, daß man mit seiner Methode aller Schwierigkeiten Herr

geworden wäre: was er empfiehlt, ist vielmehr bloß das relativ Beste (vgl. *flor. Gesch.* S. 368, Kap. 32).

Guicciardinis historiographische Tätigkeit ist viel stärker als die Machiavellis von den damaligen Verhältnissen in Florenz abhängig. Machiavellis Genialität gab den Diskussionen seines Milieus eine universale Bedeutung, die sie vielleicht nicht ganz verdienten. Seine Persönlichkeit ist größer als das, was er andern an Anregungen verdankte. Der Historiker und Theoretiker Guicciardini wäre ohne die Verfassungskämpfe, unter denen er aufwuchs, überhaupt nicht denkbar. Seine Umgebung und die politischen Nöte seiner Vaterstadt haben ihn wohl allein sich mit theoretischen Problemen der Staatskunst beschäftigen lassen. Hätte er in andern Verhältnissen gelebt, so hätte sich seine Geschichtsauffassung wohl kaum über den üblichen Pragmatismus schriftstellernder Diplomaten erhoben. So wie die Dinge damals lagen, mußte aber selbst dieser schroffe Verächter allgemeiner Regeln zu theoretischen Fragen der Politik Stellung nehmen. Dieser Zwang, und nicht der scharfe Verstand und die Geschäftskenntnis des Verfassers allein, haben Guicciardinis Geschichtswerken unvergänglichen Wert verliehen.

2. Die „Florentinische Geschichte".

Verhältnis zur humanistischen Historiographie. Guicciardinis historisches Jugendwerk zeigt alle diese Vorzüge bereits in hellstem Lichte. Die *Florentinische Geschichte* eröffnet nicht nur der Abfassungszeit nach die Reihe der florentinischen Geschichtswerke; sie steht auch ihrem innern Werte nach an ihrer Spitze. In keinem andern Werke sind die neuen historiographischen Tendenzen so rein zum Ausdrucke gekommen wie in diesem. Nirgends sonst — auch bei Machiavelli nicht — ist der Bruch mit der humanistischen Form so radikal vollzogen worden wie hier. Abgesehen von der chronologischen Anordnung, die sich aus dem Stoffe von selbst ergab, erinnert nichts an die Weise der Brunischule. Die kunstvollen Einleitungen fehlen ebensogut wie die Reden. Über die Argumente, die in öffentlichen Diskussionen für und wider einen Beschluß vorgebracht wurden, referiert Guicciardini in indirekter Rede. Knappe Kapitel nehmen die Stelle der unförmlichen Bücher ein.

Dabei fällt Guicciardini trotzdem nicht in den novellistischen Chronikton zurück. Die Darstellung vermeidet unnötige Details, die Sprache ist präzis und nüchtern. Gelegentlich werden Redensarten des gemeinen Lebens verwendet, die Guicciardini später in der *Storia d'Italia* zugunsten des klassischeren Altersstils fallen ließ: an der Parallelstelle im ersten Buche der *Storia* ist z. B. nicht mehr davon die Rede, daß König Ferdinand *volle che queste terre* (Orsinis) *fussino un osso in gola al papa* (S. 99 Kap. 10).

Mit der *Florentinischen Geschichte* beginnt die moderne analysierende Geschichtschreibung, das politische Raisonnement in der

Historie. Man kann das Werk eigentlich nur mit Commines Memoiren vergleichen. Ihr Verfasser nimmt wie der französische Autor auf literarische Konventionen keine Rücksicht. Er stellt die Sache konsequent über die Form. Vielleicht aus ähnlichen Gründen wie jener. Nämlich wohl vor allem deshalb, weil sein Werk nicht zur Veröffentlichung bestimmt war.

Guicciardini verfaßte seine Geschichte nur zur eigenen Belehrung. Es war überhaupt seine Art, Dinge, über die er gerne ins Klare kommen wollte, schriftlich zu behandeln (vgl. die Soliloquien *Opere inedite* X; dann die *Ricordi* und die Bemerkungen zu Machiavellis *Discorsi* ibid. I). Er hat jedenfalls später, als er sich an die Öffentlichkeit wandte, der humanistischen Form zuliebe manches von seiner Selbstständigkeit geopfert (s. u. 77 ff.).

Politische Stellung. Guicciardini ist keineswegs unbefangen. Er schreibt vom Standpunkte der Optimaten aus, und seine Beurteilung der Demokraten wird von der Anschauung geleitet, daß nur Angehörige der alten besitzenden Familien zu regieren verstehen. Aber er schreibt nicht im Dienste oder Interesse einer Partei. Er will lehren, aber nicht bekehren oder Stimmung machen. Er kümmert sich nicht um das abstrakte Recht der Prinzipien. Er geht nur darauf aus, zu erfahren, welche Maßregeln in einer gegebenen Situation die zweckmäßigsten gewesen sein dürften. Er unterscheidet zwischen der Person und der Institution. Er brachte den Medici geringe Neigung entgegen. Aber er konnte trotzdem Lorenzo de' Medici so unbefangen und zutreffend charakterisieren, als ob dieser einem schon längst historisch gewordenen Geschlechte angehört hätte (Kap. 9). Vielseitiger als Machiavelli zog er dabei auch finanzpolitische Maßregeln in den Kreis seiner Betrachtung (Steuerprojekte, wie die *Decima scalata* S. 221 f., Kap. 21) — vielleicht weil er in günstigern ökonomischen Verhältnissen lebte als der Verfasser des *Principe.* Er machte zwischen literarischem Ruhm und politischer Befähigung einen Unterschied. Bernardo Rucellai war durch seine humanistischen Studien unverdientermaßen in den Ruf eines großen Staatsmannes gekommen. Guicciardini urteilt trotzdem ganz kühl über ihn — nicht besser, als wir das Geschichtswerk des Humanisten taxieren müssen (vgl. u. S. 81 f.).

Guicciardinis politische Einseitigkeit. Freilich wie einseitig ist nun auch sein Urteil!

Guicciardini kannte die durchschnittliche Politik und die durchschnittlichen Politiker so genau wie kaum ein anderer. Aber er kannte nur diese. Er selbst war wohl etwas anständiger als die meisten andern, aber ein ebenso vollständiger politischer Egoist. Allgemeine ideale Motive (Patriotismus, religiöse Aufopferungsfähigkeit) existieren nicht für ihn. Die politischen Verhältnisse so zu gestalten, daß er, seine Familie und vielleicht noch seine Partei nach Möglichkeit gefördert würden, war sein einziges Bestreben. Er beging nun den Fehler, alle andern Menschen nach sich zu beurteilen. Die große Mitgift, die Piero de' Medicis Tochter mitgegeben werden sollte, meint er z. B.

(S. 373, Kap. 32), hätte alle Jünglinge gewonnen, wenn nicht politische Gründe hindernd im Wege gestanden hätten. In vielen Fällen mochte nun ein solches Raisonnement wohl angehen. Aber doch nicht in allen. Einer Persönlichkeit wie Savonarola steht er ganz hilflos gegenüber. Gewiß, er will, da er auch hier von keiner Theorie ausgeht, nicht prinzipiell bestreiten, daß der Frate ein großer Prophet gewesen sein könne, um so weniger, als nirgends das geringste zu finden sei, das auf niedrige Absichten schließen ließe. Aber er läßt doch die Möglichkeit offen, daß der Dominikaner ein ganz raffinierter Politiker gewesen sein könnte. Dann hätte man es allerdings mit einem *uomo grandissimo* zu tun; denn nur ein solcher hätte so lange simulieren können, ohne ertappt zu werden (S. 181 Kap. 17).

Intrigue und Kalkul stehen an der Quelle aller politischen Ereignisse. Der Tumult der *Ciompi* hat in einer Intrigue der Otto della Guerra seinen Ursprung (S. 3, Kap. I). An Uneigennützigkeit glaubt er nur, wenn sie ihm absolut bewiesen ist, und hat auch dann noch seine Zweifel. Besonders politische Uneigennützigkeit ist ihm unverständlich. Er war so ausschließlich von politischen Ambitionen erfüllt, daß er nicht begreift, warum in Pistoja nach der Unterwerfung der Stadt unter die Florentiner die alten Familienfehden noch fortdauerten — *non ostante che, avendo perduta la amministrazione della città, fussi in gran parte cessata la materia per la quale gli uomini sogliono contendere* (S. 231, Kap. 22).

In seinem Jugendwerk urteilt Guicciardini noch durchaus als Florentiner. Er bespricht wohl den Einfluß der auswärtigen Verhältnisse auf die innern Geschicke der Stadt; aber er behandelt diese noch nicht um ihrer selber willen. Daß die Geschichte des damaligen Florenz nur als Teil der allgemeinen italienischen Geschichte dargestellt werden könne, hat Guicciardini erst später eingesehen, wohl nicht zum geringsten Teile dank seiner politischen Wirksamkeit außerhalb der Heimat. Der Pessimismus des spätern Werkes kündigt sich erst in einzelnen Anzeichen an; man vergleiche etwa, wie S. 303 f., Kap. 27 die *Schlechtigkeit* und das *ungemessene Glück* des Papstes Alexanders bewußt scharf kontrastiert werden.

Die Florentinische Geschichte ist der Hauptsache nach aus der Tradition geschöpft; doch benutzte Guicciardini bereits damals daneben mehrfach die Akten (Villari, *N. Mach.* I, 390 n. 1).

3. Die „Geschichte Italiens".

Prinzipielle Unterschiede zwischen der „italienischen" und der „florentinischen Geschichte". Die Zeit brachte in den historischen Grundanschauungen Guicciardinis keine Wandlung hervor. Er war kein anderer Mensch geworden, als er an das große Werk Hand anlegte, dem er seine Stellung in der Geschichte der Historiographie vor allem verdankt. Sein Wesen hatte sich nicht verändert; geblieben war die politische Einseitigkeit, das Ignorieren anderer als

egoistischer Motive, die scharfe, unbarmherzige psychologische Zergliederung, die Abneigung gegen theoretische Regeln, das Taxieren nach dem Erfolg. Das Urteil ist gereifter, überlegter, aber nicht eigentlich tiefer geworden.

Bloß seine Stellung zu dem Stoffe hat sich verändert. Er hatte die Geschichte von Florenz während seiner administrativen und militärischen Wirksamkeit im Kirchenstaate gleichsam als ein Fremder anzusehen gelernt. Und er hatte erleben müssen, wie der Verlauf der Dinge seine politischen Lieblingspläne endgültig zum Scheitern gebracht hatte. Die beiden wichtigsten Neuerungen seines zweiten Werkes, die universale Anlage und die pessimistische Beurteilung der Politik haben in diesen Erfahrungen ihren Ursprung.

Eine weitere Neuerung betraf die äußere Form. Guicciardini schrieb seine *Geschichte Italiens* für die Öffentlichkeit. Er fühlte sich daher nicht mehr so frei wie bei seinem ersten Werke. Er glaubte dem humanistisch gebildeten Publikum Konzessionen machen zu müssen.

Es ist nun im einzelnen zu betrachten, in welcher Weise diese Umstände Guicciardinis historiographische Grundsätze modifiziert haben.

Guicciardini als Universalhistoriker. Guicciardini war der erste ernsthafte große Historiker, der mit der Landesgeschichtschreibung brach und einen universalhistorischen Stoff, die Geschichte einer geographischen Einheit, behandelte. Keiner der Geschichtschreiber, die man als seine Vorgänger anführen könnte, kommt ihm an Bedeutung gleich. Blondus war als Historiker kaum mehr als ein mittelmäßiger Kompilator, Sabellicus schrieb auch seine *Enneaden* als venezianischer Offiziosus, bei Jovius ist einzig die Absicht zu loben. Guicciardini ist der erste wirkliche Historiker, der die Geschichte aus der Verbindung mit einem bestimmten Staate löst. Er gibt zum ersten Male ein richtiges Bild der internationalen Politik, nicht nur weil er diese aus der Praxis kannte und verstand, sondern weil er aus ihr nicht bloß Fragmente mitteilte, wie es bei einer Landesgeschichte nicht zu vermeiden ist. Die gegenseitige Abhängigkeit der Staaten, der Zusammenhang der inneren mit der äußeren Politik, der Einfluß der militärischen Operationen auf die politischen und umgekehrt — alle diese typischen Züge der Politik, zumal der europäischen Politik, hat Guicciardini mit sicherer Hand in unvergänglichen Strichen in seiner Geschichte Italiens festgehalten.

Er war dazu um so eher imstande, als er nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich unabhängig war. Als er seine *Florentinische Geschichte* schrieb, war die Situation für seine Partei nichts weniger als hoffnungslos. Als er seine *Geschichte Italiens* begann, stand er bereits vor einem *fait accompli.* Seitdem Cosimo I. seine Herrschaft mit spanischer Hilfe konsolidiert hatte, war es mit der Selbständigkeit Toskanas und den Aussichten der Optimaten definitiv vorbei. Wohl konnte Guicciardini daher auch jetzt noch an die *unver-*

ständige Politik der Popolanen, denen er es zuschrieb, daß die Opti maten der Führung im Staate verlustig gingen, nicht ohne Bitterkeit zurückdenken. Aber dem neuen Regimente der Medici stand er ebensowenig sympathisch gegenüber. Seitdem der florentinische Staat seinem politischen Ehrgeize keinen Spielraum mehr gewährte, war er ihm recht gleichgültig geworden.

Sein Leben hatte ihm nur Enttäuschungen gebracht. Und dabei war er sich bewußt, sich vor groben moralischen Verfehlungen strenger gehütet und mehr Positives geleistet zu haben als andere, denen ein voller Erfolg zuteil geworden war. Ein Gefühl der Resignation bestimmt sein Urteil. Es ist in der Regel nicht hart. Wie alle Pessimisten enthält er sich, wenn nicht gerade persönliche Wunden aufgerissen werden, gerne des Tadels: wozu sich über einen einzelnen aufhalten, da die andern ebensowenig taugen? Seine schmerzlichen persönlichen Erlebnisse haben ihn zu einem unparteiischen, ja beinahe wissenschaftlich objektiven Beurteiler gemacht.

Meisterhaft ist vor allem das verschlungene Spiel der Diplomatie geschildert. Bloß die politisch entscheidenden Punkte sind hervorgehoben; Klatsch und novellistische Anekdoten sind beiseite gelassen. Guicciardini berichtet auch hier nur von Krieg und Politik, und die Helden seiner Geschichte existieren für ihn nur als Politiker. Aber wie anschaulich sind diese charakterisiert, wie gescheit und sachkundig spürt er hinter den Phrasen der offiziellen Dokumente die realen Motive auf!

Wie getreu gibt schon sein Stil seine Anschauungen wieder! Man hat Guicciardini vom ästhetischen Standpunkte aus nicht mit Unrecht die Monotonie seiner langen Perioden mit ihren vielen Nebensätzen vorgeworfen und sogar etwa die *natürlichere* Schreibart der *florentinischen Geschichte* gegen den Stil des Alterswerkes ausgespielt. Wer so urteilt, übersieht, daß bei Guicciardini die Form nur der Sache entspricht. Sein Satzbau ist nicht schriftstellerischer Manier entsprungen. Er ist bestimmt durch das Bedürfnis, komplizierte Vorgänge genau so wiederzugeben, wie sie beobachtet worden waren. Der Stil der *Storia* ist ebenso natürlich und individuell wie der des frühern Werkes; aber der Stoff ist verwickelter und das Urteil des Verfassers weniger summarisch geworden. Guicciardinis lange Sätze können daher wohl ermüden, aber sie sind niemals unklar. Es wäre unrichtig, wollte man in dieser stilistischen Eigentümlichkeit eine Konzession an den Humanismus erblicken.

Konzessionen an die humanistische Historiographie. Wohl aber hat Guicciardini solche Konzessionen in anderer Beziehung gemacht.

Guicciardini ging auch in der *Storia* nicht ganz zur humanistischen Richtung über. Aber er näherte sich der Brunischule so weit, als es mit seiner realistischen Denkart verträglich war.

Manche Äußerlichkeiten waren von geringer Bedeutung. So die Einteilung in die unförmlichen *Bücher*. Auch die annalistische Anordnung, die Ranke so scharf kritisierte, war dem Stoffe nicht so übel

angepaßt und hatte wenigstens den einen Vorteil, daß der Leser nie den allgemeinen Zusammenhang aus dem Auge verlor; außerdem unterbrach Guicciardini nicht, wie die Humanisten, die Erzählung am Jahreswechsel durch chronikartige Notizen (vgl. o. S. 20). Zwei andere Neuerungen dagegen griffen tief ein; es ist kein Zufall, daß gerade sie der modernen Kritik am häufigsten Gelegenheit zu Angriffen gegeben haben.

Die erste ist die ausführliche Schilderung militärischer Aktionen. Guicciardini war zwar als Militär kein absoluter Laie. Aber er hatte doch immer nur im Nebenamt Truppen kommandiert, und seine Interessen waren ganz andern Dingen zugewandt als den Problemen der Strategie und Taktik. Das Stillschweigen der *Ricordi* sagt hier genug. In der *Florentinischen Geschichte* hatte er deshalb kriegerische Vorgänge nur gestreift. In der *Geschichte Italiens* mußte er seiner Natur Zwang antun. Die kanonische Form der antiken Historiographie verlangte große Schlachtgemälde, und dieser Forderung meinte auch Guicciardini sich nicht entziehen zu können. Kein Wunder, daß diese Partien vielfach ungenügend ausfielen, weniger lebendig und anschaulich gehalten sind als die Berichte über diplomatische Intriguen; man wird es auch wohl verstehen, wenn moderne Militärhistoriker den intelligenten Reporternotizen des Jovius vor den Schilderungen Guicciardinis den Vorzug geben. Nur sollte man dann nicht das ganze Werk nach diesen Abschnitten beurteilen.

Die zweite Neuerung betrifft die Einlegung von Reden. Die *Florentinische Geschichte* hatte diese humanistische Mode nicht mitgemacht. Auch hier kehrte Guicciardini in seinem Alterswerke zum klassischen Ideal zurück. Statt direkter Raisonnements gibt er wieder Reden, und da er nun einmal so weit nachgegeben hat, so vermeidet er hier auch Anklänge an die humanistische Rhetorik nicht.

Die schlimmsten Exzesse der humanistischen Literaten macht er freilich nicht mit. Manche seiner Reden enthalten wertvolles Material zur politischen Orientierung des Lesers und sind nicht bloße leere Prunkstücke. Vor allem aber glaubt Guicciardini nicht mehr daran, daß große oratorische Leistungen auf die Politik einen Einfluß ausüben könnten. Als wenn er gegen die humanistische Selbstüberschätzung protestieren wollte, begründet er, wenn die obligatorischen Reden vorbei sind, gerne noch in direkter Rede, warum der darauf erfolgte Beschluß denn wirklich gefaßt wurde, und führt dabei realistische Motive an, die von den rhetorischen Klischees der offiziellen Reden so stark wie möglich abstechen. Sobald er in eigenem Namen spricht, ist er ganz frei von Rhetorik. Er urteilt auch in seinem Geschichtswerke vom Standpunkt des praktischen Politikers aus. Da diesem sentimentale Rücksichten fremd zu sein pflegen, so stellte er sich nun auch nicht entrüstet, wenn große politische Aktionen dem Einzelnen schwere Opfer auferlegten. Er blieb auch hier einseitig, aber ehrlich.

Noch in einer andern Beziehung schloß sich Guicciardini dem Brauche der Humanisten an.

Fast alle humanistischen Historiographen legten bisweilen ihrer Erzählung fremde Berichte zugrunde und komponierten nur soweit selbständig, als ihnen kein Vorgänger den Weg gebahnt hatte. Guicciardini hielt es gelegentlich nicht viel anders. Aber selbst dann war sein Verfahren noch wesentlich verschieden von dem der Humanisten. Er zog erstens neben den literarischen Quellen das archivalische Material so vollständig und fleißig heran wie keiner seiner Vorgänger. Er lieferte ferner nie eine bloße Kopie, sondern verarbeitete seine Quelle nach persönlichen Gesichtspunkten. Er zog nie fremde Autoren so willkürlich und liederlich aus wie z. B. Machiavelli. Sich ganz auf Akten zu beschränken konnte er schon deshalb nicht, weil ihm von Staatspapieren nur die Dokumente des florentinischen Archives zugänglich waren. Und was er seinen verschiedenen Quellen entnahm, fügte er so sorgfältig ineinander, daß etwas ganz Neues daraus wurde. Natürlich sind ihm Versehen unterlaufen. Aber das gibt nicht das Recht, ihn unter Historiker zu stellen, die es weder an Gewissenhaftigkeit noch an Umsicht mit ihm aufnehmen können.

Die allgemeine Bedeutung Guicciardinis. Guicciardini gehört mit Commines, Clarendon u. a. zu den Historikern, die das Urteil der Nachwelt über ihre Zeit bestimmt haben. Für die moderne Auffassung der *Renaissancepolitik* ist er neben Machiavelli der Kronzeuge. Mit Unrecht. Wenn die Politik bei Guicciardini besonders skrupellos und gewalttätig erscheint, so liegt das am Subjekt, nicht am Objekt. Guicciardini etwa mit den Zeitverhältnissen erklären zu wollen, wäre ein naiver *circulus vitiosus*. Auf seine Auffassung sind die damaligen Zustände nur insofern von Einfluß gewesen, als sie Staatsmännern keinen Anlaß gaben, mit andern als politischen und militärischen Kombinationen zu rechnen. In Italien zumal war von kirchlichen oder sozialen Konflikten so wenig zu merken, daß auch die Geschichtschreibung glaubte einseitig werden zu dürfen. Aber an der Neigung, nur egoistische Motive in der Politik zu erkennen, ist nicht die besondere Verderbtheit der Zeit, sondern die Persönlichkeit des Autors schuld. Es war ein glücklicher Zufall, daß Guicciardinis Tätigkeit in eine Zeit beinahe uneingeschränkter Redefreiheit fiel. Bald darauf durften die Staatsmänner wohl noch so handeln, wie er es geschildert, aber nicht mehr so schreiben.

4. Pitti.

Jacopo Pitti (geboren 1519 zu Florenz, Anhänger der Medici, unter Cosimo I. 1558 zum Senator gewählt, Konsul der florentinischen Akademie, 1572 als Gesandter zu Papst Gregor XIII. abgeordnet, gestorben 1589) schrieb: 1. *Apologia de' Cappucci*, eine Verteidigung der florentinischen Popolanen gegen die Angriffe in Guicciardinis *Storia* in Dialogform, geschrieben nach 1570 und wahrscheinlich vor 1575. Unvollendet. Zu Ende geführt ist bloß das erste Buch; von den übrigen zwei, die es noch enthalten sollte (*Arch. stor. it.* 1, S. XXVI), ist nichts mehr vorhanden. Herausgegeben im *Arch. stor. it.* IV, 2 (1853). — 2. *Istorie fiorentine*. Ebenfalls unvollendet. Pitti wollte eigentlich bloß die Geschichte der Belagerung vom Jahre 1529 erzählen und die frühere Zeit nur in der Einleitung be-

handeln. Er kam dann aber nicht weit über den Anfang der Belagerung hinaus; von 1494 an wird die Erzählung ausführlicher. Von den spätern Büchern sind nur Fragmente erhalten. Ausgabe im *Arch. stor. it.* I (1842). — 3. *Vita di A. Giacomini Tebalducci* (desselben, über den schon Nardi geschrieben; s. S. 92), in zwei Fassungen vorliegend (1570 und 1574). Im *Arch. stor. it.* IV, 2 (1853). — Literatur: Ranke, *Zur Kritik* 39 ff. handelt nur über die *Apologia.* A. Giorgetti, *Il Dialogo di Bartolomeo Cerretani fonte delle »Istorie fior.« di J. P.* in *Miscellanea fiorentina di erudizione e storia* I, 5 (Mai 1886). Der Dialog Cerretanis, aus dem das von Pitti benutzte *Sommario* ein bloßer Auszug ist, ist seither zum Teil herausgegeben worden von J. Schnitzer in den *Quellen und Forschungen zur Geschichte Savonarolas* III (1904). (Vgl. darüber J. Rocca, »*B. C.s Dialog*« 1907.)

Die *Storia d'Italia* wurde bald nach ihrem Erscheinen von popolaner Seite heftig angegriffen. Ein jüngerer Zeitgenosse, der 1519 geborene Jacopo Pitti suchte in einem lebendig geschriebenen, mit manchen nicht immer leicht verständlichen volkstümlichen Redensarten durchsetzten Dialoge die florentinische Volkspartei gegen die Vorwürfe des Optimaten Guicciardini zu verteidigen. Es ist möglich, daß er dabei in einzelnen Punkten das richtige traf. Aber im allgemeinen bestätigt gerade seine Apologie in glänzender Weise die (relative) Unparteilichkeit Guicciardinis. Denn manches, was Pitti gegen die Optimaten vorbringt, ist so ungeheuerlich und so offenkundig bloß vom Parteihaß erzeugt, daß dies allein schon Guicciardinis strenges Urteil über die politische Unfähigkeit der Popolanen bestätigen könnte. Außerdem sind die wirklichen Irrtümer, die Pitti rügt, zum größten Teile so geringfügiger Natur, daß man wohl sieht, wie selbst die scharfen Augen der Parteigegner nur ganz wenig eigentliche Entstellungen entdecken konnten.

Ebensowenig über den Standpunkt des bornierten Parteimannes erhob sich Pitti in seiner *florentinischen Geschichte.* Er glorifiziert darin das *Volk* auf so kindliche Weise (alle Fehler des *popolo* sind allzu großem Edelmut oder allzu großer Vertrauensseligkeit zuzuschreiben), und erhebt gegen die Optimaten so unvernünftige Vorwürfe (er beschuldigt sie, wie übrigens schon in der *Apologia* [S. 296 f.], im geheimen die abtrünnigen Pisaner unterstützt zu haben [S. 37]), seine Schilderung der auswärtigen Verhältnisse zeigt so wenig politisches Verständnis und so viel naiven Optimismus, daß er auch hier wider Willen nur einen Beleg zu Guicciardinis ungünstigem Urteil über seine Partei liefert.

Allerdings ist zu bedenken, daß Pitti den größten Teil der florentinischen Revolution gar nicht oder nur als Knabe miterlebt hatte und bloß die phantastischen Erzählungen alter Popolanen wiedergibt. Aber er hat diese nirgends korrigiert. Wie fremd er selbst bereits der Politik gegenüberstand, zeigt vor allem die Einleitung über die ältere florentinische Geschichte, die in ihrer Farblosigkeit und schulmäßig rhetorischen Freiheitsbegeisterung nichts davon merken läßt, daß der Stoff schon von Männern wie Machiavelli und Nerli behandelt worden war. Seitdem wir nun vollends wissen, daß Pitti fast alle tatsächlichen Angaben seines zweiten Buches, vor allem für die Jahre 1500 bis 1519 einem Auszug (*Sommario*) aus der *Storia in dialogo della mutazione di Firenze* des Bartolomeo Cerretani (gestorben 1524) entnommen hat, kann seine *Florentinische Geschichte* auf gar keinen selbständigen Wert mehr Anspruch erheben. Pitti hat die Darstellung des simpeln Piagnonen wohl im Stil verbessert, sachlich aber in seiner Wiedergabe verschlechtert.

D. Kleinere florentinische Historiker.

1. Kleinere Historiker vor Machiavelli.

Von den großen darstellenden Werken der florentinischen politischen Historiographie sind nur Machiavellis und Guicciardinis florentinische Geschichten direkt und ausschließlich auf die Verfassungskämpfe und politischen Diskussionen im damaligen Florenz zurück-

zuführen. Bei den übrigen Historikern ist die Situation nicht so einfach. Wohl sind auch sie ohne das gemeinsame politische Milieu nicht denkbar. Aber die Anregung zur Historie empfangen sie in der Hauptsache bereits aus der historisch-politischen Literatur. Sie sind stärker von Machiavelli abhängig als von den Ereignissen, die sie miterlebt haben. Sie brachten bloß die Disposition zur Geschichtschreibung mit; daß diese sich entfaltete, verdankten sie einem Größern.

Nur zwei kleinere historische Schriften bilden hievon eine Ausnahme.

a) Rucellai.

Bernardo Rucellai (geboren 1449 zu Florenz, mit einer Schwester Lorenzo de' Medicis verheiratet, vor der Revolution hauptsächlich mit antiquarischen und philosophischen Studien beschäftigt [die berühmten *Orti Oricellarii* wurden von ihm angelegt], doch auch mehrfach mit Staatsämtern bekleidet [1480 Gonfaloniere, 1484 Gesandter nach Genua etc.], nach der Vertreibung Piero de' Medicis sich von der mediceischen Partei zurückziehend, gestorben 1514 zu Florenz) schrieb: 1. *Bernardi Oricellarii de Bello italico commentarius*, eine Geschichte des Kampfes der Franzosen um Italien von 1494 bis zur Thronbesteigung Ludwigs XII. Geschrieben in den letzten Lebensjahren des Autors, jedenfalls nicht *um 1500*, wie seit Ranke (*Zur Kritik*, 85) immer wieder gesagt wird (S. 30 der Ausgabe von 1733 wird der Pontifikat Julius' II. [1503 bis 1513] erwähnt). Vgl. J. Schnitzer, *Bart. Cerretani* S. XXX (*Quellen und Forschungen zur Geschichte Savonarolas* III) 1904. — Erste Ausgabe London 1724, zweite verbesserte ebendaselbst 1733.

2. *De bello Pisano*, eine Übersetzung der Schrift Neri Capponis und eine Wiederholung der Arbeit Palmieris (s. S. 26). Nur mit dem Unterschiede, daß Rucellai sein Werk deutlich als eine Übersetzung bezeichnet; daß Palmieri, den er zitiert, auch nichts anders gibt als eine Übertragung des Capponi, scheint er nicht bemerkt zu haben. — Ausgabe mit der zweiten Auflage des *Bellum ital.* zusammen.

Die eine der beiden ist ein Produkt des Übergangs.

Bernardo Rucellai hatte die entscheidenden Eindrücke des Jugend- und Mannesalters noch in der Zeit politischen Stillebens unter Lorenzo de Medici empfangen. Sein Geschichtswerk ist daher noch mehr rhetorisch humanistisch als spekulativ politisch konzipiert. Er schreibt nicht nur als der einzige der Florentiner Latein, und zwar ein puristisches, ja manieriert antikisierendes Latein, sondern er läßt auch noch die innere Politik durchaus vor der Schilderung militärischer und diplomatischer Aktionen zurücktreten und erzählt mit Vorliebe Episoden, die sich stilistisch ausnutzen lassen. Alle Kunstmittel der humanistischen Historiographie sind bei ihm noch vertreten: die sentimentalen Anekdoten, die wie in Zettelkästen aneinandergereihten antiken Exempel, die theatralischen Stimmungsbilder, die schulmäßigen Reden (auch von Verhandlungen, bei denen der Autor selbst anwesend war), die Ignorierung von Religion und Kirche (die hier besonders wenig angebracht war: Rucellai erzählt die Invasion Karls VIII. ohne Savonarola auch nur ein einzigesmal zu erwähnen).

Soweit ist Rucellai ein bloßer Humanist und nicht einmal einer der besten. Aber daneben finden sich Stellen, die von praktischer Einsicht zeugen. Sachkundige Ausführungen über die strategische Be-

deutung einer Ortschaft oder einer Marschordnung, intelligente Aussprüche über politische Situationen (der Ausdruck *politisches Gleichgewicht* ist von Rucellai, wenn auch nicht erfunden, so doch zum ersten Male in der historischen Literatur gebraucht worden: S. 4) sind zwischen die rhetorischen Gemeinplätze eingesprengt. Das Ganze ist eine wunderliche Mischung: das meiste daran — die oberflächliche Psychologie, der pathetisch moralisierende Ton (der dem Verfasser von Erasmus den Namen eines neuen Sallust eintrug: *Opp.* ed. Lugd. Bat. IV, 363 [1703]), das beständige Appellieren an das Gefühl statt an den Verstand — ist konventionell humanistisch; unvermittelt stehen daneben brauchbare, auf eigener Beobachtung beruhende Urteile, die eine neue Epoche der Historiographie verkünden. Einzelne Angaben sind denn auch, allerdings in sehr geringer Zahl und mit wesentlichen Verbesserungen von Guicciardini übernommen worden.

Rucellais politisches Urteil ist unbefangener dem Inland als dem Ausland gegenüber. Man kann ihn keiner bestimmten Partei zuzählen. Vor der Revolution stand er auf der Seite seines Schwagers Lorenzo de' Medici; nachher huldigte er unbestimmt republikanischen Grundsätzen. Sein politisches Ansehen scheint sich nur auf den Ruhm gestützt zu haben, den er als Humanist genoß. Seine literarische Reputation hat dann lange noch auf die Schätzung seines Geschichtswerkes nachgewirkt. Was Guicciardini (*Stor. fior.* S. 326 Kap. 29) von dem Politiker Rucellai bemerkt, gilt auch von dem Historiker: *Fu Bernardo Rucellai uomo di grande ingenio, di ottime lettere e molto eloquente, ma secondo il parere de' savii, di non molto giudicio; e nondimeno per la lingua, per gli ornati e acuti discorsi che faceva, per molte destrezze di ingegno, era universalmente riputato savissimo.*

b) Vettori.

Eine ganz anders bedeutende Persönlichkeit war Francesco Vettori (geboren 1474 zu Florenz, gehörte während der Revolution zu den aristokratischen Parteigängern der Medici, von früh auf sehr häufig zu Staatsgeschäften verwendet, mit Machiavelli und Guicciardini nahe befreundet, gestorben 1539). Kein anderes Erzeugnis der florentinischen politischen Geschichtschreibung ist der *Storia d'Italia* so wesensverwandt wie Vettoris *Sommario della Storia d'Italia dal 1511 al 1527* (herausgegeben von A. v. Reumont im *Arch. stor. it.* Append. VI 1848).

Vettori teilt mit Guicciardini die Gabe scharfer Beobachtung, die zynische Beurteilung der Politiker, die Abneigung gegen alle beschönigenden Phrasen und den politischen Pessimismus. Das 1512 aufgerichtete Regiment der Medici werde eine Tyrannis genannt. Meinetwegen. Aber *parlando delle cose di questo mondo sanza rispetto e secondo il vero* — hat es denn jemals außer in der Republik Platos oder auf Utopien andere als tyrannische Regierungen gegeben? *Tutte quelle repubbliche o principi de' quali io ho cognizione per istoria, o che io ho veduti, mi pare che sentino di tirannide* (S. 293). In Florenz speziell ist dies gar nicht anders möglich; denn die Beute ist klein und die Bewerber sind zahlreich. Und sind die vielgerühmten Regierungs-

systeme von Frankreich und Venedig, wo Privilegien und Macht allein dem Adel zustehen und Villani und Popolani alle Lasten zu tragen haben, nicht ebensogut tyrannisch?

Wie Guicciardini schrieb Vettori vom Standpunkte des praktisch tätigen Staatsmannes aus und würdigte alle politischen Ereignisse nur nach ihrer unmittelbaren politischen Bedeutung. Luthers Auftreten in Worms wird z. B. nur erwähnt, weil Kaiser Karl mit Hilfe dieses Zwischenfalls auf den Papst einen Druck ausüben konnte (S. 332); von der Lehre des Ketzers teilt Vettori nur mit, daß er die Bischöfe dem Papste gleichgestellt haben wollte und sonst noch viele anstößige Dinge predigte (S. 331).

Wäre Vettoris *Sommario* mehr als eine bloße Skizze, so könnte es unbedenklich als ebenbürtige Leistung neben Guicciardinis großes Werk gestellt werden. Aber auch so läßt es aufs deutlichste erkennen, daß vieles, was dem flüchtigen Betrachter als Eigentümlichkeit Guicciardinis erscheint, den bedeutendern florentinischen Staatsmännern jener Zeit überhaupt eigen war.

2. Die Schule Machiavells.

a) Nerli.

Filippo de' Nerli (geboren 1485 zu Florenz, mit seiner ganzen Familie den Medici eifrig ergeben, mit Machiavelli nahe befreundet [er berichtet *Comm.* p. 138 l. VII von seiner Teilnahme an den Gesprächen in den Orti Oricellarî], 1517 und 1522 einer der Priori di libertà, 1524 bis 1527 unter Klemens VII. Gouverneur von Modena, 1529 wegen seiner mediceischen Gesinnung von den *Arrabbiati* verhaftet und bis zum Ende der Belagerung im Gefängnis behalten, nach der Restauration der Medici einer der tätigsten Mitarbeiter bei der Konsolidierung des Staates, von Cosimo I., mit dem er verwandt war, häufig zu Gesandtschaften gebraucht, gestorben 1556 zu Florenz) verfaßte *Commentarj de' fatti civili occorsi nella città di Firenze dal 1215 al 1537.* Die Behandlung der Zeit vor 1494 (Buch 1 und 2 und der größte Teil des dritten) ist nur als Einleitung gedacht. Begonnen und ungefähr bis zum dritten Buche geführt im Jahre 1534 (S. 56). Nerli scheint dann die Arbeit ganz aufgegeben zu haben. Erst 1549 machte er sich auf eine Aufforderung des Großherzogs wieder ans Werk; da er von Segni zitiert wird, muß er spätestens 1553 fertig geworden sein. — Obwohl 1574 von Nerlis Enkel dem Großherzog Franz überreicht, erschien doch Nerlis Werk wie viele andere unter Cosimo I. verfaßte Geschichtsdarstellungen erst im 18. Jahrhundert im Drucke und zwar (von Settimani besorgt) mit dem falschen Druckorte *Augusta* 1728. Neuer Abdruck 1859. — Vgl. Ranke *Zur Kritik*, 81 f. und hauptsächlich Lupo Gentile, *Studi sulla storiografia fiorentina* (1905), 60 bis 70, ferner A. Niccolai, *F. de' N.* 1906.

Stellung zu dem Stoffe. Unter den Schülern Machiavellis ist Filippo de' Nerli weitaus der bedeutendste.

Nerli stand dem Verfasser des *Principe* an Originalität und Fähigkeit zur Synthese nach, übertraf ihn aber an nüchternem, sachlichem Urteil und an gewissenhafter Arbeitsweise. Freilich war sein Verhältnis zum Stoffe auch nicht mehr dasselbe. Die Geschichte der florentinischen Verfassung besaß für Nerli keinen aktuellen Wert mehr. Die Entwicklung war abgeschlossen, und das Prinzipat der Medici hatte sich definitiv konstituiert. Die wilden Parteikämpfe der alten Zeit

waren für immer vorüber. Sie boten dem Historiker keine andere Belehrung mehr, als daß er aus ihnen ersehen konnte, welchen Segen die neue Monarchie gebracht hatte. Nerli stand zu der florentinischen Verfassungsgeschichte in einem ähnlichen Verhältnisse wie Aristoteles zu der attischen: sie berührte ihn so wenig, daß er sie wissenschaftlich behandeln konnte.

Allerdings doch nicht ganz. Erstens war er durch die letzten Zeiten der Republik doch noch sehr persönlich in Mitleidenschaft gezogen worden, und wenn er auf die Republikaner der zwanziger Jahre, denen er seine Haft zu verdanken hatte, zu reden kommt, so verliert er denn auch alles Maß. Zweitens war er als Anhänger und Beamter der Medici doch nicht durchaus frei. Aber seine historische Begabung und sein politisches Verständnis waren so bedeutend, daß auch so sein Werk neben den Schöpfungen der beiden großen Meister als die hervorragendste Leistung der florentinischen politischen Geschichtschreibung gelten muß.

Nerli und Machiavelli. Bei keinem andern historischen Schriftsteller sind die Anregungen Machiavellis auf so fruchtbaren Boden gefallen wie bei Nerli. Besonders an die *Discorsi über Livius* schließt er sich öfter wörtlich an. Die Bemerkung S. 33, l. III (Ausg. von 1728), daß *molte volte i gran cittadini capi delle Repubbliche non si sanno risolvere d'essere nè buoni nè cattivi*, ist eine direkte Reminiszenz an die *Discorsi* (I, 27; vgl. die ähnliche Stelle S. 110, lib. V mit *Disc.* III, 3) und die Stelle im 12. Buche (S. 288 ff.) über die Ermordung Herzog Alexanders (1537) — die Kritik des Mörders, die Auseinandersetzung, inwiefern er es richtig angestellt und worin er gefehlt (wobei Nerli mit der Geschichte der Judith exemplifiziert) — könnte so wie sie ist, in Machiavellis berühmtem Kapitel über die Verschwörungen Platz finden. Aber das ist nicht alles. Er entnahm Machiavelli noch die wichtigere Lehre, daß der Historiker tiefer eindringen müsse als der Pragmatiker. Er verließ die individualistische Erklärungsweise. Machiavelli folgend versuchte er in der Darstellung der ältern florentinischen Geschichte ein Regime aus dem andern abzuleiten.

Das alles wäre ohne die florentinische Geschichte seines Meisters nicht denkbar und geht doch über diese hinaus. Erst Nerli hat Machiavellis politische Spekulationen und historiographische Prinzipien konsequent auf die Geschichte angewandt. Er hat das Programm ausgeführt, das sich Machiavelli nur gestellt hatte. Von den Willkürlichkeiten und Ungleichheiten des früheren Werkes ist seine florentinische Geschichte ganz frei. Die Proportion zwischen den Abschnitten ist gewahrt; Digressionen werden vermieden. Die Hauptlinien der Entwicklung treten scharf hervor. Was Machiavelli versprochen hatte, ist hier erfüllt: nur die Geschichte der florentinischen Parteien wird behandelt, und die Kriegsgeschichte ist ausgeschlossen. Nerli hat keine These zu verteidigen, die mehr in die florentinische Geschichte hineingetragen als aus ihr herausentwickelt ist. Seine Raisonnements stehen immer mit dem Stoffe im Zusammenhang. Vor allem treten die Einzelpersonen bei ihm viel stärker zurück als bei seinem Vorgänger:

zum ersten Male erhalten wir die Geschichte einer Kollektiventwicklung.

Nerli und die Medici. Freilich ist dafür das Werk auch ganz auf eine These gestellt, die zunächst nur auf Florenz und die Gegenwart Bezug hatte, während Machiavelli universale Lehren zu ziehen gesucht hatte. Im Grunde dient Nerli die Geschichte des alten Florenz nur als Apologie für das Prinzipat der Medici. Wie ein Leitmotiv kehrt immer und immer der Gedanke wieder, daß für Florenz die einzige Garantie gegen einseitige Parteiherrschaft bei der Monarchie zu finden sei. Alle frühern Regierungen haben den Staat nicht im allgemeinen Interesse, sondern in dem einer Partei verwaltet. Deshalb haben es die vor 1434 regierenden Familien nie zu einem *stato fermo* und zu einer *Repubblica pacifica* gebracht, und daran ist auch die Verfassung des Jahres 1494 gescheitert. Auch sie ist *a benefizio*, *e comodo della parte*, *e setta superiore*, nicht *a benefizio*, *e comodo universale* redigiert worden (vgl. auch S. 119, lib. VI). Selbst die Geschichte Savonarolas wird bereits vom Ordnungsstandpunkte des Polizeistaates aufgefaßt (S. 80, lib. IV). Wenn Nerli die Herrschaft des Herzogs von Athen zu schildern hat, so legt er vor allem Nachdruck auf den Schutz, den der *Tyrann* dem *Popolo minuto* gegen die Bedrückungen des *Popolo grasso* zukommen ließ. Nicht etwa als wenn er die Plebejer glorifizierte. Im Gegenteil, die Notwendigkeit der mediceischen Herrschaft liegt ihm gerade darin begründet, daß ohne sie Florenz nur zwischen einem wüsten Pöbelregiment und einer Klassen- oder Cliquenherrschaft einiger Familien die Wahl hätte.

Man sieht, Nerli ist doch mehr als der übliche offiziöse Historiograph. Er ist ein politischer Theoretiker wie die übrigen Florentiner. Er stützt sein historisches Urteil auf politische Erwägungen, nicht auf die angebliche unübertreffliche Weisheit und Güter der herrschenden Dynastie. Wenn Busini (*Lettere* ed. Milanesi 1860, S. 213) ihn sagen läßt, *Florenz sei dahin gekommen, daß es einen Fürsten haben müsse, und wenn es einmal so sei, so könne dieser kein anderer als der Herzog* (*Cosimo*) *sein*, so bezeichnet er seine Stellung sicherlich richtig. Die Macht der Medici ist nun einmal eine Realität, und sie auf den Umfang vor 1494 zurückführen zu wollen, wäre Torheit (S. 281, lib. XII); aber dies liegt in den Verhältnissen, nicht in besondern Tugenden des Geschlechts begründet.

Die Form. In der Form ist Nerli noch viel sachlicher als Machiavelli. Er brach noch viel entschiedener mit dem Humanismus. Klassiche Reminiszenzen, antikisierende Reden fehlen vollständig. Die Sprache ist einfach und natürlich. Gegen alle Regeln wagt er es sogar, kirchliche Angelegenheiten zu besprechen. Freilich nicht ohne daß er sich ausdrücklich deswegen entschuldigt (es handelt sich um einige Frati, die gegen Savonarola predigen; *Scrittori eccellenti nelle storie distese, e ornate* würden sicher darüber Schweigen bewahren, S. 76, lib. IV).

Die ökonomischen Verhältnisse läßt auch dieser Praktiker unberücksichtigt, obwohl er schärfer als Machiavelli die Parteien des alten Florenz nach Ständen scheidet.

b) Segni.

Bernardo Segni (geboren 1504 zu Florenz aus einer der ältesten Familien der Stadt, eifriger Humanist, politisch nie stark engagiert, tritt er nach dem Sturze der Optimaten zu den Medici über; 1535 in den Dienst des Herzogs Alexander aufgenommen, unter Cosimo I. zum Podestà von Anghiari ernannt, in die florentinische Akademie aufgenommen [1540] etc.; gestorben 1558) verfaßte: 1. *Istorie fiorentine* (1527 bis 1555). Ursprünglich wollte S. nur die Jahre 1527 bis 1530 behandeln; erst nachdem er die vier ersten Bilder vollendet, faßte er den Entschluß, über die republikanische Zeit hinauszugehen. Verfaßt nach 1553. 2. *Vita di Niccolò Capponi*, eines Oheimes Segnis (1527/28 Gonfaloniere von Florenz). Verfaßt sehr wahrscheinlich 1547. — Beide Schriften zum ersten Male herausgegeben *Augusta* (Florenz) 1723. Die *Istorie* zuletzt ediert 1857 von G. Gargani, die *Vita* 1821.

Die (unbedeutende) ältere Literatur ist entbehrlich gemacht durch M. Lupo Gentiles *Studi sulla storiografia fiorentina alla corte di Cosimo I.* 1905 (aus den *Annali della R. Scuola Norm. Sup. di Pisa* XIX), die erste gründliche Untersuchung über Segni. Bei Lupo auch der Nachweis, daß die *Vita Capponis* von Segni und nicht wie Sanesi (*La Vita di N. C. attribuita a B. S.*, 1896) wollte, von Giannotti verfaßt ist.

Über die Biographie Capponis vgl. u. S. 92.

Nerli war ein echter Nachfolger Machiavellis. Segni bezeichnet bereits den Übergang zur literatenhaften Behandlung der Geschichte.

Segni hatte zwar einen großen Teil der florentinischen Revolution noch selbst miterlebt. Aber er war kaum mehr als ein Zuschauer gewesen. Er besaß keine politische Leidenschaft und sein politisches Verständnis ging nicht tief. Er ist vor allem ein Literat und giebt sich zufrieden, wenn Ruhe und Ordnung im Staate herrschen. Die Medici sind ihm nicht sympathisch; aber denkt er an das turbulente Gebahren der *Arrabbiati*, so erscheint ihm sogar die Herrschaft Cosimos als das kleinere Übel. Besonders in der Biographie Capponis giebt er dieser seiner Überzeugung unverhohlen Ausdruck.

Die humanistischen Neigungen waren bei Segni von Anfang an stärker gewesen als die politischen. Er hätte sonderbar zugehen müssen, wenn die einen die andern zuletzt nicht ganz verdrängt hätten. Segni hatte einer politischen Krise beinahe indifferent gegenübergestanden; es war nicht zu erwarten, daß ihn die ruhige Zeit des Prinzipats politisch stärker affizieren würde. Es ist bemerkenswert, daß schon nur die sechs Jahre, die zwischen der Biographie Capponis und der florentinischen Geschichte liegen, eine Abnahme seines politischen Interesses zeigen. Die *Vita* war, obwohl an sich keine bedeutende Leistung, doch noch nach eigentlich historischen Gesichtspunkten angelegt worden. Die *Florentinische Geschichte* ist bloß das Werk eines Stilisten. Die Sprache wird würdevoll und abstrakt wie bei den Humanisten; theatralisch wirksame Szenen werden breit ausgemalt und schulmäßig komponierte Reden folgen in angemessenem Abstand. Um der Einheitlichkeit des Stiles willen hüllen sich die Florentiner wieder in die klassische Toga. Historische Dikta werden durch ciceronianische Wortfülle aufgeschwellt. In der Biographie Capponis hatte Segni Filippo Strozzi durch Jacopino Alamanni mit folgenden Worten warnen lassen (S. 53 f. ed. 1821): *Filippo, io vi avvertisco per bene ad esser più cauto, che voi*

non siete ad ir su dal Gonfaloniere, perciocchè molti sono che vi notano e che vi hanno in sospetto. In der *Geschichte* drückt sich Alamanni viel gebildeter aus: *Filippo, io nonso, perchè tu t'abbia tanto ardire di venire ogni giorno in questo palazzo, dando tante cagioni da far sospettare questo popolo; io vi fo intendere, nè da me solo vi dico questo, anzi colla mente di molti, che siate più cauto, da qui avanti, e avvertiate alla salute vostra* (l. II p. 49 ed. Garg.). Für die politisch bedeutsame Angabe, daß die *Arrabbiati* das Vorbild für ihre neue Verfassung in Siena fanden, hat Segni dagegen keinen Platz mehr!

Trotzdem kehrte auch Segni nicht ganz zum Schema der Humanisten zurück. Dazu war die Tradition Machiavellis und seiner Schüler (Nerlis) nun doch bereits zu mächtig geworden. Er versuchte es daher mit einem Kompromiß. Freilich mit wenig Glück. Er kam nicht über ungeschickte Imitationen hinaus, wenn er sich Machiavelli zum Muster nahm. Nach dessen Vorbilde setzte er z. B. an den Anfang einzelner Bücher allgemeine politische Erörterungen. Aber seine Betrachtungen bleiben an der Oberfläche und seine Analogien sind oft recht äußerlich (er vergleicht z. B. im elften Buche die römischen Triumvirn Oktavian, Antonius und Lepidus mit Karl V., Franz I. und Suleiman). Er suchte, wie Machiavelli, die ausländische Geschichte, soweit sie für Florenz wichtig ist, in die Darstellung der innern Verhältnisse einzubeziehen. Aber es gelingt ihm nicht, zwischen der allgemeinen und der florentinischen Geschichte eine eigentliche Verbindung herzustellen. In den spätern Büchern werden die auswärtigen Ereignisse und speziell die Türkenkriege unverhältnismäßig ausführlich besprochen.

Trotzdem hat auch Segni nicht ganz umsonst Machiavelli und Nerli studiert. Er macht dem rhetorischen Geschmacke starke Konzessionen; aber er giebt sich ihm doch nicht ganz gefangen. Seine Erzählung ist humanistisch stilisiert; aber das realistische Grundwerk seiner Vorgänger schimmert doch noch durch. Was das nicht eben einfache Verhältnis zu den Quellen betrifft, so muß hier auf die gründlichen Untersuchungen Lupo Gentiles verwiesen werden.

c) Nardi.

Jacopo Nardi (geboren 1476 zu Florenz, Gegner der Medici, mehrfach in wichtigen Staatsämtern, speziell nach 1527; nach dem Siege der Medici [1530] verbannt; von 1534 an in Venedig mit literarischen Arbeiten beschäftigt, dort gestorben 1563) schrieb: 1. *Istorie della città di Firenze* (1494 bis 1552). Unvollendet. Zuerst gedruckt Lyon 1582; erste vollständige Ausgabe mit dem früher weggelassenen zehnten Buche (1534 bis 1552) und den übrigen unterdrückten Stellen von L. Arbib 1838 bis 1841, letzte von A. Gelli 1857 f. — 2. *Vita di Antonio Giacomini Tebalducci.* Geschrieben 1548. Erste Ausgabe Florenz 1597. Neueste als *Vita di A. G. T. ed altri scritti minori*, 1867. Dort auch ein zuerst bei Villari, *Savonarola* II, LV ff. (1861) abgedruckter *Discorso* über die florentinische Geschichte von 1494 bis 1512.

Vgl. Ranke, *Zur Kritik*, 79 ff. (der Nardi wegen seiner frommen Gesinnung wohl zu hoch stellt), Lupo Gentile, *Studi* 103 ff. A. Pieralli ist in dem bisher einzig erschienenen ersten Bande seines Werkes *La Vita e le Opere di J. N.* (1901) noch nicht auf die florentinische Geschichte zu reden gekommen. Über 2. vgl. S. 92.

Bei Nardi liegen die Verhältnisse ähnlich wie bei Segni. Auch er ist als Historiker nur soweit von Bedeutung, als er sich an die großen Historiker der jüngsten Vergangenheit anlehnt.

Nardi war an sich eine durchaus untergeordnete Natur. Ohne fremde Anregung hätte er es vielleicht bis zu einer Chronik gebracht. Ohne Machiavellis *florentinische Geschichte* (zitiert als *alcuni scritti*) hätte er wohl entweder Geschichte geschrieben wie die Villani oder einige Äußerlichkeiten der humanistischen Historiographen ungeschickt imitiert wie Cavalcanti. Denn das Wesen des Humanismus blieb ihm trotz mannigfacher Studien ganz fremd. Sein Meister war nicht Bruni, sondern Savonarola. Wie der Prophet von San Marco sieht er in der Invasion Karls VIII. ein göttliches Strafgericht. Sein Urteil ist theologisch gefärbt; die Gegner Savonarolas nennt er *persone sensuali*. Er glaubt wieder an die direkte Einwirkung Gottes auf die Geschicke der Staaten. Die Humanisten hatten den Papst behandelt wie einen andern italienischen Landesfürsten (o. S. 14); Nardi schaut ehrfurchtsvoll zu dem Oberhaupte der Kirche empor.

Was Nardis Geschichte an historischem Gehalt besitzt, ist durchaus auf Machiavelli und das politische Milieu des damaligen Florenz zurückzuführen. Obwohl Nardi nicht eigentlich tief eindringt, so beschreibt er doch politische Kämpfe so präzis und anschaulich, wie es keiner der ältern Chronisten hätte tun können. Man sieht, daß ihm eine ganz anders genaue Terminologie und publizistische Schulung zu Gebote stand als jenen. Und weil Machiavelli die Autorität der Klassizisten erschüttert hatte, brauchte er seine Erzählung nun auch nicht in die spanischen Stiefel der humanistischen Form einzuschnüren. Sein Raisonnement ist nicht bedeutend. Es giebt im Grunde nur die Anschauungen des Durchschnittsbürgers, der frommen und verständigen Leute, wieder. Aber es ist wenigstens ehrlich. Seine Personen bewegen sich natürlich, und ihre Redeweise ist nicht stilisiert.

Die Anlage seines Geschichtswerkes ist sehr merkwürdig. Nardi verzichtet ausdrücklich darauf, das, was andere schon berichtet, noch einmal zu erzählen und erklärt, seine Absicht sei bloß, die Darstellungen der großen Geschichtswerke aus seinen eigenen Erlebnissen zu ergänzen. Einzelne Abschnitte sind denn auch ganz nach dieser Methode angelegt. Aus den Jahren 1513 bis 1521 erhalten wir z. B. nicht viel mehr als abgerissene Anekdoten von recht zweifelhafter Authentizität und unzusammenhängende Bruchstücke der allgemeinen Geschichte. Aber Nardi ging nicht immer so vor. Für die Jahre 1498 bis 1512 entnahm er seinen Stoff zu einem großen Teile dem Tagebuche des Biagio Buonaccorsi (geb. 1472, 1498 bis 1512 neben Machiavelli auf der florentinischen Kanzlei beschäftigt; sein *Diario* erschien Florenz 1568; Nardi tut dieser Quelle übrigens ausdrücklich Erwähnung). Sein Werk steht so in der Mitte zwischen Memoiren und Geschichte. Er giebt persönliche Erlebnisse, die er mit fremder Hilfe, so gut es geht, in den geschichtlichen Zusammenhang einreiht. Die Form ist nachlässig, wie es zwanglosen Aufzeichnungen aus dem eigenen Leben zu-

kommt. Die Komposition ist dieselbe wie bei den französischen Memorialisten von Du Bellay an.

3. Varchi.

Benedetto Varchi (geboren 1502 zu Florenz, von Jugend auf humanistischen und philosophischen Studien zugewandt, in den Wirren der zwanziger Jahre Parteigänger der Republikaner und deshalb während der ersten Jahre Cosimos im Exile, 1534 nach Florenz zurückberufen, 1546/47 mit dem Auftrage betraut, die Geschichte der letzten Umwälzungen in Florenz zu schreiben, gestorben 1565) verfaßte: *Storia fiorentina* (1527 bis 1538). Nicht vollendet, wie aus einigen Verweisungen hervorgeht, die nicht eingelöst sind. Erste Ausgabe Köln 1721, dann öfter, letzte 1857/58. — Vgl. Ranke, *Zur Kritik*, 82 ff., Lupo Gentile, *Studi sulla storiografia fior.* (1905), 89 ff.; Derselbe, *Sulle fonti della »St. fior.« di B. V.*, 1906 und im *Bolletino stor. Pistoiese* II, 1 (über die Quellen für die *cose di Pistoja*). Wegen der Beschuldigung, gefälschte Briefe benutzt zu haben, vgl. die bei Pastor, *Gesch. der Päpste* IV, 2 (1907), S. 392 n. 1 angeführte Literatur. — Biographisches bei Manacorda, *B. V.* 1903 (in den *Annali della R. Scuola Normale Sup.* von Pisa XVII).

Eine gänzlich eigenartige Stelle unter den florentinischen Historikern nimmt Benedetto Varchi ein. Er ist im Grunde der modernste unter ihnen.

Sein letzter Kritiker (Lupo Gentile) will ihn kaum als Historiker gelten lassen, weil er gleich Segni kein praktisch tätiger Staatsmann war. Das ist ungerecht. Gewiß besaß Varchi weder politische Leidenschaft, noch politischen Tätigkeitsdrang. Er konnte nicht in der Weise aus der Erfahrung schöpfen wie Guicciardini oder Nerli. Als friedfertiger ängstlicher Mann ging er den gefährlichen Wechselfällen des öffentlichen Lebens gerne aus dem Wege. Das alles hat ihn aber nicht daran gehindert, als Historiker bedeutendes zu leisten.

Varchi war wohl ein Literat; aber er besaß mehr als stilistische Interessen an der Geschichte. Er trat an die Historie nicht als Rhetor, sondern als Philosoph, mindestens als Psychologe heran. Er beurteilte politische Verhältnisse nicht mit der Sicherheit des geschulten Politikers; aber seine psychologische Analyse umfaßte dafür den Menschen in seiner Totalität. Er verstand es nicht so gut wie die Praktiker, aus politischen Dokumenten die entscheidenden Punkte herauszuheben und bedeutungslose Notizen unter den Tisch fallen zu lassen; aber er sammelte dafür das Material zu seiner Geschichte so vollständig und systematisch wie keiner der andern, nicht einmal Guicciardini. Wenn er nicht so tief eindrang wie Machiavelli und Guicciardini, so vermied er dafür die tendenziöse Ausmalung des einen und die politische Einseitigkeit des andern. Die Klasse der halb oder ganz politisch Indifferenten, die bisher in der florentinischen Geschichtschreibung gar nicht oder nur in rhetorischer Vermummung vertreten war, kommt mit ihm zu Worte. Man beachte das verräterische Sätzchen III, 17: *Fu dagli uomini parte prudenti, i quali delle cose politiche si dilettano, e parte dagli scioperati, i quali altra faccenda non hanno, sopra questa elezione* (N. Capponis zum Gonfaloniere 1527) *variamente discorso.* Eine

solche Bemerkung würden wir bei Machiavelli oder Guicciardini vergebens suchen: andere als aktiv politisch tätige Menschen kannte ihre Geschichtschreibung nicht.

Trotzdem wäre auch Varchi ohne die florentinischen Verfassungskämpfe nicht denkbar. Sie führten ihn nicht nur in die politische Realität ein, sondern sie gaben ihm auch die Möglichkeit, so zu schreiben, wie er dachte. Die Redefreiheit der Revolutionszeit dauerte zunächst noch unter der Monarchie fort. Die Generation Cosimos gewöhnte sich nur langsam an die neuen Verhältnisse, und der Herzog selbst hatte noch wenig vom Serenissimus des 17. Jahrhunderts. Varchi brauchte sein zynisches Urteil noch nicht aus höfischen Rücksichten zu mildern. Seiner klugen und kühlen psychologischen Zergliederung waren noch keine Schranken gesetzt. Man mag seiner Versicherung (VI, 39), daß der Herzog ihm volle Freiheit gelassen habe, so wenig Glauben schenken als man will, man mag darauf hinweisen (Lupo Gentile S. 90), daß Cosimo Herzog Alexander und Klemens VII. als illegitim betrachtete und sich deshalb durch eine Kritik der beiden Mediceer nicht getroffen fühlte, — deshalb bleibt die Tatsache doch bestehen, daß Varchis *florentinische Geschichte* nicht als Tendenzwerk angelegt ist, und daß ihrem Autor das amtliche Material unbeschränkt zugänglich gemacht wurde.

Mehr als im einzelnen wird man im ganzen den historischen Blick vermissen. Die Zeit für eine chronikartig ausführliche Stadtgeschichte war vorüber. Nicht umsonst hatte Guicciardini seine florentinische Geschichte unvollendet gelassen und dafür eine Geschichte Italiens geschrieben. Seitdem die Entscheidung über das Schicksal Toskanas in Madrid fiel, war die lokalhistorisch beschränkte Geschichtschreibung ein Anachronismus. Varchi hat dies nicht eingesehen. Er verwendet auf zehn Jahre florentinischer Geschichte so viel Raum, wie andere auf ein ganzes Jahrhundert.

Allerdings trug an dieser Weitschweifigkeit nicht er allein die Schuld. Er hatte seinen Auftrag von Herzog Cosimo erhalten, und dieser hatte sich bei der Abgrenzung des Gebietes von politischen Gründen leiten lassen.

Was hätte Varchi leisten können, wenn ihm ein größerer Stoff zugewiesen worden wäre! Die Eigenschaften, die den guten (nicht den genialen) Historiker ausmachen, besaß er fast alle: mannigfaltige Interessen, psychologischen Scharfsinn, unermüdliche Arbeitskraft, geistige Unabhängigkeit. Hätte es zu seiner Zeit schon öffentliche Lehrstühle für Geschichte gegeben und hätte er sich seinen Gegenstand frei aussuchen können, so hätte er vielleicht eine größere Materie behandelt als ein Jahrzehnt Lokalgeschichte, bei dem er dazu noch Staatsmännern wie Guicciardini und Nerli gegenüber im Nachteil war und durch seine Gewissenhaftigkeit zur Mitteilung unnötigen Details verführt wurde.

Kein Historiker der ältern Zeit ist den guten gelehrten Geschichtschreibern des 19. Jahrhunderts so nahe verwandt, wie Varchi. Mit den

übrigen Florentinern hängt er eigentlich nur durch seine skeptische Betrachtung der Politik zusammen. Idealistische Illusionen besaß er ebensowenig wie Guicciardini. Die zynisch gescheiten Bemerkungen des verbitterten Exulanten Busini nahm er zum Teil wörtlich in sein Werk auf.

G. B. Busini (1501 bis ungefähr 1574), ein ehemaliger Popolane und zur Zeit, als Varchi seine florentinische Geschichte schrieb, zu Rom im Exil weilend, versah Varchi auf dessen Ersuchen mehrfach mit Informationen über die letzten Jahre der florentinischen Revolution (seine Briefe sind zum ersten Male vollständig publiziert worden von G. Milanesi 1860). Busini war ein scharfer Beobachter und verstand es vortrefflich, eine Person mit wenigen Strichen zu charakterisieren. Doch sind seine unbarmherzigen Urteile natürlich nichts weniger als unparteiisch. — Im übrigen muß für die Quellen Varchis auf die zitierten Abhandlungen Lupo Gentiles verwiesen werden.

E. Die Biographie in Florenz.

Die Biographik der Florentiner steht zu der humanistischen (s. darüber u. S. 92 ff.) in einem ähnlichen Verhältnis wie ihre politische Geschichtschreibung zu der humanistischen Annalistik. Um den Zusammenhang nicht zu zerreißen, mag sie trotzdem schon hier besprochen werden.

1. Strozzi.

Lorenzo Strozzi (geboren 1482 zu Florenz, 1521 einer der Prioren, 1523 einer der Gesandten der Stadt zu Klemens VII. etc., ein Freund Machiavellis, der ihm seine *Arte della guerra* widmete; mehrfach Unterhändler zwischen den Republikanern und den Medici; zieht sich nach dem Siege der letztern von der Politik zurück; gestorben 1549) verfaßte *Le Vite degli uomini illustri della Casa Strozzi.* Zum ersten Male vollständig herausgegeben von P. Stromboli 1892 (mit F. Zeffis *Ragionamento* über das Leben Strozzis). Von den 27 Biographien, aus denen das Werk besteht, war lange Zeit nur eine, die des Bruders Filippo Str. (1488 bis 1538; die ausführlichste übrigens) bekannt (ed. Graevius im *Thes. Ant. Ital.* VIII, 2 und vor G. B. Niccolinis Tragödie *Fil. Str.* [1847]). Das Leben des Vaters Strozzi wurde nach der Widmung 1537 verfaßt (ed. Bini und Bigazzi 1851). — Vgl. Bardi im *Arch. st. it.* ser. V, 14 (1894), 1 ff.

Der Geist Machiavellis und Guicciardinis drang auch in die Biographie ein.

Lorenzo Strozzi, den die Wandlung der politischen Verhältnisse noch in leistungsfähigem Alter in seiner öffentlichen Tätigkeit stillgestellt hatte und der dann seine Muße zur Abfassung einer Familiengeschichte benutzte, ist ein echter Geistesverwandter der großen politischen Historiker. So kühl haben sonst wohl kaum je Angehörige einer Familie übereinander geschrieben.

Wie wenig gleicht z. B. das Leben seines berühmten Bruders Filippo einem Elogium! Lorenzo berichtet von den egoistischen Spekulationen seines Helden und den Intrigen seiner Brüder im ruhigen Tone eines Guicciardini; einer Apologie bedürfen so selbstverständliche Dinge nicht. Reumont (*Geschichte Toskanas* I, 41) sah in Filippo Strozzis geistiger Richtung *ein rechtes Beispiel des Widerstreits modernen Heiden-*

tums mit christlicher Moral. Der Biograph ist über diesen Konflikt hinaus. Für ihn gab es nur e i n e Moral, die *heidnische.* Er erkannte nur egoistische Motive als wirksam an. Er leugnete die Existenz idealistischer Bestrebungen nicht prinzipiell; aber wenn er ihrer Erwähnung tun muß, verquickt er sie ganz wie Guicciardini mit utilitaristischen Nebenzwecken. Nur selten verliert er seinen Gleichmut. So etwa seinem Stiefbruder Alfonso gegenüber, der ihn in seinen Privatinteressen geschädigt zu haben scheint. Im allgemeinen gesteht er persönlichen Rankünen ebensowenig Einfluß auf die Darstellung zu wie der glorifizierenden Familienlegende. Nur über die älteste Zeit der Familie sind einige Fabeln aufgenommen. Unermüdlich ist er wie die andern Florentiner, wenn es gilt, die Genesis eines Entschlusses bis in die kleinen und kleinsten Motive auseinanderzulegen.

2. Segni und Nardi.

Weniger charakteristisch sind zwei andere Werke.

S e g n i s (S. 86 f.) *Leben Niccolò Capponis* ist hauptsächlich wichtig als Vorarbeit für die *florentinische Geschichte.* Als Biographie ist die Schrift nicht eben bedeutend. Ihr Held wird weniger charakterisiert als gelobt, und die Erzählung der Ereignisse, auf deren Hintergrund sich die (fast allein behandelte) öffentliche Wirksamkeit Capponis abspielte, bietet nichts bemerkenswertes. Im Stile strebte Segni auch hier Machiavelli nach; er versuchte, nicht immer ohne Glück, klassische Eleganz mit volkstümlicher Anschaulichkeit zu vereinigen. — Wir besitzen das Werk übrigens nur in der Umarbeitung, die nach Segnis Tode Luigi Capponi, ein Neffe Niccolòs, vornahm (vgl. Lupo Gentile, *Studi,* 39).

N a r d i (S. 87 ff.) verdankt es auch bei seinem Leben des florentinischen Kriegskommissärs Giacomini Tebalducci (1453 bis 1517) ausschließlich fremden Anregungen, wenn seine Schrift sich über den Durchschnitt humanistischer Biographien erhebt. Obwohl als Elogium angelegt und in dem klassizistisch unpersönlichen Stile einer Lobschrift gehalten, gewinnt sein Werk doch dadurch historische Bedeutung, daß der Verfasser von Machiavelli (*nostro Istorico*) allgemeine Gesichtspunkte zur Beurteilung der militärischen Verhältnisse übernehmen und das Leben seines Helden in eine Geschichte des italienischen Kriegswesens einreihen konnte. Er gibt so auch in seiner Biographie ein Stück Geschichte, und die Individualität seines Helden tritt gerade dadurch deutlich hervor, daß der Hintergrund mit Machiavellis kräftigen Farben gemalt ist. Die humanistische Form des gebildeten Elogiums hat übrigens so stark eingewirkt, daß Nardis fromme Sinnesart hier beinahe vollständig humanistischer Indifferenz Platz gemacht hat: die Autorität der Philosophie geht der des Christentums vor, und der Tod Savonarolas wird mit Worten berichtet, die beinahe Guicciardini geschrieben haben könnte.

IV. Die humanistische Biographie.

A. Allgemeines.

Die humanistische Biographie und die Antike. Fast ebenso eifrig wie die Annalistik wurde von den humanistischen Historikern die Biographie gepflegt. Wie für jene Livius, so war für diese Sueton das Vorbild.

Man wird auch hier kaum bestreiten können, daß die Autorität des Altertums einen schädlichen Einfluß ausgeübt hat. Sueton war ein intelligenter Gelehrter, ein fleißiger Antiquar, aber kein Historiker und im Grunde auch kein Psychologe. Historische Probleme liegen ihm gänzlich fern. Wodurch sich etwa das Regierungssystem des Kaisers Tiberius von dem des Augustus unterschied und welche Stelle Horaz in der Geschichte der römischen Poesie zukommt, — alles dies wird man in Suetons Biographien nicht behandelt finden. Er begnügte sich damit, sein Material nach einem feststehenden Schema zu ordnen; es historisch zu verarbeiten ging über seine Kraft.

Die Humanisten hätten nun allerdings wahrscheinlich solche Probleme auch ohne Sueton nicht berührt. Wohl aber hätten sie, wenn sie frei gewesen wären, wenigstens ihre Gabe lebendiger Beobachtung und ihre intelligente Menschenkenntnis unmittelbar für die Historiographie verwerten können. Welche Meisterstücke direkter Charakteristik finden sich in den Relationen und Depeschen venetianischer Gesandten! Was hätte sich alles Petrarcas Selbstbiographie (*dem Schreiben an die Nachwelt*) entnehmen lassen! Und was hat ein zeitgenössischer spanischer Autor, der sich durch die Autorität der Antike in seiner Selbständigkeit nicht irremachen ließ, als Biograph geleistet! Die italienische biographische Literatur hat den *Generaciones*, *Semblanzas é Obras* Fernán Pérez de Guzmáns nichts an die Seite zu stellen. Kein humanistisches Werk kommt dieser spanischen Sammlung biographischer Skizzen gleich, was gescheite Psychologie, scharfe Weltkenntnis, unabhängiges Urteil und realistische Ausdrucksweise betrifft. Die Disposition war wohl auch in Italien vorhanden; durch den Zwang der antiken Form ist sie im Keime erstickt worden.

Die Aufgaben der humanistischen Biographie. Die humanistische Biographie hatte zunächst einen ganz ähnlichen Zweck zu erfüllen wie die Annalistik. Sie war offiziös oder mindestens abhängig wie diese, und sie unterschied sich von ihr nur dadurch, daß sie eine Persönlichkeit und nicht die Politik eines Staates zu verherrlichen hatte. Aber nicht alle Biographien dienten dieser Bestimmung. Die Biographik war zugleich ein Surrogat für die Kulturgeschichtschreibung.

Die antike Form der Annalistik war beinahe ganz der politischen Geschichte gewidmet. Daß die Historie damit ihre Aufgabe noch nicht erfüllt hatte, fühlten die Humanisten selbst. Zu viel hatte doch dabei geopfert werden müssen. Zwar daß die Kirchengeschichte sich nur mit Mühe in das livianische Schema pressen ließ, fiel für die Humanisten kaum ins Gewicht. Aber ihre eigene Geschichte, die Entwicklung der neuen Bildung und Literatur, hatte in den Werken der Brunischule nicht behandelt werden können. Wollten sie diese darstellen, so gab ihnen die antike Literatur nur e i n e Form, die der Biographie, an die Hand. Die biographischen Charakteristiken, die die antike rhetorische Schule nach dem Vorgange des Thukydides in die Geschichtserzählung gleichsam als *Leichenreden* einzulegen pflegte (vgl. I. Bruns, *Das literarische Porträt der Griechen* [1896], 144), führten bekanntlich aus dem

Leben des Verstorbenen nur die Züge an, die mit dessen politischer Wirksamkeit zusammenhingen. Die Humanisten wagten nicht, von diesem Gebrauche abzugehen. Selbst Machiavelli glaubte sich entschuldigen zu müssen, wenn er sich in seiner Charakteristik Cosimo de'Medicis nicht genau an diese Vorschrift hielt (*Ist. fior.* l. VII = Op. I, 333).

Um so größere Bedeutung gewann die Biographie. Es ist charakteristisch, daß Blondus, der in seinen Dekaden des Humanismus gar nicht gedacht hatte, dafür in einer besondern (Kultur-) Geschichte seiner Zeit den damaligen Gelehrten und Schriftstellern eigene Biographien widmen wollte (Masius, *Blondus*, 61). Es ist klar, daß die Geschichte der Historiographie diesen Sammlungen von Biographien, die die Stelle der modernen Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte vertreten, größere Beachtung zu schenken hat als den offiziösen Elogien.

Ein merkwürdiges Problem bleibt es dabei immer, daß die Humanisten nicht noch einen Schritt weiter gingen, und ihre Sammlungen von Biographien durch eigentliche Geschichtswerke ersetzten und statt einer Geschichte der Künstler z. B. eine der Kunst gaben. Es lag dies wohl hauptsächlich darin begründet, daß sie ihrer mangelhaften philosophischen Schulung wegen unfähig waren, sich abstrakte Gegenstände, wie etwa die *epische Dichtung*, das *Papsttum* losgelöst von den konkreten Vertretern, als Objekte einer geschichtlichen Entwicklung vorzustellen.

Ein unzulässiger Rückschluß ist es, die eifrige Pflege der Biographie durch die Humanisten auf das *scharfe Hervortreten der Persönlichkeit, das diesem Zeitalter eigentümlich ist* (G. Voigt, *Wiederbelebung* II, 501), zurückzuführen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Italien damals an Individualitäten besonders reich gewesen sei. Für andere Länder stehen uns nur nicht so viele Biographien zur Verfügung. Was wüßten wir von Ludwigs XI. Persönlichkeit, wenn wir nicht Commines hätten! Richtiger gesagt: was hätten wir früher davon gewußt! Seitdem die moderne Geschichtschreibung nicht mehr auf die unbehilflichen Charakteristiken der Chroniken angewiesen ist, sondern aus Akten und Korrespondenzen eine Persönlichkeit zu rekonstruieren imstande ist, wissen wir, daß scharf ausgeprägte Individualitäten auch dort zu treffen sind, wo die literarischen Quellen bloß konventionelle Schemen erkennen lassen. Dagegen mag das Selbstgefühl der Humanisten (die ja meistens *selfmademem* waren) die Pflege zumal der literarischen Biographie wohl befördert haben.

B. Die Sammlungen von Biographien.

1. Die Begründung durch Filippo Villani.

Filippo Villani (geboren nach 1325 zu Florenz, Neffe des Chronisten Giovanni Villani, 1361 Professor der Jurisprudenz an der Florentiner Universität, 1376 bis 1381 Kanzler der Stadt Perugia, 1391 Professor für Dante zu Florenz, gestorben nach 1405) schrieb: *Liber de origine civitatis Florentiae et ejusdem famosis civibus.* Verfaßt 1382. Nur der zweite Teil, eine Sammlung von 35 Biographien, ist gedruckt (ed. Galletti 1847). Unvollständig ist die längere Zeit allein bekannte italienische Bearbeitung (zuerst ediert von Mazzuchelli Venedig 1747). — Die Fortsetzung der Chronik seines Vaters Matteo kommt für uns hier nicht in Betracht. — Vgl. G. Calò, *F. V.*, 1904 (*Indagini di storia letteraria e artistica dirette da G. Mazzoni*, 5).

Boccaccio hatte in seiner *Vita di Dante* die Künstlerbiographie geschaffen (s. S. 8 f.). Filippo Villani ging noch einen Schritt weiter und führt diese Gattung eigentlich in die Geschichte ein.

Villani fußt durchaus auf Boccaccio. Seine Absicht war ursprünglich nur gewesen, dessen Leben Dantes neu zu bearbeiten. Aber diese Urzelle seines Werkes erweiterte sich allmählich zu einer ganzen Sammlung von Biographien. Und diese Lebensbeschreibungen berühmter Florentiner fügte er dann seiner florentinischen Geschichte gleichsam als kulturhistorischen Teil an.

Villani ist kein großer Künstler. Sein Stil ist, obwohl sein Werk von Salutati überarbeitet wurde, mittelalterlich schwerfällig, seine Darstellung mühsam. Auch seine historische Begabung ist nicht eben bedeutend. Seine Charakteristiken halten sich an der Oberfläche. Die legendarische Tradition der ältern Zeit reproduziert er ohne Kritik. Seine politischen Urteile sind borniert einseitig, und was er über Handwerker und Volk äußert, ist von dem blinden Hasse des in seiner Stellung bedrohten reichen Popolanen diktiert. Aber er hält sich dafür wenigstens von rhetorischer Phraseologie frei. Und die wesentlichen Züge der humanistischen Kollektivbiographien wird man alle schon bei ihm finden. Schon er beginnt seine Sammlung, wie es dann der Brauch aller echten Humanisten blieb, mit den Poeten, nicht mehr mit den Theologen. Er ignoriert die spezifisch mittelalterliche Kunst und läßt neben der modernen italienischen Art nur die Antike gelten. Er versucht sogar, seine Figuren gelegentlich in eine geschichtliche Entwicklung einzureihen.

Eine ganz neue Gattung biographischer Darstellungen war damit ins Leben gerufen. Wohl hatten auch antike Autoren *viri illustres* in Sammelwerken verherrlicht. Aber so wie Villani Kultur- und Kunstgeschichte zu schreiben — nicht bloß Merkwürdigkeiten aus dem Leben berühmter Poeten und Künstler zusammenzustellen, sondern deren Wirken, wenn auch nur äußerlich, chronologisch in Verbindung zu bringen — war etwas ganz Neues; die erhaltenen Werke der römischen Literatur wiesen dafür kein Muster auf. Eine der eigentümlichsten Gattungen der humanistischen Historiographie ist aus diesen Anregungen erwachsen.

2. Größere geschichtliche Darstellungen in biographischer Form.

a) Crinitus.

Pietro Riccio, latinisiert Crinitus, aus Florenz, Schüler Polizians und (nach Jovius in *Elog.*) auch dessen Nachfolger als Lehrer der Eloquenz, gestorben um 1505, schrieb, wohl zu Unterrichtszwecken, *De poetis latinis libri V*, zuerst (mit dem Werke *de honesta disciplina* zusammen) Paris 1510. Das in der *admonitio* versprochene Buch über die Grammatiker und Redner scheint nie geschrieben worden zu sein.

Die biographische Form wurde auch dann beibehalten, wenn ein eigentlich geschichtliches Thema gestellt war. So bei literarhistorischen Arbeiten.

Des Humanisten Crinitus Werk über die römischen Dichter ist hauptsächlich bemerkenswert als der erste Versuch einer Literaturgeschichte. An sich sind seine von Livius Andronicus bis Sidonius Apollinaris reichenden biographischen Artikel kaum mehr als eine fleißige Materialsammlung. Er hatte sich, wie er in der Vorrede bemerkt, Sueton zum Muster genommen und behandelte nun wie dieser seinen Stoff durchaus nach gelehrten und antiquarischen Gesichtspunkten.

Er gibt weder eine Geschichte der poetischen Gattungen noch der römischen Poesie überhaupt. Ein eigenes Urteil erlaubt er sich nirgends. Auch wenn er über Werke spricht, die noch erhalten sind, wiederholt er bloß, was antike Kritiker gesagt hatten. Einen Versuch historischer Einreihung würde man nur in der Einteilung in fünf Bücher und den Vorreden zu diesen erblicken können. Aber auch diese Periodisierung erhebt sich nicht über das primitive Schema *Rohe Anfänge*, *Besserung*, *Blüte*, *Verfall*. Bloß das zweite Buch über die Autoren, *qui plura in dies ac meliora scripserunt apud Latinos* (Lukrez, Catull und dessen Richtung), faßt eine natürliche Gruppe zusammen. Die klassische Zeit reicht, wohl unter dem Einflusse der nach Dynastien gegliederten politischen Geschichte, von Augustus bis zu den Flaviern; ihr gehören daher sowohl Virgil wie Lucan an.

Wertvoller ist, was Crinitus in der historischen Kritik leistete. Natürlich in der humanistischen historischen Kritik. Er entfernte das mittelalterliche Fabelwerk (z. B. über Virgil) und erkannte auch moderne Fälschungen wie die angeblichen Elegien des Cornelius Gallus richtig als solche. Dagegen wagte er ebensowenig wie ein anderer, an den antiken Berichten selbst zu rühren. Sogar die Behauptung des Kirchenvaters Hieronymus, daß Seneca ein Christ gewesen, mochte er nicht bezweifeln. Wie Petrarca ist ihm nur da die Glaubwürdigkeit antiker Autoren verdächtig, wo ein realistischer Zug das humanistische Dogma von der erhabenen Würde des Altertums zu stören drohte. So verwarf er die bei Sueton erhaltenen Fragmente aus Briefen des Augustus an Horaz, weil sie nicht *dignae tanto principe ejusque summa eruditione* seien! Sein Verdienst bestand unter diesen Umständen nur darin, daß er zum ersten Male die kritische Methode Brunis auf die Literaturgeschichte anwandte.

b) Vasari.

Giorgio Vasari, Maler und Architekt (geboren 1511 zu Arezzo, in Florenz ausgebildet, später an verschiedenen Orten tätig, gestorben 1574 zu Florenz) schrieb: *Le Vite de' più eccellenti Pittori, Scultori ed Architetti* (von Cimabue bis Tizian, mit einem kurzen Abriß der ältern Kunstgeschichte). Begonnen nach Vasaris eigener Angabe 1546 auf die Anregung Jovius' hin; doch reichen die Vorarbeiten bis ins Jahr 1540 zurück. Die erste Fassung in der Hauptsache vollendet 1547, gedruckt Florenz 1550. Eine zweite wesentlich erweiterte Ausgabe erschien Florenz 1564 bis 1568. Wohl nach dem Vorbilde des Jovius (s. S. 52) setzte Vasari seinen Biographien in der zweiten Auflage Porträts der Künstler vor. — Kritische Ausgabe mit Kommentar von G. Milanesi 1878 bis 1885. Eine neue, großangelegte Ausgabe hat unter der Leitung A. Venturis zu erscheinen begonnen; der erste Band

(die Doppelbiographie Gentile da Fabrianos und Pisanellos) wurde 1896 ausgegeben. — Die ältere Literatur ist so gut wie ganz entbehrlich gemacht durch W. Kallab, *Vasaristudien* 1908 (*Quellenschriften für Kunstgeschichte*, N. F. XV).

Ebensowenig hat Vasari seinen Biographien einen historischen Zusammenhang zu geben versucht. Die Anordnung ist auch bei ihm im großen und ganzen rein chronologisch. Die dürftigen allgemeinen Ausführungen über die Entwicklung der Kunst seit der *Renaissance* (*Opere* ed. Milanesi II, 95) variieren bloß das Schema *Erste Reaktion gegen die Barbarei*, *Fortschritt*, *Vollkommenheit*. Vasari hat nie daran gedacht, die Geschichte der Künstler nach stilkritischen Grundsätzen zu gliedern oder der Entwicklung der Technik nachzugehen. Ihn interessierte nur der einzelne Künstler, das einzelne Werk. Die Historie dient bei ihm weniger der Erkenntnis als der praktischen Belehrung (vgl. Kallab 405 ff.).

Seine Biographien erhoben in ihrer ersten Form (1550) weder literarische Ansprüche noch wollten sie als gelehrte Arbeit gelten. Das Werk war so, wie es ein praktisch tätiger Künstler schreiben konnte: mündliche Tradition und einige zufällig gesammelte Notizen kunstlos zu lebendigen Skizzen verbunden. Der Autor gab nur, was er gerade wußte; selbst so bekannte Hilfsmittel wie Platinas Papstgeschichte hatte er nachzuschlagen versäumt. Die definitive Redaktion, die 18 Jahre später erschien, trägt einen ganz andern Charakter. Vasari selbst und noch mehr gelehrte Freunde hatten in der Zwischenzeit systematisch nach neuem Material geforscht. Aus den flüchtigen Umrissen der ersten Fassung war ein vollständiges Repositorium der alten Kunsttradition geworden. Zugleich hatte Vasari dem Stile mehr akademische Würde zu verleihen gesucht. Zum Glücke, ohne daß sein hervorragendes Erzählertalent darunter Schaden gelitten hätte. Auch die zweite Redaktion gibt die lebendige Empfindung des Künstlers noch durchaus unmittelbar wieder. Man bekommt von Vasaris schriftstellerischer Bedeutung erst dann einen rechten Begriff, wenn man sein Werk mit den besten ältern biographischen Sammelwerken auf dem Gebiete der Literatur- oder gar Musikgeschichte vergleicht. Kein anderer hat Leben und Treiben der Künstler auch nur irgendwie so temperamentvoll festzuhalten verstanden wie er. Dieser Vorzug ist sogar mit Vasaris vollständig kritikloser Haltung gegenüber Anekdoten nicht zu teuer erkauft.

Dabei war Vasari, wenn auch kein Historiker, in seinem Urteile so historisch objektiv wie kein anderer älterer Kunstkritiker. Gewiß, sein Werk fiel an sich in einen günstigen Zeitpunkt. Es war nicht s e i n Verdienst, daß seine Jugend noch v o r die Periode fiel, da die Künstler alles, was vor dem 16. Jahrhundert geschaffen worden war, als roh und uninteressant betrachteten. Aber man wird es trotzdem als ein Zeichen persönlichen historischen Sinns betrachten dürfen, daß er, der Zeitgenosse Michelangelos und halbe Klassizist, auch den Anfängen der neuen Kunst trotz ihrer scharf empfundenen Unvollkommenheiten warme Sympathie entgegenbrachte (für die Gothik fehlte ihm natürlich

das Verständnis). Mit Recht ist dann auch als seltenes Verdienst hervorgehoben worden, daß Vasari sich über den vielleicht in Italien besonders verbreiteten Munizipal- und Regionalstolz erhoben hat (seine ersten Kritiken kamen von Leuten, die sich in ihrem Lokalpatriotismus verletzt fühlten). Er hat übrigens nicht einmal bei Italien halt gemacht, sondern sogar noch die allerdings von seinen Landsleuten durchweg hochgeschätzten flandrischen Künstler in seinen Biographien behandelt. Nur der einen stärksten Versuchung hat auch er nicht widerstehen können: auch er hat gelegentlich die Geschichte *ad majorem familiae gloriam* gefälscht (*Arch. stor. it.* Ser. V, XVII, 118).

Ganz und gar erlag er dann dem moralisch allerdings harmloseren Triebe, Konjekturen und Hypothesen auch dann durch Fälschungen und kecke Erfindungen zu stützen, wenn kein persönlicher Vorteil in Aussicht stand. Man wird an Machiavelli und noch mehr Tschudi erinnert, wenn man sieht, wie Vasari willkürliche Kombinationen der Quellen als gesicherte Wahrheit anführt, Grabinschriften, Namen und Daten erfindet und für den Unterschied zwischen quellenmäßig belegten Tatsachen und freien, pragmatisierenden Phantasien jedes Verständnisses entbehrt.

Vasari ist der erste eigentliche Kunsthistoriker. Frühere Aufzeichnungen, wie das sog. *Libro di Antonio Billi* (geschrieben zwischen 1481 und 1530; publiziert im *Arch. stor. it.*, Ser. V, VII [1891] und von Frey 1892) sind nicht mehr als formlose Notizensammlungen. Auch die (unpublizierten) Fragmente des Jovius können kaum mehr als eine allgemeine Anregung gegeben haben.

Wahrscheinlich gegen Vasari gerichtet ist die um 1550 bis 1555 von dem Florentiner G. B. Gelli (1498 bis 1563) verfaßte Sammlung von Künstlerbiographien (ediert im *Arch. stor. it.*, Ser. V, XVII [1896], 32 ff.). Es ist die Antwort des Florentiner Lokalstolzes auf die kosmopolitische Unparteilichkeit des Aretiners. Nachdem schon die Vorrede die ganze Entwicklung der neueren Kunst zwischen die Namen der Florentiner Cimabue, Giotto und Michelangelo eingespannt hat, werden im Texte nur florentinische Künstler genannt; bei Orcagna wird im Gegensatz zu Vasari Andrea Pisano als Lehrer nicht angeführt und die Malereien in Pisa werden mit einem kurzen Satze abgetan. Stilistisch kann die dürftige, notizenhafte Darstellung keinen Vergleich mit Vasari aushalten. — Vgl. Kallab, *Vasaristudien*, 182 ff. (dem übrigens die polemische Tendenz des Werkchens entgangen ist).

3. Kleinere Werke.

Enger an Villani schlossen sich die biographischen Werke an, die ihren Stoff der Gegenwart entnahmen. Die meisten dieser Arbeiten sind historiographisch wenig bedeutend.

a) Facius.

Kaum mehr als Lexikonnotizen gibt Facius (s. S. 39) in seinen *Viri illustres* (geschrieben 1457; ed. Mehus, Florenz 1745). Er schrieb sein Werk, wie er in der Vorrede angibt, um sich von seinem offiziellen historiographischen Auftrag zu erholen. Zu einer individuellen Charakteristik finden sich nur schwache Ansätze; auch von den bedeutendsten Humanisten erfahren wir kaum mehr als die allerwichtigsten Lebensdaten und die Titel ihrer Schriften.

Die Anordnung ist für die humanistische Historiographie bezeichnend. Facius beginnt mit den Poeten und Oratoren, steigt dann zu den Juristen, Medizinern und Theologen hinunter, erwähnt rasch einige Maler und Bildhauer und erhebt sich dann über die republikanischen Staatsmänner und Kondottieren wieder zu den Fürsten (zu denen auch die Päpste gehören); er schließt mit einem Elogium auf König Alfons. Die Humanisten und ihre Mäzene bilden so die Eckpfeiler der Darstellung. Ausländer werden nur im Abschnitte über die Fürsten behandelt.

b) Aeneas Sylvius.

Im Stadium des Entwurfes stecken geblieben sind Aeneas Sylvius' (u. S. 116 ff.) ähnlich angelegte Biographien berühmter Zeitgenossen, die ebenfalls den Titel *de Viris illustribus* hätten führen sollen. Einzelne Artikel enthalten bloß dürftige Notizen; andere sind beinahe ganz ausgearbeitet. Doch auch so läßt Aeneas Sylvius den Rhetor Facius weit hinter sich zurück. Seine Welt- und Menschenkenntnis, seine aktive Teilnahme an der Politik, seine schriftstellerische Gewandtheit und seine Abneigung gegen die modische Rhetorik sind auch diesen Biographien zugute gekommen. Manches daraus ist übrigens wörtlich in spätere Arbeiten übergegangen.

(Das Original der *Viri* enthielt 65 Biographien; von diesen sind mit den ersten Blättern der Handschrift 21 verloren gegangen. Aeneas arbeitete an ihnen zu verschiedener Zeit; ungefähr von 1450 an machte er keine Zusätze mehr. Erste Ausgabe bei Mansi, *Pii II. orationes*, III, Lucca 1759; um zwei Biographien vermehrt im ersten Bande der *Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart* 1842. — Vgl. G. Voigt, *E. S.* II, 324; F. Krones in den *Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen* VIII [1871], 33 ff.)

c) Bisticci.

Vespasiano da Bisticci, *cartolajo*, d. h. Papier- und Buchhändler in Florenz (1421 bis 1498), verfaßte *Vite di uomini illustri del secolo XV*. Erste vollständige Ausgabe von L. Frati in der *Collezione di opere inedite o rare*, 1892/93. Nicht aufgenommen sind in diese auch sonst mangelhafte Ausgabe verschiedene Widmungen, die B. Einzelausgaben seiner Biographien vorsetzte und die man in den ältern Editionen nachzuschlagen hat; vgl. *Arch. stor. it.*, Ser. V, XIV (1894), 200 ff. Die *Vite* sollten, scheint es (I, 4), nur als Grundlage für ein lateinisches Geschichtswerk dienen. B. hatte früher schon gelegentlich Humanisten biographisches Material für Leichenreden geliefert (III, 347). Zwei kleinere Werke in derselben Ausgabe III, 245 und 289. — E. Frizzi, *Di V. da B.*, 1878.

Kaum mehr zu der humanistischen Historiographie gehört die Sammlung von Biographien, die der florentinische Buchhändler Vespasiano da Bisticci verfaßte.

Das Werk gehört einer Gattung an, wie sie sich nur in Florenz entwickeln konnte. Nicht humanistisch, aber doch durch den Humanismus angeregt. Der Verfasser war seiner Sinnesart nach ein typischer Vertreter der frommen Bourgeoisie, die dann mit Savonarola zur Herrschaft gelangte. Seine Bildung ging ebensowenig tief wie die anderer Handwerker. Wenn er zu den gefeierten Trägern der neuen Bildung mit patriotischem Stolze emporsah, so war seine Bewunderung ebensowenig mit Verständnis verbunden, als wenn jetzt Leute aus dem italienischen Volke in Anwesenheit von Fremden vor einer einheimischen Berühmtheit respektvolle Verehrung an den Tag legen. Aber Bisticci hatte dank seinem Berufe Gelegenheit gefunden, die Humanisten und ihre Stellung in der Öffentlichkeit und im Leben der obern Stände näher kennen zu lernen als sonst Handwerkern gegeben war.

Er selbst besaß keine humanistische Bildung. Er konnte nicht Latein schreiben und seine Kenntnis vom Altertum ist noch ganz mitteralterlich verwirrt (vgl. im *Proemio* I, 1). Aber er hatte einige humanistische Gemeinplätze aufgeschnappt (seine Viten beginnen mit dem Satz, daß der Ruhm eines großen Mannes von seinem

Geschichtschreiber abhänge) und er ist vor allem zu seinem Werke selbst wohl durch humanistische Produkte angeregt worden. Allerdings nicht mehr als angeregt. Die Ausführung selbst ist ganz mittelalterlich. *Perchè lo spirituale debbe tenere il principato in ogni cosa* (I, 4), gab er den Ehrenplatz in seiner Sammlung einem Papste (er stellte nicht, wie Facius, geistliche und weltliche Fürsten als *principes* zusammen) und schob *Staatsmänner und Literaten* an den Schluß. Seine Biographien von Geistlichen sind so erbaulich gehalten wie irgendein mittelalterliches Heiligenleben (vgl. I, 145 bis 151, 201 etc.). Wie die meisten Ungebildeten empfand er vor den Vertretern der Bildung den größten Respekt, die auch im täglichen Leben eine würdevolle und fromme Haltung zu bewahren pflegten. Sein Lieblingsausdruck ist, gleich bezeichnend für seine Gesinnung und die Armut seiner Sprache — *degno.* Ein *degno uomo* ist Papst Eugen IV., ein *degno libro* Filelfos *Sfortias*, eine *opera molto degna* Poggios *Florentinische Geschichte.* Daher geraten ihm Figuren wie Niccolò Niccolo so gut, während man von Poggio z. B. nur eine ganz ungenügende Vorstellung bekommt.

Seinen Biographien fehlt die künstlerische Abrundung, die die Humanisten ihren Werken zu geben suchten. Der Stoff ist nicht disponiert und der Stil häufig nachlässig. Aber er hat dafür sein Werk auch nicht in die klassizistische Schablone pressen müssen. Er teilte alles mit, wie er es wußte. Und er hatte immerhin manches erfahren. Stammen auch seine literarischen Urteile aus zweiter Hand, und hatte er, der bürgerlich rechtschaffene Mann, für die künstlerischen Bestrebungen des Humanismus auch kein Verständnis, so kannte er doch wenigstens die Literaten als Menschen gründlich genug. Wohl merkt man überall, daß ihn eine gewisse Distanz von seinen Helden trennt, daß er sie beinahe wie Leute einer andern Welt betrachtet (besonders seine Urteile über Staatsmänner sind öfters geradezu kindlich). Aber wie geschickt hat er trotzdem seine Daten ausgewählt, wie treffend sind seine Dialoge und Aussprüche redigiert, wie lebendig sind manche Gestalten geschildert! Sein geistiger Horizont ist beschränkt. Aber er bläst sich wenigstens nicht auf. Kein Wunder, daß der moderne Geschmack diese kunstlosen Erzählungen eines Handwerkers den frostigen Elogien der Humanisten vorzieht.

d) Sabadino degli Arienti.

Giovanni Sabadino degli Arienti (geboren zu Bologna vor 1450, wie seine Vorfahren bis zum Sturze des Geschlechts [1506] im Dienste der Bentivoglio, dann in Ferrara als Hofdichter, gestorben um 1510) verfaßte *Gynevera delle Donne clare*, 34 Biographien, die der Auftraggeberin, nach der das Buch genannt ist, mitgerechnet. Verfaßt 1483. Einzig vollständige Ausgabe ed. Ricci und Bacchi della Lega im 223. Bande der *Scelta di Curiosità letterarie o rare*, 1888. — Dallari, *Della vita di S.*, 1888.

Einen verspäteten Nachfolger fand Boccaccio (s. S. 6 f.) in unserer Zeit in dem bolognesischen Hofdichter Sabadino degli Arienti, der seiner Herrin Ginevra Sforza dei Bentivoglio zu Gefallen eine Sammlung von Biographien berühmter (meist zeitgenössischer) Frauen verfaßte.

Seine Lebensbeschreibungen sind natürlich ganz im Tone eines Elogiums gehalten und bei den Damen, die in irgendeiner Beziehung den Bentivoglio nahestanden, darf Sabadino sogar sehr kräftig schmeicheln. Doch ist er kein ungewandter Autor; malerische Äußerlichkeiten weiß er recht treffend wiederzugeben und zwischen unterhaltender Novellistik und erbaulichem Moralisieren geschickt den für den populären Geschmack passenden Weg zu finden. Merkwürdig ist seine Vorliebe für Kriegsheldinnen. Es hat den Anschein, als wenn der Geschmack, der Bojardos und Ariosts Amazonen schuf, wie anderes Ferraresische auch am Hofe der Bentivoglio Eingang gefunden hätte. Sogar die Jungfrau von Orléans, die *gaya polcella di Franza*, wird ganz wie eine Heldin des *Rasenden Roland* behandelt; das religiöse Moment ignoriert Sabadino durchaus (vgl. ihre Biographie und die Bemerkung S. 188).

C. Die Einzelbiographie.

1. Fürsten und Staatsmänner.

Die offiziöse Biographik ist natürlich noch viel unbedeutender als die offiziöse Annalistik. Es ist kein Zufall, daß die zwei einzigen Werke, die mehr sind als konventionelle Lobschriften, gerade nicht auf höheren Befehl verfaßt wurden.

a) Decembri.

Pier Candido Decembri, Humanist (geboren 1399 zu Pavia, 1419 bis 1447 im Dienste des Herzogs Maria Filippo Visconti, 1448 bis 1450 Sekretär der republikanischen Regierung, daher unter den Sforza ohne Stellung; 1450 bis 1456 Sekretär an der Kurie, 1456 bis 1459 in Neapel, 1467 bis 1476 am Hofe der Este, gestorben 1477 zu Mailand) schrieb: 1. *Vita Philippi Mariae Vicecomitis* (1412 bis 1447). Verfaßt im Oktober 1447 (Borsa, S. 372). Zuerst gedruckt Mailand 1625, dann mit 2. und 3. zusammen bei Muratori, *Script.* XX. — 2. *Vita Francisci Sfortiae* (1401 bis 1461, d. h. das ganze Leben mit Ausnahme der fünf letzten Jahre). Nicht im Auftrage des Herzogs geschrieben, aber ihm überreicht und von Cicco Simonetta zensuriert. Auf den Wunsch des Herzogs dann ins Italienische übersetzt (Borsa, 402 ff.). — 3. Im Auftrage Filippo Marias verfaßt ist die Leichenrede auf den Kondottiere Piccinino. — Vgl. M. Borsa im *Arch. stor. lombardo*, Ser. II, X (1893), 5 ff., 358 ff.

Decembri schrieb seine Biographie des Herzogs Filippo Maria Visconti unmittelbar nach dessen Tode. Er war vollständig unabhängig; denn die Dynastie der Visconti war mit seinem Herrn erloschen. Der Gegenstand war ihm genau bekannt: 28 Jahre lang hatte er dem Herzog als Sekretär gedient. Kein Wunder, wenn er eine so vollständige Charakteristik gibt wie kaum ein anderer humanistischer Biograph. Und dabei trotz aller Realistik doch keine Karikatur; er hatte unter Filippo Maria eine befriedigende, wenn schon seiner Ansicht nach ungenügend belohnte Tätigkeit gefunden und fühlte sich deshalb nicht bewogen, seine Freiheit gleich Platina zu einem nachträglichen Racheakte zu benutzen. So teilte er denn alles mit, was ihm von dem Herzog bekannt war, Gutes und Schlimmes in gleichem Maße.

Eine eigentliche historische Biographie ist freilich auch dies Werk nicht geworden. Wie Sueton, dessen Leben Cäsars er früher einmal übersetzt hatte (Voigt, *Wiederbelebung* I, 512), sah Decembri nicht ein, daß das Leben eines Regenten anders zu behandeln sei als das eines Privatmannes. Er verstand es wohl, die charakteristischen Details auszulesen und den Menschen mit seinen individuellen Eigentümlichkeiten vor uns erstehen zu lassen. Aber für eine Schilderung des Staatsmannes reichte diese anekdotische Darstellung nicht aus. Nicht einmal äußerlich ist getrennt, was für den Herzog als Regenten von Bedeutung ist und was nicht. Eine direkte zusammenfassende Charakteristik fehlt. Die Regierungspolitik des Herzogs wird nirgends zusammenhängend geschildert; Decembri gibt über sie nur abgerissene Notizen. Er reihte, wie Sueton, viele Einzelzüge aneinander und überließ es dem Leser, diese zu einem Bilde zusammenzufügen.

Als Decembri 14 Jahre später (1461) sein Leben Sforzas schrieb, fehlte ihm die Unabhängigkeit, die seinem früheren Werke Wert verliehen hatte. Sein Held lebte noch, und er arbeitete unter dessen Augen. Natürlich mußte die Darstellung darauf Rücksicht nehmen. Das Privatleben des Kondottiere behandelte deshalb Decembri in bewußtem Gegensatze zu der Biographie des letzten Visconti (vgl. Kap. I) überhaupt nicht. Er beschränkte sich darauf, die Kriegstaten seines Helden im üblichen Stile zu verherrlichen. Wie sorgfältig er unangenehmen Tatsachen aus dem Wege ging, mag man daraus ersehen, daß er die illegitime Geburt Bianca Marias (der Gemahlin Sforzas) sorgfältig verschweigt, obwohl er in seinem früheren Werke (auf das er öfter Bezug nimmt) offen davon berichtet hatte.

b) Tegrimi.

Niccolò Tegrimi (geboren 1448 zu Lucca aus altem, vornehmem Geschlecht, gestorben 1527), Jurist und Humanist, daher häufig als *Orator* verwendet, verfaßte, als er 1494 als Gesandter zu Ludovico Moro abgeordnet wurde, eine *Vita Castruccii Antelminelli Castracani Lucensis Ducis* (gestorben 1328). Zuerst Modena 1496, dann u. a. bei Muratori, *Script.* XI. Vgl. für das Biographische die Einleitung zu der lateinisch-italienischen Ausgabe der *Vita* Lucca 1742.

Noch bedeutender ist die Biographie, die der Lucchese Niccolò Tegrimi seinem berühmten Landsmanne Castruccio Castracani widmete.

Man merkt es der Darstellung an, daß der Verfasser Politik, Verwaltung und Tyrannen gründlich kannte. Mit einem Tyrannen war er eben in nahe Beziehungen getreten, als er sein Werk verfaßte: seine Schrift ist für Ludovico Moro geschrieben, an der er als Gesandter abgeordnet worden war und von dem er mit dem Titel eines herzoglichen Rates beschenkt worden war. (Dem Mailänder Regenten zu Gefallen legt Tegrimi einmal eine rührende Geschichte aus dem Leben des *neuen Scipiaden*, des Vaters des Mohren, ein, S. 1332 ed. Muratori.)

Seiner Entstehung nach gleicht Tegrimis Werk also durchaus der von Acciaiuoli verfaßten Biographie Karls des Großen (S. 103). Nur daß der Lucchese nicht, wie der Florentiner, auf sein unabhängiges Urteil verzichtete. Vor allem sieht er völlig davon ab, aus seinem Helden einen Tugendspiegel zu machen. Im Gegenteil. So realistisch ist sonst nie ein italienischer Tyrann geschildert worden. Selbst Decembri und Machiavelli übertrifft Tegrimi in der Kunst, die typischen Züge herauszuarbeiten. Keine charakteristische Eigentümlichkeit fehlt dem Bilde seines Helden. Weder die militärisch rücksichtslose Art, noch die unbedenkliche Verwendung grausamer und heimtückischer Mittel zur Behauptung der Macht (die Herrschaft über die Stadt hält Castruccio aufrecht mit Hilfe von Bestechungen und von Mönchen, die in seinem Auftrage die Armen gegen die Reichen aufhetzen müssen), noch die Verachtung des kirchlichen Banns und des Aberglaubens, noch die Fürsorge für die Masse (Castruccio entwickelt eine großartige Bautätigkeit, reguliert die Getreidezufuhr und unterhält das Volk durch prunkvolle Feste). Daß Castruccio einmal versuchte, *seinen*

einzigen gefährlichen Feind, König Robert von Neapel, durch gedungene Mörder aus dem Wege schaffen zu lassen, erzählt Tegrimi als etwas ganz Selbstverständliches (S. 1335).

Zu einem guten Teile liegt diese historische Objektivität wohl in dem republikanischen Gefühle des Verfassers begründet. Er ist auf seinen Landsmann stolz; aber er vergißt doch nie, daß er selbst einer der regierenden Familien angehört, die mehr als alle andern durch die Gründung einer Tyrannis zu verlieren hätten. Er darf seine republikanische Gesinnung natürlich nicht offen an den Tag legen (vgl. S. 1337). Aber so ruhig-zynisch schildert einen Tyrannen doch wohl nur ein geborener Republikaner.

c) Kleinere Werke.

Von den kleineren biographischen Werken weisen nur drei einigermaßen bemerkenswerte Züge auf.

Die Biographie Pius' II. von Campanus (1429 bis 1477, von Pius zum Bischof von Teramo befördert; die wohl 1464 geschriebene Vita erschien zuerst als Epistola V, 1 in Campanus' *Opera* [Rom 1495], dann häufig, auch bei Muratori, *Script.* III, 2) und die Biographie Nikolaus' V. von Giannozzo Manetti (S. 25 f.; bei Muratori, *Script.* III, 2) geben wenigstens so weit anschauliche Schilderungen, als die Verfasser aus eigener Erfahrung berichten, Campanus von dem Pontifikate Pius' II., dessen Hofpoet er gewesen, Manetti von der humanistenfreundlichen Wirksamkeit des Papstes, der ihn zu seinem Sekretär gemacht hatte. Im übrigen wollen beide Arbeiten vor allem Elogien sein.

Eine Lobschrift ist auch trotz ihres Stoffes Donato Acciaiuolis (geboren 1428 zu Florenz, gestorben ebendaselbst 1478; Humanist und Staatsmann) *Leben Karls des Großen.* (Zuerst in einer lateinischen Ausgabe von Plutarchs Biographien Rom 1470[1]); dann auch in Menckens *Script. Rer. Germ.* I 1728.) Das Werk wurde verfaßt, als der Verfasser 1461 als florentinischer Gesandter zu König Ludwig XI. geschickt wurde; es wurde dem König damals als Geschenk überreicht. Sowohl die Widmung an einen Nachfolger des Helden wie die Verehrung des Verfassers für den angeblichen zweiten Gründer seiner Vaterstadt verhinderten eine unbefangene Charakteristik. In der Hauptsache ist Einhard zugrunde gelegt; aber sein Text ist in der üblichen humanistischen Weise bearbeitet. Präzise Angaben sind durch unbestimmte Redensarten ersetzt, lobende Bemerkungen rhetorisch gesteigert. Wenn Einhard (c. 25) berichtet hatte, daß Karl lateinisch wie deutsch gesprochen, griechisch dagegen nur verstanden habe, nicht aber habe reden können, so bezeichnet Acciaiuoli Karl als *literis non modo latinis, sed etiam graecis liberaliter institutus* (ed. Mencken, S. 830). Die historische Kritik ist widerspruchsvoll, wie von einem Bruni-Schüler zu erwarten ist. Die patriotische Legende von der Wiederaufrichtung der Stadt Florenz durch Karl erzählt Acciaiuoli ohne einen Zweifel zu äußern und auch die Sage von Karls Kreuzzug will er nicht ganz verwerfen, ebensowenig die Geschichte Rolands.

---

[1]) Weil sich in dieser Ausgabe Plutarchs von Acciaiuoli auch lateinische Rekonstruktionen der beiden verlorenen Biographien Hannibals und Scipio Africanus finden, ist Acc. in den Verdacht der Fälscherschaft gekommen. Mit Unrecht, wie schon Lessing (*Briefe* [1753], 25. Stück) vermutete. Wenn manche Ausgaben zu den Viten bemerken, *übersetzt aus dem griechischen des Plutarch*, so trägt Acc. daran keine Schuld. Seine Widmung (gedruckt z. B. in der von Hain *Rep. Bibl.* unter N. 13 124 verzeichneten Kölner Edition s. l. e. a.) spricht sich unmißverständlich über seine Autorschaft aus.

2. Dichter und Künstler.

Auch die Künstlerbiographien sind meistens bloße rhetorische Exerzitien. Die meisten Autoren geben statt einer individuellen Charakteristik konventionelle Lobsprüche. Das bedeutendste und originellste hat auch hier Leonardo Bruni geleistet.

a) Bruni.

Brunis (o. S. 16 ff.) *Vite di Dante e Petrarca* erschienen zuerst 1671 Perugia zusammen im Drucke (das Leben Petrarcas allein zuerst Padua 1472). Dann häufig; jetzt am besten bei A. Solerti *Le Vite di Dante, Petrarca e Boccaccio scritte fino al seccolo XVII* (s. a. ca. 1903). Vgl. Paur in der S. 6 angeführten Schrift.

Bruni wurde zu seinen Parallelbiographien Dantes und Petrarcas durch Boccaccio und Plutarch angeregt. Aber mehr als eine äußerliche Anregung verdankt er dem florentinischen Dichter und dem griechischen Moralisten nicht. Er schrieb auch seine Biographien als Historiker. Boccaccio hatte sein *Leben Dantes* zu einem Hymnus auf die Poesie benutzt, Plutarch die Charakteristik seiner Helden ethischen Tendenzen untergeordnet. Bruni faßte auch die Biographie als einen Teil der Geschichte auf.

Eine eigentlich historische Biographie ist vor allem sein *Leben Petrarças* geworden. Bruni skizziert den äußern Lebenslauf nur ganz kurz. Ihm liegt mehr daran, zu schildern, welche Bedeutung Petrarca für die Geschichte des Humanismus gehabt hat. Es ist bewundernswürdig, wie er diese seine Aufgabe gelöst hat. Sein Urteil ist natürlich humanistisch und republikanisch einseitig. Er identifiziert aus politischen Gründen den Humanismus mit dem Ciceronianismus (der Verfall beginnt nicht erst mit dem Einfalle der Barbaren, sondern mit der Errichtung des Imperium) und motiviert den Niedergang der Kultur unter den Kaisern recht äußerlich mit der angeblichen Ausrottung der römischen Bürger. Aber die kulturhistorisch wichtigsten Punkte — Petrarcas bahnbrechendes Wirken und die Fortführung durch Boccaccio — sind außerordentlich klar erfaßt, und wenn Brunis Geschichtsphilosophie ziemlich roh ist, so bleibt ihr doch das Verdienst, wirklich historische Probleme berührt zu haben.

Die (ausführlichere) *Vita di Dante* leidet darunter, daß sie im Gegensatze zu Boccaccio konzipiert ist und der Verfasser daher öfter sein Urteil polemisch chargiert. Boccaccio habe meint Bruni, das Leben seines Helden wie einen Liebesroman beschrieben. Er wendet deshalb seine Hauptaufmerksamkeit den politischen Verhältnissen zu, unter denen Dante gewirkt. Nun ist kein Zweifel, daß diese bei ihm ganz anders sorgfältig und eingehend behandelt sind als in dem früheren Werke. Bruni hat auch seine Darstellung sachlicher gehalten als der Verfasser des *Decamerone* und eigentlich legendenhafte Züge nicht aufgenommen. Aber in der Würdigung des Menschen und Dichters kommt er seinem Gegner nicht gleich. Aus Boccaccios Schilderung gewinnt der Leser wenigstens den Eindruck einer außergewöhnlichen Persönlichkeit; Bruni mißt mit dem Maßstabe des Bourgeois und Phi-

listers, sein Urteil versagt gegenüber dem Künstler. Boccaccio hatte die ehelosen Dichter gepriesen und unbedenklich mitgeteilt, was er von Dantes Liebesabenteuern wußte. Bruni will diese Auffassung nicht gelten lassen und antwortet mit dem verständigen Argumente, daß die Familie die natürliche Grundlage des Staates und *diese Liebe* allein *natürlich*, *legitim und erlaubt* sei. Dante wird bei ihm zu dem berühmten Musterjüngling, der einerseits geselliger Heiterkeit nicht aus dem Wege geht, anderseits aber doch nie über die Stränge schlägt. Und was vollends Dantes dichterische Schöpfungen betrifft, so gibt hier Bruni bloß das Urteil des intelligenten Durchschnittslesers wieder. Im einzelnen erkennt er manches ganz richtig; aber für das, was an der *Commedia* genial und originell ist, fehlt ihm das Verständnis.

Immerhin erhebt sich Brunis *Leben Dantes* auch so noch durch seine Gewissenhaftigkeit und Selbständigkeit weit über alle spätern humanistischen Biographien.

b) Alberti und Cellini.

Unter den Lebensbeschreibungen von Künstlern nehmen die Selbstbiographien von Alberti und Cellini die erste Stelle ein.

Originell wie alles, was wir von dem merkwürdigen Künstler und Bohemien besitzen, ist Leone Battista Albertis (geboren um 1404, wohl zu Genua, gestorben 1472 zu Rom) Selbstporträt, zugleich eine der lebendigsten biographischen Charakteristiken, die je geschrieben wurde. Die künstlerische Objektivität ist allerdings nur zum kleinsten Teile gewahrt. Die Schilderung schwankt zwischen schwadronierender Übertreibung und Freude an dem interessanten Modell. Sie verfolgt eine bestimmte Tendenz. Alberti hat die Anerkennung nicht gefunden, auf die er glaubte Anspruch erheben zu können. So mußte er denn selbst der Mitwelt seine unvergleichlichen Vorzüge ins Licht setzen.

Er ist verbittert. Er meint wohl stolz von sich sagen zu können, daß er kein Streber gewesen; aber er kann sich nicht damit abfinden, daß er deshalb nur bei wenigen Fürsten in Gunst gelangte. An der Gleichgültigkeit seiner Verwandten, von denen *kaum einer auch nur die Titel seiner Bücher über die Familie las*, leidet er ungemein schwer. Er schreibt nicht, wie andere Selbstbiographen, aus der resignierten Altersphilosophie heraus, die alles verzeiht, weil sie alles versteht. Nicht durchaus zum Schaden seines Werks: was seine Schilderung an Unbefangenheit verliert, gewinnt sie an Temperament.

Die Vita wurde zum ersten Male gedruckt von Muratori, *Script.* XXV; seither mehrfach, u. a. im Vorworte zu Albertis *Opere volgari* I ed. Bonucci 1843. Die Darstellung bricht am Ende abrupt ab. Die Schrift ist anonym überliefert, hat aber wohl keinen andern zum Verfasser als Alberti selbst. Zum allermindesten müßte sie einen ganz intimen Bekannten des Künstlers zum Urheber haben und von Alberti inspiriert sein. In diesem Falle bliebe nur zu erklären, warum nicht auch noch die letzten Lebensjahre und der Tod des Künstlers erzählt werden. Bereits Bonucci hat sich denn auch für Albertis Autorschaft ausgesprochen. Der Geschichtschreiber der humanistischen Historiographie kann noch hinzufügen, daß wir gerade aus der Zeit Albertis ein genaues Analogon in der Selbstcharakte-

ristik des Cyrnaeus (S. 51) besitzen und daß es ein ganz eigenartiger Fall wäre, wenn im 15. Jahrhundert in Italien eine lateinische Biographie von einem Fremden anonym verfaßt worden wäre.

Die Einwendungen H. Janitscheks (*Repertor. für Kunstgesch.* VI, 39 ff. [1883]) sind nicht beweiskräftig. Der Kritiker hat Albertis Natur und Temperament kaum richtig verstanden; nur wer sich den Künstler als einen gelehrten Philister denkt, kann daran Anstoß nehmen, daß Alberti aufgeschnitten haben sollte. Anderes ist direkt zu widerlegen. Wenn daraus, daß Alberti von sich selbst im Perfekt spricht, geschlossen werden müßte, daß die Vita erst nach seinem Tode geschrieben ist, so wäre auch die Selbstcharakteristik des Cyrnaeus gefälscht. Und sollte wirklich als Beweis gegen die Autorschaft Albertis angeführt werden können, daß er von seinen Arbeiten unbedeutende genannt, wichtige aber verschwiegen habe? Wollte Alberti etwa einen Katalog seiner Werke liefern? Und selbst dann — hätte er gerade d i e Schriften für die wichtigsten halten müssen, die ein Kunsthistoriker des 19. Jahrhunderts glaubt am höchsten taxieren zu müssen? (vgl. *Dictionary of Nat. Biography* XXVI, 178 über die unzweifelhaft echte Selbstbiographie Edward Herberts of Cherbury (s. u. S. 170): *Childlike vanity is the chief characteristic of the narrative .... His accounts of his literary friends and his mother are very incomplete, his dates are conflicting, and he does himself an injustice by omitting almost all mention of his serious studies, which give him an important place in the history of English philosophy and poetry*).

Ein absoluter Beweis für die Autorschaft Albertis ist allerdings nicht zu führen. Fest stehen nur zwei Tatsachen: 1. die Schrift ist zeitgenössisch und in der nächsten Umgebung des Künstlers entstanden; 2. die Lücke am Schluße, die sich am einfachsten durch die Hypothese Bonuccis erklären läßt. Es ist wenig wahrscheinlich, daß die Vita, wie Janitschek will, bloß das Fragment eines Briefes ist.

Einen ganz ähnlichen Charakter trägt die bekannte Selbstbiographie Benvenuto C e l l i n i s (1500 bis 1571) (zuerst gedruckt in Neapel [*Colonia*] 1728 [umgearbeitet], der Originaltext ed. O. Bacci 1901). Nur daß Cellini mit viel größerer Befriedigung auf sein Leben zurückblickt als Alberti. An Bildung steht er dem ältern Landsmanne nach. Aber wer wollte daran denken, wenn er sich durch die unvergleichliche Verve der Erzählung mitreißen läßt? Neben diesem breit ausgeführten, dramatisch angelegten Romane muß selbst Albertis Skizze erblassen. Das Temperament ist bei Cellini noch stärker, ungezügelter. Nur in der naiven Freude am Prahlen kommt er seinem Vorgänger gleich.

V. Dissidenten und Unabhängige: Gelehrte, Kritiker und Memorialisten.

A. Die Begründung der gelehrten Schule und Flavius Blondus.

1. Blondus.

Flavio Biondo, lat. B l o n d u s (geboren 1388 zu Forlì, Stadtschreiber in seiner Vaterstadt, 1423 vertrieben, 1432 von Papst Eugen IV. zum Notar der pästlichen Kammer, 1434 zum apostolischen Sekretär ernannt, gestorben 1463) verfaßte 1. mehrere Werke zur römischen Altertumskunde: *Roma instaurata* (Topo-

graphie des alten Roms mit einigen Bemerkungen über die christlichen Denkmäler), 1446 beendigt, zuerst gedruckt um 1471; *Italia illustrata* (historisch-geographisches Lexikon über Italien, nach 14 Regionen geordnet [es fehlen Süditalien und Sizilien], 1453 beendigt, erste Ausgabe 1474); *Roma triumphans* (Handbuch der römischen Altertümer), 1459 Pius II. überreicht, zuerst gedruckt um 1472. Diese alle in der *Opera* (Basel 1559). Dort nicht aufgenommen ist die antiquarische Abhandlung *De militia et jurisprudentia* (Nachtrag zu der *Roma triumphans*, geschrieben 1460), herausgegeben von O. Lobeck im Programm des Gymnasiums zum hl. Kreuz zu Dresden 1892. — 2. Eine Geschichte des Mittelalters von 412 bis 1440 in 31 Büchern, die *Historiarum ab inclinatione Romanorum imperii decades.* Begonnen 1440, vollendet wahrscheinlich 1452. Ursprünglich als Zeitgeschichte angelegt, dann nach rückwärts ergänzt (daher sind den letzten 40 Jahren zehn Bücher eingeräumt, den vorhergehenden 1000 nur 20). Die Dekaden sind weder eine Geschichte Italiens, wie sie öfter, aber nicht von Blondus selbst, genannt werden, noch eine allgemeine Geschichte des Mittelalters. Vielmehr steht zwar Italien durchaus im Vordergrunde, aber daneben wird immer auch die Geschichte der übrigen Länder resümiert. Erste datierte Ausgabe Venedig 1483. Von Pius II. wurden die beiden ersten Dekaden in einen humanistischen Auszug gebracht (*Opp.* ed. Basil. 1571, S. 144 ff.). — Vgl. über die Dekaden die beiden von Voigt angeregten Arbeiten von A. Masius, *Fl. B.* (Leipziger Diss. 1879) und P. Buchholz, *die Quellen der Hist. Decades* (Leipz. Diss. 1881); Gabotto in der *Bibliot. d. Scuole ital.* III (1891), n. 7; L. Colini Baldeschi in der *Nuova Rassegna* II (1894), n. 34. — 3. Kleinere Schriften, vgl. die Opera. — 16 Briefe gab 1897 zum ersten Male O. Lobeck heraus.

Verhältnis zur rhetorischen Historiographie. Die humanistischen Historiographen behandelten auch die Geschichte als Künstler. Wenn sie den historischen Stoff so umgeformt hatten, daß er gleich einem Werke der Dichtkunst eine ästhetisch befriedigende Wirkung ausüben konnte, so hielten sie ihre Aufgabe für erfüllt. Sie konnten um so eher so vorgehen, als von gelehrter Seite kaum eine Konkurrenz zu erwarten war. Nur i h r e Richtung fand bei den Behörden Unterstützung. Wozu hätten auch Fürsten und Städte die wissenschaftlich gelehrte historische Arbeit fördern sollen! Ebensowenig hatte der gelehrte Forscher von den hohen Schulen zu hoffen. Zwischen der scholastischen Philosophie und der Historie bestand keine Berührung. Kein Wunder, daß die große Mehrzahl der humanistischen Historiographen unter diesen Umständen ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich der Form zuwandte.

Es war kein bedeutender Mann und kein großer Historiker, der hier zum ersten Male Wandel schaffte. Blondus war ein fleißiger, gewissenhafter Gelehrter, aber kein historischer Denker und kein Geschichtschreiber. Nicht mit Unrecht haben neuere Forscher seinen Werken das Prädikat *mittelmäßig* erteilt. Aber in einer Zeit, wo die Geschichte ganz rhetorischen Virtuosen anheimzufallen drohte, war seine geist- und formlose Sachlichkeit höchst wertvoll, ja in ihrer Art sogar originell. Was Blondus gab, waren nur Vorarbeiten zu einer wirklichen Geschichtschreibung. Aber es war damit wenigstens ein einigermaßen sicheres Fundament gelegt, und seine Arbeiten bildeten auf Jahrhunderte hinaus das feste Gerippe für alle Historiker innerhalb und außerhalb Italiens, die sich mit Geschichte, zumal mit der des Mittelalters, befaßten.

Blondus' antiquarische und historische Werke. Blondus war durchaus im Rechte, wenn er für viele seiner Werke geradezu die Lexikonform wählte. So für seine *Italia illustrata* und seine *Roma instaurata* (die erste ernst zu nehmende Topographie des alten Roms). Ein Lexikon ist dann auch das *Roma triumphans* betitelte Handbuch römischer Altertümer. Blondus gibt nicht Geschichte, sondern eine Materialsammlung. Die Exzerpte aus antiken Autoren sind gewissenhaft und mit Quellenangabe nach Rubriken (Religion, Verwaltung, Militärwesen, Recht und Kultur [*mores ac vitae instituta* und *triumpha*]) geordnet, aber in keiner Weise verarbeitet. Die Kritik der Quellen ist ganz vernachlässigt. Zwischen späteren und früheren Zeugnissen wird kein Unterschied gemacht; auch für Blondus hat das römische Altertum keine Geschichte.

Auch Blondus' *Geschichten vom Niedergange des römischen Reiches an* sind eine bloße Gelehrtenarbeit. Nur weil ihr Stoff chronologisch geordnet ist, erwecken sie mehr als andere Schriften den Anschein eines Geschichtswerkes. Auch hier sind die Quellenexzerpte bloß aneinandergereiht, nicht verarbeitet.

Blondus stand seinem Gegenstande im Grunde indifferent gegenüber. Warm wird er nur, wenn er auf eine antiquarisch interessante Angabe stößt. Wenn er einmal historisch urteilt, so spricht er wie der richtige Stubengelehrte. Sein politisches Ideal war ganz naiv egoistischen Überlegungen entsprungen. Er schätzte Staaten und Regierungssysteme darnach ab, ob sie ruhigem literarischen Arbeiten günstig sind oder nicht. Eine gute Zensur erhalten die Perioden, in denen Gelehrte wie er ungestört ihrer Beschäftigung nachgehen konnten, eine schlechte die bösen Menschen, die dies Stilleben durch Kriege zu stören wagen. Auch das alte römische Reich preist er vor allem darum, weil es Europa Sicherheit und eine einheitliche Kultur brachte (Vorrede zur *Roma triumphans*). Er begeisterte sich nicht wie die Humanisten für die römischen Waffentaten und die römische Bürgertugend um ihrer selbst willen.

Aber als kritische und gelehrte Arbeit ist auch dieses Werk eine ganz hervorragende Leistung. Blondus ist zum ersten Male wenigstens im Prinzip durchweg auf die ältesten Zeugnisse zurückgegangen und hat die spätere Überlieferung nicht nur wenn sie den älteren Berichten geradezu widerspricht, sondern auch wenn diese bloß schwiegen, in der Regel beiseite geschoben. Er verwarf die Angabe, daß Karl d. Gr. Florenz wieder aufgebaut habe schon deshalb, weil *Alcuin* nichts davon sage (*Italia ill.* s. v. Florentia; die Angaben *Alcuins*, d. h. der sog. einhardischen Annalen über Karls Römerzüge werden dann *ex silentio* des *Liber pontificalis* (allerdings unrichtigerweise) zurückgewiesen; Dec. II, l. 1, S. 159 der Ausgabe Basel 1559). Den Kreuzzug Karls des Großen erwähnt er in der Darstellung überhaupt nicht; er läßt nur in gar nicht ungeschickter Weise Papst Urban II. in seiner Rede zu Clermont darauf Bezug nehmen (Dec. II, lib. III, p. 208). Die Initiative zum ersten Kreuzzuge läßt er den ältesten Berichten ent-

sprechend nicht von Peter von Amiens ausgehen (ibid. p. 209). Er zog von Zeugnissen heran, was ihm erreichbar war. Wenn möglich, konsultierte er auch direkte Quellen wie Briefe. Für seine *Italia illustrata* bereiste er eigens einen großen Teil Italiens. Legenden und Wunder schloß er wie die Humanisten vollständig aus.

Freilich begnügte er sich dann auch damit, die Quellen nach dem Alter abzumessen und direkte Unmöglichkeiten und offenkundig tendenziöse Angaben zu entfernen. Er versagte, wenn er sich nicht mehr auf solche elementare Wahrscheinlichkeitsrechnungen stützen konnte, und es ist ein Glück, daß er sich nur ganz selten auf das Gebiet der höheren Kritik wagte. Wenn er die Nachricht, daß Papst Leo Karl d. Gr. das Recht der Papstwahl und der Bischofswahlen überhaupt verliehen habe, deshalb verwirft, weil die älteren Autoren darüber schweigen, so war er soweit ganz im Rechte. Wenn er aber hinzusetzt, *adduci non possum, ut credam, modestissimum imperatorem voluisse tantum onus etiam oblatum accipere* (Dec. II, l. I, p. 163), so zeugt diese naive Argumentation von geringem politischem Verständnis.

Stellung der humanistischen Kreise zu Blondus. Nichts bezeichnet wohl die Auffassung des orthodoxen Humanismus von der Geschichte besser, als die Art, wie Blondus' Werke von den Gönnern der neuen Bildung aufgenommen wurden. Blondus war gewiß kein großer Historiker. Aber er hatte doch für die Kenntnis des Mittelalters und des römischen Altertums mehr geleistet als sämtliche bisherige Humanisten zusammen. Die Humanisten wußten seine Arbeiten auf ihre Manier auch wohl zu schätzen. Kein anderes Geschichtswerk ist so häufig, meist ohne Nennung des Namens, ausgeschlachtet worden wie Blondus *Dekaden.* Aber weil ihr Verfasser die rhetorischen Darstellungsmittel nicht beherrschte und man seinen Arbeiten auf Schritt und Tritt die schwerfällige gelehrte Arbeit anmerkte, blieben ihm die Belohnungen versagt, die den humanistischen Annalisten in reicher Fülle zuteil wurden. Flüchtige Übersetzungen griechischer Historiker pflegte Nikolaus V. mit Gold aufzuwiegen; für den aus seiner Heimat vertriebenen unermüdlichen Arbeiter, der von der Kurie in einer untergeordneten Stellung ausgenutzt wurde, blieb nichts mehr übrig. Ein Humanist wie Bruni schreckte davor zurück, sich durch eine schriftliche Anerkennung des formlosen Historikers zu kompromittieren (vgl. Masius S. 33).

Freilich war auch der Stoff so gewählt, daß eine amtliche Belohnung nicht zu erwarten war. Der heimatlose Blondus war wohl durch seinen Aufenthalt an der Kurie dazu geführt worden, nicht die Geschichte seiner Stadt, sondern die der ganzen Christenheit, mit vorzüglicher Berücksichtigung Italiens zu beschreiben. Aber die Päpste wünschten, wenn sie die Geschichte unterstützen sollten, erstens einen besseren Stilisten als Blondus und dann vor allem ein Werk, das die Entwicklung des Papsttums und des Kirchenstaates in den Mittelpunkt der Darstellung stellte (vgl. S. 47 ff.).

Im übrigen geht man wohl zu weit, wenn man hinter der zeitlichen Abgrenzung der *Dekaden* politische Tendenzen sucht. Blondus war durch seine Stellung und seine literarische Unabhängigkeit zum Universalhistoriker prädisponiert; wenn er erst mit dem *Niedergange des römischen Reiches* begann, so rührte dies bloß daher, daß er mit den Historikern der klassischen Zeit nicht in Wettbewerb treten mochte. Blondus hat sich selbst darüber so deutlich wie möglich ausgesprochen. Seit Orosius, meint er, habe es keine wirklichen Geschichtschreiber mehr gegeben, und seine Aufgabe sei, die verwirrten Berichte über den seither verflossenen Zeitraum einheitlich (d. h. so wie Bruni die Quellen der florentinischen Geschichte) zu verarbeiten. Wir haben keine Ursache, diese Erklärung in Zweifel zu ziehen und nach tiefern Motiven zu forschen, deren Spuren außerdem in dem Werke selbst schwer genug nachzuweisen wären.

2. Schüler des Blondus (Calchi und Pomponius Laetus).

So wenig Anerkennung auch Blondus während seines Lebens fand, so war doch seine Arbeit nicht vergebens gewesen. Seine Werke wurden nicht nur von seinen Antipoden, den humanistischen Stilisten, fleißig ausgenutzt, sondern er fand auch wenigstens einen würdigen Nachfolger, den mailändischen Historiker Tristano Calchi.

Calchi (geboren um 1462 wahrscheinlich zu Mailand, Bibliothekar zu Pavia, 1494, zwei Jahre nach dem Tode Merulas [S. 44 f.] mit dem Auftrage betraut, dessen Geschichte fortzusetzen [zu gleicher Zeit wie Corio [S. 45 ff.], der ebenfalls in offiziellem Auftrage, aber in italienischer Sprache, die vaterländische Geschichte beschrieb], gestorben zwischen 1507 und 1516) verfaßte *Historiae patriae ll. XXII*, eine Geschichte Mailands bis 1322. Allem Anschein nach unvollendet. Die ersten 20 Bücher erschienen zuerst Mailand 1628, die zwei letzten ibid. 1644. Wiederholt bei Graevius, *Thes. Ant. It.* II, 1.

Calchi als Gelehrter und Kritiker. Calchi setzte sich mit seiner *vaterländischen Geschichte* in direkte Opposition zu einem Werke, das in der üblichen humanistischen Weise abgefaßt war. Sein Auftrag lautete bloß dahin, die *Antiquitates Vicecomtum* Merulas (dessen Schüler er gewesen) fortzusetzen. Zuerst dachte er denn auch daran, erst mit dem Tode Matteos I., wo Merula aufgehört, anzufangen. Aber die Darstellung seines Vorgängers erschien ihm, nachdem er sich in den Stoff vertieft hatte, bald so ungenügend, daß er beschloß, lieber die ganze Arbeit noch einmal von vorne zu beginnen. Zugleich erweiterte er seine Aufgabe dahin, daß er statt einer Geschichte der Visconti eine des Staates Mailand zu geben unternahm.

Wie Blondus trat Calchi durchaus als Gelehrter an seinen Stoff heran. Was er an Merula und seinen sonstigen Vorgängern tadelt, sind nicht Mängel des Stils oder der Darstellung, sondern Flüchtigkeit der Arbeit und ungenügende Kenntnis der Quellen und der Literatur. Er selbst lieferte, was sorgfältige Zitierung und vollständige Heranziehung

der Quellen betrifft, eine so saubere und solide Arbeit, wie bisher noch keiner. Er ging noch über seinen Meister Blondus hinaus. Er zog Urkunden und Inschriften in einem Umfange heran, wie es dieser nie versucht hatte. Er ging ganz anders konsequent auf die ältesten Berichte zurück und durchforschte die nicht erzählenden Quellen (Briefe und Reden) systematisch nach historisch brauchbaren Notizen. Er konnte daher auch Blondus mehrfach berichtigen. Wenn dieser zwischen den widerspruchsvollen Angaben späterer mittelalterlicher Kompilatoren über die italienische Geschichte des 10. Jahrhunderts keinen Ausweg wußte (Dec. II, l. II, p. 180), so lehnte Calchi die Autorität der Vincenz von Beauvais und Martin von Troppau von vornherein ab . . . *qui utique recentiores et in indiganda veritate minime diligentes inanibus verbis et interim stultitiis non mediocribus ingentia volumina replerunt* (l. V, p. 180 ed. Graev.) und versuchte mit Hilfe von Urkunden weiter zu kommen (Urkunden im Original einzusehen war ihm *non mediocris voluptas* l. VI, p. 183). Auch vor älteren Autoren, deren Aussagen bisher unbedenklich übernommen worden waren, machte seine Kritik nicht halt. Die Angabe des Paulus Diaconus über den Ursprung des Namens *Longobarden* verwarf er mit ganz richtigen Argumenten. Er zitierte die Quellen deutlich und sagte nicht *Trogus Pompejus*, sondern fügte hinzu *ut ex Justino colligimus* (l. I, p. 96; noch Blondus war in dieser Beziehung nicht immer ehrlich gewesen). Er vermied es, Quellenzitate stilistisch umzuformen (er hat uns dadurch einige Nachrichten aus jetzt verlorenen Quellen erhalten *Arch. stor. lomb.*, Ser. III, vol. XX [1903], p. 284).

Calchi als Historiker. So verdienstlich alles dieses auch ist — als Geschichtschreiber nimmt Calchi kaum einen höheren Rang ein als Blondus.

Sein Urteil ist verständig und unabhängig. Er tadelte Merulas Nachgiebigkeit gegenüber der Viscontischen Familienlegende (l. III, p. 137; sein Werk ist denn auch zunächst nicht gedruckt worden!) und lehnte eine novellistisch sentimentale Anekdote nicht nur deshalb ab, weil sie in den guten Quellen nicht bezeugt war, sondern auch weil sie *speciem fabulae sapit* (l. VI, p. 186). Er folgte in der Auswahl des Stoffes nicht den engen Prinzipien der humanistischen Annalistik, sondern besprach auch kirchliche Begebenheiten wie das Aufkommen der Humiliaten. Er verzichtete auf stilistische Anziehungsmittel wie die Prunkreden (die auszuschließen Blondus noch nicht gewagt hatte). Aber über ein äußerliches Aneinanderreihen der Tatsachen kam er nicht hinaus. Nirgends forscht er nach dem inneren Zusammenhang der Ereignisse. Historische Gesichtspunkte fehlen. Die Komposition ist streng annalistisch. Die verfassungsgeschichtlichen Bemerkungen sind über alles Maß dürftig und oberflächlich. Auch seine Kritik versagte, wenn er nicht mehr eine Autorität gegen die andere ausspielen konnte, sondern eine gut beglaubigte Tatsache auf ihre Richtigkeit prüfen sollte. An der Schuld der Templer ist ihm nie ein Zweifel aufgestiegen. Stehen doch die Aussagen der Verurteilten *urkundlich*

(durch *publicae tabellae*) fest! (l. XIX, p. 411). In seinem Glauben an offizielle Dokumente ist der Gelehrte Calchi naiver als die älteren Chronisten, etwa ein Giovanni Villani.

An den Antiquar Blondus schloß sich Pomponius Laetus (gestorben 1497 zu Rom) an. Doch brachte er keinen Fortschritt; vielmehr begnügte er sich, das von Blondus zusammengetragene Material zu dürftigen Schulbüchern zu verarbeiten. — Vgl. Vl. Zabughin, *G. P. L.* I (1909).

B. Die historische Kritik.

1. Die philologisch-historische Kritik (Laurentius Valla).

Valla (S. 38 f.) gebührt hier ein Platz wegen der zwei Schriften 1. *De falso credita et ementita Constantini donatione declamatio.* Verfaßt 1440. Zuerst publiziert von U. v. Hutten 1517. — 2. *Duo Tarquinii, Lucius ac Aruns, Prisci Tarquinii filiive an nepotes fuerint, adversum Livium . . . disputatio* (mit zwei *Confutationen*, Antworten an einen gewissen B. Morando). Verfaßt 1440. In den Opera (Basel 1540), S. 438 ff. — Das beste über Valla als Kritiker bei J. Vahlen, im *Almanach der Akad. der Wissensch. zu Wien*, 1864 (auch separat 1870). Vgl. ferner M. v. Wolff, *L. V.*, 1893; R. Sabbadini, *Cronologia della vita del V.* (in L. Barozzis e R. Sabbadinis *Studi sul Panormita e sul V.*, 1891); W. Schwahn, *L. V.*, 1896 (Berl. Diss.).

Wie Blondus der erste Gelehrte unter den humanistischen Historikern, so ist Valla der erste Kritiker. Wohl waren schon die frühern Humanisten von Petrarca an innerhalb gewisser Grenzen kritisch vorgegangen. Die alte Geschichte war von mittelalterlichen Fabeln gereinigt worden und Wundererzählungen waren im allgemeinen ausgemerzt worden. Aber die Berichte der alten Historiker selbst galten als sakrosankt, und Dokumente der neuern Geschichte auf ihre Echtheit zu prüfen war niemand in den Sinn gekommen. Valla war der erste, der diese der humanistischen Durchschnittskritik gesetzten Schranken durchbrach.

Vallas kritische Arbeiten sind als solche wenig bedeutend. Bemerkenswert ist eigentlich nur der Mut ihres Verfassers. Um das zu finden, was Valla entdeckte, brauchte es keinen besonderen Scharfsinn. Die Frage nach der Echtheit mußte bloß einmal rücksichtslos gestellt werden. Was jetzt als Vallas kritische Haupttat gilt, der Nachweis, daß die konstantinische Schenkung eine Fälschung ist, ist damals auch von anderen geleistet worden. Nicht nur Niklaus von Cues, sondern auch der vom Humanismus gar nicht berührte englische Bischof Reginald Peacock, der seine Argumentation dazu noch viel sauberer durchführte als Valla, haben die Echtheit der Schenkung bestritten. (Peacocks *Repressing of overmuch wyting of the clergy* [ed. Babington in den *Scriptores rer. Britann. medii aevi*] 1860, in dem sich die Stelle über die Schenkung S. 359 ff. befindet, wurde gegen 1449 verfaßt; vgl. meine Schrift über *Religion und Kirche in England im 15. Jahrhundert* (1904), S. 55 ff. und auch J. Gairdner *Lollardy and the Reformation in England* I [1908] S. 202 ff.) In methodischer Beziehung ist Vallas Schrift keineswegs hervorragend. Die kritische Untersuchung ist in die Form einer humanistischen Invektive gekleidet und mit rhetori-

schen Weitschweifigkeiten belastet, ferner ist die wissenschaftliche Frage durch publizistische Nebentendenzen auf nicht eben förderliche Weise mit der Tagespolitik der neapolitanischen Könige verquickt. Auch bewegt sich Valla im Grunde noch auf dem Boden, auf dem die humanistische Kritik seit langem überhaupt konsequent vorgegangen war, und seine Arbeit unterschied sich nur dadurch von andern Versuchen, die alte Geschichte von mittelalterlichen Zutaten zu reinigen, daß sie sich gegen eine Urkunde und nicht gegen eine Chronikstelle richtete. Und auch darin hatte Valla in Petrarca einen Vorläufer, der ebenfalls aus sprachlichen Gründen die österreichischen Freiheitsbriefe für unecht erklärt hatte.

Methodisch viel bedeutender war Vallas Versuch, eine Angabe des Livius zu berichtigen und einem der kanonischen antiken Autoren ein Versehen nachzuweisen. Spielte er hiebei auch bloß einen antiken Historiker gegen den andern aus und berührte auch seine Kritik ein Gebiet, wo mit Korrekturen im einzelnen wenig getan war, so ging doch diese Schrift weiter als irgendein anderer Humanist gewagt hatte, und der unversöhnliche Haß der Priester des Altertums blieb dem Verfasser denn auch nicht erspart.

Eine Schule hinterließ Valla ebensowenig wie Giustiniani. Seine persönlichen Vorzüge, vor allem seine Unerschrockenheit der Kurie und den Literaten gegenüber, waren weniger leicht zu kopieren als die stilistischen Eigentümlichkeiten der Bruni-Schule. So sind denn seine Anregungen erst etwa ein Jahrhundert später aufgenommen worden, von einem größeren allerdings, einem Manne, der ihn an Mut, kritischer Konsequenz, Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit weit übertraf, von Desiderius Erasmus. Der große holländische Humanist ist nie müde geworden, die Verdienste des römischen Kritikers zu preisen und ihn gegen die Schmähungen der neidischen Konkurrenten und die Besorgnisse der Ängstlichen zu verteidigen (vgl. speziell die Vorrede zu der Ausgabe von Vallas Annotationen zum Neuen Testament, Paris 1505; zuletzt im *Opus epistolarum Des. Erasmi* ed. P. S. Allen [1906] p. 406 und die 26. Epistel ibid.).

2. Die Sachkritik. (Bernardo Giustiniani).

Bernardo Giustiniani, ein Sohn des ebenfalls humanistisch tätigen Leonardo G. (geboren 1408 zu Venedig, humanistisch geschult, aber fast ganz von Staatsgeschäften in Anspruch genommen; 1467 Capitano von Padua, dann im Rate der Zehn, 1474 Prokurator der Republik, gestorben 1489) schrieb: *De origine urbis gestisque Venetorum* (bis 809). Zuerst Venedig 1492; auch bei Graevius *Thes. Ant. Ital.* V, 1.

Stellung zur humanistischen Kritik. Ein ebenso bedeutender Kritiker (wenn man unter Kritik nicht nur die Untersuchung von Quellen auf ihre Echtheit versteht), war der venezianische Patrizier, der es zuerst unternahm, den Ursprung der Lagunenrepublik wissenschaftlich zu erforschen.

Giustiniani kann allerdings nicht gleich Valla das Verdienst in Anspruch nehmen, ein historisches Dokument als gefälscht nachgewiesen zu haben; er kann sich auch nicht gleich Blondus rühmen, zum ersten Male alles, was gute Quellen über einen bestimmten Zeitraum melden, zusammengestellt zu haben. Aber mit seinen *Historiae de origine urbis gestisque Venetorum* gründete er einen Zweig der Forschung, der ebenso wichtig war wie die gelehrte oder philologisch kritische Geschichtschreibung.

Valla und Blondus standen zum größten Teile ihren Berufsgenossen in Opposition; aber ihrer Bildung und Lebensstellung nach gehörten sie doch zu den humanistischen Literaten. Mit Bernardo Giustiniani nimmt sich zum ersten Male ein Staatsmann der Geschichte an. Und zwar nicht, wie die meisten andern, der Zeitgeschichte, sondern der Geschichtsforschung im eigentlichen Sinne des Wortes.

Giustiniani war für seine Aufgabe qualifiziert wie selten ein Historiker. Mit gründlicher humanistischer Bildung und lebhaften historischen Interessen vereinigten sich praktische politische Erfahrung und persönliche Unabhängigkeit; er schrieb weder in offiziellem Auftrage noch verfolgte er publizistische Tendenzen. Freilich mußten auch diese Vorzüge durch Nachteile kompensiert werden. Die vielseitige Tätigkeit Giustinianis, die der Historie so großen Nutzen brachte, hatte zur Folge, daß seine Zeit nicht ausreichte, um mehr als einen kleinen Teil seines groß angelegten Werkes zu vollenden.

Denn ein Staatsmann wie er war, wenn er in den Ursprung seiner Stadt einen klaren Einblick gewinnen wollte, mit seiner Arbeit nicht so rasch zu Ende wie Sabellicus (o. S. 30). Die eigentliche Quellenkritik lag ihm allerdings ebenso ferne wie dem humanistischen Historiographen und er hielt sich für die Partien, die sich nicht direkt auf Venedig bezogen, ausschließlich an Blondus (natürlich ohne ihn zu nennen). Aber er trieb dafür konsequent Sachkritik. Er wollte alle Angaben der Tradition, bevor er sie aufnahm, zuerst überdenken und auf ihre Möglichkeit prüfen. Als ein Mann, der selbst politische Aktionen geleitet, militärische Rekognoszierungen durchgeführt und hohe Staatsämter bekleidet hatte, nahm er auch an Nachrichten Anstoß, denen mit der üblichen humanistischen Kritik nicht beizukommen war und die der Stubengelehrte Blondus unbedenklich in sein Werk hinübergenommen hatte. Er hielt die Nachricht, daß Attila drei Jahre hindurch ununterbrochen Aquileja belagert habe, schon deshalb für unwahrscheinlich, weil der weder ausgedehnte noch besonders fruchtbare Landstrich um die Stadt unmöglich für so viele Menschen und Zugtiere die Nahrung hätte aufbringen können, zumal da die römische Flotte die Küsten blockiert hielt und die Bewohner der Stadt jedenfalls schon vorher die Felder verwüstet und die Vorräte in die Stadt geflüchtet hatten (l. III). Törichte Angaben wie diese (*penitus absurda*) muß nach ihm ein *gravis lector* von vornherein ablehnen (vgl. auch l. I über den angeblichen Auszug der Paduaner aus Furcht vor Attila). Wie hat er das für die Anfänge von Venedig so wichtige Schreiben

des Cassiodor (*Var.* XII, 24) anders historisch auszunutzen verstanden als Sabellicus (vgl. l. I und V)!

Verhältnis zur rhetorischen Geschichtschreibung. Giustiniani war auch als Historiker Realist. Er arrangierte die Geschichte nicht nach rhetorisch-theatralischen Gesichtspunkten wie die Humanisten. Er ging von den nötigsten Lebensbedürfnissen menschlicher Gemeinschaften aus und fragte zuerst, wie diese befriedigt wurden. Er behandelte deshalb auch die kirchlichen und religiösen Verhältnisse, die Sabellicus ganz ungenügend besprochen hatte, sehr eingehend und führte sehr verständig aus, warum die Religion gerade bei einem seefahrenden Volke einen besonders günstigen Nährboden finde (l. V). Der große Held, der durch gewaltige Reden oder rein persönliches Eingreifen den Geschicken ganzer Völker eine andere Wendung gibt, verschwindet bei ihm so gut wie ganz. Auch die Gründung von Venedig führte er nicht auf einen einmaligen Akt zurück. Den Aufschwung eines Volkes leitet er nicht aus einer besonderen *Tugend* oder besonderen Verfassungseinrichtungen her, sondern aus der Notwendigkeit: wenn die Venezianer nach dem Untergange des römischen Westreiches der Schiffahrt große Aufmerksamkeit schenkten, so war daran nur die starke Zunahme der Piraten schuld (l. V). Denn *mores gentium ex natura rerum commodisque hominum locorumque gigni necesse est* (l. IV).

Vieles ist direkt aus der persönlichen Erfahrung des Autors geschöpft. Um den Weg zu bestimmen, den Attila bei seinem Einfalle in Italien gewählt hatte, bezog sich Giustiniani auf topographische Untersuchungen an Ort und Stelle, die er mit Rücksicht auf die Türkengefahr hatte vornehmen müssen. Mit der Anschauungsweise des praktisch tätigen Staatsmannes, dem es mehr auf die tatsächliche Macht als auf die juristische Form ankommt, mag es dann auch zusammenhängen, daß die Rechts- und Verfassungsgeschichte kaum behandelt ist.

Leider hat sich auch Giustiniani von der humanistischen historiographischen Manier nicht ganz frei halten können. Auch er malte Situationen, die sich in den Quellen nur kurz angedeutet finden, unbedenklich aus, ohne den Leser über die eigenen Zutaten aufzuklären. Auch er gewährte gern wertlosen Anekdoten Einlaß, die bloß auf die Unterhaltung oder Rührung des Lesers spekulieren. Auch er legte Reden ein, obwohl er doch wohl imstande war, seine Ansichten direkt auseinanderzusetzen, und verschmähte dabei auch ehrwürdige klassische Klischees nicht (l. III). Auf der andern Seite zog er dann allerdings aus seiner stilistischen Schulung auch wieder Nutzen. Schwankt auch seine Darstellung zwischen Untersuchung und Erzählung, so ist die Komposition doch wohl überlegt und der Verfasser verliert nie nach der Art der Chroniken sein Objekt aus dem Auge.

Neben Giustiniani wäre als Vertreter der Sachkritik einzig der originelle Inschriftensammler Ciriaco de' Pizzicolli (geboren um 1390 zu Ancona, gestorben vor 1457 zu Cremona) zu nennen, wenn dieser jemals zur Verarbeitung seiner Materialien gekommen wäre. Ciriacos Ansicht, daß die Trümmer der antiken Bauwerke und die Inschriften zuverlässigere Kunde vom Leben der alten Römer ablegen

als die Bücher, hätte die alte Geschichte von den Deklamationen der Humanisten befreien können, wenn er oder ein anderer aus seinen Sammlungen historiographisch Nutzen gezogen hätte. Da dies nicht geschah, blieb es bei der bloßen Anregung, die zunächst für die Geschichtsforschung ganz unfruchtbar war. Vgl. die Literatur bei G. Voigt, *Wiederbelebung* I, 269 ff. und die Aufsätze von E. Ziebarth in den *N. Jahrbüchern für das klassische Altertum* etc. IX (1902), 214 ff. und XI (1903), 480 ff.

C. Memorialisten. (Aeneas Sylvius.)

Aeneas Sylvius Piccolomini (geboren 1405 zu Corsignano [Pienza] im Gebiete von Siena aus vornehmer, aber verarmter Sienesischer Familie, 1423 als Sekretär Domenico da Capranicas, Bischofs von Fermo, nach Basel ans Konzil, nach einigen Jahren im Dienste der Kirchenversammlung selbst beschäftigt und von Felix V. zum Sekretär ernannt; 1442 in der Reichskanzlei unter Friedrich III.; 1445 offiziell mit der Kurie (Eugen IV.) ausgesöhnt; 1446 Geistlicher, 1447 Bischof von Triest, 1449 von Siena, 1452 päpstlicher Legat bei Friedrich III., 1456 Kardinal, 1458 zum Papste gewählt [Pius II.], gestorben 1464) verfaßte 1. *Commentarii de gestis Basiliensis concilii*, Tendenzschrift, geschrieben 1440, als Aeneas Sekretär des Gegenpapstes Felix war. Der Titel ist irreführend: die Schrift erzählt bloß die Ereignisse vom Nürnberger Reichstag (Oktober 1438) bis zur Absetzung Eugens IV. (Buch I) und das Konklave und die Wahl Felix' V. (Buch II oder eher III; das ursprüngliche zweite Buch, das die Absetzung Eugens hätte schildern sollen, ist angeblich verloren gegangen). — Zuerst s. l. e. a. (1521) ediert; dann u. a. in den *Opera* (Basel 1551, 1571, 1589). — *De rebus Basileae gestis stante vel dissoluto concilio*, lange unbekannt geblieben, zum ersten Male publiziert von M. Catalani 1803, besser von C. Fea in *Pius II. . . . a calumniis vindicatus* (1823), später geschrieben als die Kommentarien. — Vgl. G. Voigt, *Enea Silvio* (1856), I, 228 ff. und II, 322 f. Birck, *E. S. als Geschichtschreiber des Basler Konzils* in der *Tübinger Theol. Quartalschrift*, 1894, S. 577 ff. (unbedeutend.)

2. *Historia Austriaca* oder *Historia Friderici III.* Beide Titel sind irreführend. Die (unvollendete) Schrift ist weder eine Geschichte Friedrichs III. noch überhaupt ein einheitliches Werk, sondern eine äußerliche Kompilation von Memoiren, Tagebuchnotizen, Relationen und Exzerpten aus ältern Autoren wie Otto von Freising. Auf die Anregung des Kaisers begonnen, der eine Schilderung des *Bellum Austriacum*, d. h. des Konfliktes der Krone mit den österreichischen Landständen im Jahre 1452 wünschte. Die erste Redaktion 1453/54 abgeschlossen, die zweite ungefähr 1455 begonnen. Die Darstellung endigt in der ersten Redaktion mit dem Jahre 1452, in der zweiten mit 1458. Über eine dritte Redaktion vgl. Th. Ilgen in der Vorrede zu der Übersetzung in den *Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit*, 15. Jahrh., 2 (1889). Fortgesetzt von Johann Hinderbach (gestorben 1486), einem Beamten der kaiserlichen Kanzlei, der bereits Aeneas bei der Arbeit zur Hand gegangen war; vgl. Voigt, II, 356 und Lorenz, *Geschichtsquellen* II, 312. — Erste unvollständige Ausgabe Straßburg 1685, vollständig, aber unkritisch ediert (mit der Fortsetzung) bei Kollar, *Analecta Monum. Vindob.* II (Wien 1762). — Vgl. Voigt, II, 325 ff.; F. Krones, *Die zeitgenössischen Quellen zur Geschichte der Grafen von Cilli* (*Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen* VIII [1871]), S. 17 ff.; V. Bayer, *Die H. Fr. III*, 1872 (vorher teilweise als Göttinger Diss.; mit einer sonst ungedruckten Praefatio als Beilage).

3. *Historia Bohemica* (bis 1458), verfaßt 1458, in den Schlußpartien vielfach mit der *Hist. Frid. III.* wörtlich übereinstimmend. Zuerst Rom 1475, dann sehr häufig. — Vgl. Palacky, *Zur Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber* (1830); Voigt II, 331 f.; Krones (s. u. 2.), 28 ff.

4. *Historia Europae* (nach der Vorrede öfter sinnlos *in Europam* genannt). Unvollendet. Ein geographisch-historisches Lexikon mit besonderer Berücksich-

tigung der Zeitgeschichte. Zuerst Memmingen 1490. — *Cosmographia vel de mundo universo historiarum liber I* (= Asia), ähnliches Werk über Asien, hauptsächlich Kleinasien, ebenfalls unvollendet. Erste Ausgabe Venedig 1477. Vgl. Voigt II, 333 ff.

5. *Commentarii*, Autobiographie, bis in die letzten Lebensmonate des Verfassers geführt. Überarbeitet und mit einer Vorrede versehen von Campanus, Bischof von Teramo. (o. S. 103.) Zuerst unter dem Namen eines Schreibers Gobellinus gedruckt Rom 1584, wiederholt Rom 1589 und Frankfurt 1614. Das Fragment gebliebene 13. Buch, das in den Ausgaben fehlt, bei Voigt als Beilage zum zweiten Bande. Aus dem Originalmanuskript mehreres von Cugnoni mitgeteilt in den *Atti dell' Academia dei Lincei*, Mem. VIII (1882/83), 482 bis 549. — Vgl. Voigt II, 336 ff.; G. Lesca, *I Commentarii di E. S.*, 1894.

6. Kleinere Schriften; vgl. auch noch o. S. 99 u. 107.

Im allgemeinen ist außer den bereits angeführten Werken noch zu vergleichen Riedel, *Zur Beurteilung des Ae. S. als Geschichtschreiber* in den *Monatsberichten der preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, 1867, S. 549 ff. (speziell zu den Glossen zu Beccadelli); Gengler, *Über Ae. S. und seine Bedeutung für die deutsche Rechtsgeschichte*, 1860; P. Joachimsen, *Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung in Deutschland unter dem Einflusse des Humanismus* I (1910), 27 ff. S. auch A. Meusel, *E. S. als Publizist* 1905.

Bruni übte auf die spätere humanistische Historiographie nur als Verfasser der *florentinischen Geschichte* einen Einfluß aus. Die eigentümliche Verbindung von Memoiren mit Geschichte, von feuilletonistischer Schilderung mit historischer Erzählung, die er in seiner *italienischen Zeitgeschichte* versuchte (o. S. 21), fand innerhalb des orthodoxen Humanismus keine Nachahmung. Nur ein Historiker schloß sich ihm an, der merkwürdige Mann, der noch im Zeitalter Poggios und Vallas im Gegensatze zu der neuen Generation und deren klassizistischen Vorschriften an der freien individuellen Schreibart Petrarcas festhielt.

Aeneas Sylvius' historische Werke haben durch den Kultus der antiken rhetorischen Form keinen Schaden gelitten. Seine feuilletonistische Begabung blieb nicht totes Kapital wie bei Poggio. Was er erlebt und beobachtet hatte, machte er unbedenklich für die Geschichte fruchtbar. Und was hatte dieser internationale politische Agent nicht alles gesehen! Wie vielseitig waren seine Interessen, wie unabhängig von den konventionellen ästhetischen Prinzipien der Humanisten! Keiner konnte so anschaulich aus seinen Erinnerungen erzählen und so anregend plaudern wie er, keiner wußte über so mannigfaltige Dinge Bescheid. Keiner ließ sich dabei in der Form so gehen und ignorierte so weltmännisch unbefangen die humanistischen Stilregeln wie dieser geschäftsgewandte Publizist, der nicht einmal einen Livius besaß (Voigt II, 310)!

Freilich tiefer als die andern drang er deshalb kaum ein. Er besaß weder den Fleiß Blondus' noch die spekulative Anlage Brunis. Seine *Kommentarien* über das Basler Konzil geben, wenn man sie als Memoiren auffaßt, eine lebendige Erzählung, enthalten manches glücklich formulierte Urteil und gehen, obwohl öfter journalistisch aufgeputzt, der konventionellen Rhetorik erfolgreich aus dem Wege. Aber von den kirchenpolitischen Problemen, die sich an die Ver-

sammlung knüpften, ist bei ihm nie die Rede. Man mag dies damit begründen, daß man darauf hinweist, es sei dies nicht Aufgabe eines publizistischen Tendenzwerkes gewesen, auf solche Fragen einzugehen. Aber Aeneas hielt sich auch in seiner späteren und verhältnismäßig unbefangenen Schilderung des Konzils ganz an der Oberfläche. Und auch seine andern, meist gar nicht oder nur äußerlich abgeschlossenen Schriften sind nur soweit wertvoll, als sie memoirenhaften Charakter tragen. Zu eigentlich historischer Betrachtung erhebt er sich nirgends.

Sogar in der historischen Kritik steht er hinter Humanisten wie Bruni zurück. Er war allerdings imstande, antike Überlieferung und Chronistenfabeln zu scheiden. Aber er ging nicht so konsequent vor wie die Anhänger der Brunischule und schleppte vieles, das er für unglaubwürdig hielt, doch noch weiter mit, wenn auch bloß, um über seine mittelalterlichen Vorgänger einen wohlfeilen Triumph feiern zu können. Fabeleien aus der mittelalterlichen Geschichte betrachtete er kaum viel skeptischer als seine nicht humanistischen Vorgänger.

Er war ebensowenig ein gewissenhafter Arbeiter. Daß er Lob und Tadel vielfach aus äußeren Rücksichten austeilte und vieles tendenziös entstellte, lag natürlich in der Regel in seinem offiziellen Auftrage begründet und hatte an sich nichts zu sagen. Aber das ist nicht alles. Er hat auch vielfach nur um des schriftstellerischen Effektes willen die Wahrheit, so wie er sie kannte, gefälscht; er unterschied sich nur dadurch von den andern Humanisten, daß er mehr zur feuilletonistischen Ausschmückung als zur farblosen Antikisierung neigte.

Es war der würdige Abschluß seiner schriftstellerischen Tätigkeit, daß er sich als Papst ganz auf sein eigentliches Gebiet zurückzog und sich der Abfassung seiner Memoiren widmete. Es ist kein Zufall, daß kein anderes seiner historischen Werke diesen seinen Kommentarien an Anziehungskraft gleichkommt. Was die andern nur gelegentlich und eigentlich regelwidrig sind, das sind diese offen und ehrlich: zwanglose Erinnerungen aus dem Leben des Verfassers.

Es lag in zufälligen Umständen begründet, daß Aeneas Sylvius sich vielfach mit deutscher Geschichte beschäftigte. Seine Verbindung mit der kaiserlichen Kanzlei und seine lange Wirksamkeit in Deutschland legten ihm diesen bisher noch gar nicht humanistisch behandelten Gegenstand nahe. Seine Werke haben nichtsdestoweniger auf spätere Darstellungen der deutschen Geschichte einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Die Gewohnheit, rechtshistorische und geographische Exkurse in Geschichtswerke einzulegen, die halb kritische Haltung gegenüber Stammessagen, ja vielleicht sogar das nationale Pathos mancher deutscher Humanisten gehen zu einem guten Teile auf Aeneas zurück. Die deutschen Autoren des 16. Jahrhunderts, die sich mit einheimischer Volkskunde abgaben, haben ihre allermeisten Nachrichten aus den Schriften des sieneser Humanisten geschöpft (vgl. die zit. Schrift Genglers).

B. Die italienische humanistische Historiographie im Zeitalter der Gegenreformation.

I. Allgemeines.

Die humanistische Historiographie in Italien war bisher wohl von den Behörden, nicht aber von der Kirche abhängig gewesen. Sie hatte sich in politischer Beziehung vielfach den Wünschen der Regierungen gefügig zeigen müssen; aber sie hatte weder auf die Lehre der Theologen Rücksicht zu nehmen brauchen, noch hatten ihre Mandanten auf korrekte kirchliche Haltung Wert gelegt. Sie hatte sich diese Freiheit in reichem Maße zunutzen gemacht. Sie war so unkirchlich, ja ungläubig, als dies vor den naturwissenschaftlichen Entdeckungen des 17. Jahrhunderts überhaupt möglich war. Sie gab die Ansichten der gebildeten Laien in Italien unverhüllt wieder. Sie drückte sich unbedenklich so aus, wie die regierenden Geschlechter in Florenz und Venedig dachten.

Zu der religiösen Redefreiheit schien sich die politische gesellen zu wollen. Schon die Tätigkeit Jovius' ist hiefür charakteristisch. Die Literaten begannen sich ihrer Bedeutung bewußt zu werden und glaubten mit den Regierungen als gleichwertige Kontrahenten verhandeln zu können. Aus den Erpressern hätten mit der Zeit unabhängige Historiker werden können. Noch wichtiger war, was in Florenz geschah. Die florentinische Republik hatte von jeher ihren Historiographen größere Freiheit gewährt als andere Staaten. Die Revolution des Jahres 1494 räumte mit den letzten Schranken auf. Wie hätte man Geschichtswerken gegenüber ängstlich sein sollen, nachdem die letzten Grundlagen des Staatslebens zum Gegenstande öffentlicher Diskussionen gemacht worden waren!

Die Gegenreformation und das Prinzipat in Toskana bereiteten diesem Zustande definitiv ein Ende.

Die Wirkung der Gegenreformation in Italien, die religiöse und politische Hispanisierung aller italienischer Staaten mit Ausnahme von Venedig und etwa noch Genua ist bekannt. An die Stelle der früheren Freiheit trat eine strenge Überwachung der Literatur. Eine Überwachung, die nicht nur offenbar anstößige Äußerungen, sondern überhaupt jeden verfänglichen Ausdruck verhindern sollte. Eine Überwachung, die um so unbarmherziger vorging, als sie sich bewußt war, daß sie nur eine künstliche Gesinnung züchten konnte.

Für die Historiographie war es vor allem ein unersetzlicher Verlust, daß in Florenz, in der Stadt, die stets am meisten Sinn für wirkliche historische Studien gezeigt hatte, die unabhängige Geschichtschreibung ausstarb. Die Tradition der freien Zeit wirkte zunächst noch nach. Cosimo I., dessen Jugend noch in die Periode der politischen Kämpfe gefallen war, wurde erst allmählich ängstlicher. Guicciardinis Werk durfte noch unter seinen Augen gedruckt werden, Varchi blieb

unbelästigt und Adriani erhielt vertrauliches Material ausgeliefert. Aber mit der alten unbeschränkten Freiheit hatte es doch schon unter ihm ein Ende. Guicciardinis Geschichte wurde mit Rücksicht auf die Kurie verstümmelt; Varchis und Segnis Werke wurden überhaupt nicht mehr gedruckt. Bald kam dann auch für Florenz die Zeit, wo es nicht nur an Freiheit, sondern sogar an brauchbaren Historikern fehlte (vgl. den bei Reumont, *Gesch. Toscanas* I [1876], 526 ff. mitgeteilten Brief des Kardinals Giovanni de'Medici aus dem Jahre 1578).

So stark wie in andern Ländern allerdings lastete, wenigstens in den vom Auslande unabhängigen italienischen Staaten, die Herrschaft der Theologen nie auf der Historiographie. Die Geschichtschreibung lenkte nie mehr ganz in die alten kirchlichen Bahnen ein. Die Einwirkung der Gegenreformation zeigte sich mehr darin, daß die Entstehung neuer bedeutender Werke im humanistischen Stile verhindert wurde, als in einer Änderung der humanistischen Darstellungsweise selbst. Respektlose Äußerungen über die Kirche und ihre Glieder mußten allerdings unterdrückt werden. Aber diese Neuerung war an sich von geringer Bedeutung, da die humanistische Historiographie sich nie prinzipiell zur Kirche feindselig gestellt hatte. Nur daß man das, was man früher gerne vornehm ignoriert hatte, jetzt überhaupt nicht mehr sagen durfte. Der Historiker hatte früher ruhig von Päpsten wie von andern Fürsten reden dürfen; wer jetzt noch gleich Platina von einem Oberhaupte der Kirche unrühmliche Dinge erzählen wollte, machte sich versteckter ketzerischer Tendenzen verdächtig.

So bringen denn die humanistischen Geschichtswerke aus der Zeit der Gegenreformation prinzipiell nichts Neues. Die Form Brunis und noch mehr die Guicciardinis blieb stabil. Nicht zum Vorteil der Geschichtschreibung. Die Historiographie der großen Florentiner hatte sich wenigstens im Einklang mit ihrer Zeit befunden. Wenn sie ausschließlich politische Motive gelten ließ, so war dies einseitig genug; aber sie brauchte deshalb die Zeitgeschichte doch nicht geradezu zu fälschen. Dies wurde anders, als dogmatische Händel und konfessionelle Streitigkeiten auch auf die Politik einen bestimmenden Einfluß gewannen. Es wurde der Geschichte zum Verhängnis, daß die Humanisten trotzdem an der alten Form der reinen Profanhistorie festhielten, die unter den veränderten Verhältnissen nicht einmal mehr von der äußeren politischen Geschichte ein adäquates Bild zu entwerfen erlaubte.

Die literarische Tradition, die von Anfang an auf der humanistischen Historiographie gelastet hatte, trug daran wohl zu einem guten Teile die Schuld. Guicciardinis historiographische Methode konnte um so eher für klassisch erklärt werden, als sie sich in manchen Äußerlichkeiten an die kanonischen römischen Muster anschloß. Die literarische Autorität der Renaissance setzte sich an die Stelle der Antike. Die natürliche Folge blieb nicht aus: die Form wurde noch beibehalten, als sie schon längst nicht mehr dem Inhalt entsprach.

II. Die humanistische Annalistik.

1. Foglietta.

Am wenigsten selbständigen Wert besitzen die Fortsetzer der lateinischen Annalistik in der Art Brunis. Als ihr bedeutendster Vertreter mag hier nur der Genuese Foglietta etwas eingehender behandelt werden.

Uberto Foglietta (geboren um 1518, aus altem genuesischen Geschlechte, Jurist, dann wandernder Literat, um 1550 zum päpstlichen Referendar ernannt, wegen seines Werkes *della Repubblica di Genova*, das er 1559 von Rom aus publizierte, von der genuesischen Regierung in die Acht getan und verbannt; 1576 zurückberufen und zum offiziellen Historiographen ernannt, gestorben 1581) verfaßte: 1. *Historiae Genuesium ll. XII.* Unvollendet. Foglietta gelangte bis zum Jahre 1527; sein Bruder und Herausgeber fügte am Schlusse noch das Jahr 1528 aus Bonfadio (s. u. S. 123) hinzu. Erste Ausgabe 1585 Genua; wiederholt bei Graevius *Thes. Ant. Ital.* I, 1. — Foglietta war der erste berufsmäßige Historiograph in Genua; die Pflicht, die Annalen der Stadt zu schreiben, hatte früher Kanzler und Staatssekretär obgelegen. F. erhielt deshalb auch nicht bloß den Titel eines *Scriptor Annalium*, sondern wurde zum *Scriptor Historiarum et Annalium Reipublicae* ernannt. Er bekam die Hälfte des Gehalts, der für Kanzler und Staatssekretär ausgesetzt war (Tiraboschi s. v.).

2. Während seines römischen Aufenthaltes arbeitete F. an einer Zeitgeschichte. Publiziert sind davon nur drei Fragmente, alle zum Jahre 1547 (die Verschwörung des Fiesco, die Ermordung des Herzogs Pier Luigi Farnese und der Aufstand zu Neapel wegen der Inquisition). Erste Ausgabe 1571 in Neapel; wiederholt bei Graevius, *Thes. Ant. Ital.* I, 2. Gegen Angriffe auf die Zeitgeschichte verteidigte sich F. in der Schrift *De ratione scribendae historiae* (mit dem späteren Anhange *de similitudine normae polybianae*), zuerst Rom 1574, dann auch bei Graevius l. c.

3. Kleinere historische Schriften, meist die Türkenkriege betreffend. Über die *Elogien* vgl. u. S. 129 f.

Die *Genuesische Geschichte.* In Genua, wo Humanismus und Renaissance langsamer Eingang fanden als in andern italienischen Städten, wandte die Regierung erst im Zeitalter der Gegenreformation ihre Aufmerksamkeit der offiziellen Historiographie im humanistischen Stile zu. Auf diesen Entschluß scheint besonders der Umstand hingewirkt zu haben, daß die Kämpfe zwischen Venedig und Genua bisher bloß von venezianischer Seite dargestellt worden waren (vgl. die Vorrede zu Fogliettas *Elogia*). Der Auftrag, die Erzählungen der Chroniken zu einer einheitlichen Geschichte der Stadt nach dem Muster Brunis oder Sabellicus' zu verarbeiten, fiel Uberto Foglietta zu.

Ganz in der früheren rhetorischen Weise konnte nun freilich sogar ein so ausgeprägter Humanist wie Foglietta einer war, nicht mehr Geschichte schreiben. Die Werke der großen Florentiner und der gelehrten Historiker hatten doch die Wirkung gehabt, daß das Publikum für die Mängel der alten historischen Schule einigermaßen empfindlich geworden war.

Aber die Modifikationen, die Foglietta an der Form Brunis vornahm, sind recht geringfügig. Er beschnitt allerdings die üppigsten Schosse stilistischen Virtuosentums, nannte z. B. die Jahreszahlen

direkt und suchte innere politische Wandlungen nach Machiavellis Vorgang aus *natürlichen* Ursachen zu erklären (vgl. l. IV, S. 361 ed. Graevius und l. IX, S. 633). Aber die Anordnung blieb streng annalistisch: wie bei Bruni folgen Berichte über Kriege, innere Unruhen und Naturereignisse nach keiner andern Regel als dem zufälligen Jahresdatum aufeinander. Die detaillierte Erzählung der Kriegsfehden nimmt neben den Reden wieder den größten Teil des Raumes ein.

Die *Zeitgeschichte*. Ist die *Genuesische Geschichte* von Machiavelli nicht unberührt geblieben, so können die Fragmente der *Zeitgeschichte* lehren, inwiefern Guicciardini auf die humanistische Universalgeschichte einwirkte.

Foglietta nahm sich die *Geschichte Italiens* in manchem zum Muster. Er strebte nach politisch vernünftigem Urteil und suchte sich in seinen Charakteristiken von der Schulpsychologie zu emanzipieren. Er trug die rhetorischen Farben nicht mehr ganz so dick auf, wie es früher üblich gewesen. Aber auch hier ließ es seine Reform bei einigen Äußerlichkeiten bewenden. Die drei Episoden aus der italienischen Geschichte des Jahres 1547, die er behandelt, zeigen schon durch ihre Auswahl, daß das novellistische Interesse wieder an die Stelle des politischen getreten war; und die breite Anlage, die vielfach romanhafte Ausmalung und die bloß um ihres dramatischen Effektes willen aufgenommenen Anekdoten bestätigen diesen Eindruck durchaus.

Freilich ohne Opposition ließ sich dieser Rückfall in die alte Manier nicht mehr vollziehen.

Die Angriffe der Gegner richteten sich hauptsächlich gegen die Punkte, in denen sich Foglietta von Guicciardini unterschied. Sie warfen ihm vor, daß er lateinisch statt italienisch schreibe (was schon der technischen Ausdrücke wegen nicht angehe), daß er Geschichte treibe, ohne sich als Staatsmann oder Militär praktische Erfahrung oder Geschäftskenntnis angeeignet zu haben, schließlich (dies traf allerdings auch Guicciardini), daß er Reden einlege. *Neque enim historia, ut poema, delectandi causa in primis conscribitur* — so radikal formulierte damals bereits die neue, sich an die großen Florentiner anlehnende Richtung ihre dem humanistischen Ideal scharf entgegengesetzte Ansicht (*De ratione scribendae historiae* ed. Graevius, S. 1195).

Bizzari. Foglietta war nicht der erste überhaupt, der eine Geschichte Genuas im humanistischen Stile verfaßte; er war nur der erste, der diesen Gegenstand in offiziellem Auftrage behandelte. Während er noch mit der Ausarbeitung beschäftigt war, kam ihm ein gewandter Journalist aus der Schule des Jovius, der Umbrier Pietro Bizzari (geboren zu Sassoferrato, gestorben um 1584 zu Antwerpen, wo er den größten Teil seines Lebens meist im Dienste von Verlegern zubrachte) zuvor, der 1579 *Senatus populique Genuensis rerum domi forisque gestarum historiae atque annales* (bis 1578) in Antwerpen erscheinen ließ. (Ihn allein meint Foglietta mit den *nonnulli*, *H. G.*, l. I, p. 215.)

Sein offenbar rasch gearbeitetes Werk ist ein echtes Erzeugnis der journalistischen Schule. Bizzari verfügte wie Jovius über die Kunst, elegant, knapp

und für gedankenfaule Leser leicht verständlich zu schreiben, und wagte es wie dieser, keck mit der Schablone brechend, fruchtbare neue Gedanken in die humanistische Historiographie einzuführen. Er hatte z. B. den guten Einfall, die größeren Kriege, die Genua mit Pisa, Venedig u. a. geführt, für sich zu behandeln und so die annalistische Erzählung zu entlasten. Aber auch er verdarb seine eigenen Vorzüge durch flüchtige, unkritische Arbeit und oberflächliches Urteil.

Eine ähnliche journalistische Arbeit, die hier als Probe für viele andere angeführt sei, ist Bizzaris Werk über persische Geschichte (*Persicarum rerum historia in 12 libros descripta*; die ersten 11 Bücher erzählen die Geschichte bis 1578; das 12. kulturgeschichtliche enthält Exzerpte aus antiken Autoren über das alte Persien; erste Ausgabe Antwerpen 1583, auch im *Corp. hist. rer. pers.*, Frankfurt 1601). Für den Charakter dieser meist nach Relationen und Briefzeitungen gearbeiteten Kompilation ist es bezeichnend, daß auf dem letzten Blatte n a c h den *Emendanda* noch die letzten Nachrichten aus Konstantinopel, gleichsam nach Redaktionsschluß eingetroffene Depeschen, nachgetragen sind.

2. Kleinere Werke.

Die Bedeutung Fogliettas tritt erst recht hervor, wenn man ihn mit den übrigen Fortsetzern der humanistischen Annalistik vergleicht. — Foglietta machte der modernen florentinischen Richtung wenigstens einige Konzessionen und setzte sich mit deren Anhängern prinzipiell auseinander. Andere, die nicht seine Intelligenz besaßen, hielten auch jetzt noch ganz und gar an der überlebten humanistischen Form fest. So sein Zeitgenosse Jacopo B o n f a d i o (geboren zu Anfang des 16. Jahrhunderts zu Gonzana im Gebiete von Brescia, 1545 Dozent der Philosophie zu Genua, 1550 der Päderastie angeklagt und hingerichtet), der die genuesische Geschichte von 1527 bis 1550 in streng annalistischer Anordnung und korrekt puristischem Stile darstellte (*Annalium Genuensium ll. V.* B. beginnt ungefähr da, wo Agostino Giustinianis Annalen aufgehört hatten. Unvollendet, verfaßt 1545 bis 1550. Erste Ausgabe Pavia 1586; auch bei Graevius *Thes. Ant. Ital.* I, 2).

Ebenso unbedeutend sind die italienisch geschriebenen Darstellungen aus der neapolitanischen Geschichte. Die Arbeit Angelo di C o s t a n z o s (geboren 1507 zu Neapel, gestorben nach 1590; *Istoria del regno di Napoli* von Friedrich II. bis 1489, erste vollständige Ausgabe 1581) ist als Darstellung mittelmäßig, als Forschung liederlich. Costanzo begnügte sich nicht mehr damit, die Erzählung mittelalterlicher Annalisten rhetorisch auszuschmücken, sondern fabrizierte sich, wenn ausführliche Berichte fehlten, nach dem Vorbilde des Annius von Viterbo (u. S. 135 f.) seine Quellenautoren (Matteo di Giovenazzo) selbst.

Nicht viel mehr taugt Camillo P o r z i o s Monographie über die *Verschwörung der neapolitanischen Barone gegen König Ferdinand I.* Manche Bemerkung läßt allerdings erkennen, daß der Verfasser Machiavelli und Guicciardini gelesen hat und die nach dem Muster des Jovius eingelegten geographischen Beschreibungen sind nicht ungeschickt entworfen. Aber ebenso deutlich kündigt sich auch bereits die Zeit des Absolutismus an. Porzio kann sich politische Begebenheiten nur in der Form einer Palastintrige denken. Er benutzte zwar noch originale Dokumente und ließ sich direkte rhetorische Erfindungen nur selten zuschulden kommen. Aber er verwandte seine Zeugnisse ganz unkritisch und ging in der novellistischen Ausmalung so weit, daß der Leser mehr als billig an den *Decamerone* erinnert wird. Über die Chronologie setzte er sich souverän hinweg. Sein Werk steht an der Spitze der Entwicklung, die mit den Geschichtsromanen St. Réals endigte.

Porzio (geboren nach 1526 zu Neapel, gestorben ebendaselbst 1580) verfaßte, von Jovius angeregt, mit dem er zwischen 1550 und 1552 bekannt geworden war, als Ergänzung zu dessen Geschichtswerk die *Congiura de' Baroni del regno di Napoli contra il re Ferdinando I* (bis 1486). Zuerst lateinisch begonnen, dann auf den Wunsch des Kardinals Seripando italienisch abgefaßt, *damit es allen Ungehorsamen im Reiche zum Exempel dienen könne.* Erste Ausgabe Rom 1565. Dann sehr häufig (ed. Torraca 1885). — Vgl. Ranke, *Zur Kritik*, 94 f. Die übrige ältere Literatur

bei F. Torraca, *Discussioni e ricerche letterarie* (1888). Briefe über die *Congiura* ed. G. Sforza im *Arch. stor. ital.*, ser. V, XII (1893), 149 ff. — Porzio dachte ferner daran, die Geschichte des Jovius in einer *Istoria d'Italia* fortzusetzen. Vollendet ist nur der Anfang, der nach einer Übersicht über die Jahre 1544 bis 1547 die Ereignisse des Jahres 1547 behandelt (dieselben wie Foglietta). Erste Ausgabe ed. Gervasio 1839.

III. Die Schule Guicciardinis.

Die kleineren florentinischen Historiker aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts standen fast alle unter dem überragenden Einflusse Machiavellis (S. 83 ff.). Guicciardini wirkte zunächst gar nicht ein. Seine *florentinische Geschichte* blieb unbekannt und seine *Geschichte Italiens* erschien zu spät, als daß sie die historischen Arbeiten seiner Zeitgenossen noch hätte modifizieren können.

Dies Verhältnis verschob sich gänzlich, als die Generation, die an den Parteikämpfen der florentinischen Revolution noch selbst teilgenommen hatte, ausgestorben war. Machiavellis politische Theorien wurden nicht vergessen; aber seine historischen Werke traten als Muster hinter denen Guicciardinis zurück. Die Zeit der Stadtgeschichten war vorüber und ebenso die Zeit der Verfassungskonflikte. Die Politik eines Mittel- oder Kleinstaates wie Toskana konnte nicht mehr für sich oder nur im Zusammenhang mit der italienischen Geschichte behandelt werden; sie war nur als ein Stück der europäischen Geschichte verständlich. Damit trat der Historiker in den Vordergrund der zuerst (neben Jovius, der nicht für voll genommen wurde) aus der veränderten Situation die Konsequenzen gezogen hatte. Wohl hatte auch sein Werk den Titel nach nur die Geschichte Italiens behandelt. Aber es hatte doch nie unterlassen, die einheimischen Ereignisse in den europäischen Zusammenhang einzureihen. Es hatte Parteikämpfe von lokaler Bedeutung nur summarisch besprochen und nur die Begebenheiten, die auf die internationale Politik von Einfluß waren, ausführlich geschildert. Guicciardinis Werk war so das rechte Vorbild für die politische Geschichtschreibung der nächsten Zeit. Es war durchaus begreiflich, daß sich die ernsthaften Historiker des späteren 16. und des 17. Jahrhunderts vor allem an ihn anschlossen; daß sie auch seine politische Einseitigkeit übernahmen (o. S. 120), ist nicht seine Schuld.

1. Adriani.

Die Abkehr von der alten, national beschränkten Historiographie zeigt sich besonders deutlich bei Adriani, der eigentlich Varchi fortsetzen sollte, sich trotzdem aber an Guicciardini anschloß.

Giovanni Battista Adriani (geboren 1511 zu Florenz ,zuerst Republikaner, dann Anhänger der Medici, Dozent der Eloquenz in seiner Vaterstadt, gestorben 1579) wurde nach Varchis Tode (1565) vom Großherzog mit dem Auftrage betraut, die Geschichte seiner Zeit, d. h. seines Prinzipates zu schreiben: *Istoria de' suoi tempi* (von 1530 oder besser 1536 bis 1574, d. h. die ganze Regierungszeit Cosimos I. umfassend). Adriani starb, bevor er die letzte Feile hatte anlegen können; seine Geschichte wurde daher erst 1583 von seinem Sohne herausgegeben (zu Florenz).

— Adriani schrieb 1575 daneben noch ein besonderes Elogium auf den Großherzog, die *Vita di Cosimo I.* (ediert von A. Bartoli in den *Scritti vari editî ed inediti di G. B. A.*, 1871 [*Scelta di curiosità lett.*, disp. 121]). — Vgl. Lupo Gentile, *Studi sulla Storiografia fiorentina alla corte di Cosimo I.* (1905), p. 115 ff.

Mit der Absicht allein war es freilich nicht getan. Adriani kopierte Guicciardini so genau wie möglich. Nicht nur in der Komposition (obwohl er gelegentlich wieder florentinische lokalchronistische Notizen einlegte), sondern auch in der Methode. Wie der Meister legte er der Darstellung Exzerpte aus Akten und Relationen des Florentiner Staatsarchivs zugrunde. Aber er kam nicht über eine äußerliche Imitation hinaus. Auch an den Stellen nicht, wo er sich frei bewegen durfte und nicht seiner abhängigen Stellung wegen zu offiziös apologetischen Ausführungen genötigt wurde. Es fehlte ihm die Beobachtungsgabe, der scharfe politische Verstand und die Geschäftskenntnis Guicciardinis. Seine Darstellung ist leblos. Er hatte vielfach gute Quellen vor sich und, was in diesen steht, gibt er genau und ohne rhetorische Verbrämung wieder. Aber sein Urteil dringt nicht tiefer ein, als es seine Vorlagen tun. Er war nicht imstande, aus den bloß eine momentane Situation fixierenden Berichten der Diplomaten eine Persönlichkeit in ihrer Totalität oder die leitenden politischen Grundsätze eines Staatsmannes zu rekonstruieren. Ganz und gar farblos wird seine Erzählung, wenn er über Dinge reden soll, über die schon seine Autoritäten ungenügend informiert sind. Die florentinischen Gesandten waren in die Politik der großen Mächte natürlich nicht eigentlich eingeweiht. Adriani besaß nicht das Vermögen, diesem Mangel aus eigenen Kräften abzuhelfen. Er begnügte sich in solchen Fällen damit, die Tatsachen, soweit er sie kannte, äußerlich aneinanderzureihen.

Adriani ist ebenso politisch einseitig wie Guicciardini, nur mit viel geringerem Rechte als sein Vorbild. Guicciardini hatte sich vom Standpunkte der damaligen italienischen Politik aus vielleicht noch erlauben dürfen, den Theologen Luther zu ignorieren; es war ein grober historischer Fehler, wenn Adriani das Konzil von Trient nur nach dem Einflusse behandelte, den es auf die politischen Verhandlungen zwischen Kaiser und Papst ausübte und ein weltgeschichtliches Ereignis wie die Gründung der Gesellschaft Jesu ganz mit Stillschweigen überging. Es gab Zeitgenossen außerhalb Italiens, die gerade diese Zurückhaltungen Adrianis zu loben fanden. Thuan (u. S. 147) hat wohl gerade deshalb die Zuverlässigkeit seiner Geschichte gepriesen. Man wird dies Urteil aus der Situation des französischen Geschichtschreibers heraus verstehen können. Aber das Zeichen eines großen Historikers ist die bequeme Zurückhaltung, wie sie Adriani übte, nicht.

2. Paruta.

Paolo P a r u t a (geboren 1540 zu Venedig, gestorben 1598) venezianischer Staatsmann, Prokurator von S. Marco, erhielt 1579 vom Rate der Zehn den Auftrag, die Geschichte Bembos (S. 35 ff.) fortzusetzen. — Nach Bembos Tode war Da-

niele Barbaro (1513 bis 1570) zum offiziellen Historiographen der Republik ernannt worden; er kam aber nicht über die ersten Anfänge hinaus (das Fragment seiner *Storia veneziana* 1512 bis 1515 im *Arch. stor. it.*, Ser. I, 7 1844). Sein Nachfolger Luigi Contarini (gestorben 1579) schrieb in lateinischer Sprache eine venezianische Geschichte von 1513 bis 1570. Seine Arbeit blieb aber unpubliziert. — Auch Paruta begann sein Werk lateinisch (die lateinische Redaktion der vier ersten Bücher ist noch erhalten), entschied sich aber später für das italienische: *Istoria vineziana* (1513 bis 1553), unvollendet. Erste Ausgabe, zusammen mit der *Guerra di Cipro*, einer Erzählung des Krieges, den Venedig 1570 bis 1573 mit den Türken führte (Paruta sucht die Venezianer zu rechtfertigen, die dem Sultan hatten Cypern abtreten müssen), Venedig 1605. Vgl. Ranke, *Zur Kritik*, 89; Monzani in der Einleitung zu der von ihm besorgten Ausgabe der *Opere politiche* Parutas (1852), p. XLVIIff.

Einen würdigeren Nachfolger fand Guicciardini in Paolo Paruta. Der venezianische Staatsmann, der sich gleich manchen Florentinern durch politische *Diskurse* auf seine historische Aufgabe vorbereitet hatte[1]), konnte ihm mehr als einige Äußerlichkeiten absehen. Besaß er auch nicht den durchdringenden Verstand des Florentiners, so verrät doch seine Darstellung überall staatsmännische Einsicht: politische Verhältnisse werden ruhig und sicher charakterisiert, Klatsch und sentimentale Anekdoten beiseite gelassen. Die Erzählung ist außerordentlich klar und die Raisonnements sind, wenn auch bisweilen geschwätzig, doch nie leer. Die Geschichte des eigenen Landes ist geschickt in den Gang der europäischen Politik eingereiht. Die Quellen sind sorgfältig exzerpiert. Reden fehlen ganz (noch in die *Geschichte des zyprischen Krieges* sind welche eingelegt); Paruta hat sie konsequent durch direktes Raisonnement ersetzt.

Nur die Unabhängigkeit des Urteils fehlte Paruta. Er schrieb und fühlte nur als Venezianer. Hatte Guicciardini alte und neue florentinische Verfassungsformen philosophisch vorurteilslos geprüft, so ist Paruta ein Dogmatiker: wie ein Römer zur Zeit der Republik oder ein Engländer im 18. Jahrhundert geht er von der (damals allerdings nicht nur in Venedig geteilten) Ansicht aus, daß sein Vaterland *una vera imagine di perfetto governo* sei (Einleitung zum 1. Buche S. 4). Wie sehr sein Werk dadurch gegenüber Guicciardini an Wert verliert, ergibt sich ohne weiteres.

3. Davila.

Arrigo Caterino D a v i l a (geboren 1576 zu Pieve del Sacco im Paduanischen, schon in frühester Kindheit von seinem Vater, der Konnetabel des Königreichs Zypern gewesen war und mit der königlichen Familie von Frankreich Beziehungen

[1]) Parutas *Discorsi politici* (zuerst Venedig 1599; zuletzt im zweiten Bande der *Opere politiche* ed. Monzani, 1852) stehen zu Machiavelli in einem ähnlichen Verhältnis wie die *venezianische Geschichte* zu Giucciardini. Anlage und Gedanken erinnern auf Schritt und Tritt an die *Discorsi* über Livius; aber statt der gedrungenen Ausdrucksweise des Vorbildes finden wir bereits Geschwätzigkeit, statt der universalen Spekulation eine Apologie Venedigs. Die Absicht Parutas scheint vor allem gewesen zu sein, die venezianische Politik gegen einen *modernen Autor* (Machiavelli) — dessen Discorsi übrigens bereits gänzlich vergessen seien (ed. Monzani, S. 209) — zu verteidigen und nachzuweisen, daß Venedig den Vergleich mit Rom nicht zu scheuen habe.

angeknüpft hatte, nach Frankreich mitgenommen und dort erzogen; später am französischen Hofe und in französischen Kriegsdiensten; 1599 wieder in Padua; von der Republik Venedig mannigfach zu militärischen Aufgaben verwendet; ermordet 1631) verfaßte *Storia delle guerre civili di Francia*, eine Geschichte des Religionskriegs gegen die Hugenotten bis zum Frieden von Vervins (1598). Erste Ausgabe Venedig 1630; dann sehr häufig. — Vgl. Ranke, *Französische Geschichte* V, 3 ff.

Innerlich noch näher verwandt mit Guicciardini war der Venezianer Davila. Zu einem guten Teile lag dies daran, daß beide Männer beinahe dieselbe Stellung zu ihrem historischen Stoffe einnahmen. Auch Davila hatte die Ereignisse, die er beschrieb, teilweise miterlebt und stand doch den Problemen, um die hierbei gekämpft wurde, in der Hauptsache indifferent gegenüber — so kühl wie Guicciardini der Frage, ob Italien unter der Herrschaft der Spanier oder der der Franzosen besser fahren würde. Er ist allerdings politisch nicht ganz neutral. Er ist ein moderner Staatsmann und seine Sympathien gelten der starken Regierung, der von den Adelsfraktionen unabhängigen Monarchie. Aber in konfessioneller Beziehung ist er ganz unbefangen. Er berichtet von den Intriguen der hugenottischen Magnaten ebenso ruhig wie von denen der katholischen, und so wenig wie der Meister glaubt er an andere als egoistische Motive. Seine Helden sind Persönlichkeiten wie Katharina von Medici und Heinrich IV., Politiker, die sich, weil ihnen konfessionelle Tendenzen ferne liegen, über die streitenden Parteien erheben können. Er lobt den Übertritt Heinrichs, weil Frankreich dadurch Ruhe und Einigung gewann; inwiefern die Konversion des Königs auf das europäische Verhältnis der Konfessionen von Einfluß war, ist ihm gänzlich gleichgültig. Die politische Intrigue ist ihm alles. Dies Gebiet beherrscht er nun allerdings auch meisterhaft. In der Kunst, die Fäden einer diplomatischen Aktion klar und anschaulich auseinanderzulegen, wird er nur von Guicciardini übertroffen, dem er freilich als Psychologe nachsteht.

Aber auf niemand mehr als Davila treffen nun auch die allgemeinen Bemerkungen zu, die am Anfange dieses Abschnittes (o. S. 120) gemacht wurden.

Man mag es als eine wertvolle Korrektur der konfessionalistischen Auffassung betrachten, daß die von den politischen Denkern der florentinischen Renaissance ausgebildete historische Doktrin, die alle ihre Werturteile auf den politischen Nutzen basierte, auch auf den von Davila behandelten Stoff angewendet wurde, obschon bereits frühere Darstellungen die in den Religionskriegen hervortretenden politischen Tendenzen stark betont hatten (vgl. Rébelliau, *Bossuet historien* [1891], 257 ff.). Aber die florentinische politische Einseitigkeit ließ doch allzuvieles unerklärt. Davila behandelt den Kalvinismus erst, nachdem er erzählt hat, wie die Häupter der einen Adelsfraktion beschlossen haben, sich der neuen Religion als eines politischen Machtmittels zu bedienen (1. Buch). Ganz ebenso hatte Guicciardini in seiner (Davila natürlich unbekannt gebliebenen) *florentinischen Geschichte* (S. 121) Savonarola eingeführt. Aber die politische Wirk-

samkeit des Mönches von San Marco war in der europäischen Geschichte seiner Zeit nur eine Episode gewesen; Davila verbirgt geradezu einen Teil des Fundamentes seiner Geschichte. Man erfährt wohl, wie die leitenden Politiker die religiöse Bewegung ausnützten, nicht aber, wie diese selbst beschaffen war. Die kalvinistische Lehre als solche wird nirgends charakterisiert. Machiavellis *Discorsi* hatten wohl davon gesprochen, daß die Religion in der Hand eines Fürsten ein wichtiges Machtmittel sein könne (l. I c. 11); daß eine religiöse Organisation sich selbständig entwickeln könne, hatten sie nicht vorausgesehen.

Dazu übertreibt Davila noch den politischen Pragmatismus Guicciardinis. Es war von jeher der Fehler der großen Florentiner gewesen, daß sie hinter jeder Aktion eine subtile politische Berechnung suchten. Davila pflegt diese Manier bis zum Exzeß. Es war dies um so verhängnisvoller, als er sich dabei keineswegs so gewissenhaft an die Quellen hielt wie Guicciardini, vielmehr seine Vorlagen ähnlich wie Machiavelli unbedenklich veränderte, wenn sie seine Auffassung nicht genügend hervortreten ließen. Ranke hat zahlreiche Fälle dieser Art zusammengestellt. Mehr als die großen Florentiner folgte er dabei literarischen Rücksichten. Machiavelli hatte die Berichte seiner Vorgänger fast ausschließlich seinen politischen Theorien zuliebe arrangiert; Davila räumte nach humanistischer Gewohnheit wieder der sensationellen Anekdote einen großen Platz ein, und zwar selbst dann, wenn ihn seine Quellen auf eine bessere Spur leiteten. Gewisse Äußerlichkeiten der exakten Geschichtschreibung wie die Jahreszahlen vermied er fast ebenso konsequent wie die Humanisten.

Wenn sein Werk einen großen Erfolg hatte und gleich den Schriften Commines' und Clarendons die Auffassung der Nachwelt über den Stoff, den es behandelt, bestimmte, so lag dies nicht nur an der gefälligen Form und der romanhaft lückenlos abgerundeten Erzählung. Davila war der erste, der zwischen den auch von Thuan nur nach ihrer Bedeutung im einzelnen erörterten Episoden der französischen Religionskriege einen innern Zusammenhang herstellte. Mit dem unbefangenen Blicke des Ausländers erhob er sich über die Schlagworte der Parteien. Sein Buch erschien dann auch gerade zur rechten Zeit, in der »Epoche der mächtigsten Erhebung Richelieus« (Ranke). Damals war auch in Frankreich das Verständnis für die Politik der ältern Protestanten geschwunden.

4. Bentivoglio.

Giulio Bentivoglio (geboren 1579 zu Ferrara, Päpstlicher Geheimer Kammerherr unter Klemens VIII., dann von der Kurie mehrfach zu wichtigen Missionen verwandt: 1607 bis 1616 Nuntius in Flandern, 1616 bis 1621 in Frankreich; 1621 zum Kardinal erhoben und von Ludwig XIII. zum *Protektor Frankreichs* in Rom gewählt; gestorben 1644 zu Rom) verfaßte: 1. *Guerra di Fiandria* (1559 bis 1609), eine Geschichte des Abfalls der Niederlande. Zuerst 1632 bis 1639. — 2. *Memorie* (bis 1601). Begonnen 1642. Erste Ausgabe Amsterdam 1648. — Ferner verschiedene Relationen aus der Zeit seiner Nuntiaturen (zuerst Antwerpen 1629). — Vgl. zu den *Memorie* Ranke, *Röm. Päpste*, Analekten S. 91 f.

Ein gefälliges Werk ohne größere Bedeutung schrieb der Kardinal Bentivoglio über den Abfall der Niederlande. Er stand äußerlich in einer ähnlichen Stellung zu seinem Stoffe wie Davila: er schrieb als unabhängiger Ausländer und doch nicht ohne eigene Kenntnis des Landes. Aber es fehlte ihm sowohl der durchdringende, wenn schon einseitige politische Scharfblick Davilas, wie dessen konfessionelle Unbefangenheit. Sein Werk verdankt seinen Erfolg im Grunde ausschließlich formalen Vorzügen: es war darin zum ersten Male der Stoff über ein wichtiges historisches Ereignis, den man sich vorher aus verschiedenen, meist mit militärisch technischen und memoirenhaften Details überladenen Darstellungen hatte zusammensuchen müssen, in eine einheitlich stilisierte, für jedermann genießbare Erzählung gefaßt worden. Eigenes fügte Bentivoglio nicht hinzu. Auch was seine Geschichte an brauchbaren geographischen und ethnographischen Exkursen enthält, findet sich wohl schon alles (und zwar besser) in den Quellen (besonders in den *Kommentarien* Don Bernardino de Mendozas, S. 238). Bentivoglio begnügte sich damit, die Erzählung seiner Vorlagen gewandt zu kürzen, eventuell journalistisch zu verwässern, Reden und hübsche Anekdoten einzulegen und, wenn er einmal einen Italiener erwähnt fand, ein lobendes Epitheton hinzuzufügen.

IV. Die humanistische Biographie.

Noch mehr als die Annalistik litt die humanistische Biographie darunter, daß die Geschichtschreibung unfrei und höfisch geworden war. Bloß die Künstlerbiographie, die von den veränderten politischen Verhältnissen kaum betroffen wurde, bewahrte ihre gute Tradition, und ein so tüchtiges Werk wie die Schrift Pignas über Ariost (*Romanzi* Venedig 1554; das biographische reproduziert bei A. Solerti, *Autobiografie e Vite de'maggiori scrittori italiani* 1903) zeigt, wie auch jetzt noch Boccaccios *Leben Dantes* würdige Nachfolger finden konnte. Die Biographien von Fürsten und Staatsmännern nahmen dagegen ausnahmslos den Ton leerer Elogien an, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob es sich um Persönlichkeiten der Gegenwart oder der Vergangenheit handelte. Ein Gemisch von Devotion und akademischer Rhetorik ließ die vor der Gegenreformation vorhandenen Ansätze zu unabhängiger, präziser Charakteristik nicht zur Entfaltung kommen.

In diese Kategorie gehören Werke wie das *Leben Castruccio Castracanis* von dem jüngern Aldo Manucci (1547 bis 1597; zuerst Rom 1590), eine schlechte, um einige genealogische Notizen bereicherte Bearbeitung der Arbeit Tegrimis (S. 102f.) und desselben Autors in offiziellem Auftrage verfaßte Biographie Großherzogs Cosimo I. (zuerst Bologna 1586), und Vincenzio Acciaiolis (nach 1500 bis 1572) *Vita di Piero Capponi* (gestorben 1496; im *Arch. stor. it.* IV, 2 [1853]). Reminiszenzen an die Tradition der großen Florentiner finden sich in Filippo Sassettis (1540 bis 1588) *Vita di Francesco Ferrucci* (gestorben 1530; mit dem Vorigen ediert).

Nicht höher als der Durchschnitt stehen auch Fogliettas Elogien berühmter Genuesen (*Clarorum Ligurum Elogia*, Rom 1572; wiederholt u. a. bei

Graevius *Thes. Ant. Ital.* I, 2). Sie sind rhetorisch phrasenhaft und außerdem kirchlich devot. Wie im Mittelalter stehen Heilige und Päpste wieder an der Spitze (wenn Bracelli in seinem *libellus de claris Genuensibus* dieselbe Anordnung befolgte, so war daran wohl nur die Rücksicht auf den Destinatar, einen Dominikanermönch, schuld); erst im zweiten Teile werden die berühmten Kriegshelden behandelt, und Kolumbus, der unter den Heiligen besprochen wird, verdient Lob und Ehre vor allem, weil er unzähligen Völkern den wahren Glauben gebracht hat. Die neue höfische Zeit verrät sich darin, daß im letzten Abschnitte sorgfältig alle den Genuesen von ausländischen Potentaten verliehenen Titel aufgezählt werden.

V. Die Schule des Blondus.

Die gelehrte Geschichtschreibung, die Blondus inauguriert hatte, blieb im 16. Jahrhundert in Italien ebenfalls stabil. Die antiquarische Literatur ging in die Breite, ohne an Gehalt zuzunehmen. Bald begann die Periode polyhistorischer Arbeit, die die Fachsprache als *Gelehrsamkeit des 17. Jahrhunderts* zu bezeichnen pflegt.

Die gelehrten Historiker sahen ihre Aufgabe vor allem darin, eine wüste Masse Materials aus guten und schlechten Autoren zusammenzutragen. Kritik wandten sie, wenn überhaupt einmal, gewöhnlich am falschen Orte an; sie hackten sich entweder an wertlosen Details später pseudohistorischer Erfindungen fest (korrigierten z. B. die Jahreszahlen einer fiktiven Königsliste) oder deteriorierten, was noch an Resten brauchbarer Überlieferung vorhanden war, durch platten Rationalismus. Die wissenschaftliche Tendenz ist in der Regel nur äußerer Schein; in Wahrheit dienen ihre Arbeiten meist dynastischer oder lokalhistorischer Eitelkeit. Sie wollen nachweisen, daß ihr Land, ihr Stand, das Geschlecht des Landesherrn oder die eigene Familie ein besonders hohes Alter und eine besonders glorreiche Vergangenheit aufzuweisen haben. Vielfach müssen Fälschungen und wortklauberische, gehässige Polemik den Mangel an wissenschaftlichen Argumenten ersetzen. Es fehlte damals freilich so völlig an einer Organisation der gelehrten Forschung, daß es wohl begreiflich ist, wenn die historischen Interessen meistens hinter den persönlichen zurücktraten.

Auf der andern Seite wurde unter dem Einflusse der Gegenreformation die Zensur immer strenger, so daß das Mittelalter der freien Forschung fast ganz entzogen wurde und nur das Altertum der gelehrten Kritik zugänglich blieb. Doch wurde auch dieses Gebiet nur ungenügend bearbeitet. Abgesehen davon, daß auch hier die Forschung nur dann einen Fortschritt erzielen konnte, wenn sie mit den tendenziösen Fälschungen der Genealogen und Lokalhistoriker schonungslos aufräumen durfte, so stand einem tieferen Eindringen die unhistorische Auffassung des Humanismus vom Altertum im Wege. Erst die französischen Gelehrten des 17. Jahrhunderts griffen dieser falschen Gelehrsamkeit gegenüber wieder auf die Methode Blondus' und Calchis zurück; ganz überwunden wurde die unfruchtbare Polyhistorie, die neben Italien vor allem Deutschland und Spanien verheerte, erst durch die Aufklärung.

Natürlich können auch hier im folgenden nur einige wenige Vertreter angeführt werden, und zwar vorzugsweise solche, die sich über den Durchschnitt erheben.

1. Sigonius.

Von den zahlreichen historischen Schriften des Carolus Sigonius (geboren 1523 oder 1524 zu Modena, 1546 Professor der griechischen Sprache ebendaselbst, 1552 Lehrer der humanistischen Bildung in Venedig, 1560 Professor zu Padua, 1563 zu Bologna, gestorben 1584 zu Modena), die in der von Argelati besorgten Ausgabe der *Opera* (Mailand 1732 bis 1737) gesammelt sind, seien hier nur folgende genannt: 1. eine Geschichte Italiens im Mittelalter: *Historiarum de occidentali imperio ll. XX* (284 bis 565; zuerst Bologna 1577) und *Historiarum de regno Italiae ll. XX* (565 bis 1268; die ersten 15 Bücher [bis 1200] erschienen 1574, die letzten fünf erst nach des Verfassers Tode mit Zusätzen von fremder Hand 1591, ebenfalls zu Venedig). Ein *Catalogus* (Index und Quellenverzeichnis dazu) Bologna 1576. — 2. *Historiae ecclesiasticae ll. XIV* (bis 311). Unvollendet. Geschrieben im Auftrage Papst Gregors XIII. Zuerst Mailand 1734 (aus den Opera). *De donatione Constantini Magni* (für die Schenkung), zuerst in den Opera VI. — 3. Arbeiten zur Geschichte Bolognas, darunter *Historiae Bononiensium ll. VI* (bis 1267), im Auftrag der Stadt geschrieben und nur mit starken Änderungen gedruckt Bologna 1578. — 4. Arbeiten zur griechisch-römischen Geschichte: *De republica Atheniensium* (Bologna 1564); *Fasti consulares ac triumphi acti a Romulo rege usque ad Tiberium Caes.* (1550 Mantua) usw. — Vgl. J. Ph. Krebs, *Vita C. S.* (Weilburger Programm 1837) und deutsch 1840; G. Franciosi, *Della vita e delle opere di C. S.*, 1872 (Festrede); A. Hessel, *De regno Italiae von C. S.* (Berliner Dissert.; auch *Histor. Studien* ed. Ebeling, 13) 1900 (handelt auch über Sigonius' *Leben Campeggis*).

Sigonius ist dadurch merkwürdig, daß er die gelehrte Methode mit der humanistischen Form zu verbinden suchte. Seine *Geschichte Italiens* ist ein Kompromiß zwischen Blondus und Bruni. Er selbst bezeichnete als seine Vorläufer denn auch Blondus und Sabellicus, also einerseits das Haupt der gelehrten Richtung, anderseits einen typischen Vertreter des rhetorischen Humanismus. Sein wirklicher Führer war übrigens Calchi, dem er sich in der Methode der Urkundebenutzung genau anschloß. Er übertrug nur die Prinzipien der *mailändischen Geschichte* auf die allgemein italienische. Er zog systematisch Urkunden heran und unternahm als einer der ersten sogar eigentliche Archivreisen. Aber während Calchi nach der Art der älteren Zeit ein einheitliches, wenn schon einseitiges Werk geschaffen hatte, liegt bei Sigonius der Gelehrte mit dem Stilisten im Kampfe. Seine zwitterhafte Arbeit kann weder kritischen noch ästhetischen Ansprüchen genügen. Charakteristisch ist sein Verhalten gegenüber den Urkunden. Ein wirklicher Historiker hätte aus diesen nur das historisch Bedeutsame mitgeteilt; ein wirklicher Gelehrter sie unverändert zum Abdruck gebracht. Sigonius tut keines von beiden. Er gibt seine Dokumente in der Regel ungekürzt wieder, übersetzt ihren Text aber in humanistisches Latein. Den Urkunden zur Seite stellt er frei erfundene Reden; auf Schilderungen, die genau aus den Quellen kopiert sind, läßt er willkürliche rhetorische Ausmalungen folgen.

Historische Gesichtspunkte fehlen gänzlich. Das gilt auch von andern seiner Werke. Von der Biographie Campeggis bemerkt Hessel

(S. 89), daß *der Fülle des Materials nicht der Wert der Darstellung entspreche*: man könnte dasselbe von den Abhandlungen zur alten Geschichte sagen.

Der durchweg zu konstatierende Mangel an selbständigem Urteil ist freilich nicht in jeder Beziehung auf den Autor selbst zurückzuführen. Sigonius war weder den politischen noch den kirchlichen Behörden gegenüber frei. Er selbst stand wohl kirchlichen Angelegenheiten ebenso kühl gegenüber wie die ältern Humanisten. Aber sein historisches Urteil mußte sich nach den Anforderungen der geistlichen Zensur richten. Als er in seiner *Geschichte Bolognas* eine Notiz über die konstantinische Schenkung mit dem Zusatze versah: *ut a piis hominibus creditur*, verlangten die kirchlichen Behörden, er solle entweder sich unzweideutig ausdrücken, etwa sagen: *ut multi probatae fidei scriptores tradiderunt* oder noch besser die Parenthese ganz streichen. Sigonius fand sich dann in der Weise mit der historischen Wahrheit ab, daß er nur in allgemeinen Ausdrücken von einer *donatio* sprach (*Opera* ed. Argelati III, 334). Und dabei betraf dies einen Punkt, über den seit 100 Jahren, seit Valla, unter den Humanisten kein Streit mehr geherrscht hatte! Ebenso ängstlich waren die weltlichen Magistrate geworden; die *Geschichte Bolognas* hatte bei den Munizipalbehörden nicht weniger Schwierigkeiten zu überwinden als bei den geistlichen Zensoren.

2. Ammirato.

Scipione Ammirato (geboren 1531 zu Lecce im Neapolitanischen, Humanist, Sekretär verschiedener Herren, von 1569 an in Florenz, gestorben dort 1601) erhielt 1570 von Großherzog Cosimo den Auftrag, die Geschichte von Florenz zu beschreiben: *Istorie fiorentine* (bis 1574). Erste Ausgabe der ersten 20 Bücher (bis 1434) Florenz 1600. Die übrigen 15 wurden 1641 von Ammiratos Adoptivsohn herausgegeben, der auch eine neue Edition des ersten Teiles mit eigenen Zusätzen besorgte (1647). Letzte Ausgabe 1846 bis 1849. — Ammirato publizierte außerdem verschiedene genealogische Werke, *Discorsi* über Tacitus (Florenz 1594) usw. Vgl. seine *Opuscoli*, Florenz 1637. — U. Congedo, *La Vita e le Opere di Sc. A.*, 1904.

Ammirato als Forscher und Kritiker. Ein ähnliches Werk ist Ammiratos *florentinische Geschichte*. Schon die Wahl der italienischen Sprache deutet darauf hin, daß der Verfasser nicht nur mit Blondus, sondern auch mit Machiavelli rivalisieren wollte. Er besaß leider weder die methodische Genauigkeit des einen noch den politischen Verstand des andern. Sein Werk gehört in dieselbe Klasse wie Tschudis *Chronicon Helveticum* (u. S. 209ff.): es besticht durch Umfang, Fleiß und scheinbar systematische Arbeit den Dilettanten und Gelegenheitsleser, erweist sich bei näherer Prüfung aber als eine unkritische, oft tendenziös verfälschte Kontamination; als Verdienst des Verfassers bleibt bloß bestehen, daß er einiges neue urkundliche Material in die traditionelle Erzählung eingereiht hat.

Ammiratos Darstellung schwankt in lästiger Weise zwischen gelehrter Untersuchung und historischer Darstellung und kann weder

als die eine noch als die andere befriedigen. Als Kritiker steht er noch hinter Bruni zurück. Er arbeitete äußerlich scheinbar exakter, notierte z. B. die Jahreszahlen und führte nach antikem Vorbilde zu jedem Jahre die Namen des Gonfaloniere und des Bischofs an. Aber das ist auch alles. Brunis Kritik reichte nicht tief; aber sie war ehrlich und konsequent und entfernte Fabeln und Wunder ohne Ausnahme. Ammirato durfte nicht mehr so radikal vorgehen. Ob die Begünstigung der kirchlichen Devotion durch Großherzog Cosimo oder ob eigene Frömmigkeit dazu den Anstoß gab — jedenfalls drückte er kirchlichen Legenden gegenüber keinen Zweifel mehr aus. Die konstantinische Schenkung hält er wieder für echt (l. I). Von Hostienwundern berichtet er in dem für die Gegenreformation charakteristischen Tone forcierter Gläubigkeit; Giovanni Villani erscheint neben ihm beinahe freigeistig (vgl. S. 79 der Ausgabe von 1647 l. I. accresc. mit Villani VI, 7). Er nimmt unbedingt Partei für Gregor VII. gegen den Kaiser. Er entschuldigt sich, wenn er etwas Anstößiges über einen Papst berichten muß (S. 37, l. I). Er beginnt seine Erzählung mit der Geburt Christi und schenkt der Ausbreitung des Christentums große Aufmerksamkeit — was sich für die Geschichte recht fruchtbar hätte erweisen können, wenn er an Märtyrerakten und kirchlichen Stiftungsurkunden hätte Kritik üben dürfen.

Der florentinischen Aristokratie gegenüber ist er ebensowenig frei. Er wagte es nicht, die von Malespini angeführten Namen der Edeln, die Karl d. Gr. angeblich zu Rittern geschlagen, schlechthin zu unterdrücken, obwohl er als Genealoge wohl wußte, was es mit diesen Angaben auf sich hatte. Natürlich mußte er dann auch auf die Liebhabereien des Landesherrn gebührend Rücksicht nehmen. In der Erzählung der Ereignisse, die sich um die Schlacht bei Montaperti (1260) gruppieren, wird die Persönlichkeit Farinatas degli Uberti ganz ungebührlich in den Vordergrund geschoben: die Erklärung dafür erhält der Leser erst am Ende, wo er erfährt, daß Großherzog Cosimo für den alten Helden eine besondere Verehrung besaß, ein Bild von ihm in seinem Kabinette (*guardaroba*) aufbewahrte und mit dem Gedanken umging, ihm ein Denkmal setzen zu lassen (S. 125, l. II).

Ebensowenig kritisch ging Ammirato in der Auswahl der Quellen vor. Er hatte vielerlei gelesen, sich aber nie die Mühe genommen, seine Autoritäten zu sichten. Er flickte die populär-legendenhafte Darstellung Villanis mit den rhetorischen Prunkgemälden Brunis zusammen, ohne den Unterschied beider zu empfinden und ohne zu merken, daß die Zutaten Brunis wertlose Erfindungen sind. Er zitiert Machiavelli wegen eines Faktums, das er bis auf einen Namen ebensogut in dessen Quelle hätte finden können (l. IV, S. 205; vgl. Mach. *Ist. fior* l. II, ed. Fiorini S. 169). Er nennt seine Gewährsmänner nur gelegentlich; daß er mehrfach Urkunden benutzt, können wir nur erschließen.

Ammirato als Historiker. Ammirato hat diese methodischen Mängel nicht durch andere Vorzüge ausgeglichen. Leitende Gesichtspunkte,

ja auch nur der Versuch einer Periodisierung fehlen vollständig. Die Anordnung ist ganz annalistisch, und wie bei Bruni unterbrechen wieder Notizen über Feuersbrünste, Naturereignisse und Bauwerke die Erzählung am Ende der Jahre. Anekdoten, die sich novellistisch verwerten lassen, werden wieder breit ausgemalt. Die Liebesgeschichte, die im Jahre 1494 zu der Entzweiung zwischen Lorenzo und Piero de'Medici einerseits und dem regierenden Piero de'Medici anderseits geführt haben sollte, erzählt Ammirato mit allen Einzelheiten (Guicciardini hatte davon kurz und verächtlich als *origini giovanili* gesprochen, l. I); und was noch schlimmer ist, er stellt es so dar, als wenn hauptsächlich dieser Streit den Untergang Pieros und der italienischen Freiheit verschuldet hätte (S. 196 des 2. Bandes l. 26).

Wenn er motivieren will, gibt er sentimentale Romanbetrachtungen. Bruni hatte den Grund, weshalb die römischen Kolonisten Florenz in der Arnoebene statt auf der Höhe von Fiesole anlegten, *in illa securitate Romani imperii* gesehen (l. I); Machiavelli hatte diesen Gedanken auf gescheite Art weiter ausgeführt und dabei darauf hingewiesen, daß wahrscheinlich bereits früher am Arno ein Handelsdepot für Fiesole bestanden habe (*Ist. fior.* l. II). Ammirato ignorierte diese aus der Praxis geschöpften Hypothesen. Die römischen Soldaten zogen als die feinfühligen Theaterhelden, die sie waren, in die Ebene hinunter, weil sie den Schmerz der alten Bewohner von Fiesole nicht hätten mitansehen können oder vielleicht weil die Lage am Flusse sie an ihre Tiber erinnerte und dadurch ihre Sehnsucht nach der alten Heimat einigermaßen linderte (S. 5, l. I)!

3. Kleinere Werke.

a) Gyraldus.

Noch deutlicher spricht sich der Verfall der humanistischen Historiographie in des Lilius Gregorius Gyraldus (geboren 1479 zu Ferrara, Humanist, unter Leo X. und Klemens VII. bis 1527 in Rom, gestorben 1552 zu Ferrara) zehn *Dialogi historiae poetarum tam graecorum quam latinorum* (1545), dem ersten Versuche einer antiken Literaturgeschichte, aus (auch in G. *Opera omnia*, Leiden 1696).

Eine Geschichte der griechischen Literatur stieß allerdings auf viel größere Schwierigkeiten als eine der lateinischen; aber es lag nicht nur an dem umfangreicheren Stoffe und der lückenhafteren Überlieferung, wenn Gyraldus hinter Crinitus (S. 95f.) zurückblieb. Statt sich wie dieser auf eine anspruchslose Sammlung guter Nachrichten zu beschränken, gab er einen wüsten Haufen Exzerpte aus guten und besonders aus schlechten Quellen mit kritikloser Mischung von Sage und Geschichte (unter den lyrischen Dichtern figuriert z. B. auch Achilleus; dial. IX inc.) und mit uferlosen Digressionen. Das chronologische Schema vermeidet er nur, um in vollständiger Konfusion und Unübersichtlichkeit zu endigen. Anderthalb Bücher braucht er, bis er nur bei Homer angekommen ist. Dabei enthält sein Werk ebensowenig wie das des Crinitus eigene literaturgeschichtliche oder ästhetische Urteile. Es hat bloß Wert als fleißige, wenn schon schlecht angelegte Materialsammlung.

Wertvoller sind Gyraldus' zwei Dialoge *de poetis suroum temporum* (zuerst Florenz 1551; neu ediert von K. Wotke 1894 als Heft 10 der *Lateinischen Literaturdenkmäler* ed. M. Herrmann). Sind sie auch im Grunde eine bloße Journalistenarbeit und halten sich die meist lobenden Urteile auch recht an der Oberfläche, so nimmt hier Gyraldus doch wenigstens einigermaßen Stellung, arbeitet sorgfältig

und behandelt auch die italienisch geschriebenen Werke sowie die humanistischen Dichter des Auslandes eingehend und gewissenhaft.

b) Fazellus.

Der Dominikanermönch und Theologieprofessor Thomas Fazellus (geboren 1498 zu Sciacca auf Sizilien, gestorben 1570) wurde zu seiner *Geschichte Siziliens* (*De rebus Siculis decades II* [bis 1556]; zuerst Palermo 1558, am bequemsten zugänglich in den *Rer. Sic. Script.*, Frankfurt 1579), wie er selbst behauptet, durch Jovius angeregt; seine Arbeit gehört aber durchaus zur Schule des Blondus. Fazellus unterscheidet sich von seinem Vorbilde nur durch seine Kritiklosigkeit, und zwar nicht nur in kirchlicher Beziehung. Wie seine Vorgänger im Mittelalter beschäftigt er sich gerne wieder mit unfruchtbaren pseudohistorischen Vexierfragen, etwa dem Probleme, ob die Riesen, die einst (versteht sich, vor der Sündflut) Sizilien bewohnten, eingeboren gewesen seien oder nicht, und wenn das letztere der Fall, woher sie wohl gekommen seien. Die Existenz der Zyklopen selbst steht ihm ganz fest; denn auch Moses, der *mehr gilt als alle Heiden*, hat von Riesen gesprochen (s. die ersten Bücher der beiden Dekaden). Und dabei ist er als Historiker ebenso unselbständig wie Blondus. Selbst in der ersten Dekade, die er zur Ergänzung der *Italia instaurata* (S. 107) der alten Geographie der Insel widmete, wiederholt er fast nur, was andere vor ihm gesagt hatten; sogar im 7. Kapitel des 1. Buches *de moribus Siculorum* stellt er in der Hauptsache bloß einige Aussprüche antiker Autoren zusammen. Wie ganz anders hatte Cyrnaeus (S. 50 f.) die Korsikaner zu charakterisieren verstanden!

C. Die humanistischen Fälschungen.

Die humanistische Historiographie rief eine neue Art historischer Fälschungen hervor.

Es hatte schon im Mittelalter nicht an erfundenen Chroniken gefehlt. Aber die frühern Fälscher hatten in der Regel praktische Ziele verfolgt. Ihre Fabrikate sollten Rechtsansprüchen irgendwelcher Art als Fundament dienen. Die humanistischen Fälschungen sind andern Motiven entsprungen.

Die humanistische Historiographie hatte das Bedürfnis nach vollständigen Landesgeschichten mit detaillierter Erzählung geweckt. Die echte Überlieferung ließ nun den Bearbeiter für die ältern Zeiten vielfach im Stich. Die Fälschungen hatten den Zweck, diese tote Stelle der Tradition zu beleben. Sie sollten dazu dienen, zwischen den einzelnen Teilen des Geschichtswerkes eine künstlerische Proportion herzustellen. Öfter mischten sich allerdings damit nationale Tendenzen. Aber auch in einem solchen Falle unterscheidet sich das Verfahren der Humanisten prinzipiell von dem ihrer Vorgänger. Sie schmeichelten vielleicht der patriotischen Eitelkeit; aber sie suchten nicht ein Geschäft zu machen. Wie hätten sie sonst auch aus der Zeit des Altertums Quellen erfinden können! Aus antiken Autoren ließen sich doch nicht gesetzliche Ansprüche herleiten.

Natürlich gab es daneben immer auch Humanisten, die aus andern als idealistischen Motiven Chroniken fabrizierten. Aber nicht auf solche vulgäre Fälschungen kommt es hier an, sondern auf die, die unserer Periode der Historiographie eigentümlich sind.

Italien darf den Ruhm in Anspruch nehmen, auch diesen Zweig der humanistischen Historiographie begründet zu haben. Ein Dominikaner, der Humanist Annius von Viterbo (eigentlich Giovanni Nanni; geboren um 1432 zu Viterbo, 1499 von Alexander VI. zum Magister sacri palatii ernannt, gestorben 1502 zu Rom) ist der erste Fälscher im neuen Stil. Seine *Antiquitatum variarum volumina XVII cum commentariis* (zuerst Rom 1498) brachten eine Reihe für verloren gehaltener antiker Geschichtswerke (von Berosus, Fabius Pictor, Cato, Manetho u. a.), die Annius angeblich wieder aufgefunden hatte, ans Tageslicht. Das Ziel des Fälschers scheint hauptsächlich gewesen zu sein, das Dunkel aufzuhellen, in das die

Geschichte der europäischen Völker vor ihrer Berührung mit den Römern gehüllt ist. Seine Fälschung steht moralisch unter allen humanistischen Erfindungen wohl am höchsten. Ähnlich harmlos gemeint ist wohl nur der von Angelo di Costanzo erfundene Matteo di Giovenazzo (o. S. 123).

Außerhalb Italiens vergröberte sich nicht nur die humanistische Historiographie, sondern auch die humanistische Quellenfälschung.

Für die humanistische Kritik ist bezeichnend, daß die Fälschungen des Annius hauptsächlich außerhalb Italiens Glauben fanden. In Italien selbst erklärten sich beinahe alle maßgebenden Historiker gegen Annius (so Sabellicus, *Ennead.* VIII, l. 5, II, 518 ed. Basil., der geradezu von einem *impudens mendacium* spricht; Crinitus *De honesta disc.* XXIV, 12; Raphael Volaterranus, *Comm. Urb.*, l. 38). Am meisten Anhänger und Nachfolger fand Annius in den Ländern, wo die Überlieferung über die Urzeit besonders dürftig war, in Spanien und in Deutschland. Hier haben nicht nur Historiker wie Aventin und Ocampo an den falschen Berosus geglaubt, sondern einheimische Fälscher setzten das Werk des Italieners noch fort. Aus Spanien sei etwa die Fabrikation der falschen *Cronicones* genannt (vgl. J. G. Alcántara, *Historia crítica de los falsos Cronicones*, 1868), aus Deutschland die Tätigkeit des protestantischen Schulmannes Hieronymus Megiser aus Stuttgart (1554/55 bis 1619); vgl. M. Doblinger in den *Mitteil. des Instit. für österr. Geschichtsforsch.*, 26 (1905], 455 ff.).

Alle diese Fälschungen sind für die Beurteilung der humanistischen Kritik nicht unwichtig. Sie bezeugen einerseits das Erwachen des kritischen Sinns. Manche Fälschungen gehen darauf zurück, daß historische Autoritäten, die im Mittelalter galten, von den Humanisten nicht mehr für voll angesehen wurden. Um die Tradition zu retten, erfand man Quellen, die auch vor der humanistischen Kritik standhalten konnten. Anderseits sind diese Erfindungen ebenso bezeichnend für die kritische Halbheit der Humanisten. Der Kampf wurde immer nur darum geführt, ob der Berosus des Annius echt sei oder nicht. Hätten die darin enthaltenen Nachrichten größeren Glauben verdient, wenn sie wirklich aus der Feder des babylonischen Schreibers geflossen wären? Die Humanisten hätten diese Frage bejaht. Wenn eine Quelle einmal als antik erwiesen war, besaß ihr Inhalt kanonisches Ansehen (vgl. S. 25 f.).

Zweites Buch.

Die Ausbreitung der humanistischen Historiographie über Europa und die nationale politische Geschichtschreibung.

A. Allgemeines.

Die Ausbreitung der humanistischen Geschichtschreibung über die europäischen Länder unterschied sich prinzipiell kaum von der Ausbreitung über Italien, die ungefähr eine Generation nach Bruni eingesetzt hatte (o. S. 26ff.). Wieder eine Generation später als diese, um die Wende des 15. Jahrhunderts, begannen auch außerhalb Italiens die Regierungen der Geschichtschreibung im neuen Stile ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Vereinzelt war dies schon früher geschehen. Aber was bisher geleistet worden war, hatte dem Zufall oder der privaten Initiative eines humanistisch gebildeten Magnaten seine Entstehung verdankt. Jetzt wurde die humanistische Historiographie von Amtes wegen und planmäßig gepflegt.

Die Behörden ließen sich dabei von denselben Erwägungen leiten wie einige Jahrzehnte vorher die Fürsten von Neapel und Mailand. Das gebildete einheimische und das ausländische Publikum sollte seine historische Belehrung nicht nur aus italienischen Geschichtswerken schöpfen können. Die nationale Historiographie sollte in den Stand gesetzt werden, der transalpinen Konkurrenz ebenbürtig entgegenzutreten.

Es ist unter diesen Umständen wohl zu begreifen, daß in manchen dieser Werke die Polemik gegen die italienischen Historiographen einen großen Raum einnimmt. Die Italiener hatten bisher trotz ihrer militärischen Inferiorität die internationale politische Publizistik allein beherrscht. Der Groll, der sich bei den Angehörigen anderer Länder seit langem angesammelt hatte, machte sich nun in gehässigen Ausfällen Luft.

Ungerecht waren solche Angriffe trotzdem. Die humanistische Historiographie außerhalb Italiens ist durch die italienischen Geschichtschreiber nicht nur angeregt worden, sondern sie ist ganz und gar von diesen abhängig.

Dieser Sachverhalt ist aus Unkenntnis der italienischen humanistischen Historiographen bisher fast ausnahmslos übersehen worden. Die meisten Forscher waren nur mit einem kleinen Ausschnitte der italienischen humanistischen Historiographie vertraut, glaubten sich aber trotzdem zu einem allgemeinen Urteile über diese berechtigt und konstruierten einen imaginären Einheitstypus. Alles, was in der Geschichtschreibung ihres Landes von diesem angeblichen Schema abwich, erklärten sie für originell. Die Ausführungen des ersten Buches haben gezeigt, daß die Verhältnisse nicht so einfach liegen. Die humanistische Historiographie in Italien brachte mehr als e i n e Gattung hervor, und ihre Werke sind untereinander stark differenziert. Der Stilvirtuose und aufgeklärte Politiker konnte unter diesen so gut sein Muster finden wie der anspruchslose gelehrte Arbeiter. Sie war in ihrer Art nicht zu übertreffen. Man konnte sie nachahmen und ihre Methode auf andere Gegenstände übertragen; aber innerhalb des Klassizismus war nicht über sie hinauszukommen. Die Originalität der nicht in Italien verfaßten humanistischen Geschichtswerke ist daher außerordentlich gering. Deßhalb denn auch das Bedürfnis nach nationalen Expektorationen. Der heftige Ton, der vielfach gegen die Italiener angeschlagen wurde, sollte vor allem auch die Tatsache verdecken, daß der Autor seine ganze Bildung den geschmähten Fremden verdankte.

Eifriger als in Italien wurde in den übrigen Ländern die humanistische Geschichtschreibung in der Landessprache gepflegt. In Italien war im 15. Jahrhundert kein einziges humanistisches Geschichtswerk in der Vulgärsprache geschrieben worden. Auch die großen Florentiner hatten mehr aus Unvermögen als aus Prinzip mit dieser Gewohnheit gebrochen. Im übrigen Europa lagen die Verhältnisse anders. Die humanistische Bildung war (von den Gelehrten abgesehen) in den obern Ständen weniger allgemein verbreitet als in Italien. Die Geschichtschreibung in der Landessprache gewann dadurch an Bedeutung. Die natürliche Folge war, daß die lateinischen Geschichtswerke noch viel mehr als in Italien nur mit Rücksicht auf das Ausland redigiert wurden. Im übrigen wurde dadurch prinzipiell nichts geändert, daß die Volkssprache vielfach an die Stelle des Latein trat. Der klassizistische erhabene Stil, der um der *Würde der Geschichte* willen lieber häßliche Dinge verschwieg, als ein vulgäres Wort brauchte, war von der Sprache unabhängig.

Dieses geht z. B. aus Montaigne hervor, der in seiner Kritik des humanistischen historischen Stils zwischen lateinisch und französisch schreibenden Autoren keinen Unterschied macht (*Essais* l. II ch. 10).

Von antiken und humanistischen Historikern wurden, nachdem der Humanismus einmal allgemeine Verbreitung gefunden hatte, so häufig Übersetzungen angefertigt, daß der Einfluß der klassizistischen Historiographie sich weit über den Kreis der Jünger der lateinischen Bildung hinaus erstreckte. Die meisten Übertragungen erschienen in der zweiten Hälfte des 16. und in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, d. h. in der Zeit, da auch Halbgebildete mit der neuen Bewegung in Kontakt zu treten versuchten. Manche Äußerlichkeiten der

humanistischen Historiographie fanden dadurch Eingang in die populäre Geschichtsliteratur. — Bibliographische Notizen über diese Übersetzungen z. B. bei L. Einstein, *The Italian Renaissance in England* (1902), 309 f. (Übersetzungen Italienisch schreibender Historiker ins Englische); G. Lanson, *Manuel bibliographique de la littérature française moderne* I (1909), 102 ff. (Übersetzungen antiker und humanistischer Historiker ins Französische), P. Villey, *Les livres d'histoire moderne utilisés par Montaigne* (1908; thèse), vgl. auch desselben *Les Sources et l'Évolution des Essais de Montaigne* 1908); Gödeke, *Grundriß* Buch IV § 143 (Übersetzungen antiker Historiker ins Deutsche).

In manchen Ländern entwickelte oder erhielt sich daneben eine nationale Form der politischen Geschichtschreibung, die dem Humanismus nur in Äußerlichkeiten Konzessionen machte. Ihre Geschichte ist im folgenden unter jedem Staate gesondert behandelt.

Es ist natürlich ziemlich gleichgültig, in welcher Reihenfolge die einzelnen Staaten besprochen werden (vgl. o. S. 29). Die Ordnung, die im nachstehenden gewählt ist, soll keinen Rangunterschied bezeichnen. Wenn Frankreich an die Spitze gestellt ist, so ist dies nur deshalb geschehen, weil nur dort die humanistische Historiographie eine wirkliche Geschichte hat. Frankreich ist das einzige Land, in dem die humanistische nationale Geschichtschreibung nicht schon mit dem 16. Jahrhundert abbricht.

B. Frankreich.

I. Die Annalistik.

1. Paulus Aemilius.

Paulus Aemilius aus Verona, Humanist, erhielt um 1499 von König Ludwig XII., der ihn aus Rom kommen ließ, den Auftrag, die Geschichte der französischen Monarchie zu schreiben. Er starb, bevor er sein Werk hatte vollenden können, 1529 zu Paris. *De rebus gestis Francorum ll. X* (bis 1488). Die ersten vier Bücher (bis Philipp August) erschienen zuerst Paris 1516, Buch 5 und 6 zuerst 1519 Paris, die übrigen vier 1539. Das zehnte Buch (Karl VI. bis Karl VIII.) ist nach der Vorrede von einem gewissen Petrus Danesius (nach Tiraboschi von *Daniello Zavarisi*) zu Ende geführt). — Vgl. Aug. Thierry, *Notes sur quatorze historiens antérieurs a Mézeray* in den *Dix ans d'études historiques*.

Die Geschichte der humanistischen Historiographie in Frankreich ist bis jetzt so gut wie gar nicht behandelt worden. Augustin Thierrys *Lettres sur l'histoire de France* (als Buch zuerst 1820) sind nur als Beitrag zur Geschichte der romantisch-liberalen Schule in Frankreich von Bedeutung. Ihr Verfasser besitzt im Grunde nur ein historiographisches Kriterium, die *couleur locale*; er mißt die älteren französischen Geschichtschreiber einseitig bloß an Chateaubriand und Walter Scott. Außerdem war ihm der Stoff nur sehr obenhin bekannt; er weiß z. B. von Paulus Aemilius gar nichts und faßt daher natürlich auch Du Haillan ganz falsch auf. Wertvoller sind seine Skizzen in den *Dix ans d'études historiques* (in den späteren Auflagen). — G. Monod behandelt in der Einleitung zum ersten Bande der *Revue historique* (1876), wie schon der Titel *Du progrès des études historiques en France depuis le XVIe siècle* andeutet, in der Hauptsache nur die Entwicklung der Geschichts**forschung**; auf die Fortschritte der Geschicht**schreibung** geht er kaum ein.

Frankreich genoß wie England des Vorzuges, daß die erste Landesgeschichte im humanistischen Stile von einem Ausländer geschrieben wurde.

Die Aufgabe war für einen modern gebildeten Autor nicht leicht. Nicht nur fühlten sich Dynastie und Volk in Frankreich ganz anders mit der alten historischen Tradition verwachsen als etwa das illegitime Geschlecht der Tudors oder die Regenten des erst in der letzten Zeit konstituierten spanischen Königreiches. Sondern die legitimistische nationale Legende war noch kurz vorher (unter Ludwig XI.; vg. Molinier in der *Introduction* zu den *Sources de l'histoire de France* V [1904], § 204, S. 142) von offizieller Seite in den *Grandes Chroniques de France* zusammengefaßt worden, und noch im Jahre 1492 hatte Nicole Gilles, Sekretär Ludwigs XII., von diesem Werke eine Bearbeitung erscheinen lassen. Wer die mittelalterliche Überlieferung angriff, rührte somit eigentlich an einer von der Regierung approbierten Erzählung. Es ist wohl nur der präponderierenden internationalen Bedeutung der humanistischen Publizistik und dem Mangel an gebildeten einheimischen Autoren zuzuschreiben, daß die französische Krone trotzdem ihrem ersten humanistischen Historiographen volle Freiheit ließ.

Paulus Aemilius hat daher die kritischen Grundsätze der Brunischule unbedenklich auf die französische Geschichte anwenden können. Der trojanischen Abstammung der Franken erwähnt er nur als einer von den Franzosen aufgestellten *Behauptung*. Die Geschichte vom Untergange Rolands beseitigt er ganz aus der Darstellung und sogar die Sage vom heiligen Chrisma, das eine Taube zu Chlodwigs Taufe gebracht haben sollte, übergeht er mit Stillschweigen. Wundergeschichten unterdrückt er so gut wie allgemein; zum mindesten fügt er eine rationalistische Erklärung als wahrscheinlich hinzu.

In dieser Übertragung der humanistischen Methode auf einen neuen Stoff liegt sein hauptsächliches Verdienst. An sich bietet sein Werk nichts Bemerkenswertes. Nur in der Kunst der Erzählung übertrifft Aemilius so ziemlich alle andern Humanisten. Seine Schilderungen sind meist frei erfunden, aber sie haben Schwung und Leben; in den zahlreichen Reden finden sich neben den üblichen Gemeinplätzen doch auch hübsche historische Ideen. Die Zeitgenossen waren nicht im Unrecht, wenn sie ihn, den *gallischen Livius*, gelegentlich höher stellten als das römische Vorbild selbst. Auch ist sein Werk wirklich eine Geschichte des Landes und nicht bloß eine der Dynastie; obwohl auch bei ihm die Einteilung in Bücher auf die Gliederung des Stoffes ohne Einfluß geblieben ist, so ist doch wenigstens die Erzählung nicht nach Regenten abgeteilt. Die offiziöse Stellung des Verfassers macht sich wohl am meisten in den Bemerkungen über die Kurie fühlbar: der gallikanische Standpunkt der französischen Regierung tritt in diesen sehr deutlich zutage.

Ein Franzose, der Parlamentsrat Ferronus (Arnoul le Ferron oder Féron) in Bordeaux (1515 bis 1563), setzte das Werk des Aemilius bis zum Tode Franz' I.

fort (*de rebus gestis Gallorum ll. IX*, zuerst Paris 1550). Seine Arbeit ist eine verständige, unabhängige Relation; tieferes Eindringen darf man dagegen bei ihm noch weniger suchen als bei Aemilius. Gegen Details und Anekdoten legt er oft eine vernünftige Skepsis an den Tag; gerne stellt er zwei Berichte, einen französischen und einen ausländischen, nebeneinander, ohne sich für einen zu entscheiden.

Auch den religiösen Streitfragen gegenüber bewahrt er sein ruhiges, selbständiges Urteil. Er ist, wie viele Gebildete damals, ein Erasmianer. Er lehnt die Regierungspolitik eines Leo X. entschieden ab, mag aber doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Protestanten unter Verzicht auf einige ihrer extremen Forderungen schließlich doch noch ihren Frieden mit dem Papsttume schließen werden (f. 113b). Er ist ein guter Vertreter des unabhängigen, streng auf Ordnung und Recht haltenden, gallikanisch gesinnten alten Parlamentsadels. Der Geschichte der Parlamente und des Rechts schenkt er größere Aufmerksamkeit, als sonst in humanistischen Geschichtswerken üblich war.

Paulus Aemilius war übrigens nicht der erste Humanist überhaupt, der eine französische Geschichte schrieb. Vor seiner Historia war bereits das *Compendium de origine et gestis Francorum* von Robert Gaguin erschienen (zuerst 1495 Paris). Aber wenn schon der französische Mönch den neuen lateinischen Stil recht anerkennenswert beherrschte und manche Fabeln der Chroniken nur mit Vorbehalt weitergab, so schloß er sich doch in der Disposition noch so enge an die *Grandes Chroniques* an und ging in seiner Kritik so zaghaft vor, daß seine Schrift nicht wohl den humanistischen Geschichtswerken im eigentlichen Sinne des Wortes zugezählt werden kann. — Vgl. jetzt über Gaguin (1433 bis 1501) vor allem L. Thuasne, *Roberti Gaguini epistolae et orationes* (1904).

2. Du Haillan.

Bernard de Girard, seigneur du Haillan (Haillant) (1535 bis 1610), wurde von Karl IX., an dessen Hofe er lebte, 1571 zum Historiographen ernannt: *Histoire de France* (von Pharamund bis zum Tode Karls VII.). Zuerst Paris 1576, später auch fortgesetzt. Seine historiographischen Grundsätze entwickelte du H. in der *Promesse et dessein de l'histoire de France* (Paris 1571). — Vgl. Aug. Thierry, *Dix ans*.

Paulus Aemilius war als Kritiker zu konsequent vorgegangen und hatte sich in der Form zu sehr nach dem italienischen Geschmack gerichtet, als daß sein Werk in Frankreich bei dem großen Publikum hätte Anklang finden können. Ein volkstümliches Geschichtswerk wurde es ebensowenig wie etwa Polydor Vergils *englische Geschichte*. Zunächst empfand man allerdings den Mangel einer populären Darstellung nicht, besaß man doch die *Grandes Chroniques* und ihre Ableger. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nachdem die humanistische Bildung bis zum Mittelstande durchgesickert war, begannen die alten Chroniken auch dem Durchschnittspublikum nicht mehr zu genügen (obwohl Gilles' *Chroniques de France* noch einmal 1621 aufgelegt wurden). Es erwachte das Bedürfnis nach einer neuen Landesgeschichte, die zugleich volkstümlich und gebildet war. Es war du Haillan, der dieses Bedürfnis zur rechten Zeit befriedigte.

Du Haillan gab, was das Publikum wünschte: ein Kompromißwerk, das geschickt zwischen gelehrter Kritik und patriotischer Sage vermittelte. Die Anlage übernahm er im allgemeinen von Aemilius, den er oft wörtlich übersetzte. Aber er fügte viele Fabeln aus den *Grandes Chroniques*, Gaguin u. a. hinzu, trug die patriotischen Farben dicker auf und kürzte die Abschnitte über ausländische Geschichte.

Der alte naive Glaube war allerdings dahin. Du Haillan erzählt wohl wieder, daß eine Taube bei Chlodwigs Taufe das hl. Chrisma vom Himmel gebracht habe, und berichtet ausführlich von Rolands Heldentaten; aber er bemerkt doch dazu, daß Gregor von Tours nichts von der Salbung Chlodwigs wisse (S. 35) und daß Turpins Chronik vielleicht eine Fälschung und voll Fabeln sei (S. 165). Eine Ausnahme bildet nur seine Besprechung des *salischen Gesetzes.* Er wagte es zuerst, der herkömmlichen dynastischen Auffassung zu widersprechen, nachdem noch Jean du Tillet (gestorben 1570 zu Paris als Bischof von Meaux) in seinen chronologischen Tabellen (*Chronicon de regibus Francorum* Paris 1548) König Pharamund die *lex salica* in seinem dritten Regierungsjahre (422) hatte dekretieren lassen.

Auch die Form wurde bei du Haillan vulgärer. Die raffinierte Eleganz des Vorbildes ist vergröbert, die künstlerische Einheitlichkeit zerstört. Was Paulus Aemilius bloß andeutet, malt der Franzose breit aus. An die Stelle der lateinischen Sentenzen setzte er behagliche, philiströse Betrachtungen. Um für Abwechslung zu sorgen, legte er zwischen die aus seinen Vorgängern übernommenen Abschnitte kirchen- und rechtshistorische Notizen ein, ohne zwischen diesen und der Erzählung irgendeinen Zusammenhang herzustellen. Immerhin suchte er dabei den Schein des Gebildeten zu wahren. Soweit sein Publikum etwas vom Humanismus wußte, fügte er sich den Anforderungen des Klassizismus und schob z. B. Redetourniere ein — meistens langatmige, leere Exerzitien. Zu diesen gehört gleich zu Anfang des Werkes die berüchtigte Debatte der Franken Charamund und Quadrek über die Frage, ob die Franken eine monarchische oder eine aristokratische Verfassung einführen sollten — wie geschehen sein soll vor der Wahl des Königs Pharamund im Jahre 420, 426 oder 427.

Bewundernswürdig bleibt, wie du Haillan seinen Stoff nationalisiert hat. Paulus Aemilius hatte kein inneres Verhältnis zur französischen Geschichte. Er verstand lebendig zu erzählen; aber die skeptische italienische Art konnte er nicht verleugnen. Durch die Blätter des französischen Werkes weht der Geist kühnen Heldentums. Du Haillans Helden gehören in einen Roman; aber sie sind echt ritterlich empfunden. Wo der Italiener abgezirkelte Lobesphrasen drechselt, weiß der Franzose warme patriotische Töne anzuschlagen.

Trotz dieser Konzessionen an die Tradition ging du Haillans Kritik einzelnen patriotischen Autoren immer noch zu weit. Drei Jahre später stellte ihm daher der 1568 zum kgl. Historiographen ernannte François de Belleforest (geboren 1530 zu Comminges, gestorben 1583 zu Paris) seine umfangreichen *Grandes Annales et Histoire générale de France* entgegen (von Pharamund bis zu Heinrich III.; Paris 1579). Doch war du Haillan nicht der einzige, gegen den sich der streibare Autor (der im Jahre 1573 Gilles' Annalen neu publiziert hatte) wandte. Belleforests Polemik galt vielmehr noch mehr Francois Hotman (gestorben 1590), der in seiner *Franco-Gallia* (1574) für das Wahlkönigtum und die Souveränität der Stände eingetreten war. Belleforest erblickte in der Fabel von der Wahl Pharamunds wohl nicht ganz mit Unrecht einen Angriff auf das absolute Königtum. — Sein Werk bedeutete unter diesen Umständen keinen Fortschritt, sondern einen

weiteren Rückschritt gegenüber Paulus Aemilius; der Mangel an Kritik wurde dadurch nicht ausgeglichen, daß der in der spanischen und italienischen Literatur gut belesene Autor ziemlich viel neues Material zur französischen Geschichte beibringen konnte.

Ebenso wenig konnte die frisch geschriebene, bisweilen leicht protestantisch gefärbte französische Geschichte des Hugenotten Jean de Serres die historische Erkenntnis fördern (J. de S., geboren gegen 1540 bei Villenneuve-de-Berg, gestorben 1598 zu Orange, publizierte 1597 zu Paris einen *Inventaire général de l'Histoire de France depuis Pharamond jusques à présent*, der übrigens vom Verfasser nur bis zum Jahre 1422 geführt ist. Er schrieb außerdem *Commentarii de statu religionis et reipublicae in regno Galliae* (1557 bis 1570), zuerst 1570 oder 1571, auch französisch als *Mémoires*; später dann fortgesetzt; vom Verfasser selbst als Fortsetzung du Bellays [S. 152 f.], bezeichnet, in Wirklichkeit sich an Sleidan [S. 201 ff.] anschließend. Vgl. Ch. Dardier in der *Rev. hist.* XXII, 291 ff. und XXIII, 28 ff. [1883]). Der Autor begnügte sich damit, die Werke Paulus Aemilius' und du Haillans noch einmal zu popularisieren. Er war unkritischer als beide.

Noch weniger kritisch, wenn schon etwas gelehrter, war Scipion Dupleix (geboren 1569 zu Condom, gestorben 1661, kgl. Historiograph), der von Richelieu zu seiner *Histoire générale de France* angeregt wurde (bis 1643, später 1648 reichend; erste Ausgabe Paris 1621 bis 1643).

Sein Werk sollte das katholische Gegenstück zu Jean de Serres' Geschichte sein. Für seinen Mangel an Kritik ist bezeichnend, daß er und Charron (*Histoire universelle 1621*) die einzigen französischen Historiker sind, die an die Fälschungen des Annius von Viterbo (s. S. 135 f.) geglaubt haben.

3. Mézeray.

François Eudes, genannt *de Mézeray*, (geboren 1610 bei Argenton in der Normandie, lebte als Publizist zu Paris, 1649 Mitglied der französischen Akademie, gestorben 1683) schrieb eine *Histoire de France* (bis zum Tode Heinrichs IV.). Zuerst Paris 1643 bis 1651. Von dem Verfasser selbst später in einen Auszug gebracht: *Abrégé chronologique de l'hist. de Fr.*, zuerst Paris 1668. — Vgl. außer Thierry, *Dix ans* Sainte-Beuve, *Causeries du Lundi* VIII (1854).

Einen wirklichen Fortschritt über Paulus Aemilius hinaus brachte so erst Mézeray.

Mézeray war in seiner Kritik ebenso konsequent und ehrlich wie der italienische Humanist; er hatte außerdem vor diesem voraus, daß er ein Jahrhundert antiquarischer Forschung und die Anregungen der kirchengeschichtlichen und der ethnographischen Geschichtschreibung verwerten konnte. So drang denn einerseits seine Kritik tiefer ein (er zweifelte z. B. sogar an der Existenz des Königs Pharamund und nahm auch Berichte antiker Autoren nicht ohne weiteres für wahr an); anderseits erweiterte er den Umfang des historischen Stoffes. Der Geschichte der Kirche und der Sitten und Gebräuche werden in regelmäßigen Abständen besondere Abschnitte gewidmet, manche Eigentümlichkeiten der Merowingerzeit glaubte er auf den germanischen Nationalcharakter zurückführen zu können. Man hat ihm vorgeworfen, daß er sich allzuhäufig an sekundäre Quellen gehalten habe. Mit Unrecht; man hätte lieber hervorheben sollen, daß er die neuere Forschung gewissenhaft und mit gesunder Kritik heranzog und popularisierte.

Mézeray ist der erste französische Landeshistoriker, der selbständiges politisches Urteil besitzt. Er ist keineswegs unparteiisch.

Er ist ein Anhänger des *parti politique*, vertritt den Wunsch der Bourgeoisie nach einem geordneten, gerecht verwalteten Staatswesen, und ist durch und durch gallikanisch gesinnt. Kirchlich gläubig ist er nur soweit, als es damals ein *honnête homme* sein mußte. Aber er änderte und fälschte nichts, bewahrte stets seinen *bon sens* und brachte seine Ansichten unerschrocken zum Ausdruck. Die neuere Forschung ist an nicht wenigen Stellen wieder auf seine nüchterne Auffassung zurückgekommen.

In der Form ist Mézeray zwar vom Humanismus abhängig — er legt z. B. Reden ein —; unterscheidet sich aber von den Humanisten der Brunischule ebenso stark wie etwa Corneille und Racine von den Tragödiendichtern der italienischen Renaissance. Hatte die alte Richtung vor allem nach rhetorisch glänzender Darstellung gestrebt, so suchte Mézeray das *Wahre* mit dem *Schönen* zu vereinigen (*le vrai seul est aimable*), betrachtete theatralische Gesten mit Mißtrauen und bewahrte gegenüber antiken Historikern seine Selbständigkeit. Die stilistischen Auswüchse, die der Kultus der Form bei den Italienern gezeitigt hatte, sind beschnitten; der Periodenbau ist einfach, unnötige Digressionen sind vermieden. Die oft recht ungenierten Sentenzen sind dem Stoffe organisch angepaßt. Von romanhafter Ausschmückung hielt sich allerdings auch Mézeray nicht immer frei. Aber seine psychologische Analyse dringt tiefer ein als die der italienischen Humanisten und stützt sich auf eigene Beobachtung und eigenes Nachdenken.

Es ist wohl zu begreifen, daß sein Werk lange Zeit in Frankreich als die beste Landesgeschichte galt. Es kam allerdings noch hinzu, daß die politischen Verhältnisse sich rasch veränderten. Mit der Unabhängigkeit der Historie war es bald für lange Zeit vorbei. Mézerays Werk erschien gerade noch vor Torschluß. Man merkt ihm an, daß sein Verfasser die Zeiten der Fronde miterlebt hatte, in denen der politischen Publizistik große Freiheit gelassen worden war. Es ist nicht zufällig, daß das bedeutendste Werk der politischen Geschichtschreibung aus der Zeit der klassischen französischen Literatur vor der Regierung Ludwigs XIV. geschrieben worden ist. Es dauerte nicht lange, so verloren die Autoren das Recht auf freies historisches Urteil. Schon Mézeray selbst hatte mit Colbert ernsthafte Anstände.

4. Daniel.

Gabriel Daniel, Jesuit (geboren 1649 zu Rouen, von Ludwig XIV. zur Belohnung für sein Werk zum kgl. Historiographen ernannt, gestorben 1728), verfaßte 1. *Histoire de France* (bis 1610), erste Ausgabe Paris 1703; später auch fortgesetzt, im Auszuge etc.; 2. *Histoire de la Milice française*, Paris 1721. — Daniel zugeschrieben werden die anonym erschienenen *Observations critiques sur l'Histoire de France de Mézeray*, Paris 1700.

Mézerays *französische Geschichte* erwies sich immer weniger als zeitgemäß, je mehr der Absolutismus auch das Geistesleben zu beherrschen suchte. Ihre kecke Kritik, die selbst Angehörige des Königshauses nicht verschonte, und ihre kräftig volkstümliche Redeweise,

der prüde Rücksichten fremd sind, erschienen der höfischen Partei und den Vertretern des guten Geschmackes in gleicher Weise anstößig. Ein Jesuit unterzog sich der Aufgabe, das Werk des freimütigen Publizisten durch eine neue Geschichte Frankreichs im Stile Ludwigs XIV. zu ersetzen.

Pater Daniel war seinem Vorgänger an Gelehrsamkeit überlegen, wenn auch nicht in dem Maße, wie öfter behauptet wird. Er war ein gewissenhafter Arbeiter aus der Schule des Blondus und wandte zuerst die gelehrte kritische Methode systematisch auf die französische Geschichte an. Er beseitigte die letzten Überreste der rhetorischen Annalistik wie die Reden, zitierte seine Quellen genau und zog Urkunden, Konzilsbeschlüsse u. ä. heran. Seine methodologische Einleitung bezeichnet in ihrer Polemik gegen die humanistische Historiographie bereits den Übergang zur Kritik der Aufklärung, und Voltaire hat mehr als einen seiner kritischen Leitsätze dem von ihm im übrigen heftig befehdeten Jesuiten entlehnen können. Die Geschichte der Merowinger, in der er sich am freiesten bewegt, hat zuerst Daniel von vielen Fabeln gereinigt: er ist der erste französische Historiker, der die fränkische Geschichte mit Chlodwig beginnen läßt. Er ging konsequent auf Gregor von Tours und Fredegar zurück, ohne daß er übrigens auch diesen Autoren alles geglaubt hätte (die sagenhafte Erzählung von Childerich bei Greg. von Tours II, 12, hält er für einen *Auszug aus einem Roman* : *Préf. hist.*, Art. 2).

Aber er drang nicht tiefer ein als Blondus. Er machte keinen Versuch, unter seinen Quellenexzerpten einen Zusammenhang herzustellen; der Erzählung fehlt Leben und Farbe. Dazu war er nicht einmal unabhängig. Die Kunst der jesuitischen Historiographen, sich in heikeln Fragen um ein entschiedenes Urteil herumzudrücken, beherrschte er mit Virtuosität. Die Regenten der früheren Zeit sind höfisch stilisiert; ungünstige Aussagen der Quellen und Berichte über krasse Vorfälle werden gemildert. Seine Geschicklichkeit hat selbst die Schwierigkeiten bezwungen, die ihm aus seiner Doppelstellung als Jesuit und Hofhistoriograph erwuchsen. Die französische Krone war gallikanisch gesinnt, der Orden ultramontan. Daniel war sich wohl bewußt (s. die Vorrede), daß hier ein unlösbarer Konflikt vorlag. Aber er versuchte trotzdem einen Ausweg zu finden; man kann sich denken, mit welchen Opfern. Mézeray hat er denn auch nicht verdrängen können.

5. Hénault.

Präsident Hénault (geboren 1685 zu Paris, 1710 Präsident der ersten *chambre des enquêtes* am Pariser Parlament, 1723 in die französische Akademie gewählt, gestorben 1770) verzichtete ganz auf Darstellung und gab nur Tabellen. Sein *chronologischer Abriß der französischen Geschichte* (*Abrégé chronologique de l'histoire de France*, von Chlodwig bis zu Ludwig XIV.; zuerst Paris 1744; später von anderen fortgesetzt) steht mit der historisch staatsrechtlichen Spekulation, wie sie dann im *Esprit des lois* im großen durchgeführt werden sollte, in näherer Verbindung als mit der Historie. Hénault gehörte wie Montesquieu dem Gerichts-

adel an und war wie jener vor allem Jurist. Er suchte das geltende Recht zu ergründen und hatte für die Frechheiten und willkürlichen Konstruktionen der Aufklärer keinen Sinn, wie oft er auch in der Verwerfung kindischer Fabeln mit diesen zusammentraf. Dem Studium der Rechtsaltertümer wandte er besondere Aufmerksamkeit zu; sein Interesse für diese scheint durch Giannone (S. 276 ff.), den er häufig zitiert, noch verstärkt worden zu sein. Aber seine Fähigkeit zum Komponieren war noch geringer als die Montesquieus. Wie dieser den Stoff des *Esprit* in unendlich vielen kleinen Kapiteln verzettelte, so ordnete Hénault seine Notizen über geschichtliche Ereignisse rein annalistisch in Tabellen an. Die Auswahl der Tatsachen zeugt öfter von geschickter Hand und das Urteil des Verfassers ist nüchtern und verhältnismäßig unabhängig, wenn es auch nicht eben tief eindringt. Aber die großen Linien der Entwicklung festzuhalten, versteht Hénault noch weniger als etwa Mézeray. Frostige Epigramme nehmen den Platz historischer Reflexionen ein. — Vgl. L. Perey, *le P. H. et Madame du Deffant* 1893 (unbedeutend); H. Lion, *le P. H.*; *sa vie, ses oeuvres* 1903.

6. Velly.

Daniels Werk war die letzte größere Leistung der französischen nationalen Geschichtschreibung vor der Romantik. Die Schriften der Abbés Velly (1709 bis 1759) und Anquetil (1723 bis 1806) sind ganz unbedeutend.

Abbé Velly war vor allem ein Vertreter der galanten Geschichtschreibung (u. S. 331 ff.). Er suchte zwar in einigen Äußerlichkeiten den Tendenzen der Aufklärungshistoriographie entgegenzukommen. In der Vorrede zu seiner *Histoire de France* (zuerst 1755 bis 1762; sollte bis zu Ludwig XIV. reichen, bricht aber mit dem Jahre 1350 ab; später von anderen fortgesetzt) polemisiert er gegen die älteren Darstellungen, die nur die Taten der Fürsten behandelt hätten, und versprach, auch der Geschichte des Volkes seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aber es blieb, wie üblich, beim Versprechen.

An Gelehrsamkeit steht sein Werk weit hinter Daniel und Mézeray zurück. Velly macht keinen Unterschied zwischen guten und schlechten Quellen, zwischen den Mémoires eines Du Cange und den Fabeleien eines mittelalterlichen Kompilators. Durch Loyalität und wenigstens offizielle Gläubigkeit hebt er sich von den Aufklärern ab; mit diesen und zwar den Rousseauschülern hat er dagegen den gefühlvollen Optimismus und die Schwärmerei für den Naturzustand gemein. Er lehrt den sentimentalen Despoten. Karl der Große wird wie ein empfindsamer Philanthrop des 18. Jahrhunderts geschildert: *ce qui distingue surtout Charlemagne, c'est ce tendre amour pour ses peuples, qui lui faisait verser des larmes sur leurs malheurs qu'il n'avait pu prévoir, mais qu'il sut toujours réparer.*

Thuanus.

Jacques-Auguste de Thou, latinisiert Thuanus (geboren 1553 zu Paris, Humanist, zuerst Theologe, dann Jurist; *Maître des requêtes*, Staatsrat und [1595] *Président à mortier*; häufig zu diplomatischen Missionen verwandt, namentlich von Heinrich IV.; wirkt auch bei der Ausarbeitung des Edikts von Nantes mit, zieht sich nach 1610 mehr und mehr von den Staatsgeschäften zurück; gestorben 1617 zu Paris), verfaßte *Historiae sui temporis* (1546 bis 1607), als Fortsetzung des Jovius gedacht (vgl. Düntzer, p. 55); begonnen 1593. Als Endziel war ursprünglich das Todesjahr Heinrichs IV. (1610) in Aussicht genommen; Thuan starb aber, bevor er sein Werk hatte vollenden können. Später von anderen fortgesetzt. Erste Ausgabe Paris und Orléans 1604 bis 1620. 1609 auf den Index gesetzt. — Nur zum Teil Original sind die gegen 1614 abgefaßten *Commentarii de vita sua* (bis 1601), zuerst Orléans 1620.

Über Thuan gibt es verschiedene ältere Preisschriften: Phil. Chasles, *Discours sur la vie et les oeuvres de J.-A. de Th.* 1824; H. Düntzer, *J.-A. de Thous Leben, Schriften und historische Kunst verglichen mit der der Alten* 1837 u. a. — J. Rance, ‚*De Th.*' 1881 (ultramontan); H. Harrisse, *Le Pr. de Th. et ses descendants* 1905.

Den Werken über französische Geschichte gehört auch Thuans *Zeitgeschichte* an. Thuan legte zwar wie Jovius sein Werk universalhistorisch an und widmete wie dieser sogar den Vorgängen in Nordafrika große Aufmerksamkeit. Aber Frankreich steht doch im Mittelpunkte der Darstellung und zumal die innere Geschichte seines Heimatlandes hat Thuan mit besonderer Liebe behandelt.

Wenn Thuan sich in manchen Dingen genau an Jovius anschloß und humanistisch-rhetorische Äußerlichkeiten sogar noch übertrieb (er übersetzte auch Familiennamen durchweg ins Lateinische, so daß 1634 ein besonderer *Clavis historiae Thuaneae* herausgegeben werden mußte) so war er doch weit entfernt, den Spuren des gewinnsüchtigen Journalisten in allem zu folgen. Schon die Form seines Werkes ist nur zum Teil der Zeitgeschichte des Jovius nachgebildet. Jovius hatte Biographie und Geschichte geschieden. Thuan fügte in seiner Darstellung die Materien der *Historiae* und der *Elogien* wenigstens äußerlich zusammen. Er verschmähte dann die glitzernden Brillanten des Jovianischen Leitartikelstils und strebte nach einfacher, männlicher Ausdrucksweise. Noch wichtiger war, daß er als Historiker neue Bahnen einschlug. Er schrieb Geschichte nicht mehr als käuflicher Publizist, sondern als Staatsmann. Er suchte mit der universalhistorischen Anlage seines Vorbildes das sachliche politische Urteil Guicciardinis (den er mit großem Lobe nennt) zu verbinden.

Er war freilich nicht so unparteiisch wie der florentiner Staatsmann. Er huldigte extrem gallikanischen Ansichten, und während er den Guisen gerne böse Motive unterschiebt, behandelt er die Protestanten unverkennbar mit Nachsicht. Die Greueltaten und Gewaltakte, die die katholische Partei an den Hugenotten verübte, werden nicht ohne Absicht breit ausgemalt. Sein Buch dient einer These: es soll den Nachweis erbringen, daß es in Frankreichs Interesse liege, die *Kirchenspaltung* (*scissura in ecclesia*) durch freundliche Belehrung und nicht durch Gewalt zum Verschwinden zu bringen. Aber er weiß mit der Realität zu rechnen und bewahrt stets sein staatsmännisch ruhiges Urteil. Er kennt die Verhältnisse, wenigstens in Frankreich, und besitzt eine klare Einsicht in die Möglichkeiten des Augenblicks. Klatsch und sentimentale Motivierungen schließt er beinahe ebenso konsequent von seinem Geschichtswerke aus wie Guicciardini.

Thuan war ein solider Arbeiter. Die Natur seines Stoffes brachte es mit sich, daß er sich weniger auf Akten stützen konnte als der Florentiner. Er suchte diesen Mangel zu ersetzen so gut es ging. Er ließ sich von zuverlässigen Autoren aus dem Auslande Berichte schicken, hielt sich mit Vorliebe an Darstellungen, die nach diplomatischen Quellen gearbeitet waren, wie Adrianis Geschichte (o. S. 124f.) und übte an zweifelhaften Relationen, wie den Memoiren Monlucs, eine sehr verständige Kritik. Wenn er fremde Berichte (Sleidan, Buchanan) beinahe wörtlich übernehmen mußte, so suchte er sich wenigstens an die besten Autoritäten zu halten.

Wenn Thuan trotzdem für die Entwicklung der Geschichtschreibung nicht dieselbe Bedeutung hat wie Machiavelli oder Guicciardini, so liegt dies daran, daß seinem Werke das philosophische Fundament fehlt. Man vermißt bei ihm die kräftige Hand, die den historischen Stoff zu einer Einheit zusammenfaßt und die Masse der Einzelheiten auf wenige große Linien reduziert. Die Facta sind nicht gruppiert, die tieferen Zusammenhänge nicht bloßgelegt. Statt die Ansätze der Florentiner zu einer rationalistischen Geschichtsauffassung weiter auszubauen, half sich Thuan wieder mit der bequemen, aber historiographisch unfruchtbaren Vorstellung, daß eine göttliche strafende Gerechtigkeit über den Geschicken der Staaten walte. Die gottlosen Theorien der italienischen Historiker lehnte er ab. Er bezeichnete die Ansicht, daß Staaten wie Menschen eine bestimmte Lebensdauer gesetzt sei, geradezu als oberflächlich (vgl. die Zitate bei Düntzer 91). Ihrem historischen Werte nach muß seine Zeitgeschichte daher selbst hinter Davilas *Bürgerkriegen* zurückstehen.

Dieser Mangel konnte nicht durch Vorzüge anderer Art aufgewogen werden. Es war ein Fortschritt, daß Thuan nicht so politisch einseitig dachte wie die Florentiner. Er konnte daher auch kirchliche Ereignisse gebührend eingehend behandeln und Neuerungen der Gesetzgebung notieren. Es war auch ein Vorzug, daß er an dem Stoffe innerlich interessiert war. Die Erzählung hat dadurch nicht verloren, daß der Autor von warmem Mitgefühl ergriffen war. Aber mit alledem war für das Fehlen einer inneren Einheit kein Ersatz geschaffen.

Thuans Zeitgeschichte hat vielen späteren Autoren als Quelle gedient. Sie ist bereits benutzt worden von dem hugenottischen Dichter und Soldaten Agrippa d'Aubigné (geboren 1552 bei Pons in Saintonge, Anhänger des Königs von Navarra, gestorben 1630 zu Genf, wohin er sich 1620 zurückgezogen hatte), der in seiner *Histoire universelle* (1550 bis 1601; erste Ausgabe Maillé 1616 bis 1620, neu ediert von A. de Ruble 1886 bis 1909 für die *Soc. de l'Hist. de France*) beinahe denselben Zeitraum behandelte. Freilich mit viel geringerem Geschick. Er blieb durchaus im Memoirenhaften stecken. Die Erzählung ist weitschweifig, die Komposition ganz äußerlich. Trotz des Titels steht noch viel mehr als bei Thuan die Geschichte Frankreichs und hier wiederum der Glaubenskampf im Vordergrunde. Man mag es dem Verfasser als moralisches Verdienst anrechnen, daß er in seiner Darstellung die Leidenschaft des Parteimannes nach Kräften zu zügeln gesucht hat; die historische Einsicht hatte dabei nichts zu gewinnen. — Vgl. S. Rocheblave, *A. d'Aub.* 1910 (*Grands Écr. fr.*).

II. Memorialisten.

Die Besprechung von Memoiren gehört an sich nicht in eine Geschichte der Historiographie. Wer seine Lebenserinnerungen aufzeichnet, gibt vielleicht einen Beitrag zur Geschichte, aber nicht Geschichte selbst. Aber die Entwicklung der französischen Geschichtschreibung läßt sich nicht darstellen, ohne daß wenigstens ein Teil der Memoirenliteratur behandelt wird. Denn in Frankreich stehen die Memoiren enger als in anderen Ländern mit der Historiographie in Berührung. Die nationale französische Geschichtschreibung ist von

Memoiren ausgegangen und ihre Werke haben, auch wenn die Autoren nichts als Historiker sein wollten, den memoirenhaften Charakter nie ganz abgestreift. Ungefähr so wie nach der herkömmlichen Auffassung die alte französische Oper sich aus dem Ballett entwickelt hat und dem Tanzdivertissement daher auch immer einen besonders großen Platz einräumte. Während in anderen Ländern Memoiren und Historie in der Regel auseinander gehalten wurden, wurde in Frankreich zwischen beiden Gattungen nie ein strenger Unterschied gemacht. Memoiren wurden gerne als Geschichtswerke drapiert und in historischen Darstellungen fanden memoirenhafte Bestandteile leicht Aufnahme.

Diese Mischgattung war kein Erzeugnis der Neuzeit. Sie besaß in Frankreich eine alte Tradition. Man kann sie, wenn man will, mit Gregor von Tours beginnen lassen. Aber es ist kaum wahrscheinlich, daß die ältere Memoirenliteratur noch über die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts hinaus fortgewirkt hätte, wenn nicht an ihrem Abschlusse ein Werk gestanden hätte, das die alte Form in genialer Weise neuschuf. Ohne die Anregung, die von Commines ausging, hätte die ernsthafte Geschichtschreibung der nächsten drei Jahrhunderte wohl kaum so eifrig die memoirenhafte Darstellung der Zeitgeschichte gepflegt, wie es dann der Fall war. Selbst humanistisch gebildete Autoren wagten es nun, den Vorschriften der klassizistischen Schule den Gehorsam zu verweigern. Sie bezeugten vielleicht in einigen Äußerlichlichkeiten dem Humanismus ihren Tribut. Aber sie verarbeiteten trotzdem ihre Erinnerungen vielfach ganz unbedenklich zu (angeblichen) Geschichtswerken. Es ist wohl kein Zufall, daß Frankreich nicht nur besonders reich an Memoiren ist, sondern auch in größerer Zahl als ein anderes Land Darstellungen der Zeitgeschichte besitzt, die aus Memoiren herausgewachsen sind.

1. Commines.

Philippe de Commines (Commynes) (geboren vor 1447 in Flandern, wahrscheinlich auf dem Schlosse Renescure, 1464 Knappe (*écuyer*) im Dienste des späteren Herzogs Karls des Kühnen; geht 1472 zu König Ludwig XI. über, der ihn reich belohnt [wird 1473 durch eine vom König vermittelte Heirat *seigneur d'Argenton*]; nach dem Tode Ludwigs [1483] bei der Partei des Herzogs von Orléans; deshalb später [1487] eingekerkert und eines Teiles seiner Güter beraubt; 1489 aus der Haft entlassen und auf seine Besitzungen verbannt; bald darauf ganz begnadigt und wieder zu diplomatischen Aufträgen verwendet; gestorben um 1511 auf Schloß Argenton) verfaßte *Chronique et Histoire . . . contenant les choses advenues durant le règne du roi Louis XI. et Charles VIII* (1464 bis 1498), seit 1552 gewöhnlich *Mémoires* genannt und in den Ausgaben in *Bücher* und *Kapitel* eingeteilt. Erste Ausgabe des Teiles über Ludwig XI. (später Buch 1 bis 6) Paris 1524, des Restes Paris 1528, der beiden Teile zusammen Paris 1546. Der erste Teil wurde zwischen 1489 und 1491, der zweite in den Jahren 1497 und 1498 geschrieben. Durch ihre Beilagen wertvoll sind die Ausgaben der *Mémoires*, die Th. Godefroy 1649 und Lenglet du Fresnoy 1747 besorgten. Erste kritische Ausgabe (von Mademoiselle Dupont) 1840 bis 1847 (*Soc. de l'Hist. de France*). Neue Ausgaben von Chantelauze 1881 und (mit Benutzung eines bisher unbekannten MS.) von B. de Mandrot 1901 bis 1903 (in der *Collection de textes* etc.).

Vgl. Ranke, *Zur Kritik* 134 ff.; W. Arnold, *Die ethisch-politischen Grundanschauungen des Ph. v. C.* 1873; die Einleitung von Mandrot zu seiner Ausgabe und

dessen Aufsatz *l'autorité historique de Ph. de C.* in der *Revue hist.* 73 (1900), 241 ff. und 74, 1 ff. Bourrilly, *les Idées politiques de C.* in der *Revue de l'hist. moderne et contempor.* 1, 2 (1899). Für kleinere Abhandlungen sei auf die Bibliographie vor der Ausgabe von Mandrot verwiesen.

Commines' Verhältnis zur älteren französischen Historiographie. Commines gehört als Schriftsteller noch durchaus dem französischen Mittelalter an. Die Tendenzen, die er mit seinem Werke verfolgt, sind von denen anderer zeitgenössischer Biographen in Frankreich und noch mehr in Burgund nur wenig verschieden. Er schrieb nicht für das gebildete Publikum im allgemeinen wie die Humanisten, sondern für einen bestimmten Stand. Seine Chronik will ein praktischer Fürstenspiegel sein. Wie der Biograph Lalaings und der spanische Autor, der nach französischem Muster das Leben Pedro Niños beschrieb, in ihren Werken das Ideal eines fahrenden Ritters hatten zeichnen wollen, so benutzte Commines die Geschichte Ludwigs XI. (und später Karls VIII.), um an Hand seiner Erfahrungen Fürsten und Diplomaten über ihre Pflichten aufzuklären. Er erzählt deshalb die Ereignisse nur soweit, als sie der Belehrung dienen konnten. Er war weder Gelehrter noch Chronist, und es kümmerte ihn nicht, wenn er in seiner Erzählung Lücken lassen mußte. Die Form als solche war ihm gleichgültig. Man hat vielfach den zwanglosen Stil seines Buches gelobt. Mit Recht, insofern sich gerade in diesem die bedeutende Persönlichkeit des Autors lebendig und eigentümlich ausspricht. Aber an sich ist Commines nichts weniger als ein musterhafter Schriftsteller. Sein Satzbau ist öfter schleppend, die Komposition vom künstlerischen Standpunkt aus nicht selten mangelhaft. Commines war nicht nur von der humanistischen Bildung unberührt (er konnte kaum lateinisch schreiben), sondern er hatte auch nicht einmal die Technik der französischen Prosa, wie sie die Berufsschriftsteller ausgebildet hatten, eigentlich studiert. Es kam ihm nur auf die Sache an. Sein Werk wäre als Lehrbuch unbrauchbar geworden, wenn er seine pädagogischen Leitsätze durch stilistische Ausschmükkungen unklar gemacht hätte.

Seine politischen Tendenzen. Was Commines über seine Berufsgenossen Christine von Pisan, Chastellain u. a. erhob, das war sein scharfer politischer Verstand, sein weiter politischer Blick und seine Geschäfts- und Menschenkenntnis. Und dann vor allem seine unabhängige Position. Commines ist durchaus nicht unparteiisch. Er nimmt nicht nur, wie natürlich, zu den politischen Fragen seiner Zeit entschieden Stellung. Sondern er scheint auch mehrfach persönlichen Rankünen mehr als billig Einfluß auf seine Darstellung gewährt zu haben. Aber er schrieb weder im Dienste noch unter den Augen eines Fürsten. Er war nicht verpflichtet, eine Apologie seines verstorbenen Herrn zu schreiben. Er betrachtet Ludwig XI. nur als ein besonders günstiges Objekt für seine Darlegungen, dieser lehrt, wie man es machen muß; die Politik Karls des Kühnen und Karls VIII. zeigt, was für Fehler ein Fürst vermeiden sollte. Commines hat deshalb

auch seinen Helden ganz kühl und realistisch analysiert; in der Vorrede weiß er von ihm als höchstes Lob nur zu sagen, daß er von allen Fürsten, die er kenne, am wenigsten Fehler (*vices*) besessen habe! Wie klar hat er nun aber die leitenden Grundsätze in der Politik des Königs herauszuarbeiten verstanden! Wie lebendig sind auch die anderen Personen charakterisiert! Wie treffend sind die politischen Verhältnisse beurteilt! Wie maßvoll und vernünftig sind in der Regel Lob und Tadel abgewogen! Kaum ein anderer Schriftsteller besitzt so wenig Illusionen über die Wirksamkeit politischer Maßregeln wie Commines. Er vergißt nie, daß Macht und Klugheit immer nur mit relativer Sicherheit einen Erfolg verbürgen können.

Commines und die Geschichtschreiber der Renaissance. Natürlich durfte Commines, wenn anders sein Buch Fürsten und Staatsmännern wirklich Belehrung bieten sollte, nicht von idealen Konstruktionen ausgehen, sondern von der Wirklichkeit. Er mußte seine politische Erfahrung ohne Retouche wiedergeben. Schon frühzeitig zog er sich dadurch den Vorwurf des Machiavellismus zu. Neuere Beurteiler haben sogar geglaubt, sein Werk deshalb mit der italienischen Renaissance in Verbindung bringen zu müssen. Mit Unrecht. Commines brauchte seine politischen Prinzipien nicht erst aus Italien zu beziehen. Am wenigsten aus der italienischen Historiographie. Man darf nie vergessen, daß Machiavelli und Guicciardini, die man am ehesten mit ihm zusammenstellen kann, später geschrieben haben als er und zum Teil sogar von ihm abhängig sind (Guicciardini hat seine Schrift bereits benutzt), und daß die politische Geschichtschreibung der großen Florentiner sich gerade durch das von der älteren humanistischen Historiographie (die Commines allein hätte kennen können) unterscheidet, was sie mit dem Franzosen gemeinsam hat. Außerdem ist die Ähnlichkeit doch recht äußerlich. Sie besteht im Grunde bloß darin, daß Commines und die Florentiner von den realen politischen Verhältnissen ausgehen und nicht predigen, sondern belehren wollen. Im übrigen ist ihre Methode ganz verschieden. Commines legt nur von Fall zu Fall politische Betrachtungen ein und sucht nicht, wie die Florentiner, ein politisches System zu entwerfen. Auf theoretische Untersuchungen über die Prinzipien der Politik kam es ihm nicht an: die Wissenschaft mag Generalisationen nicht entbehren können, der Praktiker lernt am meisten bei der Zergliederung eines bestimmten einzelnen Falles. Eigentlich spekulative Interessen liegen ihm fern. Er ist sich deshalb nicht bewußt, daß zwischen manchen seiner Anweisungen und der Kirchenlehre ein Widerspruch bestehen mag. Er kannte nichts anderes, als was er lehrte. Er hatte nie wie Machiavelli versucht, sich in alten Lehrbüchern Rats zu erholen und dabei entdeckt, daß die Praxis mit der Theorie in schneidendem Widerspruche stand. Da in Frankreich nicht das Bedürfnis bestand, einen Staat neu zu schaffen und alte Einrichtungen plötzlich ganz anderen Verhältnissen anzupassen, so war es von vornherein gegeben, daß die leitenden Staatsmänner sich auf Tradition und praktische Erfah-

rung stützten. Wie weit diese mit den Lehren der Moraltheologie übereinstimmten, kam nicht in Betracht. Daher konnte Commines im Prinzip unbedenklich an der frommen Auffassung des Mittelalters festhalten und über Gottes Wirksamkeit in der Geschichte Betrachtungen niederschreiben, die das uneingeschränkte Lob Rankes gefunden haben. Besonders da er ein ausgesprochener Relativist war. Auch die klügste Berechnung kann fehlschlagen, wenn das Schicksal anders verfügt hat. Daher steht die letzte Entscheidung nach seiner Auffassung bei Gott. Nur daß allerdings in der Regel dem stärkeren und dem schlaueren der Sieg zufällt.

Außerdem war Commines viel weniger Historiker als die Florentiner. Guicciardini, Nerli u. a. begnügten sich nicht damit, die Ereignisse zu beschreiben, an denen sie aktiv teilgenommen hatten. Sie erweiterten mit Hilfe gelehrter Arbeit ihre Erinnerungen zu einem Geschichtswerke. Während sich Commines nur auf sein Gedächtnis verließ und sich deshalb in der Chronologie die gröbsten Verstöße zuschulden kommen ließ, spürten die Florentiner Dokumenten nach und schufen Darstellungen, deren Stoff nicht durch das zufällige Leben des Autors, sondern durch allgemeine historische Gesichtspunkte begrenzt war. Commines gibt nur einen willkürlichen Ausschnitt, die Florentiner ein Stück Geschichte.

Nachwirkung in Frankreich. Commines' *Chronik* ist also, wie man sie später mit Recht genannt hat, im Grunde nichts anderes als ein Memoirenwerk. Sie hat gerade als solches, wie bereits bemerkt, auf die spätere französische Geschichtschreibung stark eingewirkt. Keiner der späteren Memorialisten hat freilich Commines als politischer Denker erreicht. Wohl haben manche von ihnen nach dem Vorbilde du Bellays nach einer strafferen Form gestrebt. Aber die innere Verarbeitung des Stoffes machte dadurch keine Fortschritte, daß einige Äußerlichkeiten der humanistischen Historiographie in die Memoirenliteratur hinübergenommen wurden. Ist der Verfasser ein kluger Mann und versteht er zu erzählen (was vom 17. Jahrhundert an meist der Fall ist), so können solche angebliche Memoiren sehr angenehm zu lesen sein. In einer Geschichte der Historiographie kann nur eine kleine Auswahl besprochen werden. Natürlich darf dabei nicht der Quellenwert oder die literarische Qualität den Ausschlag geben, sondern allein die historiographische Bedeutung. Es kommen vor allem die Memoirenwerke in Betracht, die ein Stück Geschichte zu geben prätendieren.

2. Du Bellay.

Martin du Bellay (geboren gegen Ende des 15. Jahrhunderts, 1513 am französischen Hofe, Soldat und Offizier in französischen Diensten, in seinen letzten Lebensjahren *lieutenant-général* des Königs in der Normandie, gestorben 1559 zu Glatigny) verfaßte in den Jahren 1555/56 seine *Mémoires* (1513 bis 1552). Erste Ausgabe Paris 1569. Eine neue kritische Ausgabe nach der Editio princeps, besorgt von V.-L. Bourrilly und Fleury Vindry für die *Soc. de l'Hist. de France* hat 1908 zu erscheinen begonnen; bisher sind die beiden ersten Bände (1513 bis 1536) publiziert worden. — Vgl. Ranke, *Zur Kritik* 139 f.; Bourrilly, *Guillaume du Bellay* (1904), 386 ff.

Commines' Werk verdankte seine lange andauernde Wirkung nicht zum geringsten Teile dem Umstande, daß seine an sich ganz singuläre Form bereits in der nächsten Generation kanonisiert wurde. Du Bellay leistete für seine Chronik Ludwigs XI. dasselbe, was Xenophon für Thukydides: er machte die Schöpfung eines Größeren mit all den Zufälligkeiten, die in der Persönlichkeit des Autors und dem Stoffe begründet lagen, durch seine Nachahmung zu einem universalen Muster. Darauf vor allem beruht die historische Bedeutung seiner Memoiren. Ihr eigentlicher Wert ist trotz des großen Beifalls, der ihnen von Anfang an zuteil wurde, recht gering. Die Komposition ist ganz mangelhaft. Einzelne Ereignisse werden ungebührlich ausführlich erzählt, andere, ebenso wichtige, nur kurz oder gar nicht erwähnt. Und zwar nur, weil dem Verfasser das eine Mal reichlich Material zur Verfügung stand, das andere Mal nicht.

Das hätte nun nichts zu sagen, wenn das Werk wirklich nur das wäre, was man nach dem Titel erwarten sollte. Aber was du Bellay gibt, sind nichts weniger als reine Memoiren. Die Persönlichkeit des Verfassers tritt ganz zurück; die Darstellung sucht den Anschein eines vollständigen Geschichtswerkes zu erwecken. Manche Partien der Erzählung beruhen auf fremden Berichten und offiziellen Dokumenten.

Außerdem kann du Bellay als politischer Denker in keiner Weise den Vergleich mit Commines aushalten. Es fehlt ihm der durchdringende Verstand, das scharfe politische Urteil seines Vorbildes. Er will moralisch, nicht politisch belehren. Er vertritt keine persönliche Meinung, sondern gibt nur die offiziöse Auffassung wieder. Die Dokumente, die er benutzt, werden oft bloß analysiert oder gar in extenso mitgeteilt. Er scheint seinen Erfolg in der Hauptsache nur dem Umstande verdankt zu haben, daß er zum ersten Male die Geschichte Franz' I. im Zusammenhange behandelte.

Für einen Teil seiner Memoiren konnte Martin du Bellay Vorarbeiten seines Bruders Guillaume benutzen.

Guillaume du Bellay (geboren 1491 in der Herrschaft Langey, humanistisch gebildet, zuerst Soldat, dann Diplomat in französischen Diensten, 1524 zum Kammerherrn ernannt, 1537 bis 1539 Gouverneur von Turin, 1540 bis 1542 von Piemont, gestorben 1543 zu Saint-Symphorien-en-Laye) begann 1523/24 eine lateinische Geschichte Franz' I., die unvollendeten *Ogdoades* (von 1515 an; Fragmente ediert von Bourrilly, *Fragments de la première Ogdoade de G. du B.* 1904 [Thèse]). Auf den Wunsch des Königs setzte er sein Werk später französisch fort. Drei Bücher der achten Ogdoade (1536) gingen dann in Martins *Mémoires* über, wo sie Buch 5 bis 7 bilden, von dem Rest ist ein Teil als Skizze erhalten (1531 bis 1533). Vgl. Bourrilly, *G. du B.* 1904 (Thèse). — Du Bellays *Epitome de l'antiquité des Gaules et de France* (Paris 1556) ist ein Auszug aus den *Ogdoaden*.

Guillaume du Bellay versuchte sich zuerst als Nachahmer der italienischen Humanisten. Er wollte ursprünglich für die Geschichte Franz I. dasselbe leisten, was Paulus Aemilius für die ältere Zeit vollbracht hatte. Aber seine *Ogdoaden* blieben hinter ihrem Vorbilde weit zurück. Du Bellay war noch päpstlicher als der Papst und chargierte in schülerhafter Weise die rhetorische höfische Fiktion seiner Muster: Franz I. gewinnt bei ihm z. B. dadurch die Schlacht bei Marignano, daß er sich persönlich in das Schlachtgewühl stürzt und den Landsknechten Mut, den Feinden aber Schrecken einflößt (S. 9).

Charakteristisch ist, wie schon dieses Werk im Charakter zwischen Memoiren und Geschichte schwankt. Du Bellay geht durchweg von seinen eigenen Erlebnissen aus. Er behandelt die Jahre 1515 bis 1521 nur ganz kurz, weil er während dieser Zeit von Frankreich abwesend war. In den späteren Partien, die er als Diplomat schrieb, steht die Politik im Vordergrunde, in den früheren, die er als Soldat verfaßte, die Kriegsgeschichte. Sein Werk ist so prinzipiell von dem seines Bruders nicht stark verschieden.

3. Monluc.

Blaise de Monluc (geboren zu Anfang des 16. Jahrhunderts bei Condom in Armagnac, Soldat in französischen Diensten, vor allem in Italien tätig [besonders bekannt ist seine Verteidigung Sienas 1555], 1558 wieder in Frankreich, nimmt als Vertreter der königlichen Regierung Anteil an den Religionskriegen in der Guyenne, deren *lieutenant* er 1563 bis 1570 ist, 1574 *maréchal de France*; gestorben 1577) verfaßte *Commentaires* (1521 bis 1576). Zuerst (verstümmelt) Bordeaux 1592. Relativ beste Ausgabe die von A. de Ruble für die *Soc. de l'Hist. de France* besorgte 1864 bis 1872. — Die erste Redaktion der *Commentaires* (1570/71) geht auf das Schreiben zurück, das Monluc, nachdem er als Gouverneur der Guyenne abgesetzt worden war, zu seiner Rechtfertigung an König Karl IX. richtete (1570). Diese Redaktion wurde später vollständig umgearbeitet: aus dem *Discours de ma vie* wurden *Commentarien*. — Die ganze ältere Literatur ist entbehrlich gemacht durch das große Werk P. Courteaults *Bl. de M. Historien* 1908, dem der Verfasser selbst 1909 einen populären Auszug folgen ließ. (*Bl. de M.*)

Monlucs *Commentaires* sind für unsere Zwecke dadurch besonders wichtig, daß wir ihre Entstehung bis ins einzelne verfolgen können. Bleibt es bei anderen Memorialisten immer hypothetisch, wie weit sie bewußt aus ihren Memoiren historische Darstellungen machen wollten, so können wir bei Monluc die Entwicklung, die von einfachen autobiographischen Aufzeichnungen über reine Memoiren bis zu einem kunstgerechten Geschichtswerke führte, genau nachweisen.

Noch die zweite Stufe enthielt bloß, lose aneinandergereiht, Berichte über eine Anzahl bemerkenswerter Erlebnisse des Autors. Diesen *Discours de sa vie* arbeitete Monluc später zu *Commentaires* um. Er fügte, vor allem wohl nach dem Vorbilde du Bellays, Nutzanwendungen und moralische Betrachtungen hinzu, legte Reden ein und reihte mit Hilfe von Angaben, die er Historikern wie du Bellay, Jovius, Paradin u. a. entnahm, seine Erinnerungen in einen historischen Zusammenhang ein. Die Stilisierung nach humanistischem Muster und die Benutzung fremden Materials erfolgten also nachweislich erst nachträglich.

Monluc ist kein großer Historiker. Wertvoll sind seine *Commentaires* nur, soweit sie einen didaktischen Zweck verfolgen. Er wollte, wie Commines, ein praktisches Lehrbuch schreiben. Seine Erinnerungen richten sich nach seiner ausdrücklichen Versicherung nur an Fachleute — an Soldaten. Soweit der Militär das Wort hat, ist Monluc denn auch ein ausgezeichneter Berichterstatter. Während er sich in der Chronologie öfter grobe Verstöße zuschulden kommen läßt, ist sein topographisches Gedächtnis so gut wie unfehlbar. Aber er versagt, sobald er Dinge berühren soll, die außerhalb der militärischen Technik liegen. Er versteht wohl vortrefflich zu erzählen. Aber seine politischen Urteile sind unbedeutend und unselbständig.

Mit außerordentlichem Geschick hat Monluc seine eigene Person in ein günstiges Licht zu stellen verstanden. Er ist in dieser Beziehung weniger ehrlich als Commines. Der flandrische Höfling hatte mit wohlberechneter und sehr wirkungsvoller Reserve über seine eigenen Leistungen in der Regel Stillschweigen beobachtet. Der Gascogner Soldat ist nicht so bescheiden. Er spricht nicht nur gerne von sich, sondern er posiert auch. Er spielt die Rolle des alten biederen Kriegsmannes. Die bloß nach dem literarischen Eindrucke urteilende Kritik hat ihm meist auf sein Wort geglaubt. Erst Courteault hat nachgewiesen, daß Monluc es nur da mit der Wahrheit genauer nahm, wo er die Kontrolle von Augenzeugen zu fürchten hatte, und daß er durchweg alles unterdrückte, was seine Habsucht und sein politisches Strebertum hätte offenbaren können.

Brantôme. — Pierre de Bourdeille, seit 1556 Abt von Brantôme, geboren um 1540 im Périgord, zuerst am französischen Hofe, dann in ein unruhiges Kriegs- und Abenteuerleben verwickelt; 1582 vom Hofe verbannt, bald darauf durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde für immer dienstuntauglich gemacht, gestorben 1614) verfaßte einen *Recueil d'aucuns discours*, *devis*, *contes*, *histoires*, *combats*, *actes* etc. von Fürsten, Edelleuten und Damen aus seiner Zeit, den er selbst später in mehrere voneinander unabhängige Werke zerlegte. Als historische Schriften kann man davon etwa betrachten: 1. *Les Vies des grands capitaines étrangers du siècle dernier* (= 16. Jahrhundert) und die *Vies des grands capitaines français*. 2. Das Buch *Des Dames*, zwei Teile, die von den Herausgebern des 17. Jahrhunderts als *Dames illustres* und *Dames galantes* unterschieden wurden. Auch die Damen, die Brantôme behandelt, gehören dem 16. Jahrhundert an. — Erste Ausgabe in den Werken Leyden 1665/66. Neue Ausgaben von Lalanne für die *Soc. de l'Hist. de France* 1864 bis 1882 und von P. Mérimée und Lacour in der *Biblioth. elzév.* 1858 bis 1895. Vgl. Pingaud, *B. Historien* in der *Revue des Quest. hist.* 1876; H. Bouchot, *Les femmes de B.* 1890; L. Lalanne, *B.* 1896; H. Ormont, *Notice sur les manuscrits originaux et autographes des oeuvres de B.* in der *Biblioth. de l'École des chartes* 65 (1904), 5 ff. und 687 f.

Der Zwittergattung der als Geschichte drapierten Memoiren gehören auch Brantômes Biographien an. Dinge, die der Verfasser selbst erlebt oder im Gespräch gehört hat, sind auf lockere Weise mit Exzerpten aus bekannten und unbekannten Autoren verbunden. Häufiger als man früher wußte, liegen schriftliche Quellen zugrunde: Brantôme führt den Leser oft absichtlich in die Irre und vieles, was er aus mündlicher Tradition oder persönlicher Erinnerung geschöpft haben will, geht in Wirklichkeit auf eine ältere Vorlage zurück und ist von Brantôme nur willkürlich verändert und auf eine andere Person übertragen worden. Brantôme verstand es allerdings so ausgezeichnet, fremde Anekdoten neu zu erzählen, daß er gestohlenes Gut unbedenklich als sein geistiges Eigentum betrachten konnte.

Brantôme ist daher wohl eine wertvolle Quelle für den Forscher, der die Anschauungen eines französischen Höflings aus dem 16. Jahrhundert über den Begriff der ritterlichen Ehre kennen lernen will; aber als Geschichtschreiber ist er nicht sehr bedeutend. Charakteristisch ist, daß er seine Personen noch nach dem höfischen Kanon des Mittelalters auswählt: weder Literaten noch Künstler noch Gelehrte werden der Ehre würdig befunden, neben Fürsten, *Gentilshommes* und Soldaten zu figurieren. Brantôme stellt sich hier zu den italienischen Humanisten in direkten Gegensatz (vgl. o. S. 99), während er allerdings mit den Spaniern übereinstimmt (u. S. 229). Dagegen wird man darin, daß er auch zahlreiche Biographien von Damen in seine Sammlung aufgenommen hat, vielleicht eine Einwirkung Boccaccios und seiner Schule erkennen dürfen.

4. Retz.

François-Paul de Gondi, genannt *Cardinal de Retz* (*Rais*) (geboren 1613 z Montmirail, Geistlicher, 1643 Koadjutor seines Oheims, des Erzbischofs von Pari während der Fronde bei der Partei des Parlaments und des Herzogs von Orléan 1651 Kardinal; nach der Niederlage der Fronde [1652] verhaftet, entflieht 165 und lebt von da an bis 1662 im Auslande; von Ludwig XIV. mehrfach zu Gesand schaften verwendet; gestorben 1679 zu Paris) verfaßte: 1. *Vie* (oder *Mémoire du cardinal de Retz*) (1613 bis 1655). Nur lückenhaft erhalten. Zuerst 1717 Am sterdam. Nach dem wieder aufgefundenen, aber bereits verstümmelten Autograp zum ersten Male ediert 1837; kritische Ausgabe in den *Oeuvres du cardinal de R* (*Grands Écrivains de la France*) 1 bis 5 (1870 bis 1880), besorgt von Feillet, Gour dault und Chantelauze. — Retz scheint zuerst 1652 den Plan zu einem historische Werke gefaßt zu haben; er dachte zuerst an eine lateinische Geschichte der Fronde Mit der ersten Niederschrift der Memoiren begann er wohl bald nach der Fluch aus der Gefangenschaft (1654); er arbeitete daran bis in seine letzten Jahre (1675) — 2. *La Conjuration du comte Jean-Louis de Fiesque.* Verfaßt nach des Verfassers eigener Angabe im Jahre 1632, in Wirklichkeit wohl erst ungefähr 1639. Als Vorlage benutzte Retz A. Mascardis *Congiura del conte G.-L. de' Fieschi*, eine unselbständige, zum größten Teile auf Foglietta (o. S. 121 f.) beruhende Kompilation. Seine Schrift ist dann wieder von Schiller benutzt worden. Zuerst Paris 1655, in umgearbeiteter Form ibid. 1682. Kritische Ausgabe in den *Oeuvres* V (1880).

L i t e r a t u r: Nachdem Retz' Memoiren lange Zeit fast allgemein unbedenklich als Geschichtsquellen benutzt worden waren, begann zuerst Bazin, Verfasser einer *Histoire de France sous Louis XIII.* (1838), sie kritisch zu untersuchen. Er wies dem Kardinal zahlreiche freie Erfindungen und bewußte tendenziöse Lügen nach (seine Untersuchungen sind jetzt zu einem guten Teile in der neuen Edition der Memoiren publiziert worden). Ihm folgten Ranke, *Analekten zur französischen Geschichte* (1870) und M. Topin, *le Card. de R.* 1872 (dort auch einiges über die Verschwörung des Fiesco). Vgl. ferner L. Curnier, *le Card. de R. et son temps* 1863; A. Gazier, *Les dernières années du C. de R.* 1875; Normand, *le C. de R.* 1895.

Retz' Memoiren sind gleichsam Guicciardini in die französischen Verhältnisse des 17. Jahrhunderts übersetzt. Er schreibt wie der Italiener zur Belehrung. Nur daß der Politiker, dem er Anweisungen geben will, von dem idealen Staatsmanne Machiavellis und Guicciardinis wesentlich verschieden ist. Dem Helden der Florentiner waren größere Aufgaben gestellt als dem des französischen Kardinals. Retz betrachtet die Politik nur unter dem Bilde der Fronde, als einen Kampf mehrerer Adelscliquen untereinander und mit der Krone. Der vollendete Intriguant und Verschwörer sind seine Ideale. Weder das Volk noch die auswärtige Politik existieren für ihn, außer als Sprungbrett für den zur Herrschaft strebenden Politiker. Auch die Kirche ist nur ein Mittel, um Karriere zu machen. Für ihn gibt es nur e i n politisches Problem, das der *Freiheit*, d. h. die Frage, wie weit die Rechte des Adels zugunsten der Krone eingeschränkt werden dürfen. Die Florentiner hatten danach geforscht, wie sie ihrem Lande Unabhängigkeit und eine gute Verfassung verschaffen könnten; Retz dachte nur an den Vorteil seiner Person, vielleicht noch seines Standes.

Retz spricht diese Anschauungen ganz offen aus. Es ist, als wenn das florentinische Blut seiner Familie wieder in ihm aufgewacht wäre. Schon in seiner Jugend hatte er moralisierenden Darstellungen gegen-

über den Verschwörer Fiesco in Schutz genommen. In seinen Memoiren drückt er sich nicht anders aus. Er beurteilt politische Aktionen nur nach ihrer Zweckmäßigkeit, nicht nach der moralischen Qualität der dabei gebrauchten Mittel, die Menschen nur nach ihrer Intelligenz und Willensstärke, nicht nach ihrem ethischen Charakter. Von sich selbst redet er nicht minder offen als von anderen. Er kann sich sogar *schlechter* machen als er war, wenn er damit erreicht, daß er schlauer und verwegener erscheint. Er empfand auch, abgesehen von der belehrenden Tendenz, schon an der Zergliederung der Gefühle und Leidenschaften an sich ein starkes psychologisches Interesse (vgl. die merkwürdige Äußerung I, 191 ed. Feillet). Er unterschied sich hiedurch ebensosehr von den einseitig politisch orientierten Florentinern, wie er sich in Übereinstimmung mit den gebildeten Franzosen seiner Zeit befand.

Es ist nicht meine Aufgabe, die literarischen Qualitäten der Memoiren zu schildern. Es muß der Literaturgeschichte überlassen bleiben, die Kunst der Erzählung und die kraftvolle, an anschaulichen Inkorrektheiten und individuellen Neubildungen reiche Sprache des geistlichen Kavaliers zu würdigen. Wohl aber muß darauf hingewiesen werden, daß auch Retz keine Memoiren im eigentlichen Sinne des Wortes gibt. Er wollte ursprünglich eine Geschichte der Fronde schreiben, und wenn er auch später seine Darstellung in der Hauptsache autobiographisch anlegte, so benutzte er doch mehrfach wie du Bellay u. a. fremde Relationen. Und zwar nicht immer in einwandfreier Weise. Er konnte, wie Brantôme, die Erlebnisse anderer unbedenklich zu eigen machen. Es kam ihm nicht darauf an, wenn nötig, ganze Szenen zu erfinden. Zu seinen Gunsten kann man nur anführen, daß er dabei wenigstens die typische Wahrheit selten verletzt und auch in seinen Erfindungen von der Realität und nicht von den konventionellen Vorstellungen der Rhetorik ausgeht.

Gleichsam die *Memoiren der anderen* schrieb Tallemant des Réaux (Gédéon Tallemant, seigneur des Réaux, geboren 1619 zu La Rochelle, gestorben 1692 zu Paris, wo er den größten Teil seines Lebens zugebracht hatte). Seine nach ihrem anekdotischen Charakter *Historiettes* genannten Biographien (geschrieben 1657/58; dazu spätere Nachträge. Erste Ausgabe 1834/35 [mit einigen Auslassungen]; von P. Paris und de Monmerqué 1862), die so ziemlich alle bemerkenswerten Persönlichkeiten Frankreichs von der Zeit Heinrichs IV. an behandeln, beruhen durchaus auf memoirenhafter Grundlage. Tallemant hatte sein Material in der Konversation der Salons gesammelt und er gibt wieder, was deren Médisance zu erzählen wußte.

Sein Werk ist von ganz einzigartigem Werte. Tallemant hatte viel gehört und gut beobachtet. Er verstand vortrefflich zu charakterisieren. Seine anschauliche, familiäre, mit Idiotismen durchsetzte Ausdrucksweise sagt alles gerade heraus und ist nie um das rechte Wort verlegen. Er schreibt, wie Sainte-Beuve es unübertrefflich formuliert hat, *en Gaulois attique qui a passé par la place Maubert.* Er ist auch im allgemeinen unparteiisch. Wenn er schon als Bourgeois bösartigem Klatsch über die Noblesse besonders gern Aufnahme gewährt (vor allem wenn es sich um Skandalosa handelt), so hat man ihm doch absichtliche Entstellung der Wahrheit nicht nachweisen können. Freilich gibt auch er nur den Stoff zu einer zeitgenössischen Kulturgeschichte und nicht diese selbst. Seine *Mémoires sur la*

régence d'Anne d'Autriche, die seine *Historiettes* hätten abschließen sollen und au die er mehrfach verweist, sind ungeschrieben geblieben. — Vgl. neben der Einleitung zu der Ausgabe von P. Paris einen kurzen Essai von R. de Gourmont in dessen *Promenades littéraires* III (1909).

5. Saint-Simon.

Saint-Simon (geboren 1675 zu Paris; gestorben ebendaselbst 1755) aus einer Familie, die nicht dem alten Adel angehörte, erst sein Vater, der um 1625 an den französischen Hof gekommen und Page des Königs geworden war, war von Ludwig XIII. zum Herzog erhoben worden, daher der Kultus, den die Familie mit dem Vorgänger Ludwigs XIV. trieb; tritt 1691 bei den Mousquetaires ein; demissioniert 1702, weil nicht zum Brigadier gemacht; zieht sich dadurch die dauernde Ungnade Ludwigs XIV. zu, bleibt aber trotzdem als *Duc et Pair* bis zum Tode des Königs (1715) in dessen nächster Umgebung; nachher vom Herzog von Orléans in den Regentschaftsrat berufen; 1721/22 nach Spanien gesandt, um für Ludwig XV. um die Hand der Infantin anzuhalten [seine Depeschen aus Spanien 1880 als *Papiers inédits* publiziert]; nach dem Tode des Regenten [1723] von den Geschäften zurückgezogen, lebt entweder in Paris oder auf seinem Schlosse La Ferté-Vidame) schrieb in den Jahren 1739 bis 1751 1. *Mémoires* über die letzten 20 Jahre Ludwigs XIV. und die Regentschaft bis 1723. — Als Grundlage benutzte er Dangeaus *Journal de la cour de Louis XIV.* (1684 bis 1720; Ausgabe 1854 bis 1868), das er bereits früher mit Anmerkungen versehen hatte (diese auch in der Ausgabe der *Mémoires* in den *Grands Écrivains*). — Aus den Memoiren, in die bereits Voltaire Einsicht erhielt, wurden zum ersten Male 1788/89 Fragmente gedruckt. Erste vollständige Ausgabe 1829/30; wissenschaftliche Editionen besorgten Chéruel 1856 bis 1858 und (besser) Boislisle (1879 ff.) (*Grands Écrivains de la France*), der noch vor dem Abschlusse der Ausgabe starb. — 2. Kleinere staatsrechtliche, genealogische etc. Schriften, speziell eine *Parallèle des trois premiers rois Bourbons* (im ersten Bande der *Écrits inédits* ed. Faugère [1880 bis 1888]).

Die Literatur über Saint-Simon ist sehr umfangreich. Von allgemeinen Charakteristiken ist vor allem die Rankes hervorzuheben in den *Analekten zur französischen Geschichte* II § 19 (1870); ferner H. Taine in den *Essais de critique et d'histoire* (1874), G. Boissier, *St.-S.* 1892 (*Grands Écr. franç.*) Über die Stellung zu Dangeau handelt speziell R. Arnold in der *Hist. Zeitschrift* 56 (1886), 219 ff. Vgl. ferner Chéruel, *St.-S. considéré comme historien de L. XIV*, 1865; A. Baschet, *Le Duc de St.-S., son cabinet et l'historique de ses manuscrits* 1874; A. de Boislisle, *Fragments inédits de St.-S.* in der *Rev. hist.* XV (1881) und XVI; Bleard, *les Mém. de St.-Sim. et le Père Le Tellier* 1891; H. Sée, *Les Idées politiques de St.-S.* in der *Rev. Hist.* 73 (1900), 1 ff.; A. Liard, *St.-S. et les États-Généraux* ibid. 75 (1901), 319 ff. E. Pilastre bereitet eine Geschichte des Herzogs vor; erschienen ist davon bis jetzt *Vie et Caractère de Mme. de Maintenon* (1907).

Saint-Simon als Historiker. Als Sprachkünstler und Schilderer, wenn auch nicht als Historiker, nimmt unter den französischen Memorialisten der Herzog von Saint-Simon den ersten Rang ein.

Saint-Simon ließ noch mehr als seine Vorgänger seine eigenen Erlebnisse zurücktreten. Seine Memoiren sind der äußeren Anlage nach beinahe ein Geschichtswerk; sie behandeln nicht das Leben des Autors, sondern die Geschichte der letzten Jahrzehnte Ludwigs XIV. und die der Regentschaft. Nur zum geringsten Teile liegen autobiographische Aufzeichnungen zugrunde. Das eigentliche Gerippe der Darstellung gab Dangeaus *Tagebuch* ab, das, wenn auch nicht die Geschichte des Landes, so doch die des Königs mit urkundlicher Ge-

wissenhaftigkeit notierte. Saint-Simon zog diese Quelle ebenso reichlich heran wie frühere Memorialisten ihre fremden Relationen. Sein Werk ist, äußerlich betrachtet, eine Kontamination aus Dangeau, Anmerkungen zu diesem und eigenen, zum Teil bereits früher niedergeschriebenen Erinnerungen. Seine Erzählung ist im allgemeinen nur soweit zuverlässig, als sie sich getreu an ihre Vorlage hält. Und auch dann ist immer damit zu rechnen, daß er selbst in der Regel nur erfuhr, was dem Hofe bekannt war, und in die Geheimnisse der Geschäfte und der Verwaltung doch nur ungenügend eingeweiht war.

Aber wenn sich schon sein Werk mehr als irgendeines seit Commines Memoiren in der Form der Historie näherte, so war doch damit an historischem Verständnis noch nichts gewonnen. Saint-Simon war weder ein großer Denker noch ein unparteiischer Beobachter. Er war ein Reaktionär im eigentlichen Sinne des Wortes und gehörte zu der Klasse bornierter Politiker, die an alten Formen besonders dann glauben festhalten zu müssen, wenn diese alle Bedeutung verloren haben. Er beurteilte die französische Regierungspolitik ausschließlich nach den Interessen seiner Person und seiner Familie. Weil Ludwig XIII. seinen Vater aus dem verarmten Provinzadel emporgehoben hatte, ist er ein Musterkönig; weil Ludwig XIV. die Vorrechte des hohen Adels zugunsten bürgerlicher Intendanten eingeschränkt hatte, wird er verächtlich als *roi des commis* bezeichnet. Zu den geistigen Strömungen seiner Zeit hatte er kein Verhältnis. Voltaire, der *sieur Arouet*, ist ihm ein Literat wie ein anderer. Seine Frömmigkeit ist noch altmodisch echt.

Er versuchte auch nicht, die Erzählung zu gliedern. Die Ereignisse sind roh chronologisch aneinandergereiht. Historisch wichtiges und unwichtiges ist nicht geschieden. Die ältere Geschichte gibt ihm keinen Anlaß zu Reflexionen; sie ist ihm bloß eine Sammlung von genealogischen Notizen und von Präzedenzfällen zugunsten des ungerecht zurückgesetzten Adels. Außerdem verschob sich ihm die Wirklichkeit beständig unter dem Einflusse seiner Rankünen. Er urteilte nicht nur einseitig, sondern er ließ sich auch freie Erfindungen von Tatsachen und böswillige Entstellungen zuschulden kommen. Eigentlich gelehrte Arbeit lag ihm fern. Die Geschichten, die er von Höflingen, Generalen, Kammerdienern u. a. hörte oder aus Zeitungen und satirischen Gedichten übernahm, pflegte er nicht kritisch zu untersuchen.

Saint-Simon als Schriftsteller. Aber dieser kleinliche Politiker war ein ganz großer Schriftsteller. Über die Korrektheit und den fließenden Stil der Berufsliteraten war er freilich erhaben. Aber er besaß die wertvollere Kunst der anschaulichen Schilderung. Er hatte ein unvergleichlich scharfes Auge, und was er einmal beobachtet, vergaß er nie wieder. Vor allem gab er, was er gesehen, ohne Abschwächung und mit den harten, ja abstoßenden Zügen der Realität wieder. Seine Sprache ist öfter grob, mehrfach auch inkorrekt. Aber seine Ausdrucksweise trifft immer den Nagel auf den Kopf; seine Vergleichungen sind nicht immer geschmackvoll, aber stets unübertreff-

lich anschaulich. Er kann boshaft karikieren; aber er retuschiert wenigstens nicht aus moralischer oder ästhetischer Delikatesse. Auch dann nicht, wenn er über allerhöchste Personen zu sprechen hatte. Er fühlte sich als *Duc et Pair* selbst dem König gleichgestellt und empfand diesem gegenüber nichts von dem ehrfurchtsvollen Schauder, der niedriger gestellten ihr unbefangenes Urteil raubte. Er war einer der wenigen, der der von Ludwig XIV. ausgehenden Suggestion nicht erlag. Das höfische Tagebuch Dangeaus fand er *d'une fadaise à faire vomir.* Und dabei wußte er doch unendlich viel und kannte die Verhältnisse wenigstens am Hofe und in der Armee aufs genaueste. Seine Psychologie ist öfter kleinlich, häufig scharfsinnig, nie schulmäßig. Er kann seine Details unkünstlerisch häufen; aber er verfällt nie in konventionelles Ausmalen. Seine Schilderungen haben immer echtes Leben, selbst wenn sie frei erfunden oder tendenziös arrangiert sind.

Die halb historische Zwittergattung der älteren französischen Memoiren lebte auch noch nach dem 18. Jahrhundert weiter. Ihr gehören z. B. auch Chateaubriands *Mémoires d'Outre-tombe* (zuerst 1849/50) an. Chateaubriand will so wenig wie die früheren Memorialisten nur das berichten, was er erlebt, sondern zieht häufig auch gedruckte Darstellungen anderer heran und behandelt z. B. Napoleon ausführlicher als dem Charakter von Denkwürdigkeiten entspricht. Das Werk selbst kann im übrigen hier nicht näher besprochen werden; seine Vorzüge — das mächtige poetische Pathos der geschichtsphilosophischen Betrachtungen und die farbige Darstellung — sind nicht ihm allein, sondern fast allen Schöpfungen des romantischen Historikers eigen.

C. England und Schottland.

I. Die humanistische Annalistik in England.

Die offiziöse humanistische Historiographie nahm in England ungefähr zu derselben Zeit ihren Anfang wie in Frankreich. Polydor Vergil ist kaum etwas anderes als eine englische Doublette Paulus Aemilius'. Aber seine englische Geschichte war nicht das erste humanistische Geschichtswerk überhaupt, das auf englischem Boden geschrieben wurde. Schon vor ihm hatten sich dort fremde und einheimische Humanisten in historischen Monographien versucht.

1. Die Anfänge. Thomas Morus.

Diese früheren Arbeiten sind allerdings im allgemeinen recht wenig bedeutend. Die dürftige Biographie Heinrichs V., die ein sich *Titus Livius* nennender italienischer Humanist in höherem Auftrage verfaßte, zeigt nur die Schattenseiten der humanistischen Historiographie und noch weniger taugen die auch formell auf viel tieferer Stufe stehenden historischen Arbeiten, in denen der blinde Hofpoet Bernard André seinen Herrn, König Heinrich VII., verherrlichte. André gibt nicht mehr als einen schwülstigen Panegyrikus, in dessen nebelhafter

Phraseologie man vergebens nach tatsächlichen Angaben suchen würde.

Titus Livius, geboren zu Ferrara (nicht zu Forlì, wie man früher seinen Familiennamen mißverstand, der *de Fralovisiis* geheißen zu haben scheint), war mit Decembri (o. S. 101 f.) nahe befreundet und wurde von diesem Herzog Humphrey von Gloucester empfohlen, der ihm den Auftrag erteilte, das Leben seines Bruders König Heinrichs V. zu beschreiben (er erhielt dafür 1437 das englische Indigenat). Livius lebte später in Frankreich, Italien und Spanien; sein Todesjahr ist unbekannt. Seine *Vita Henrici V.* (1413 bis 1422) wurde 1716 von Th. Hearne zu Oxford ediert. — Vgl. K. H. Vickers, *Humphrey Duke of Gl.* 1907 p. 379 f.; C. L. Kingsford, *The Early Biographies of Henry V* in der *Engl. Hist. Rev.* XXV (1910), 58 ff. Über das Verhältnis zu Decembri (der 1463 die *Vita* ins Italienische übersetzte) speziell Borsa im *Arch. stor. lomb.* ser. II, 10 p. 62 und J. Hamilton Wylie, *Decembri's Version of the Vita etc.* in der *Engl. Hist. Rev.* XXIV (1909), 84 ff.

Bernard André, Augustiner-Bettelmönch, geboren zu Toulouse, scheint mit Heinrich VII. nach England gekommen zu sein, wurde dessen *Poeta laureatus* und Historiograph, starb um 1521. Seine *Historia regis Henrici VII* (bis 1497, begonnen 1500) und die zwei erhaltenen Jahre seiner *Annales* Heinrichs VII. sind herausgegeben von J. Gairdner in den *Memorials of King H. VII* 1858 (*Scriptores Rer. brit. med. aevi* 10). — Vgl. W. Busch, *England unter den Tudors* I (1892), 396 f.

Ganz anders verhält es sich mit der unvollendet gebliebenen Geschichte Richards III., die den berühmten Humanisten Thomas Morus zum Verfasser hat.

Thomas More lat. Morus (geboren 1478 zu London, hingerichtet ebendaselbst 1535, 1529 bis 1532 Kanzler von England) verfaßte (angeblich um 1513, jedenfalls erst unter Heinrich VIII.) eine Geschichte Richards III., die in zwei Redaktionen vorliegt, einer lateinischen, offenbar für das Ausland bestimmten, die bis zur Krönung Richards reicht, und einer ziemlich stark davon abweichenden englischen, die noch die Ermordung der Söhne Eduards IV. erzählt. Beide sind unvollendet; doch ist die englische, soweit sie reicht, im Stile durchaus ausgefeilt, während die lateinische noch alle Unvollkommenheiten eines flüchtig hingeschriebenen ersten Entwurfes aufweist. Wahrscheinlich war zuerst eine Darstellung ins Auge gefaßt, die auch ins Ausland dringen konnte; nachher besann sich der Hof oder der Verfasser anders und die lateinische Redaktion wurde für das einheimische Publikum umgearbeitet. — Die lateinische Fassung ist zuerst gedruckt in Morus' *Opera* (Löwen 1565), die englische zuerst in den Chroniken von Hardyng (1543) und Hall (1542), nach dem Autograph in Mores *Works* (London 1557). Eine neue Ausgabe darnach besorgte u. a. J. Rawson Lumby 1883 in der *Pitt Press Series* (leider ganz ungenügend, da der Herausgeber es nicht einmal für nötig gehalten hat, den lateinischen Text zur Vergleichung heranzuziehen und deshalb in seinem Kommentar mehrfach in die Irre gegangen ist). Vgl. T. E. Bridgett, *Life and Writings of Th. M.* 1891, W. H. Hutton, *Sir Th. M.* 1895; Busch, *England unter den Tudors* I, 334.

Bevor vorstehende Ausführungen auf eine gewisse Wahrscheinlichkeit Anspruch erheben können, muß allerdings zuerst nachgewiesen werden, daß die Geschichte Richards III. überhaupt von More geschrieben worden ist. Obwohl die Ausgabe in den *Works* Morus' Autograph wiederzugeben behauptet, ist schon in älterer Zeit und dann neuerdings wieder die Autorschaft Mores in Zweifel gezogen worden. Zwei Gründe sind dagegen angeführt worden. Erstens wies man darauf hin, daß die lateinische Fassung stilistisch hinter den authentischen Werken Mores zurückstehe. Das ist an sich allerdings richtig. Aber damit ist gar nichts bewiesen. Es geht nicht an, die *Historia Ricardi III.* etwa mit der *Utopia* zu vergleichen, da wir den Text der *Historia* nur in der Form eines ersten, von Morus selbst nie publizierten Entwurfes besitzen und die Manuskripte anderer humanistischer Geschichtswerke (z. B. von Pirkheimers *Schweizerkrieg* u. S. 198 ff.) noch ganz anders schlimme Verstöße gegen die korrekte Latinität aufweisen als Morus' Werk. Zwei-

tens nahm man Anstoß an der tendenziösen Färbung der Erzählung und meinte, so parteiisch könne nur ein mithandelnder Zeitgenosse geschrieben haben. Man meinte sogar den wahren Verfasser ausfindig machen zu können und nannte den Namen des Kardinals Morton. Diese Annahme ist nun aber ganz unmöglich. Die *Historia* ist erst unter Heinrich VIII. (1509—1547) geschrieben, wie schon aus dem Anfang hervorgeht: Morton starb aber bereits 1500. An eine nachträgliche Interpolation zu denken verbietet der unfertige Zustand des Werkes. Ferner spricht der Verfasser von sich in einer Weise, die sehr wohl zu dem Alter Mores, nicht aber zu dem des Kardinals paßt. S. 5 der lateinischen Fassung (*Opp.* Frankfurt 1689) heißt es (die Stelle fehlt in der englischen Redaktion 7, 24): .... *quem ego sermonem ab eo memini, qui colloquentes audiverat, jam tum patri meo renuntiatum, cum adhuc nulla proditionis ejus suspicio haberetur.* Aber auch abgesehen davon ist das Argument recht schwach. Warum sollte nicht auch noch unter Heinrich VIII. ein Autor, der die Gunst des Königs zu erlangen suchte, ein Interesse darin gefunden haben, den von dem Gründer der neuen Dynastie gestürzten letzten legitimen Herrscher anzuschwärzen und so die Usurpation der Tudors wenigstens moralisch zu rechtfertigen? Warum sollte Morus, der sich unter Heinrich VII. durch seine Opposition gegen die Regierung die Finger verbrannt hatte, nicht versucht haben, sich dadurch bei dem neuen humanistenfreundlichen Herrscher zu empfehlen, daß er ihm eine dynastische Parteischrift zu Füßen legte? Morus mochte persönlich der Person Richards III. objektiver gegenüberstehen als etwa Kardinal Morton; daraus folgt aber doch nicht, daß auch Heinrich VIII. eine unbefangene oder gar wohlwollende Beurteilung des letzten Plantagenet angenehm gewesen wäre.

Freilich mit all dem ist erst bewiesen, daß Morus die Historia geschrieben haben k a n n. Positiv sprechen für seine Autorschaft folgende Gründe: 1. die Bemerkung vor der Ausgabe in den *Works*, 2. die Unwahrscheinlichkeit, daß es damals einen andern englischen Humanisten gegeben hätte, der die *Historia* hätte schreiben können. Die Historia setzt einen gründlich humanistisch gebildeten englischen Verfasser voraus, der zu den politisch führenden Kreisen nahe Beziehungen unterhielt. Alles dies trifft bei More zu und soweit unsere Kenntnis reicht, nur bei ihm. Gewiß, es ist immer gefährlich, *ex silentio* oder richtiger *ex ignorantia* Schlüsse zu ziehen. Aber die humanistische Kultur war damals außerhalb Italiens noch so wenig verbreitet, wir sind über die wenigen Autoren, die sich im humanistischen Stile versuchten, so genau unterrichtet, daß immerhin eine starke Wahrscheinlichkeit für unsere Ansicht spricht.

Dagegen muß wohl unentschieden bleiben, ob die bei Hardyng erhaltene Fortsetzung der *History*, die die Darstellung bis zu Richards Tode führt, More fremd ist oder zum Teil auf eine Vorlage von seiner Hand zurückgeht.

Thomas Morus bewegte sich durchaus in den Bahnen, die die Jünger der Brunischule in Italien eingeschlagen hatten. Er teilte mit diesen ihre Mängel wie ihre Vorzüge, ihr Streben nach theatralischem Arrangement und sentimentaler Ausmalung, die Rhetorik in den eingelegten Reden und die Kunst, die Erzählung sauber zu gliedern, die sorgfältig ausgearbeitete Diktion und die relative Urbanität der Polemik. Er war auch offiziös wie diese. Sein Werk ist eine dynastische Tendenzschrift, die etwa den Arbeiten Facius' und Beccadellis an die Seite gestellt werden kann. Die offiziöse Tendenz drängte sich bei ihm sogar noch stärker hervor als bei den Italienern. Nicht zum Vorteile der Darstellung. Der Zwang, Licht und Schatten nach politischen Rücksichten zu verteilen, hat More verhindert, seine Figuren unbefangen psychologisch zu analysieren. Er machte bemerkenswerte Ansätze, in der Charakteristik tiefer einzudringen,

als sonst in der rhetorischen Historiographie üblich war; aber er stieß sich überall an den Schranken, die einer Parteischrift nun einmal gesetzt sind.

Die Bedeutung Mores beruht vor allem darauf, daß er die stilistischen Grundsätze der neuen Richtung auf die Geschichtschreibung in der Landessprache übertrug. So genau war der humanistische historische Stil noch nie in einem modernen Idiome nachgebildet worden. Manche Schwerfälligkeiten des Ausdrucks verraten zwar noch den Anfänger. Aber die *History of King Richard III.* bleibt trotzdem das erste englische historische Werk, das nach den klassizistischen Regeln geschrieben ist. Jedes Wort ist mit sorgfältiger Überlegung gewählt, jeder Ausdruck klug auf seine Wirkung berechnet.

Es dauerte allerdings noch längere Zeit, bis die *History* Nachahmer finden sollte. In dem nächsten halben Jahrhundert nach ihrer Publikation wirkte sie nur stofflich ein. Es ist bekannt, wie das Phantasiebild, das sie von dem letzten Plantagenet entworfen, dann durch Shakespeare zu einem populären historischen Typus gemacht wurde. More hatte der dynastischen Legende zuliebe Richard zu einem verruchten Bösewichte gemacht. Das englische Drama hat diese Gestalt für immer in das historische Bewußtsein des großen Publikums eingeführt.

2. Die Begründung der nationalen Geschichtschreibung und Polydor Vergil.

Die humanistische Historiographie hatte in England anscheinend einen leichteren Stand als in Frankreich. Die nationale Legende war nicht in einem historischen Werke offiziell festgelegt worden, und die neue Dynastie stand der geschichtlichen Tradition über die ältere Königsgeschichte ziemlich gleichgültig gegenüber. Die Humanisten hatten außerdem nicht mit einer blühenden einheimischen Geschichtschreibung den Kampf aufzunehmen. Die alte Historiographie großen Stils, die noch im 14. Jahrhundert durch bemerkenswerte Werke vertreten worden war, hatte seit den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts so gut wie gar keine Nachfolger mehr gefunden. Die alte Annalistik wurde nur in ganz wenigen Klöstern weiter gepflegt. Und selbst da, wo die Zeitbücher früherer Jahrhunderte fortgesetzt wurden, beschränkten sich die Chronisten in der Regel ganz auf die innere Geschichte ihres Gotteshauses und ließen ihren Blick nur selten über die Mauern ihres Klosters hinausschweifen. Von den englischen Städten hatte beinahe nur London eine eigene Chronistik entwickelt. Die übrigen Munizipien bedeuteten als selbständige politische Potenzen in dem frühzeitig geeinten Lande viel zu wenig, als daß sie eine offiziöse Geschichtschreibung gleich manchen Kommunen des Festlandes hätten ausbilden können. Und selbst die Londoner Lokalhistoriker sind an Villani oder den Berner Chronisten des 15. und 16. Jahrhunderts gemessen recht dürftige Skribenten. Die ältere Geschichte des Landes wurde fast gar nicht bearbeitet. So geht denn in England

noch mehr als in andern Ländern die moderne nationale Geschichtschreibung ausschließlich auf den Humanismus zurück.

Polydor Vergil (Polidoro Vergilio) (geboren um 1470 zu Urbino, Humanist, zuerst Sekretär des Herzogs von Urbino, dann 1501/02 von Papst Alexander VI. als Vizekollektor des Peterspfennigs nach England geschickt, verliert diese Stelle 1515 auf das Betreiben Wolseys hin, 1551 wieder in Italien, stirbt dort 1555) erhielt 1507 von König Heinrich VII. den Auftrag, eine Geschichte Englands zu schreiben. Er erhielt zur Belohnung dafür verschiedene englische Benefizien und (1510) das englische Bürgerrecht. — *Anglicae historiae ll. XXVII* (bis 1538). Die ersten 26 Bücher (bis 1509) erschienen zuerst Basel 1534, das ganze Werk ibid. 1555. Weitere bibliographische Angaben bei Ch. Gross, *Sources and Literature of English History* (1900), n. 1854. — Vergil machte sich auch durch seine erste Ausgabe des Gildas (1525) um die englische Geschichte verdient. — Für die (unbedeutende) Spezialliteratur sei auf das Literaturverzeichnis in dem *Dict. of Nat. Biogr.* s. v. verwiesen. Die tüchtige Untersuchung von W. Busch, *England unter den Tudors* I (1892), 399 ff., behandelt nur den Abschnitt über Heinrich VII.

Trotzdem wurde dem ersten humanistischen Geschichtschreiber in England weniger Freiheit gelassen als Paulus Aemilius in Frankreich.

Die englische Regierung traf keine schlechte Wahl, als sie den Humanisten und päpstlichen Beamten Polydor Vergil zu ihrem Historiographen ernannte. Der Gewählte war ein fleißiger Arbeiter, der die Methode der Blondusschule gründlich beherrschte. Schon der Umstand, daß er auf die Ausarbeitung seines verhältnismäßig kurzen Werkes nicht weniger als 26 Jahre verwandte, unterscheidet ihn vorteilhaft von Schnellschreibern wie Sabellicus. Land und Leute waren ihm durch langen Aufenthalt in England genau bekannt. Er besaß vielseitige Interessen und versäumte nicht, in seiner Geschichte auch der Entwicklung des Rechts, der Gelehrsamkeit und der Kirche einige Aufmerksamkeit zu schenken. Er war es zufrieden, eine saubere, verständige Erzählung ohne rhetorischen Aufputz zu liefern.

Die Quellen sind bei ihm exakt resümiert, und so gut es geht, sind überall die ältesten Zeugnisse zugrunde gelegt. Mancher gute Autor ist überhaupt erst wieder von ihm entdeckt worden, wie die Schrift des Gildas *de excidio Britanniae.* Er zog ferner wie Calchi auch nicht literarische Zeugnisse heran. Er nahm zu den Berichten seiner Vorgänger durchweg selbständig Stellung und formte eine einheitliche Erzählung.

Aber seine Kritik durfte sich nicht frei entfalten. Die Tudors waren auf ihren wallisischen Ursprung immer sehr stolz und es war ihrem Historiographen nicht erlaubt, die keltische Nationallegende ganz aus der Geschichte zu streichen. Vergil blieb deshalb in Halbheiten stecken. Er äußerte wohl seine starken Zweifel an der Brutusfabel und der Artuslegende. Er wies auf die Widersprüche hin, die zwischen Gottfried von Monmouth und den echten Quellen bestehen, stellte Artus geradezu neben Roland, *wie er in italienischen Epen gefeiert werde,* und grub die radikale Kritik Wilhelms von Newburgh wieder aus. Aber er durfte diese Fabeln doch nicht wie andere Humanisten ganz ignorieren. Er mußte beides — Dichtung und Geschichte —

nebeneinander erzählen. Für jeden Unbefangenen war freilich die Unglaubwürdigkeit der Artuslegende auch so erwiesen.

Dieser Mangel an Freiheit war um so mehr zu bedauern, als auch Polydor Vergil sein bestes auf dem Gebiete der Quellenkritik leisten konnte. Er war an sich zwar kein schlechter Beobachter und es fehlte ihm nicht an praktischem Verstand. Solange er über Dinge spricht, die er aus eigener Anschauung kannte, versteht er recht hübsch zu charakterisieren, und nicht umsonst ist seine Schilderung Heinrichs VII. das Meisterstück des Buches (bei Heinrich VIII. war er nicht mehr frei und bei seiner gehässigen Darstellung Wolseys ließ er sich von persönlichen Rankünen leiten). Seine ethnographischen und geographischen Exkurse enthalten manche treffende Bemerkung. Aber in der Verbindung historischer Tatsachen bleibt er ebenso an der Oberfläche haften wie Blondus. Er wußte den Stoff (von Wilhelm dem Eroberer an) nicht anders als nach Königen zu gliedern. Historische Gesichtspunkte fehlen ganz: die Reflexionen Vergils verfolgen ausschließlich moralisch erbauliche Zwecke.

In einem Punkte unterschied sich Polydor merkwürdig von den andern humanistischen Historiographen. Wie andern Italienern der Zeit war auch ihm die starke kirchliche Devotion der Engländer aufgefallen. *Nulla est hodie* (*credo*) *natio*, *quae omnia*, *quae ad divinum cultum pertineant*, *sanctius diligentiusque oberservet*, bemerkt er im ersten Buch seiner Geschichte (p. 15). Er zog daraus seine Konsequenzen. Er erlaubte sich über kirchliche Heiligtümer nie einen Scherz, wie es doch sogar der Papstbiograph Platina hatte tun dürfen (o. S. 48). Kirchliche Legenden kritisierte er so gut wie gar nicht und Wundergeschichten seiner Vorlagen (z. B. Bedas) übernahm er beinahe unverändert. An der Artussage durfte er schließlich noch seine Zweifel äußern; bei der Besprechung kirchlicher Angelegenheiten mußte er sich absoluter Korrektheit befleißigen.

Aber auch so ging Vergils Kritik den patriotischen Historikern noch zu weit. Wie sich in Frankreich du Haillan gegen Paulus Aemilius erhoben hatte (o. S. 141f.), so wandte sich in England John Leland (geboren um 1506 zu London, im Dienste des Hofes, von Heinrich VIII. zum Hofkaplan etc. und 1533 zum *king's antiquary* ernannt, gestorben 1552 zu London) gegen Polydor Vergil. Nur mit dem Unterschiede, daß der französische Historiker auf die Darstellung des Italieners mit einer eigenen neuen Landesgeschichte antwortete, Leland dagegen nie über Materialsammlungen hinauskam und sich nur in der patriotischen Polemik als fruchtbar erwies (*Codrus . . . assertio inclytissimi Arturii, regis Britanniae* etc., London 1544; wiederholt im fünften Bande der von Hearne edierten *Collectanea*, Oxford 1715). — Leland bereiste, um Stoff für eine neue große Geschichte Englands zu sammeln, in den Jahren 1535 bis 1543 fast das ganze Königreich. Seine Reisebeschreibung mit vielen wertvollen Notizen über jetzt verschwundene Handschriften wurde zuerst in verstümmelter Gestalt von Bale (u. S. 248 f.), London 1549 herausgegeben als *The Laboriouse Journey and Serche of J. L.* Eine vollständige Ausgabe des *Itinerary* besorgte dann Th. Hearne (Oxford 1710). Eine neue Edition hat 1907 unter der Leitung von L. Toulmin Smith zu erscheinen begonnen.

Ein bißchen kritischer zeigte sich ein Jahrhundert später der Dichter Milton in seiner Geschichte Englands bis zur normannischen Eroberung (zuerst 1670; erste vollständige Ausgabe 1681). Doch getraute auch er sich nicht, das mittel-

alterliche Fabelwerk resolut zu entfernen und blieb in seiner Kritik sogar noch hinter Polydor Vergil zurück. Sein Bestreben war, alles aufzunehmen, was einmal geglaubt worden war, und Fabeln nicht zurückzuweisen, sondern nur als weniger glaubwürdig zu bezeichnen. — Vgl. C. H. Firth in den *Proceedings of the British Academy* VIII, der aber Milton nur mit den Chroniken vergleicht.

Ganz ohne Bedeutung für die Geschichte der Historiographie sind die zahlreichen im Laufe des 16. Jahrhunderts erschienenen Chroniken (von Hall, Holinshed, Grafton, Stow etc.). Sie entsprechen ungefähr den gleichzeitig publizierten neuen Ausgaben der *Grandes Chroniques* in Frankreich und sind ebenso form- und kritiklos wie diese. Sie waren für das Bürgertum und den niederen Adel bestimmt, königstreu, wie diese beiden Stände, die von der starken Regierung der Tudors den größten Nutzen gezogen hatten, es wünschten, und geistig bedürfnislos. Die meisten sind gar keine eigentlichen Geschichtswerke, sondern rohe Kompilationen, Fabrikate für den Massengebrauch, wie sie denn auch vielfach nicht von Schriftstellern von Beruf, sondern von Buchhändlern verfertigt worden sind.

3. Camden.

William Camden (geboren 1551 zu London, zuerst Lehrer an der Westminster School; 1597 zum *Clarencieux King-at-Arms* erhoben und dadurch zum unabhängigen Manne gemacht; mit dem Hofe unter Elisabeth und Jakob I. in enger Verbindung, gestorben 1623 zu Chislehurst) verfaßte 1. *Britannia*, eine topographisch-geographische Beschreibung Englands, Schottlands und Irlands, nach Grafschaften angelegt. Genau nach dem Muster des Blondus (*Italia illustrata*) gearbeitet; wie der Italiener hatte auch Camden zuerst systematisch sein Land bereist. Erste Ausgabe London 1586, ausführlichste 1607. Auch mehrfach englisch ediert. 2. *Annales rerum Anglicarum et Hibernicarum regnante Elizabetha.* Nach der Vorrede erhielt Camden die Anregung zu diesem Werke 1597 von Burleigh; doch begann er mit der Ausarbeitung erst 1608, d. h. erst unter Jakob I. Der erste Teil (bis 1588) erschien zum ersten Male London 1615; der Schlußteil erst nach dem Tode des Autors mit dem ersten zusammen Leyden 1625. Neue Ausgabe von Hearne Oxford 1717. Camden plante noch eine Fortsetzung; doch liegt von den *Annalen Jakobs I.* nur der Entwurf vor (herausgegeben am Schlusse von *Camdeni Epistolae*, London 1691).

Camden schloß sich wie Polydor Vergil der Richtung des Blondus an. Seine *Britannia* ist das englische Gegenstück zur *Italia illustrata.* In seinem darstellenden Werke, den *Annalen der Königin Elisabeth*, legte er mit Ausnahme der Partien über schottische Geschichte der Erzählung gewissenhaft offizielle Dokumente zugrunde. Wenn ihm Ranke *Zuverlässigkeit in den Tatsachen und eine aus sicheren Mitteilungen entnommene gute Kenntnis der Motive* nachrühmt (*Engl. Gesch.* II, 91), so wird dieses Lob jeder bestätigen, der die *Annalen* mit den Akten vergleicht. Freilich war diese Zuverlässigkeit nur dadurch zu erreichen, daß Camden sich ganz seinen Quellen unterordnete. Er gibt Regesten, aber keine Historie. Wenn er sich über seine Vorlagen hinaus zu einer zusammenfassenden Betrachtung erheben will, versagt sein historisches Urteil. Auch ist er nichts weniger als unbefangen. Die gehässige Ausdrucksweise der damaligen konfessionellen Polemik vermeidet er allerdings sorgfältig. Aber dies ist mehr ein literarisches als ein historisches Verdienst. Die Darstellung ist trotzdem durchaus das Werk eines Parteimannes. Der königstreue Engländer und der überzeugte Protestant haben allein das Wort.

Außerdem mußte Camden bei seiner halb offiziellen Stellung natürlich vielfach auf noch Lebende Rücksicht nehmen. Doch machte er, wie es scheint, in dieser Beziehung nicht gern Konzessionen; um nicht mehr gewähren zu müssen, als nötig war, gab er seine Annalen absichtlich nur lateinisch heraus und sparte die Publikation des zweiten Teiles, der bei der lebenden Generation noch leichter als der erste hätte Anstoß erregen können, bis nach seinem Tode auf.

Bemerkenswert sind einige Neuerungen in der Form. — Da die Blondus-Schule nun einmal das gelehrte, unpersönliche Resümee der Verarbeitung nach historischen Gesichtspunkten vorzog, so war es wohl angebracht, daß auch die letzten Reste der rhetorischen Geschichtschreibung entfernt wurden. Die annalistische Gliederung ist bei Camden nun auch äußerlich durchgeführt: die Lexikonanordnung gab sich als das, was sie war, und der Autor versuchte nicht mehr, den Schein künstlerisch freier Form zu erwecken. Technische Ausdrücke der Rechtssprache übersetzte Camden nicht mehr in allen Fällen in das Latein Ciceros.

Wichtiger war, daß Camden bewußt mit der politischen Einseitigkeit der humanistischen Historiographie brach und es wagte, in seinen *Annalen* auch kirchliche Angelegenheiten zu besprechen. Er erhob sich nicht gerne gegen die Tradition und beschränkte sich bei seinem revolutionären Schritte auf das nötigste. Aber der prinzipielle Fortschritt wurde dadurch nicht berührt. Camden war der erste, der es deutlich aussprach, daß wenigstens für seine Zeit politische und Kirchengeschichte nicht getrennt werden könnten: *quamvis me minime lateat, πολεμικά et πολιτικά maxime propria esse historiae, ecclesiastica tamen nec potui nec sane debui praetermittere. Inter Religionem enim et Rempublicam divortium esse non potest. Sed cum ecclesiasticae historiae scriptor haec suo sibi jure vindicet, ego nonnisi levi et quasi pendenti quidem manu attigi* (Vorrede). Weiter ging er natürlich nicht; Kultur- und Wirtschaftsgeschichte behandelte er so wenig wie die andern Humanisten.

Ganz der konfessionellen Polemikliteratur gehört dagegen Nikolaus Sanders Buch über das englische Schisma an. Die Angaben der Schrift beruhen zwar vielfach auf besseren Informationen als die protestantische Apologetik früher zugab; aber das ganze ist nichtsdestoweniger eine bloße gehässige Parteischrift. Ich nenne sie hier nur, weil sie auf die traditionelle Auffassung der englischen Reformation lange Zeit (und zwar nicht nur in den katholischen Ländern) einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat. Sanders verstand es glatt und gefällig zu schreiben und daß er dem Leser nichts von dem schenkt, was von unsauberem Klatsch über Heinrich VIII. und Anne Boleyn bekannt war, machte sein Werk erst recht populär. Besonders die spanischen Dichter haben sich diesen dankbaren Stoff denn auch nicht entgehen lassen.

N. Sanders (eigentlich Sander), (geboren um 1530 zu Charlwood in Surrey, Professor des kanonischen Rechts zu Oxford, verläßt nach dem Regierungsantritte Elisabeths England, in Rom zum Priester geweiht, 1565 bis 1572 Theologieprofessor zu Löwen, von 1573 an in Madrid, 1579 in Irland, um den katholischen Aufstand zu unterstützen, gestorben dort 1581) schrieb *de origine ac progressu schismatis anglicani* (unvollendet; von Sanders selbst nur bis zum Jahre 1559 geführt). Erste Ausgabe ed. Rishton. Köln 1585. Vgl. die Einleitung zu der englischen Übersetzung von D. Lewis 1877.

4. Die Schüler der florentinischen politischen Geschichtschreibung (Fr. Bacon).

Bisher hatte sich die englische Geschichtschreibung ausschließlich an die ältere humanistische Historiographie angelehnt. Mit Bacon vollzog sich eine Wendung zugunsten der großen florentinischen Historiker der Renaissance.

Francis Bacon, der berühmte Philosoph und Staatsmann (geboren 1561 zu London, gestorben 1626) schrieb 1621 zu Gorhambury nach seiner Absetzung vom Kanzleramt *The History of the Reign of King Henry the Seventh.* Erste Ausgabe 1622; ed. Lumby in der Pitt Press Series 1889. Vom Verfasser selbst später ins Lateinische übersetzt. — Vgl. Busch, *England unter den Tudors* I.

Die *Geschichte Heinrichs VII.* sollte eigentlich nur den Anfang einer Geschichte der Tudors bilden; von der Fortsetzung schrieb Bacon aber nur die ersten Seiten einer Geschichte Heinrichs VIII. und eine Charakteristik der Königin Elisabeth. Bacon verfaßte außerdem noch verschiedene kleinere historische Arbeiten, Skizzen zur englischen Geschichte, Charakteristiken Cäsars und Augustus u. a. m.

Bacon als politischer Historiker. Bacon schrieb seine *Geschichte Heinrichs VII.* denn auch in einer ähnlichen Situation wie Guicciardini die Geschichte Italiens. Er war wie jener noch in leistungsfähigem Alter dem öffentlichen Leben entzogen und wider seinen Willen zu politischer Untätigkeit gezwungen worden. Es ist unter diesen Umständen kein Zufall, daß sein Urteil über Politik und Politiker nur wenig von dem der großen Florentiner abweicht. Auch Bacon macht weder der Rhetorik noch der moralischen Erbauung Konzessionen. Er verehrte zum Teil geradezu dieselben politischen Vorbilder wie die Italiener. Er nannte die drei Fürsten Heinrich VII., Ludwig XI. und Ferdinand von Aragonien, von denen wenigstens die beiden letztern auch von Machiavelli und Guicciardini besonders hochgestellt wurden, die *drei heiligen Könige.* Wenn er nicht so pessimistisch dachte wie die Florentiner, so lag dies nur darin begründet, daß er einem aufblühenden und nicht einem niedergehenden Staatswesen angehörte.

Der Einfluß der zeitgenössischen englischen Politik machte sich nicht nur in diesem einen Punkte fühlbar. Die englischen Staatsmänner unter Elisabeth hatten sich mit andern Problemen zu befassen als die Florentiner. Die herkömmliche Begrenzung des geschichtlichen Stoffes konnte nicht mehr genügen.

Bacon ist an sich ebenso ausschließlich politischer Historiker wie die Florentiner. Er räumt z. B. der Geschichte des englischen Humanismus unter Heinrich VII. ebensowenig einen Platz ein wie Guicciardini der Geschichte der italienischen Kunst und Literatur. Aber er hatte nicht die Geschichte eines Landes zu schildern, in der die innere Entwicklung beständig durch Kriege und Verfassungsrevolutionen gestört wurde. Er widmete daher in bewußtem Gegensatze zur bisherigen Praxis (vgl. seine Polemik gegen *even the best writers of history*) der allgemeinen staatlichen Gesetzgebung große Aufmerksamkeit. Denn die Gesetze sind die *principal acts of peace.* Er berührte daher gelegentlich auch wirtschaftliche Fragen. Freilich in ganz ungenügender Weise: er behandelte die Wirtschaftsgeschichte

prinzipiell nicht anders als Guicciardini die Kirchengeschichte und betrachtete die Geschichte wirtschaftlicher Verhältnisse nur vom Standpunkte des Staatsmannes und des Gesetzgebers aus. Ökonomische Probleme haben für ihn keine selbständige Bedeutung; Veränderungen im wirtschaftlichen Leben eines Volkes interessieren ihn nur so weit, als sie auf die Verwaltung des Staates einen unmittelbaren Einfluß ausüben können.

Stil und Form. In der Form schloß sich Bacon im allgemeinen den Florentinern an. Die annalistische Anordnung führte er ebenso pedantisch durch wie Guicciardini. Er legte frei erfundene Reden ein — bald brauchbare historische Exposés, bald rhetorische Prunkstücke. In der Sprache dagegen war er ein absoluter Neuerer. Auch die Florentiner hatten sich von klassizistischen Floskeln und antikisierendem Pathos nicht ganz frei gehalten. Der Vorschrift, daß der Historiker die *Würde der Geschichte* zu wahren habe, hatten auch Machiavelli und Guicciardini in ihren gedruckten Werken nicht offen zu opponieren gewagt. Bacon brach in dieser Beziehung gänzlich mit den Anschauungen des Humanismus. Er kann sagen: *der König begann zu merken, wo ihn der Schuh drückte.* Die antiken rhetorischen Klischees sind verschwunden; die Vergleichungen sind stets der Wirklichkeit entnommen, mag diese noch so vulgär sein.

Seine Darstellung verdankt ihre Anziehungskraft nicht zum mindesten dem Umstande, daß auch der Stil individuell lebendig geformt ist. Es kommt hinzu, daß Bacon seine Persönlichkeit überhaupt äußerlich viel stärker hervortreten läßt als seine Vorgänger. Die klassische Form hatte nach Objektivismus gestrebt; Bacons Erzählung ist von ganz subjektivistisch gefärbten Reflexionen durchzogen. Man glaubt eine Debatte des Parlaments zu hören, in der der Kanzler persönlich Stellung zu nehmen hatte. So ungeniert pflegte sich kein anderer Historiker vor der Aufklärung auszudrücken.

Nur vor einer Institution machte er halt — vor der Kirche. Bacon schloß bekanntlich halb aus Respekt, halb aus Ängstlichkeit und Furcht vor den letzten Konsequenzen die Religion von seiner philosophischen Reform aus. Er ging in der Geschichte nicht anders vor. Man möchte sagen, er war zu sehr Engländer, um es der Kirche gegenüber an der schuldigen Achtung fehlen zu lassen. Er, der kühle politische Denker und respektlose Stilist, bediente sich, wenn er auf die Kirche zu reden kommt, einer ganz konventionellen, devoten Ausdrucksweise. Schon die Wahl des Stoffes hing vielleicht mit dieser Unfreiheit zusammen: die Regierung Heinrichs VII. lag noch jenseits der neuen kirchlichen Konflikte. Es ist jedenfalls merkwürdig, daß Bacon seine Geschichte Heinrichs VIII. nach den ersten Seiten liegen ließ. Er ist ebenso fromm wie Polydor Vergil — vielleicht aus demselben Grunde.

Stellung zu den Quellen. Die Arbeitsmethode Bacons hat zum ersten Male Busch untersucht. Bacon steht zu seinen Quellen in

keinem andern Verhältnisse als Machiavelli. Er legte, wenn er schon das urkundliche Material etwas reichlicher heranzog als jener, seiner Erzählung im allgemeinen nur literarische Quellen zugrunde. Er nahm an seinen Vorlagen ganz willkürliche Veränderungen vor. Nicht aus unlautern Motiven. Aber auch ihm verschoben Phantasie und Drang nach philosophischer Konstruktion die Wirklichkeit in ihren Einzelheiten. Mit seinen Erfindungen hoffte er den, wie er meinte, latenten Sinn eines Dokumentes deutlicher hervortreten zu lassen. Seine subjektive Meinung von der Bedeutung eines Schriftstückes sollte gleichsam schon in dem Texte der Urkunde selbst zum Ausdruck kommen.

Wie selbständig Bacon vorging, sieht man am besten, wenn man ihn mit seinem Zeitgenossen John Hayward vergleicht, der noch ganz in den Anschauungen der rhetorischen Richtung befangen blieb. Talent und Neigung hätten Hayward zur pragmatischen Geschichtschreibung in der Art der zeitgenössischen Italiener geführt. Der Klassizismus ließ seine Anlagen nicht zur Entfaltung kommen. Er wurde die rhetorische Manier nicht los, und es half ihm wenig, daß er wie Mendoza (u. S. 240) dem Barockgeschmack der Zeit entsprechend sich Tacitus statt Livius zum Vorbilde nahm. Preziös aufgeputzte Gemeinplätze stehen neben brauchbaren Bemerkungen; Schulexempel aus der alten Geschichte werden neben guten modernen Analogien angeführt. Die Erzählung ist mit unnötigem Detail und sentenzenreichen Reden überladen. Daß er gelegentlich archivalisches Material heranzog, kann für diese Mängel nicht entschädigen.

John Hayward (geboren um 1560 bei Felixstowe in Suffolk, Literat, von Elisabeth wegen seiner dem Grafen von Essex gewidmeten Geschichte Heinrichs IV. gefangen gesetzt, unter Jakob I. freigelassen und zu einem der beiden Historiographen an dem zu gründenden College zu Chelsea ernannt, gestorben 1627) verfaßte: 1. *The first part of the life and reign of K. Henry IV* (nur das erste Jahr), London 1599. 2. *The Lives of the 3 Norman Kings of England*, zuerst 1613 London. 3. *The Life and Reign of K. Edward VI*, London 1630 (in der zweiten Auflage 1636 sind auch noch die ersten Jahre Elisabeths mitbehandelt). 4. *Annals of the first four years of the Reign of Queen Elizabeth*, herausgegeben von J. Bruce für die Camden Soc. 1840.

Für die jüngere Generation blieb dagegen Bacons Beispiel nicht verloren. Der Philosoph fand auf dem historischen Gebiete wenigstens einen würdigen Nachfolger, Edward Herbert von Cherbury (1581 bis 1648; Lord, vielfach zu diplomatischen Geschäften verwendet). Dessen *History of the Life and Reign of K. Henry VIII* (zuerst London 1649) ist gleichsam eine Fortsetzung der *Geschichte Heinrichs VII.* Herbert versuchte gleich seinem Vorbilde nicht ohne Geschick, die Geschäftskenntnis des praktisch tätigen Staatsmannes für die Geschichtschreibung nutzbar zu machen. An Belesenheit und Gewissenhaftigkeit war er Bacon überlegen. Als Darsteller blieb er dagegen weit hinter ihm zurück. Sein Stil ist oft pedantisch antikisierend, vollständig abgedruckte Aktenstücke unterbrechen die Erzählung, die erfundenen Reden sind ganz rhetorisch gehalten. Herbert versucht gleichsam zwischen Bacon, More und Zurita zu vermitteln, mit dem einzigen Erfolg, daß sein Werk weder den gelehrten Forscher noch den Laien eigentlich befriedigen kann. Er ist auch nicht so unabhängig wie Bacon; denn er nimmt durchweg für seinen Helden Partei. — Vgl. über die Reden *Engl. Hist. Rev.* XX (1905), 498. Von Herbert besitzen wir auch eine Autobiographie, die zuerst 1764 von Horace Walpole herausgegeben wurde. (Neue Ausgabe von S. Lee 1886.)

II. Die humanistische Annalistik in Schottland.

1. Die Begründung durch Boethius.

Allgemeines. Im Gegensatze zu Frankreich und England lag die Landesgeschichtschreibung in Schottland von Anfang an in den Händen von Inländern. Nicht zum Vorteil der historischen Forschung. Während das mittelalterliche Fabelwerk anderwärts ausgefegt wurde, erhielt es sich in Schottland in Geltung. Die tendenziös legendenhaften Berichte über die schottische Vorzeit wurde von den nationalen Historiographen nicht nur in vollem Umfange übernommen, sondern noch mit neuen Erfindungen bereichert. Die humanistische Geschichtschreibung hatte in Schottland sogar in der historischen Kritik einen Rückschritt zur Folge.

Dies ist besonders deshalb merkwürdig, weil die mittelalterliche schottische Historiographie durch ein Werk abgeschlossen worden war, das die patriotische Sage bereits in bemerkenswert nüchterner Weise behandelt hatte. Aber das Beispiel des Scholastikers John Mair, der als Gegner der englischen Ausdehnungspolitik übrigens im allgemeinen nur an den englischen Sagen Kritik zu üben gewagt hatte, trug keine Früchte. Sein Werk wurde abgelehnt. Und zwar nicht nur wegen seines *barbarischen* Lateins. Sondern das schottische Publikum war für unabhängige Forschung noch nicht reif. Wenn man bedenkt, mit welchem Widerstande die italienische humanistische Kritik in Frankreich und England zu kämpfen hatte, so ist es nicht verwunderlich, daß die schottischen Humanisten, die sich zudem ihre Bildung nicht in Italien, sondern in Frankreich erworben hatten, der populären historischen Tradition nicht entgegentreten mochten.

John Mair (Johannes Major), Theologe (geboren zu Gleghornie bei North Berwick um 1470, von 1493 an in Paris, liest am Collège Montaigu, 1518 bis 1522 *Principal* an der Glasgower Universität, später an der Universität St. Andrews, starb um 1550) verfaßte *Historia Majoris Britanniae tam Angliae quam Scotiae* (bis zum Ende des 15. Jahrhunderts), zuerst Paris 1521; in englischer Übersetzung neu herausgegeben von der Scot. Hist. Soc. 1891. — Vgl. Hume Brown in der *Cambridge Hist. of Engl. Literature* III, 152.

Boethius. Jedenfalls blieb die bald darauf geschriebene erste Geschichte Schottlands im humanistischen Stile von den kritischen Tendenzen Mairs ganz unberührt. Hector Boethius schloß sich nicht nur in der Form sklavisch an die ältere rhetorische Richtung an sondern er nahm auch das wüste Fabelwerk mittelalterlicher Chronisten wieder unbedenklich in die Geschichte auf. Er blieb nicht einmal dabei stehen. Da, wo ihn die gelehrte Sage im Stiche ließ, erfand er nach dem Vorgange des Annius von Viterbo (o. S. 135f.) seine Chroniken selbst. An Wundern übte er nie Kritik. Die patriotische Verherrlichung seines Landes geht ihm über alles. Die alte schottische Geschichte ist bei ihm in eine Reihe idyllischer oder pathetischer Theaterszenen aufgelöst.

Hector Boethius (eigentlich Boyis oder Bois), humanistischer Theolog (geboren um 1465 wahrscheinlich zu Dundee, ungefähr 1492 bis 1498 Professor am Collège Montaigu zu Paris, später Rektor der 1505 gegründeten Universität Aberdeen, gestorben 1536) verfaßte *Scotorum historiae a prima gentis origine ll. XIX*. Unvollendet; von dem 19. Buche, das die Regierung Jakobs III. hätte behandeln sollen, liegt nur der Anfang vor (es wurde später beendigt von dem Piemontesen Ferrerius). Erste Ausgabe Paris 1526, mit der Fortsetzung ibid. 1574. Eine Vorarbeit dazu war die zuerst Paris 1522 erschienene Geschichte des Bistums Aberdeen: *Vitae Episcoporum Murthlacensium et Aberdonensium*. Neu herausgegeben für den Bannatyne Club 1825 und den New Spalding Club 1894. — Boethius hat auch die Sage vom *Jus primae noctis* in die Welt gesetzt; vgl. Karl Schmidt, *Jus pr. noct.* (1881), 196 ff.

Leslie. Die nächste Darstellung der schottischen Geschichte nimmt, als Werk der Forschung betrachtet, keinen höheren Rang ein. Bischof Leslie war im Grunde noch weniger ein Historiker als Boethius. Seine Geschichte Schottlands ist ein katholisches Tendenzwerk; er schrieb sie, um den Neugläubigen die Glaubenstreue und die Kirchlichkeit ihrer Vorfahren vor Augen zu führen. Historische Kritik um ihrer selbst willen ist seine Sache nicht. Er tadelt Boethius nicht wegen seiner Unzuverlässigkeit in den Tatsachen, sondern wegen seiner Darstellungsform, seiner rhetorisch breiten Anlage. Er selbst gibt denn nun auch nur ein knappes Resümee. Die Forschung gewann dabei wenig. Der Ton der Erzählung ist nüchterner und sachlicher geworden; aber diese selbst ist ebenso in die Luft hinausgebaut wie bei Boethius. Nur die als Einleitung dienende Beschreibung Schottlands bezeichnet, wie es der ernsthafteren Natur und der größeren Geschäftskenntnis des Verfassers entspricht, wirklich einen Fortschritt gegenüber der dürftigen Schilderung des Boethius. Am besten gelungen sind die spätern Partien. Leslie ist, wenn schon ein Parteimann, gut unterrichtet und hat sich häufig auch auf Akten stützen können. Die annalistische Anordnung ist (wie später bei Camden o. S. 167) auch äußerlich im Druck durchgeführt.

John Leslie (Lesley), Geistlicher (geboren 1527 als Sohn eines schottischen Priesters, 1547 mit einem Kanonikat bedacht, kehrte 1554 nach längeren Studien in Paris und Poitiers wieder nach Schottland zurück; Führer der schottischen Katholiken zur Zeit Maria Stuarts, 1565 Mitglied des geheimen Rates, 1566 Bischof von Roß; von der englischen Regierung mehrfach in Haft gesetzt, 1574 aus England verbannt; lebt fortan in Rom, 1591 zum Bischof von Constance in der Normandie ernannt, gestorben 1596 in der Nähe von Brüssel) verfaßte *De origine, moribus et rebus gestis Scotorum ll. X.* Erste Ausgabe Rom 1578. Leslie hatte einen Teil seines Werkes zuerst schottisch geschrieben; es ist dies die *History of Scotland from the death of K. James I. in the year 1436 to the year 1561*, verfaßt 1568 bis 1570 für die Königin Maria, die 1830 vom Bannatyne Club publiziert wurde. In der späteren lateinischen Bearbeitung fügte L. noch den Abschnitt über die ältere Geschichte hinzu und nahm an den späteren Partien mannigfache Änderungen vor. Eine ausführliche Fortsetzung bis 1571 in englischer Übersetzung ist publiziert in Forbes-Leiths *Narrative of Scottish Catholics* 1885. — Vgl. Hume Brown in der *Cambridge Hist. of Engl. Literat.* III (1909), 154 f.

2. Buchanan.

George Buchanan, Humanist, (geboren 1506 zu Killearn in Stirlingshire, studierte zu Paris, von 1536 wieder in Schottland als Erzieher eines natür-

lichen Sohnes Jakobs V.; wegen seiner protestantischen Gesinnung vertrieben, 1539 wieder auf dem Kontinent, Lehrer des Humanismus in Bordeaux, Paris und Coimbra; gegen 1562 wieder in Schottland, nimmt Anteil an der Regierung der presbyterianischen Kirche; zum Erzieher Jakobs VI. gewählt, 1570 bis 1578 Geheimsiegelbewahrer, gestorben 1582 zu Edinburg) verfaßte *Rerum scoticarum historia* (bis 1571). Erste Ausgabe Edinburg 1582.

Vgl. H. Forst, *Über Buchanans Darstellung der Geschichte Maria Stuarts* 1882 (Bonner Diss.) mit einem Nachtrag im ersten Exkurse zu *Maria Stuart und der Tod Darnleys* 1894. Das Jubiläum des Jahres 1906 hat eine große Literatur hervorgerufen, die aber, was den Historiker B. betrifft, ausnahmslos nur P. Hume Brown, *G. B. Humanist and Reformer* (1890) kopiert. (Genannt seien D. Macmillan, *G. B., a Biography*; R. Wallace and J. Campbell Smith, *G. B.*) Wertlos ist der Aufsatz J. A. Balfours in *G. B., a Memorial* ed. Millar. Über die Übersetzungen der *Historia* zwei Abhandlungen in *G. B. Glasgow Quartercentenary Studies* 1906 (1907).

Buchanan verfaßte auch eine kurze Selbstbiographie, die bis 1579 reichende *Vita* (erste Ausgabe 1608).

Boethius und Leslie wurden nach kurzer Zeit durch das klassische Werk Buchanans in den Schatten gestellt. Klassisch war die neue schottische Geschichte allerdings nur in der Form. Mit derselben Virtuosität, mit der er in seiner Jugend Catull und Martial imitiert hatte, reproduzierte Buchanan in seinem Alterswerke die Manier des Livius. In der Kunst des lateinischen Stils und der glatten Erzählung war er sogar einem großen Teile der italienischen Humanisten überlegen. Aber als Kritiker und gelehrter Arbeiter blieb er hinter diesen weit zurück. Statt wie Bruni die patriotischen Legenden resolut zu entfernen, nahm er sich den römischen Nationalhistoriker zum Muster und beschränkte sich darauf, die Erzählungen des Boëthius halb zu rationalisieren und dadurch erst recht unverständlich und albern zu machen. Nur selten geht er so weit, eine ganz absurde Fabel nicht nur ihrer anstößigsten Züge zu berauben, sondern ganz zu verwerfen. Historische Probleme streift er nie.

Buchanan hielt an der rhetorischen Form der älteren florentinischen Schule noch fest, nachdem diese überall sonst von den begabteren Historikern zugunsten einer realistischeren Auffassung modifiziert worden war. Obwohl in die religiösen Kämpfe seiner Heimat mit verflochten, ignorierte er, als ob er sich noch im Italien des 15. Jahrhunderts befände, Kirche und Religion: Knox nennt er kaum, geschweige denn, daß er ihn zu charakterisieren versucht hätte. Er bespricht die Wirksamkeit des schottischen Reformators also nicht einmal so ausführlich, wie etwa Guicciardini Savonarola. Buchanan hätte es nie gewagt, um der Sache willen von den stilistischen Vorschriften Brunis und Poggios abzuweichen.

Er ist dabei übrigens durchaus nicht unbefangen. Die ältere Geschichte ist das Werk eines extremen Nationalisten (die Angriffe gegen englische Autoren, die an schottischen Heldentaten zu zweifeln gewagt hatten, übersteigen alles Maß), die Zeitgeschichte das eines schroffen Parteimannes. Die Darstellung der jüngsten Vergangenheit ist nichts anderes als eine gehässige und in den Einzelheiten (der Chronologie z. B.) durchaus nicht zuverlässige Anklagerede gegen

Maria und die — Hamiltons (die wegen ihrer Feindschaft mit den Lennox Buchanans Mißfallen erregt hatten). In den frühern Abschnitten ist er hauptsächlich parteiisch, wenn er auf die Kirche zu reden kommt. Er urteilt auch hier durchaus als überzeugter Protestant.

III. Die Begründung der modernen Parteigeschichtschreibung in Grofsbritannien.

1. Allgemeines.

Die Entstehung der englischen Parteigeschichtschreibung. Die bisherigen Geschichtswerke waren nicht eigentlich auf eine Theorie eingeschworen. Die offiziösen Historiker hatten weniger eine politische Doktrin als die Handlungsweise ihrer Mandanten in freiem publizistischen Stile verteidigt. Auch die wenigen historischen Darstellungen, die privater Initiative entsprungen waren, hatten, wenn sie politischen Tendenzen huldigten, in der Regel nicht ein eigentliches System, sondern bloß die persönlichen Ansichten ihrer Urheber vertreten. Prinzipiell andere Verhältnisse hatten sich nur in der kirchlichen Geschichtschreibung entwickelt. Seit der Reformation standen sich innerhalb der Kirche festgeschlossene Organisationen und Systeme gegenüber. Hier war es deshalb möglich, daß der Einzelne vollständig hinter der Partei zurücktrat. Es ist kein Zufall, daß die Magdeburger Zenturiatoren (u. S. 249ff.) das erste Parteigeschichtswerk der neueren Zeit im eigentlichen Sinne des Wortes verfaßt haben. Ansätze zu analogen Bestrebungen auf dem Gebiete der politischen Geschichtschreibung lassen sich nur in Florenz während der Revolutionsepoche nachweisen. Man könnte Guicciardini etwa den Historiker der Optimaten, Pitti den der Popolanen nennen. Aber die florentinischen Parteikämpfe waren schließlich doch nur eine kurze Episode in der europäischen Geschichte, und die Werke, die sich eingehend mit ihnen befaßten, blieben zunächst alle unpubliziert. Von den Schöpfungen der florentinischen politischen Historiographie übten nur d i e eine universale Wirkung aus, die nicht eigentlich zur Parteigeschichtschreibung gehörten: Machiavellis *florentinische Geschichte* und Guicciardinis *Geschichte Italiens* (in der die innere florentinische Geschichte nur beiläufig behandelt wird). Und selbst wenn Guicciardinis, Varchis und Pittis Darstellungen zur florentinischen Geschichte gedruckt worden wären, so hätten sie zunächst kaum Nachfolger gefunden. Unter dem absolutistischen Regimente gab es keine politischen Parteien, vor allem keinen offenen Kampf der Parteien.

Die wurde erst anders, als die englische Revolution des 17. Jahrhunderts zur Bildung großer geschlossener Parteien geführt hatte.

Die eigentliche Zeit der Wirren war zwar der Geschichtschreibung wenig günstig. Die damalige offiziöse Parteigeschichtschreibung hatte die Fehler aller ältern amtlichen Darlegungen: ihr kam mehr darauf an,

das Handeln ihrer Mandanten juristisch zu legitimieren als politisch zu rechtfertigen, und sie ließ deshalb gerade die historisch wesentlichen Momente außer acht. Bei privaten Darstellungen drängte dann natürlich die apologetische Tendenz allgemeinere Gesichtspunkte ganz in den Hintergrund. Aber nachdem die revolutionären Stürme vorüber waren, entwickelte sich aus diesen historisch-publizistischen Versuchen eine ganz neue Art der Geschichtschreibung. Die unabhängige Parteigeschichtschreibung trat ins Leben. Der Verfasser urteilt als Parteimann und entnimmt seine historischen Kriterien dem Programme einer Partei. Aber was ihn dazu bestimmt, ist kein offizieller Auftrag. Sein Urteil kann subjektiv durchaus ehrlich sein. Seine persönlichen Grundsätze sind entweder mit denen der Partei identisch oder er bringt ihnen, wenn er, wie gewöhnlich, ein aktiver Politiker ist, wenigstens die Verehrung und Anhänglichkeit entgegen, die die Menschen einem jahrelang mit Mühe und Aufopferung betriebenen Geschäfte zuzuwenden pflegen.

Ihr Einfluß auf die Entwicklung der englischen Historiographie. Es ist bekannt, daß diese historiographische Gattung der englischen Geschichtschreibung bis in unsere Tage hinein ihre Signatur aufgeprägt hat in der Weise, daß z. B. auch die meisten englischen Werke zur alten Geschichte nichts anderes als verkappte Parteischriften sind. Weniger bekannt ist, daß diese neue Art der Geschichtsauffassung allein die englische Historiographie davor bewahrte, unter der Herrschaft des Humanismus in Marasmus zu verfallen. Ohne die Revolution und ihre Folgen hätte sich die englische Geschichtschreibung in dem Jahrhundert vor der Aufklärungshistoriographie wohl ebenso steril erwiesen wie die humanistische historische Produktion in allen andern Ländern (die antiquarische Geschichtschreibung der Mauriner und ihrer Schüler gehört nicht hieher, und auch die französischen Memorialisten, die übrigens in der Form auf die Engländer nicht unbedeutend scheinen eingewirkt zu haben, vgl. u. S. 177, sind keine eigentlichen Historiker). Die von dem Humanismus der nationalen Geschichtschreibung gestellten Aufgaben waren in England und Schottland nach den Anforderungen des Klassizismus vollkommen gelöst worden. Darüber hinauszukommen war nur möglich, wenn die Historiker mit den Vorschriften der rhetorischen Schule brachen. Wie wenig wußte selbst Herbert von Cherbury mit den Anregungen Bacons anzufangen! Eine lebendige realistische Geschichtschreibung entstand auch in England erst, nachdem die Historiographie aufgehört hatte, ein Zweig der schönen Literatur zu sein.

Eigentümlichkeiten der Parteigeschichtschreibung. Die neue Geschichtschreibung besaß freilich auch ihre natürlichen Mängel. Der geringste war die Befangenheit des Urteils. Diese Eigenschaft teilt sie mit einem großen Teile der Geschichtschreibung überhaupt; der Umstand, daß ein Autor der Politik ferne steht, bürgt nicht dafür, daß er politischen Tendenzen keinen Einfluß auf seine Darstellung

gewährt. Gefährlicher war eine andere, beinahe unvermeidliche Begleiterscheinung der Parteigeschichtschreibung. Jede Partei hat die Neigung, sich auf die Tradition zu stützen und zu bestreiten, daß sie ihren Grundsätzen einmal untreu geworden sei. Da nun Prinzipien und Schlagwörter im lebendigen politischen Leben rasch wechseln und damit auch die Stellung der Parteien, so kann der Widerspruch, der meist zwischen der gegenwärtigen und der früheren Taktik einer Partei besteht, nur dadurch verdeckt werden, daß die Vergangenheit zugunsten der Gegenwart modifiziert wird. Der Parteihistoriker trägt in die Erzählung früherer Begebenheiten Anschauungen und Tendenzen hinein, die sich erst später gebildet hatten — nicht bloß naiv gedankenlos, wie es auch sonst häufig geschieht, sondern in der Absicht, die Politik der Partei unveränderlich konsequent erscheinen zu lassen. Die Zenturiatoren fanden in den Evangelien die ganze lutherische Dogmatik wieder und konstruierten sich für die Zeit des Mittelalters eine lutherische antipapistische Oppositionspartei. In England veränderte Burnet (wie Ranke nachwies), seine Erzählung von einer Redaktion zur andern nach der Konstellation des Augenblicks, ohne Rücksicht auf die historische Richtigkeit.

2. Clarendon.

Edward Hyde, seit 1661 Lord Clarendon, (geboren 1609 zu Dinton in Wiltshire, 1640 Mitglied des kurzen und des langen Parlaments, zur gemäßigten Reformpartei gehörend, geht zum König über, nachdem diese im Parlament in die Minderheit gekommen war [1642]; verläßt nach der Niederlage des Jahres 1645 zusammen mit dem späteren König Karl II. England, bleibt in dessen nächster Umgebung und nimmt 1654 die Leitung der königlichen Geschäfte in die Hand; 1658 zum Lordkanzler ernannt; 1667 dieses Amtes entsetzt, flüchtet nach Frankreich, gestorben 1674 zu Rouen) verfaßte *History of the Rebellion and Civil Wars in England* (1628 bis 1660). Buch 1 bis 7 in der ersten Fassung wurden während des Exils auf Scilly und Jersey 1646/47 geschrieben, die späteren Bücher 1670 und 1671 in Frankreich.

Die definitive Redaktion (1671/72) bestand in einer Verschmelzung dieses ersten Entwurfes mit der Autobiographie (1609 bis 1660), die 1668 bis 1670 verfaßt worden war (erschienen, soweit nicht schon in der *History* enthalten als *Life of Edw. Earl of Cl.* Oxford 1759; neue Ausgabe 1857; eine Fortsetzung bis zum Jahre 1667 bilden die für die Kinder Cl.s aufgezeichneten *Reflections upon the most material passages which happened after the king's restoration to the time of the Chancellor's banishment*, meist mit dem *Life* zusammen herausgegeben). Doch handelte es sich dabei nicht bloß um eine Kompilation: Clarendon ließ manches in beiden Redaktionen vorhandenes weg und fügte neue Angaben hinzu. — Erste Ausgabe der *History* mit Auslassungen, Abschwächungen etc., Oxford 1702 bis 1704, nach einer unter den Augen des Verfassers hergestellten Kopie 1827; am vollständigsten von W. D. Macray 1888.

Vgl. L. v. Ranke, *Analekten zur engl. Geschichte*, (Werke 21) 212 ff., wohl die feinste Würdigung eines älteren Historikers, die Ranke je geschrieben; Firth, *Cl. Hist.* in der *Engl. Hist. Rev.* XIX (1904) (von diesem auch eine kurze Schrift 1908); A. Buff, *Das 6. Buch von Cl. Hist.* (Bonner Diss. 1868).

Entstehung und Tendenz der *Revolutionsgeschichte*. Wir können die Entstehungsgeschichte des ersten und bedeutendsten Werkes dieser Richtung noch im einzelnen verfolgen.

Clarendons *Geschichte der englischen Rebellion* geht auf zwei verschiedene Vorlagen zurück. Die ersten, ursprünglich ohne den Gedanken an eine Veröffentlichung niedergeschriebenen Bücher sollten in ihrer originalen Fassung die Haltung, die Clarendons Partei während der ersten Jahre der Revolution eingenommen hatte, in den Augen der Krone rechtfertigen und den Nachweis leisten, daß nicht sie, sondern die royalistische Partei die Niederlage des Königtums verschuldet habe. Die späteren Partien gehen auf eine Autobiographie zurück, aus der dann auch in die definitive Redaktion der früher n Bücher Fragmente hineinverarbeitet wurden.

Die *History* ist also ähnlich entstanden wie viele französische Memoiren (o. S. 148ff). Die erste Hälfte ist in der Art Commines konzipiert, die zweite in der Monlucs. Sie trägt denn auch einen memoirenhaften Charakter wie viele französische Werke.

Auch bei der Sammlung des Materials verfuhr Clarendon auf ähnliche Weise wie die französischen Memorialisten. In der Hauptsache stützte er sich auf sein Gedächtnis; wo dieses versagte, zog er bei Augenzeugen Informationen ein und nahm deren Berichte vielfach wörtlich in seine Darstellung hinüber. Besonders seine Schlachtenschilderungen stammen meistens von fremder Hand, wie denn überhaupt Clarendons militärische Kenntnisse sehr unbedeutend waren.

Es ist nicht unmöglich, daß die Ähnlichkeiten, die sich zwischen Clarendon und den französischen Memorialisten nachweisen lassen, auf mehr als einem zufälligen Zusammentreffen beruhen. In der Hauptsache läßt sich die memoirenhafte Form der *History* natürlich aus den Lebensumständen des Verfassers und der Zeit der Niederschrift erklären. Aber wir wissen anderseits, daß Clarendon sich auf Jersey, während er an seiner Geschichte arbeitete, mit französischen Memoiren beschäftigte. Es ist demnach nicht ausgeschlossen, daß auf die Komposition seiner Geschichte auch literarische Einflüsse wirksam gewesen sind. Daß Clarendon als Schriftsteller von der französischen Literatur nicht ganz unabhängig war, zeigen ja auch die sorgfältig ausgeführten historischen Porträts, die er in seine Darstellung einlegt; Vorbilder für solche Charakteristiken fand er weder in der älteren englischen, noch in der humanistischen Historiographie, wohl aber in der gleichzeitigen, auf die psychologische Analyse orientierten französischen Literatur.

Um so mehr treten die Unterschiede hervor.

Bei Clarendon liegt der Darstellung wieder eine politische Theorie zugrunde. Allerdings keine aus der Spekulation geborene Lehre wie bei Machiavelli. Clarendon schaut so wenig wie die Franzosen über sein Land und die Gegenwart hinaus. Seine altliberalen Tendenzen — er anerkennt die parlamentarische Verfassung als eine Notwendigkeit, lehnt aber ebenso entschieden *Übergriffe* des Parlaments in die königliche Prärogative ab — stützten sich noch mehr auf legalistische als auf politische Erwägungen. Aber seine Anschauungen sind bereits zu einem festen Programm verarbeitet. Sie sind zur Plattform einer

Partei geworden. Sein System hat im Kampfe mit andern scharfe Umrisse gewonnen. Er hat es mit prinzipiellen, nicht nur mit persönlichen Gegnern zu tun. Es stehen sich in seiner Geschichte nicht bloß Individuen, sondern Gruppen gegenüber.

Von allen diesen Gruppen hat freilich nur e i n e recht. Clarendon erhebt sich nie über seine Partei. Wenn s e i n e Einseitigkeit weniger auffiel, als die anderer Parteihistoriker, so liegt dies nur daran, daß die vermittelnde Haltung seiner Gruppe gleichsam das historische Urteil der späteren Generationen antizipierte, vor allem der Staatsmänner, die nach 1688 zur Herrschaft kamen.

Clarendons Auffassung der englischen Revolution. Die Gegensätze, die sich in der englischen Revolution gegenüberstanden, sind freilich sehr äußerlich gefaßt. Clarendon schreibt wie Commines vom Standpunkte des praktisch tätigen Staatsmannes aus. Man könnte das nicht besser ausdrücken, als es Ranke getan hat (S. 219): *Man hat hier keinen Historiker von Fach vor sich, welcher den entfernt liegenden Ursachen mit Eifer nachforscht und etwa, wie es unsere Absicht war, die Gegensätze der welthistorischen Elemente in dem Kampf nachzuweisen strebt; hier spricht ein Mitlebender, der die handelnden Personen von Angesicht kennt und ihre Eigenschaften würdigt ; ein Minister, der mit seinen Erfahrungen sich eine Vorstellung darüber gebildet hat, wie man die Dinge hätte angreifen sollen, und welche Fehler man begangen hat.* Für die politische Bedeutung einer anscheinend rein religiösen Bewegung, wie es der Presbyterianismus war, hat Clarendon daher kein Auge.

Der Staatsmann ist vor den Kampf mit bestimmten Personen und bestimmten Parteien gestellt. Allzuleicht sieht er auch als Geschichtschreiber nur diese; die fundamentalen Gegensätze, von denen die Konflikte der Personen und Parteien bloß Symptome sein können, berühren ihn nicht, wie sie sich ja auch ohne sein Zutun und oft genug ohne sein Wissen entwickelt haben. Clarendon zieht zur Erklärung der *Rebellion* weder die großen wirtschaftlichen Veränderungen im englischen Leben während des 16. Jahrhunderts heran, noch die durch die Tudors geschaffene neue soziale Gliederung der Bevölkerung, noch die veränderte Stellung Englands in der auswärtigen Politik, noch den im Presbyterianismus zur Herrschaft gekommenen calvinistischen Geist der Gemeindeorganisation. Schuld an allem Unglück ist — Buckingham. *Unzeitige ministerielle Mißgriffe* (Ranke 221) haben allein zu den verhängnisvollen Zwistigkeiten zwischen dem König und Schottland geführt.

Die Darstellung. Nimmt man die ersten Bücher von Clarendons Geschichte als das, was sie sein wollen, nämlich eine Kritik der englischen Regierungspolitik in den Jahren 1628 bis 1645 vom Standpunkte eines gemäßigten Royalisten aus, so wird man ihnen das höchste Lob nicht versagen können. Ein *lebendiger, sinnvoller, kräftiger Geist* (Ranke) spricht sich in ihnen aus. Ein erfahrener kluger Staatsmann gibt seine Ansichten wieder; das Urteil ist wohl überlegt; zwischen der Masse

der Tatsachen ist eine innere Verbindung hergestellt. Die Erzählung ist im einzelnen zwar öfter weitschweifig, im ganzen aber klar und sicher disponiert. Ihre höchste Stufe erreicht Clarendons historische Kunst in den mit besonderer Liebe ausgeführten Porträts. Diese stehen in der ältern Historiographie ohne Rivalen da. Wie abstrakt, politisch einseitig erscheinen neben ihnen die Charakteristiken in den Werken der großen Florentiner! Wieviel feiner ist die Psychologie des Engländers, wieviel schärfer ist der Blick für die Nuance entwickelt!

Allerdings gilt dies nur von den Fällen, in denen Clarendon Persönlichkeiten zu schildern hat, die ihm standes- oder geistesverwandt waren. Religiöse Fanatiker begreift er nicht, am wenigsten, wenn ihnen die Bildung des Kavaliers fehlt. Verständnis bringt er im allgemeinen nur Personen entgegen, die gemäßigte Ziele verfolgen und sich in ihrem Handeln durch vernünftige Überlegungen bestimmen lassen. Seine psychologische Analyse arbeitete doch noch stark mit den Begriffen der antiken Populärphilosophie; als praktische Korrektur dienten bloß die Beobachtungen, die Clarendon an sich und seinen Standesgenossen hatte anstellen können.

Clarendons Einfluß. Clarendons Werk hat auf die Tradition über die englische Revolution einen ungeheuern Einfluß ausgeübt. Nur von Commines und Guicciardini ist eine ähnliche Wirkung ausgegangen. *Die geistreichsten Autoren haben seine Auffassung wiederholt*; *auch die, welche sie bekämpfen, bleiben doch innerhalb der von ihm gegebenen Gesichtspunkte* ; *sie widerlegen ihn im einzelnen, lassen ihn aber im ganzen bestehen* (Ranke). Dazu trug nicht nur die politische Intelligenz und die schriftstellerische Kunst, sondern auch die subjektive Ehrlichkeit des Verfassers bei. Die Gestalt des Historikers und des Staatsmannes ist aus e i n e m Gusse. Clarendon schrieb wie die beiden genannten Autoren so, wie er dachte. Er legte wohl etwas mehr Sorgfalt auf den Stil als Commines; aber er ließ ebensowenig wie dieser die Sache hinter der Form zurücktreten.

3. Burnet.

Gilbert B u r n e t (geboren 1643 zu Edinburg, Geistlicher der episkopalistischen Richtung, 1669 Professor der Theologie zu Glasgow, 1674 Prediger zu London, 1684 wegen seiner schroff antikatholischen Haltung, wie es scheint, seiner Stelle enthoben, 1687 im Haag unter den Räten des späteren Königs Wilhelm III., 1689 von diesem zum Bischof von Salisbury erhoben, gestorben 1715 zu London) verfaßte von größeren historischen Arbeiten: 1. *History of the Reformation of the Church of England* (1509 bis 1567, erste Ausgabe 1679 bis 1714; neue Ausgabe mit Einleitung von N. Pocock 1865), eine Verteidigung Heinrichs VIII. und der englischen Reformation, hauptsächlich gegen die Angriffe Sanders (o. S. 167). — 2. *History of my Own Time* (1660 bis 1713, mit einer Einleitung über die frühere Geschichte Großbritanniens von Jakob I. an). Erste Ausgabe (mit Auslassungen) 1724 bis 1734; vollständiger 1823. Eine neue Ausgabe hat unter der Leitung von O. Airy 1897 zu erscheinen begonnen. — *Supplement to Burnet's Hist.* ed. Foxcroft 1902. Der handschriftliche, vielfach stark abweichende Entwurf ist noch erhalten. Vgl. Ranke, *Analekt. zur engl. Gesch.* (Werke 21) 261 ff.; T. E. S. Clarke und H. C. Foxcroft, *A Life of G. B.* I (1907) mit einer Einleitung von Firth über B. als Historiker.

Der Historiker Clarendon fand einen Nachfolger in Burnet, dessen *Zeitgeschichte* gleichfalls eine *Vermischung von Memoire und Geschichte* (Ranke 289) ist. Aber wenn Clarendon sich zuerst als Staatsmann fühlte und dann erst als Parteimann, so ist Burnet fast ausschließlich das letztere. Seine nächsten Interessen gehörten, wie es seinem geistlichen Stand entsprach, allerdings der Kirche. Er war vor allem Politiker, soweit die Kirche in Frage kam. Während er den Katholiken schroff entgegentrat, suchte er in der Gesetzgebung gegenüber den protestantischen Sekten latitudinarische Grundsätze zur Anwendung bringen zu lassen. Aber damit war schon gegeben, daß er sich in der Parteipolitik den Whigs anschließen mußte. Vor allem in der inneren Politik. Die auswärtigen Angelegenheiten liegen ihm ferner. Er kennt die internationalen Verhältnisse nur ungenügend und kann auch ganz törichten Gerüchten Glauben schenken.

Was Burnet dagegen meisterhaft gelingt, ist die Erzählung parlamentarischer Verhandlungen und Intrigen. Clarendon hatte in der Hauptsache die illegalen Maßregeln einer revolutionären Epoche beschreiben müssen. Die Schilderung des durch friedliche Mittel nicht auszugleichenden Konfliktes zwischen Parlament und Krone verdeckt bei ihm die Erzählung der Streitigkeiten zwischen den parlamentarischen Gruppen selbst. Burnet ist ein Vertreter der Zeit nach der glorreichen Revolution, der Zeit, da man nicht mehr wohl im Ernste von einer Balance zwischen den drei Gewalten reden konnte, die Krone vielmehr bereits auf die Unterstützung der einen Partei angewiesen war.

Der Schauplatz der historischen Aktion ist dadurch verlegt. Die wichtigsten Entscheidungen werden nun im Parlamente selbst getroffen. Burnet ist der erste Historiker, der parlamentarische Verhandlungen, wie sie sich in normalen Zeiten abzuwickeln pflegen, sachkundig und realistisch dargestellt hat. Er befreit die Geschichte von der Fiktion, daß Zufall und Rhetorik in debattierenden Versammlungen das entscheidende Wort sprechen. Er weiß, daß tiefe Gegensätze sich nicht durch geschickt arrangierte Abstimmungen aus der Welt schaffen lassen, und daß eine Partei nicht durch Reden, sondern nur durch Konzessionen gewonnen werden kann. Welch ein Abstand, wenn man seine Schilderungen mit den armseligen Diskussionen in den Werken der humanistischen Historiographen vergleicht! Aber nicht nur diese, auch die antik stilisierten Reden in den Werken der großen Florentiner und die boshaften Anekdoten der französischen Memorialisten, die so oft historische Wandlungen motivieren müssen, können den Vergleich mit diesen Parteien bei Burnet nicht aushalten. So tendenziös er auch oft schreibt, so viele Entstellungen der Tatsachen zuungunsten der Tories man ihm auch nachweisen mag (in der gedruckten, vielleicht von fremder Hand überarbeiteten Fassung noch mehr als in dem ursprünglichen Texte) — die typische Wahrheit seiner Schilderungen, wenigstens von der Zeit Wilhelms III. an, wird man kaum in Zweifel ziehen können.

Ein Parteimann ist er allerdings durch und durch. Seinen Gegnern traut er die ungereimtesten Dinge zu. Seine Polemik gegen die Papisten überschreitet alles Maß. Er ist immer geneigt, bei den Tories unlautere Motive vorauszusetzen. Kein Wunder, daß Skribenten, die von diesen abhängig waren, wie Swift, auf das Erscheinen der *Zeitgeschichte* mit den heftigsten Injurien antworteten.

An literarischer Bildung steht Burnet hinter Clarendon weit zurück. Seine Darstellung ist ganz kunstlos. Die Erzählung ist oft unerträglich breit. Er versteht es nicht, zwischen historisch Wichtigem und Unwichtigem eine Scheidung vorzunehmen. Auch die Porträts, die er nach dem Muster Clarendons einlegt, sind mit vielem ungehörigem Detail überladen. Sein Stil hat nichts von der Anmut, die die *Geschichte der Rebellion* auszeichnet. Clarendon war ein Kavalier, der der weltmännischen französischen Kultur einen guten Teil ihrer Vorzüge abgesehen hatte; Burnet ein ausschließlich theologisch gebildeter schottischer Geistlicher.

D. Deutschland.

I. Die Landesgeschichte.

1. Die Reichsgeschichtschreibung.

a) Die universalhistorischen Versuche.

1) Die Periode vor der Reformation.

α) Allgemeines.

Der mittelalterliche Charakter der deutschen humanistischen Historiographie. Eigentümliche und wenig erfreuliche Verhältnisse weist die deutsche humanistische Historiographie auf. In keinem Lande hat sich die humanistische Geschichtschreibung so wenig von den mittelalterlich-theologischen Anschauungen gelöst wie in Deutschland. In keinem andern Lande blieb die historische Kritik im allgemeinen auf einer so niedern Stufe stehen.

Die echte humanistische Historiographie hat in Deutschland nur ganz spärlich Nachahmung gefunden. Die große Mehrzahl der in Deutschland von Humanisten geschaffenen historischen Werke läßt sich nur den für den Massengebrauch hergestellten Ausläufern der mittelalterlichen Chronistik an die Seite stellen, die im 15. Jahrhundert in Italien und im 16. Jahrhundert in Frankreich und England die Bedürfnisse des geistigen Mittelstandes befriedigten. Die deutschen Arbeiten sind im Durchschnitt kaum schlechter als diese, als die Weltchroniken eines Antoninus von Florenz oder eines Jakob von Bergamo oder als die *Grandes Chroniques de France* und die Chronik Holinsheds. Aber sie sind beinahe die einzigen deutschen Geschichtswerke. An ihnen arbeiteten auch Humanisten mit, und neben ihnen entwickelte sich keine selbständige, eigentlich humanistische Historiographie.

Der Grund dafür, daß es nicht zu einer reinlichen Scheidung zwischen humanistischer und mittelalterlich populärer Geschichtschreibung kam wie in andern Ländern, ist wohl vor allem darin zu suchen, daß der zersplitterten politischen Verhältnisse wegen die Landesgeschichtschreibung von der Reichsregierung nicht gepflegt wurde. Maximilian hatte nur Interesse für eine dynastische Geschichtschreibung; daneben etwa noch für die genealogische Geschichte Österreichs. Die Territorialfürsten wandten ihre Aufmerksamkeit ausschließlich der Geschichte ihrer Länder zu. Die nationale Geschichte ist daher ähnlich wie in Schottland nie von einem ausländischen Humanisten bearbeitet worden. Und in der Zeit, in der anderwärts die einheimischen Humanisten es wagen konnten, den Kampf mit den Italienern aufzunehmen, war in Deutschland die höhere Bildung infolge der Reformation so vollständig unter die Herrschaft der Theologen gekommen, daß an eine unabhängige humanistische Geschichtschreibung nicht mehr zu denken war. Die Reformation bewirkte, daß die altchristlich-theologische Geschichtsauffassung für die deutsche Historiographie wieder kanonische Geltung erhielt.

Gepflegt wurde so einerseits in der Hauptsache nur die Weltgeschichte im altchristlichen Sinne des Wortes, anderseits die Stammes- und Lokalgeschichte. D. h. die Geschichte Deutschlands wurde nicht aus ihrer Verbindung mit der Weltchronik gelöst. Die Geschichte wurde von den Humanisten nicht säkularisiert und modernisiert, wie anderwärts geschehen war.

Dem vollständigen Anschlusse an die humanistische Auffassung standen freilich nicht nur religiöse Gründe entgegen. Wenn die Historiographie der deutschen Humanisten einen starken mittelalterlichen Einschlag zeigt, so war daran nicht nur die mangelhafte Bildung der Autoren schuld. Die Konservierung der universalhistorischen Form hatte in politischen Prätensionen seine Stütze. Das deutsche Kaiserreich war rechtlich und nominell die Fortsetzung des römischen Imperiums und sollte wie dieses den *Orbis terrarum* umfassen. Es wäre einem Verzicht auf Jahrhunderte alte und auch in der Gegenwart noch keineswegs ganz bedeutungslose Herrschaftsansprüche gleichgekommen, wenn deutsche Autoren die Geschichte Deutschlands nicht im Anschlusse an die früherer *Weltreiche* behandelt hätten. Hatten die italienischen Historiographen von Bruni an aus ihren antikaiserlichen Tendenzen heraus die Staaten der apenninischen Halbinsel als selbständige souveräne Gebilde betrachtet, so mußten die deutschen Humanisten erst recht geneigt sein, die Geschichte ihres Kaiserreichs in der Universalhistorie selbst abzuhandeln. War man der alten Bildung einmal so weit entgegengekommen, so lag es nahe, auch im einzelnen an der theologischen Interpretation der Geschichte festzuhalten.

Die Abgrenzung des Stoffes. Wieviel schwieriger war es außerdem, eine deutsche Geschichte zu schreiben, als etwa eine englische oder französische! Einheitlichkeit und Kontinuität fehlten dem Gegen-

stande in gleichem Maße. Nicht einmal die Geschichte einer Dynastie bot einen festen, wenn auch vielleicht nur äußerlichen Rückhalt. Das politische Leben hatte sich schon längst zu einem guten Teile zu den Gliedern des Reiches geflüchtet. Und die Gegenwart ließ auf keine Änderung schließen. Die mittelalterliche spanische Geschichte ist ähnlich zerklüftet wie die deutsche. Selbst ein Formtalent wie das Marianas ist an ihrer Darstellung gescheitert. Aber die inneren Kämpfe hatten in Spanien am Ende des 15. Jahrhunderts wenigstens einen vorläufigen Abschluß erreicht, und es ließen sich von diesem aus auch für die frühere Zeit einheitliche Gesichtspunkte finden. In Deutschland hatten die Verhältnisse einen ganz andern Verlauf genommen; sie lagen besonders ungünstig für d e n Autor, der etwa nach dem Muster Brunis eine künstlerisch abgerundete annalistische Darstellung hätte geben wollen.

Es kam hinzu, daß die deutschen Humanisten sich nicht einmal auf diese ihre eigentliche Aufgabe beschränkten. Ihre Kräfte hätten vermutlich schon für eine Geschichte Deutschlands nicht ausgereicht. Trotzdem versuchten sie sich noch an einem viel schwierigeren Stoffe. Damit die deutsche Geschichte es in jeder Beziehung mit der römisch-italienischen aufnehmen könne, verrückten sie ihre Grenzen in verhängnisvoller Weise. Weil sie sich an keinen großen lebendigen Staat anlehnen konnten, schweiften sie um so lieber ins Unendliche hinaus. Ähnlich wie die schottischen und spanischen Historiker suchten sie ihrem Volke dasselbe Alter und dieselbe glorreiche Vergangenheit beizulegen, wie sie die Italiener dank Livius besaßen. Sie akzeptierten deshalb nicht nur fast ohne Ausnahme die Fälschungen des Annius von Viterbo. Sie erklärten das Schweigen der echten Quellen nicht nur mit der bequemen, aber völlig willkürlichen Annahme, daß die römischen Autoren als Italiener die Verdienste von Ausländern absichtlich nicht erwähnt hätten. Sondern sie brachten vor allem die Geschichte Deutschlands in ganz unklarer Weise mit der Geschichte der germanischen Völkerstämme in Verbindung. Mittelalterliche Autoren hatten die deutsche Geschichte etwa mit Otto I. beginnen lassen. Die Humanisten brachen mit dieser naiven, aber immerhin diskussionsfähigen Anschauung nur, um unbrauchbare Phantasien an ihre Stelle zu setzen. Seine schlimmsten Früchte trug dieses System freilich in der Geschichte der deutschen Stämme (u. S. 192 ff.).

Das nationale Pathos der deutschen Historiographen. Der Umstand, daß beträchtliche Abschnitte der deutschen Geschichte bereits von Italienern wie Blondus und Platina bearbeitet worden waren, hatte zur Folge, daß die deutsche humanistische Historiographie nicht nur methodisch, sondern auch stofflich von ihren italienischen Mustern stark abhängig war. Es lag nahe, daß die deutschen Humanisten das, was ihnen an Originalität fehlte, durch nationales Pathos und Polemik gegen ihre Lehrmeister zu ersetzen suchten. Man hat in neuerer Zeit häufig den Patriotismus der deutschen Humanisten rühmend hervorgehoben. Man sollte nie vergessen hinzuzufügen, daß die deutsch-

nationalen Gefühlsergüsse der damaligen Poeten nur ganz selten den Eindruck echter Empfindung erwecken. Sie sind vor allem der Ausdruck verletzter Eigenliebe und gekränkten Berufsstolzes, des Ärgers über die unangenehmen Wahrheiten, die man gelegentlich von italienischen Kollegen zu hören bekam. Die deutschen Humanisten wußten es nur zu gut, daß ihre italienischen Standesgenossen mit ihrer Verachtung der ausländischen Bildung im Grunde recht hatten. Aber sie durften dies vor der Öffentlichkeit nicht zugeben. Sie konnten ihr böses Gewissen nicht anders als durch forciertes Selbstlob, durch künstliche Übertreibungen betäuben. Wie hätten sie sonst auf den Gedanken verfallen können, gegenüber der altrömischen Kultur, auf die sich die Italiener als ein nationales Gut beriefen, eine alte deutsche Kultur zu konstruieren, während sie sich doch von der lateinischen Bildung ebenso abhängig fühlten wie ihre italienischen Vorbilder!

Literatur: Über die Geschichtschreibung der deutschen Humanisten liegt jetzt der erste Teil einer vortrefflichen Arbeit vor: P. Joachimsen, *Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus* I (1910). J. hat nicht nur die meisten Probleme viel schärfer erfaßt und gründlicher erwogen als in der füheren Literatur üblich war. Sondern er hat auch vor allem die italienische Geschichtsliteratur in viel größerem Umfange zur Vergleichung herangezogen als frühere Forscher. Der eigentliche Charakter der deutschen humanistischen Historiographie läßt sich nur auf diesem Wege erkennen. Das Buch hat es mir möglich gemacht, in der Anführung von Literatur in dem folgenden Abschnitte noch viel sparsamer zu sein als sonst.

Über die patriotischen Tendenzen der deutschen Humanisten vgl. u. a. Horawitz in Müllers *Zeitschrift für deutsche Kulturgesch.* IV, 65 ff.; Knepper, *Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsäßischen Humanisten* 1898 (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssen I, 2 u. 3); P. Thierse, *Der nationale Gedanke und die Kaiseridee bei den schlesischen Humanisten* 1908 (Breslauer Studien zur Geschichte 2).

β) Schedel und Nauclerus.

Von den italienischen Humanisten hatte nur Sabellicus (S. 33 ff.) den Versuch einer Weltgeschichte gemacht. Man muß seine *Enneaden* mit den (früher verfaßten) Weltchroniken Schedels und Nauclerus' vergleichen, um den Unterschied zwischen dem echten Humanismus der Italiener und der, abgesehen von wenigen formalen Äußerlichkeiten, noch ganz mittelalterlichen Bildung der meisten deutschen humanistischen Autoren zu erkennen.

Die altchristliche Einteilung in Weltalter beherrscht bei Schedel (Hartmann Sch., geboren um 1440 zu Nürnberg, 1484 Stadtphysikus daselbst, gestorben 1514) noch die ganze Darstellung. Die heilige Geschichte steht in seinem zum ersten Male 1493 zu Nürnberg gedruckten *Liber Chronicarum* (von Adam bis Maximilian I. oder vielmehr bis zum jüngsten Gericht; mit phantastischen Porträts und zum Teil authentischen Städtebildern) wieder durchaus im Vordergrunde. Die Form ist mittelalterlich kunstlos: eine unzusammenhängende Reihe Kapitel. In der Kritik geht Schedel noch hinter Petrarca zurück: er weiß noch nicht einmal, daß für die alte Geschichte nur antike Autoren zu benutzen sind und erzählt den trojanischen Krieg nach Vincenz von Beauvais. Wundergeschichten nimmt er anstandslos auf.

Sein Werk ist eine bloße Kompilation und in der Hauptsache nicht einmal eine originelle Kompilation. Schedel hat vielmehr seiner Darstellung das *Supplementum Chronicarum* des Frater Jacobus Philippus Foresta von Bergamo (zuerst Venedig 1483) zugrunde gelegt, ein nur in Einzelheiten vom Humanismus be-

rührtes Buch, das Schedel dann aber erst noch auf den Standpunkt des Vincenz von Beauvais zurückschraubte. Was Schedel hinzufügt, ist wörtlich fremden Autoren, meist italienischen, entnommen. Selbst seine deutsche Auffassung „ist mehr auf das negative Moment beschränkt" (Haitz, *H. Sch.s Weltchronik*, Münchn. Diss. 1899, S. 43), d. h. Schedel unterdrückt bloß die Bemerkungen, die in Deutschland hätten einen unangenehmen Eindruck machen können. Seine *Weltchronik* ist wohl nicht viel mehr als eine ungenierte Buchhändlerspekulation: eine rasch für das deutsche Publikum appretierte Ausgabe des *Supplementum*. Vgl. neben der Diss. von Haitz die Diss. von J. Sprengler, München 1905 und Joachimsen, *Geschichtsauffassung* I, 80 ff. und die dort angeführte Literatur.

Etwas selbständiger ist Nauclerus (Johannes Verge oder Vergenhans, geboren zwischen 1425 und 1430 wahrscheinlich im Württembergischen, 1450 bis 1459 Hofmeister des späteren Herzogs Eberhard, 1477 Professor des kanonischen Rechts zu Tübingen, gestorben 1516) der um 1504 *Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium chronici Commentarii* verfaßte (von der Erschaffung der Welt bis 1501; erste Ausgabe nach dem Tode des Autors, Tübingen 1516; vgl. E. Joachim, *J. N. und s. Chronik*, Götting. Diss. 1874 [notwendige Ergänzungen in der Rec. der *Hist. Ztschr.* 34 (1875), 423 ff.]; D. König in den *Forsch. zur deutsch. Gesch.* XVIII, 47 ff.; Th. F. A. Wichert, *Jakob von Mainz*, 1881; Joachimsen, *Geschichtsauffassung*, 91 ff.).

Nauclers Werk ist zwar in der Hauptsache auch eine Kompilation. Aber er kannte wenigstens die gangbarsten italienischen Humanisten und lehnte sich in der Form etwas mehr als Schedel an diese an (er beseitigte die Einteilung in Kapitel und ordnete seinen Stoff annalistisch an). Er versuchte hie und da selbst kritisch Stellung zu nehmen, meist allerdings mit wenig Glück, wie er denn auch den falschen Berosus gläubig akzeptierte. Aber im ganzen und großen blieb der Tübinger Kanonist doch noch ganz in den Anschauungen seines Standes stecken. Er bewahrte das System der sechs Weltalter und kombinierte es mit einer Einteilung nach Generationen Christi. Obwohl die deutsche Geschichte durchaus im Vordergrunde steht, wagte er doch nicht, diese aus der *Weltgeschichte* herauszuschneiden. Dazu sind ihm die juristischen Formeln schon zu heilig. Man kann sagen, daß bei ihm mit der Verengerung der kaiserlichen Machtsphäre auch der Umfang des historischen Stoffes immer kleiner wird, ohne daß der Autor die Prätension aufgäbe, eine Geschichte des Erdkreises zu schreiben.

Wie bei den meisten deutschen Humanisten, so ist auch bei Naucler der Stammespatriotismus stärker entwickelt als der Reichspatriotismus: während er in der Besprechung der Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum im allgemeinen mehr der Auffassung der Kurie zuneigt und jedenfalls nach Unparteilichkeit strebt, weiß er die schwäbischen Kaiser aus dem Geschlechte der Staufen als seine Stammesgenossen nicht genug zu preisen.

Einzelne Erzeugnisse der deutschen humanistischen Historiographie sind so sehr von patriotischen Tendenzen beherrscht, daß sie eher zur publizistischen als zur historischen Literatur zu zählen sind. Als Repräsentant der Gattung mag hier Wimpfelings *Epitome rerum Germanicarum* angeführt werden, eine Schrift, die sich ebenso sehr durch Mangel an Kritik und schülerhafte Komposition wie durch bramarbasierenden Nationalismus auszeichnet. Ihre Bedeutung für die Geschichte der Historiographie beruht ausschließlich darauf, daß sie den ersten Versuch einer deutschen Geschichte darstellt.

Wimpfelings Ziel ist, die vaterländische Geschichte gegenüber der ausländischen zu Ehren zu bringen; als Mittel dazu dienen begeisterte Lobsprüche auf die deutschen Kaiser (besonders den lebenden Maximilian) und die deutschen Tugenden einerseits, gehäßige Ausfälle gegen die Nachbarvölker (vor allem die Franzosen) anderseits. Nachrichten, die seiner Tendenz nicht passen, verändert er unbedenklich: *Tatsachen, die den Ruhm Deutschlands oder seiner Herrscher verkleinern, werden meist weggelassen oder in ihrer Wirkung auf den Leser abgeschwächt* (E. Bickel, *W. als Historiker*, Marburg. Diss. 1904, S. 64).

Wimpfeling ist im übrigen, obwohl er die italienischen Historiographen recht gut auszunützen weiß (seine Erzählung setzt sich bis auf die Zeiten Friedrichs III. fast ganz aus Exzerpten aus Platina, Blondus und Äneas Sylvius zusammen), vom Geist des Humanismus nur ganz oberflächlich berührt: pseudoantike Fabeln weiß er noch nicht als solche zu erkennen und er glaubt noch daran, daß in der Geschichte eine göttliche Vorsehung walte. Auch er ist übrigens trotz seiner nationalen Tendenz ein eifriger Lokalpatriot: ohne Rücksicht auf den Zusammenhang sind in seine *Epitome* verschiedentlich Lobsprüche auf das Elsaß eingeschoben.

Jakob Wimpfeling (Wimpheling) (geboren 1450 zu Schlettstadt, Professor der Theologie zu Heidelberg, von 1501 an zu Straßburg, gestorben 1528 zu Schlettstadt) verfaßte mit Benutzung eines ungedruckten Werkes Sebastian Murrhos aus Schlettstadt *De virtutibus et magnificentia Germanorum* seine *Epitoma Rerum Germanicarum usque ad nostra tempora* (bis 1504). Erste Ausgabe Straßburg 1505; wiederholt u. a. bei *Schardius redivivus* I (Gießen 1673). — Vgl. neben Bickel J. Knepper, *J. W.* 1902 (*Erläuterungen und Ergänz. zu Janssen* III, 2 bis 4); Joachimsen, *Geschichtsauffassung*, 64 ff.

2) Die protestantische Historiographie.

Daß die mittelalterliche theologische Auffassung der Geschichte in Deutschland zunächst beibehalten wurde, beruhte einerseits auf der oberflächlichen humanistischen Bildung der Historiker, anderseits auf der nationalen Bedeutung des Kaisertums.

Die alten Anschauungen wären vielleicht auch in Deutschland im Laufe des 16. Jahrhunderts verschwunden, wenn die humanistische Bildung sich ungestört hätte weiter ausbreiten können. Es ist dies bekanntlich nicht der Fall gewesen. Die lutherische Reformation hat die Entwicklung des deutschen Humanismus geknickt, bevor sie recht eingesetzt hatte.

Die Reformatoren nahmen natürlich für die theologische Auffassung Partei. Sie schlossen sich nicht nur an die altchristliche Geschichtsdoktrin an, sondern sie kanonisierten sie und verschafften ihr im Unterrichte offizielle Geltung. Wiederum geriet die Geschichte unter die Herrschaft der Theologen. Wie hätte da eine politische Geschichtschreibung großen Stils entstehen können!

Wie schwer das theologische System auf der Historie lastete, zeigt am besten die Historiographie der deutschen Aufklärung, deren universalhistorische Versuche an Freiheit der Kritik sogar hinter den gleichzeitigen englischen Werken zurückstehen.

1. Das klassische Werk der neuen Richtung ist von dem Begründer der protestantischen gelehrten Theologie selbst verfaßt worden.

Doch war Melanchthon nicht der erste, der es als seine Aufgabe betrachtete, humanistische Form und theologische Geschichtsauffassung im Sinne der neuen Lehre in eine äußerliche Verbindung zu bringen. Schon vor ihm hatte der Hofastronom und Diplomat Carion eine Weltchronik vom Standpunkt Wittenbergs aus geschrieben (*Chronica*, von der Schöpfung bis 1532 reichend, erste Ausgabe Wittenberg 1532. — Johannes Carion [1499 bis 1537], geboren zu Bietigheim in Württemberg, studierte zu Wittenberg, wurde später Hofastronom bei Kurfürst Joachim I. von Brandenburg. Sein Werk wurde vor dem Druck von Melanchthon durchgesehen. Vgl. H. Ziegler, *Das Chronic. Car.*, 1898). Melanchthon hat dies Werk später gründlich umgearbeitet. Man kann nicht sagen, daß es dabei gewonnen hat. Das Original Carions war das Werk eines gläubigen protestantischen Laien,

die Umarbeitung die Arbeit eines Theologen. Wir finden allerdings schon bei Carion die meisten theologischen Gesichtspunkte der spätern Fassung: bereits Carion sieht die Geschichte der Kirche, die er mit Adam beginnen läßt, vor Christus in den Schicksalen des jüdischen Volkes verkörpert, spricht von den vier Monarchien und den Weltaltern und betrachtet die Geschichte als moralische Lehrmeisterin der Fürsten. Wir wissen denn auch, daß sein Werk vor dem Drucke die Zensur Melanchthons durchlaufen hat. Aber mag dieser auch noch so stark eingewirkt haben, bei Carion steht doch die eigentliche Historie noch im Vordergrund. Carion benutzte die Tradition, die biblische vor allem, aber auch die profane, allerdings ganz kritiklos. Aber er verstand es nicht übel, aus ihr die wichtigern Tatsachen herauszugreifen. Er brach mit dem annalistischen Schema und versuchte, die Geschichte einzelner Länder im Zusammenhang zu erzählen. Gegen den Schluß zu wird allerdings seine Chronik zu einer bloßen Notizensammlung. Aber den Ruhm einer saubern, wenn schon durchaus sekundären Arbeit wird man ihr nicht wohl streitig machen können.

Ganz anders Melanchthon in seiner Bearbeitung (*Chronicon Carionis, latine expositum et auctum* [bis zu Karl dem Großen]; erste Ausgabe 1558 bis 1560; wiederholt im *Corpus Reform.* XII [1844]; später von Kaspar Peucer [1525 bis 1602] bis zur Zeit Karls V. fortgesetzt.) Das verhältnismäßig solide Gerippe seines Vorgängers durchsetzte er mit meist recht wertloser Gelehrsamkeit und einer in der Regel unfruchtbaren Ostentation griechischer Kenntnisse. Wenn bereits Carion die Geschichte der Kirche von der Erschaffung der Welt an hatte darstellen wollen, so suchte Melanchthon dazu nun auch die Geschichte der *wahren Lehre* von Adam an zu erforschen, so daß bei ihm Subtilitäten der lutherischen Dogmatik auf ungehörige Weise die Berichte der Tradition überwuchern. Er verfuhr ebenso unhistorisch wie die Magdeburger Zenturiatoren, nur mit dem Unterschiede, daß diese wenigstens nur eine Geschichte der Kirche schreiben wollten, Melanchthon aber die ganze Weltgeschichte nach den Kategorien der *Loci* behandelte.

Die Geschichte wird bei ihm gänzlich theologisch-pädagogischen Zwecken untergeordnet. Seine Lehrsätze sind rein doktrinären Ursprungs. Seine politischen Anschauungen sind die eines ängstlichen Gelehrten und Kleinbürgers. Der Staatsmann soll aus der Geschichte eine utopische Friedens- und Gerechtigkeitspolitik lernen; denn ungerecht begonnene Kriege und Tyrannei werden von Gott bestraft. Der Bürger soll lernen, daß er sich aller Neuerungen in der Religion zu enthalten und sein Vertrauen allein auf Gott zu setzen hat, der seine Kirche nie verlassen wird. Auf Irrtum in der Lehre folgt Blindheit und Zerrüttung. Melanchthon ging nicht nur insofern wieder auf das Mittelalter zurück, als er der Gottheit wieder eine direkte Einwirkung auf die Geschichte zuschrieb, sondern er wollte mit seinem Werke geradezu den Nachweis erbringen, daß der *Finger Gottes* in der Geschichte zu erkennen sei. Er wollte vielleicht direkt der italienischen humanistischen Historiographie entgegenwirken. Seine Chronik ist nicht nur ein theologisch aufgefaßtes Geschichtswerk, sondern dient dem Beweise einer theologischen These.

Literatur: Die Abhandlungen von Hartfelder (*M. als Präceptor Germaniae* in den *Monumenta paedag. Germ.* VII, 1889), S. Berger (in den *Theolog. Studien und Kritiken*, 1897, S. 781 ff.) und G. Ellinger (*Ph. M.*, 1902, S. 479) sind alle apologetisch befangen; auch fehlt ihren Verfassern die Kenntnis der italienischen humanistischen Historiographie, die allein Melanchthon als Historiker richtig einzuordnen erlaubt. Vgl. dazu R. Fester, *Sleidan, Sabinus, M.* in der *Hist. Ztschr.* 89 (1902), 1 ff. Gerühmt wird H. Brettschneider, *M. als Historiker* (Insterburger Programm 1880).

2. Melanchthons Bearbeitung Carions war direkt aus dem akademischen Unterricht heraus entstanden. Sie war daher wenigstens für einen Zweck, für die Verwendung in der Schule, hervorragend geeignet. Nimmt man sie als ein Lehrbuch, so wird man ihr gewisse pädagogische Vorzüge (z. B. die übersichtliche Anordnung) nicht bestreiten können. Man versteht dann auch den Erfolg, den sie in ihrer ersten und zweiten Fassung auch außerhalb Deutschlands fand. Es hatte bisher an einem

Handbuche der Universalgeschichte in humanistischem Latein gefehlt. Diese Lücke füllte das neue Werk aus. Wohl stand die deutsche Geschichte auch bei Carion in den spätern Abschnitten im Mittelpunkt der Darstellung. Aber als erste Einführung in die Universalgeschichte war seine Chronik trotzdem international brauchbar.

Nicht mehr als ein Schulbuch sollte auch der kurze Abriß der Weltgeschichte nach dem Schema der vier Weltreiche sein, den noch vor Melanchthon Johann Sleidan (S. 201 ff.) verfaßte. (*De quatuor summis imperiis* [bis zu Karl V.], zuerst Straßburg 1556.) Das unbedeutende Büchlein, das sich in Deutschland bis zur Aufklärung im Schulgebrauch erhielt, unterscheidet sich von der Chronik Melanchthons hauptsächlich durch sein entschieden protestantisches Urteil. (Über die Verwendung dieser Bücher im protestantischen Geschichtsunterricht einige Notizen bei G. Mertz, *Das Schulwesen der deutschen Reformation* [1902], S. 333 f.)

Die Literatur, die sich während zwei Jahrhunderten an Sleidan und Melanchthon anschloß und dann mit Gatterer (S. 374 f.) ihren Ausgang nahm, kann hier nicht wohl behandelt werden; ihre Besprechung gehört in eine Geschichte der Pädagogik. Die spätern Autoren blieben im wesentlichen durchaus in den Bahnen stecken, die ihnen ihre Lehrer vorgezeichnet hatten. Auch wenn sie die Materie in Einzelheiten anders anzuordnen versuchten — dem Rektor Cellarius (1638 bis 1707) verdankt man, heißt es, die definitive Einführung des Wortes *Mittelalter* in den historischen Unterricht (*Historia medii aevi*, Zeitz 1688); der Leydener Geschichtsprofessor Georg Horn (1620 bis 1670) verknüpfte (unklar genug) die Einteilung nach den vier Weltreichen mit einer geographischen Gliederung des Stoffes (*Brevis et perspicua introductio ad universalem historiam*, Leyden 1665) — so verfolgten sie ausschließlich pädagogische Absichten: der historische Stoff sollte dem Anfänger so bequem und übersichtlich wie möglich dargeboten werden. Der lange berühmte Rektor Hübner (1688 bis 1731) erregte nur dadurch Aufsehen, daß er die herkömmlicherweise zur Historie gezählten Notizen, um die Geschichte ganz der Theologie anzunähern, in Katechismusform brachte (*Kurze Fragen aus der politischen Historia*, Leipzig 1702 ff.).

An eine prinzipielle Opposition gegen die theologische Auffassung der Geschichte dachte keiner dieser Autoren, am wenigsten der strenggläubige Georg Horn, der zu Unrecht in neuerer Zeit als ein Vertreter moderner Ideen hingestellt worden ist. Schulbücher, wie die genannten Werke, sollten überhaupt nicht mit eigentlichen Geschichtswerken in einem Atem genannt werden. Daß sie lange Zeit in Deutschland die Geschichtsschreibung fast allein repräsentierten, mag es entschuldigen, wenn sie in einer Geschichte der deutschen Historiographie behandelt werden, kann es aber nicht rechtfertigen. (Nähere Angaben über diese Werke bei H. Wesendonck, *Gatterer und Schlözer* [1876], 11 ff. und M. Büdinger in der *Hist. Ztschr.* VII, 108 ff.)

3. Zu den Literaten, nicht zu den Historikern gehört Sebastian Franck (geboren 1499 zu Donauwörth, zuerst katholischer, dann evangelischer Geistlicher, zuletzt freier Schriftsteller, gestorben um 1542 zu Basel) der Verfasser der *Geschichtsbibel* (*Cronica, Zeitbuch und Geschichtsbibel von Anbeginn bis 1531;* zuerst Straßburg 1531) und des *Chronicon Germaniae* (*Chronica des ganzen teutschen Lands etc.*, Frankfurt 1538).

Franck fertigte aus den Kompilationen Schedels und anderer eine neue Kompilation an und übertraf dabei seine Vorgänger, wenn möglich, noch an Kritiklosigkeit, Formlosigkeit und Flüchtigkeit der Arbeit. Der Historiker, der die Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts behandelt, darf an dem originellen Kopfe, der die politische Geschichte vom demokratischen Standpunkte und die Kirchengeschichte vom Standpunkte der *Mystik* aus betrachtete, nicht vorübergehen. Die Geschichte der Historiographie hat sich bei ihm nicht aufzuhalten. Franck verstand es nicht, seine Tendenzen historisch fruchtbar zu machen. Er knüpfte seine Betrachtungen an historische Notizen an; aber er dachte nicht daran, den geschichtlichen Stoff selbst nach seinen Ideen umzugestalten. Er hat in die wüste Masse der Überlieferung ebensowenig Kohärenz zu bringen vermocht wie etwa Schedel. Die Germanistik

mag Francks sprachliche Meisterschaft preisen; die Geschichtsforschung kann nicht darüber hinwegsehen, daß d i e Partien, in denen Francks Individualität zum Ausdruck kommt, eigentliche historische *hors d'œuvres* sind.

Nur das e i n e Zeugnis wird ihm die Geschichte der Historiographie nicht versagen können, — daß er sich wenigstens offen als Kompilator bekannt hat (in der Vorrede zur *Geschichtsbibel*). Franck ist beinahe der einzige Historiker außerhalb Italiens, der sich als das gibt, was er ist. Während fast alle andern dem Leser Sand in die Augen zu streuen versuchen, betont Franck ausdrücklich, daß er manche Autoritäten nur aus zweiter Hand kenne. Sein Verzeichnis der benutzten Schriftsteller nennt nicht nur, wie üblich, die dem Verfasser bloß vom Hörensagen bekannten Quellen, sondern auch die wirklich benutzten. Freilich, alles sagt auch Franck nicht. In welchem Umfange er sich nicht nur auf sekundäre, sondern sogar auf tertiäre Autoritäten stützte, ist aus seinen eigenen Angaben noch nicht ganz zu ersehen. Erst die neuere Forschung hat das morsche Fundament seiner Werke vollständig bloßgelegt. (Vgl. speziell W. Prenzel, *Kritische Untersuchung und Würdigung von S. Francks Chronicon Germaniae* [Marburg. Diss. 1908]. Daneben H. Oncken in der *Hist. Ztschr.* 82 [1899]. Wenig brauchbar ist Bischof, *S. F. und die deutsche Geschichtschreibung*, 1857. Über Fr. im allgemeinen vgl. noch Erich Schmidt, *Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation*, 1904 [*Hist. Studien*, ed. Ebering 47]; A. Hegler, *Beiträge zur Geschichte der Mystik in der Reformationszeit*, ed. Köhler 1905.)

b) Die kaiserlich offiziöse Geschichtschreibung.

Die Haltung, die die deutschen Kaiser zu der nationalen Geschichtschreibung einnahmen, ist eine völlige Anomalie. Sie kann nur durch die eigentümlichen politischen Verhältnisse des Deutschen Reiches erklärt werden.

In allen andern Ländern (Frankreich, England, Schottland, Spanien, Polen, Ungarn usw.) suchten die Monarchen um die Wende des 15. Jahrhunderts die humanistische Landesgeschichtschreibung zu befördern. Maximilian stand diesen Bestrebungen fremd gegenüber. Er fühlte sich zu sehr als österreichischer Landesherr und als Kaiser, als daß er der deutschen Geschichte ein lebendiges Interesse hätte entgegenbringen können; seine Politik schien aus einer publizistischen Behandlung der deutschen Geschichte wenig Nutzen ziehen zu können. So enthält denn das einzige größere humanistische Geschichtswerk, das in seinem Auftrage ausgeführt wurde, nur eine österreichisch-dynastisch orientierte Geschichte der römischen Kaiser bis zur Gegenwart. Karl V. stand dann aus natürlichen Gründen der deutschen Geschichte erst recht teilnahmslos gegenüber.

Vgl. über die durchaus mittelmäßigen *Caesares* C u s p i n i a n s Joachimsen, *Geschichtsauffassung* I, 209 ff. (Johannes Spießheimer, genannt Cuspinianus, geboren 1473 zu Schweinfurt, gestorben 1529 zu Wien, wo er 1508 Celtis' Nachfolger als Professor geworden war, war mit dem ersten Entwurfe zu seinen *Caesares* schon 1512 fertig; gedruckt wurde das Werk aber erst 1540. Sie reichen von Julius Cäsar bis zu Maximilian und behandeln auch die oströmischen Kaiser. Die *Austria* Cuspinians, eine Landesbeschreibung, erschien 1553.)

Unbedeutende Elogien sind die von Joseph G r ü n p e c k (geboren zu Burghausen am Inn im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts, 1497 Geheimschreiber Maximilians und *Historicus kais. Majestät*, später humanistischer Wanderlehrer, gestorben um 1532) verfaßten Biographien Friedrichs III. und Maximilians I. (ge-

schrieben zwischen 1514 und 1516; zuerst im *Österr. Geschichtsforsch.* I, ed. Chme[l]. Vgl. die Einleitung zu der Übersetzung der *Historia* von Th. Ilgen in den *Ge[-]schichtschreibern der deutschen Vorzeit*, 1891).

Ähnlich wie Maximilian hatte sich bereits Friedrich III. zur humanistische[n] Historiographie gestellt; s. o. S. 116.

2. Die Schule des Blondus und die Vorarbeiten zu einer *Germania illustrata*.

Vergebliche Versuche, die *Italia illustrata* zu imitieren. Leichte[r] als an die rhetorische Annalistik der Brunischule schienen sich die deut[-]schen Humanisten an die antiquarische Richtung des Blondus anschließen zu können. Die Methode der *Italia illustrata* stellte nicht nur an die Form geringere Ansprüche als die stilistische Geschichtschreibung, sondern sie setzte vor allem nicht voraus, daß der Stoff eines Geschichtswerkes von einer bestehenden politischen Einheit aus abgegrenzt werden müsse. Italien, dessen Geschichte und Altertümer Blondus beschrieben hatte, war noch in ganz anderm Maße als das Germanien der deutschen Humanisten bloß ein geographischer Begriff. Die römische Verwaltungseinteilung, an die sich Blondus anlehnte, hatte mit den zeitgenössischen Staatenbildungen ebensowenig Zusammenhang, wie die deutschen Stämme der *Germania* des Tacitus mit den deutschen Territorialstaaten des 15. Jahrhunderts. Blondus' historische Arbeiten waren von allen italienischen Schriften die einzigen, die nach der Ausdrucksweise der deutschen Humanisten hätten als national bezeichnet werden können.

Schon frühzeitig setzten sich denn die deutschen Humanisten auch zum Ziele, ein nationales Seitenstück zur *Italia illustrata*, eine *Germania illustrata*, zu schaffen. Sie haben ihre Absicht nie erreicht, waren auch nicht dazu imstande. Ihre wissenschaftlichen Bestrebungen waren zu sehr mit patriotischen Gefühlserregungen gemischt, als daß sie so nüchtern und sauber hätten arbeiten können wie Blondus. Es fehlte ihnen sowohl an Unabhängigkeit den nationalen Legenden gegenüber, wie an kritischem Sinn und methodischer Gelehrsamkeit. Es ist kein Zufall, daß die deutschen Humanisten vielfach nicht über Versuche hinauskamen. Der Poet Celtis ließ es bei pomphaften Ankündigungen bewenden, und Aventin (u. S. 194 ff.) blieb in den ersten Anfängen stecken — Anfängen, die übrigens wenig versprechen, denn sie geben hauptsächlich — patriotisch verbrämt — die Erzählungen des falschen Berosus wieder. Die *Germaniae exegesis* des Irenicus (Franz Fritz, geboren um 1495 zu Ettlingen, gestorben um 1559 zu Gemmingen; erste Ausgabe Hagenau 1518) anderseits, das einzige Werk, das den Stoff wenigstens äußerlich vollständig behandelte, wurde schon von den Zeitgenossen in Deutschland abgelehnt.

Beatus Rhenanus. Nur ein Autor stand über dieser unerfreulichen Tendenzgeschichtschreibung. Beatus Rhenanus (geboren 1486 zu Schlettstadt, gestorben 1547 zu Straßburg, 1511 bis 1527 in Basel) löste wenigstens für einen Teil des Stoffes die Aufgabe, die Methode des Blondus auf die deutsche Geschichte zu übertragen.

Der Schlettstadter Humanist hatte nicht umsonst enge Beziehungen zu Erasmus unterhalten. Er hatte von diesem die Grundsätze leidenschaftsloser Kritik und solider gelehrter Arbeit gelernt. Er suchte die Quellen zur älteren deutschen Geschichte ebenso kühl philologisch zu interpretieren, wie sein Meister die Autoritäten der kirchlichen Lehre. Freilich mit dem Erfolge, daß er dann unter den deutschen humanistischen Historiographen ebenso einsam dastand, wie Erasmus unter den deutschen Humanisten überhaupt.

Beatus Rhenanus wurde bei seinen Forschungen von wirklich wissenschaftlichen Interessen geleitet. Der Trieb nach historischer Erkenntnis war in ihm stärker als das Streben nach patriotischer Erbauung. Er wollte sich vor allem über die realen Verhältnisse Klarheit verschaffen. Er war zwar keineswegs unbefangen, sondern vertrat auch in der Geschichte den deutsch nationalen Standpunkt. Aber nie führten ihn seine Tendenzen dazu, den Tatsachen Gewalt anzutun.

Es gibt wenig Erzeugnisse der Blondusschule, die es an Kritik und Gelehrsamkeit mit seinen *Drei Büchern deutscher Geschichte* (*Rerum germanicarum ll. III*; zuerst Basel 1531) aufnehmen können. Beatus Rhenanus ging überall auf die Quellen zurück und zitierte diese sorgfältig. Die Fälschungen des Annius von Viterbo und Tritheims wies er entschieden zurück. Er war wie Blondus der Rhetorik abhold und verzichtete lieber auf jede Komposition überhaupt, als daß er den Stilisten Konzessionen gemacht hätte. Er reihte die Zeugnisse der Quellen über die Sitten und das Recht der Germanen ebenso äußerlich nebeneinander auf, wie Blondus seine Notizen in der *Roma triumphans*, die Beatus Rhenanus wohl als Vorbild diente. Nur als Kritiker stand er insofern noch über dem Italiener, als er sich durch ein Gestrüpp von tendenziösen Fabeln und raffinierten Fälschungen durchzuarbeiten hatte, wie es Blondus nicht im Wege gestanden hatte.

So wenig wie jener wußte er freilich etwas Anderes an die Stelle der künstlerischen Anordnung zu setzen. Beatus Rhenanus war ein begabter Philologe, und seine Verdienste werden dadurch nicht geschmälert, daß seine oft recht kecken Konjekturen und Hypothesen nur selten das Richtige treffen. Sein Urteil ist immer verständig und wohl überlegt, im einzelnen oft auch recht glücklich formuliert. Aber es fehlte ihm die Kraft der historischen Konzentration. Er verstand es nicht, die Tatsachen zu einer Darstellung großen Stils zusammenzuschweißen. Er gab eine tüchtige, saubere Vorarbeit, die einem deutschen Machiavelli, wenn einer erstanden wäre, ebensogut hätte den Weg bahnen können, wie die Dekaden des Blondus dem Verfasser der *florentinischen Geschichte*. Es ist nicht Beatus' Schuld, daß er keinen solchen Nachfolger fand und daß überhaupt keine tiefere Wirkung von seinem Werke ausging.

Leider blieben seine *Res Germanicae* dazu noch Fragment. Beatus Rhenanus hat seine Darstellung nur bis zu den Zeiten der sächsischen Kaiser geführt und eingehend behandelt nur die Zeiten der Römer-

herrschaft und der Völkerwanderung. Es war ein unersetzlicher Verlust für die deutsche Geschichtschreibung, daß er nicht auch noch das deutsche Mittelalter bearbeiten konnte. Er war der einzige, der dazu als Kritiker imstande gewesen wäre. So ist denn die *Germania illustrata* ungeschrieben geblieben.

Über die Pläne einer *Germ. ill.* und Beatus Rhenanus ist vor allem zu vergleichen das 5. und 6. Kapitel bei P. Joachimsen, *Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung* I (1910), auf die auch für die Literatur verwiesen sei.

II. Die Stammes- und Lokalgeschichtschreibung.

1. Allgemeines.

Auch in die deutsche Stammes- und Lokalgeschichte fanden die Prinzipien der italienischen humanistischen Historiographie nur sehr partiell Eingang. In Italien hatten die Humanisten, soweit sie echte Jünger Brunis waren, überall die wunderbaren Gründungs- und Ursprungsgeschichten beseitigt. In Deutschland ließen die Humanisten das alte Fabelwerk in der Regel unangetastet. Auch hieran trug wohl nationale Eitelkeit die Hauptschuld. Die italienischen Städte und Staaten sollten nicht das Privileg haben, auf eine glorreiche Vorzeit, auf einen römischen Ursprung zurückblicken zu können. Die deutschen Historiographen mochten ebensowenig wie die schottischen und spanischen zugeben, daß aus der Zeit, da Griechen und Römer von nationalen Heldentaten berichteten, von ihrem Volke nichts bekannt sei, was sich mit diesen in Parallele setzen lasse. Da die echte Überlieferung versagte, so hielten sie sich an die Fabeln mittelalterlicher Geschichtsklitterer, die Fälschungen des Annius von Viterbo oder an eigene, mehr oder weniger ehrliche Kombinationen. Am beliebtesten war der Weg, den schon Jordanis eingeschlagen hatte, die Identifizierung eines modernen Völkernamens mit einem bei den antiken Historikern genannten. So setzte Krantz z. B. die Vandalen mit den Wenden gleich und behandelte in seiner Geschichte des wendischen Deutschlands auch den Untergang des afrikanischen Vandalenreichs; Aventin identifizierte die Illyrier mit den Bayern (er brachte seine Stammesgenossen dadurch sogar mit Alexander d. Gr. in Verbindung) und ließ die Römer durch den *Suevenhäuptling* Brennus überwinden. Die natürliche Folge war, daß die Geschichten deutscher Stämme nicht nur mit einer wertlosen Vorgeschichte belastet wurden, sondern aller künstlerischen Proportion ermangelten.

2. Krantz.

Albert K r a n t z (Crantz) (geboren gegen 1450 zu Hamburg, Professor der Theologie zu Rostock, 1486 Syndikus von Lübeck, 1492 Lektor der Theologie und Mitglied des Domkapitels in seiner Vaterstadt, mehrfach von der Hansa und Hamburg zu diplomatischen Missionen verwendet, gestorben 1517 zu Hamburg) arbeitete nebeneinander an vier historischen Werken, die er alle bei seinem Tode unvollendet zurückließ: 1. *Saxonia*, Geschichte des niedersächsischen Stammes,

Köln 1520. Eine Ergänzung hierzu ist die niedersächsische Kirchengeschichte, die unter dem Titel *Metropolis seu historia de ecclesiis sub Carolo M. in Saxonia instauratis* zum ersten Male Basel 1548 ediert wurde. 2. *Vandalia*, Geschichte der Wenden an der deutschen Ostseeküste, Köln 1519. 3. *Chronica regnorum aquilonarium* nach dem ersten der drei Teile (*Dania*, *Suecia*, *Norvagia*) gewöhnlich *Dania* genannt. Straßburg 1546 (1545 in deutscher Übersetzung). Die Erzählung ist in allen diesen Werken bis auf die Zeit des Verfassers fortgeführt; sie verweisen gegenseitig aufeinander. — Vgl. das Literaturverzeichnis bei E. Schäfer, *Zur Geschichtschreibung des A. K.*, 1898; Schärffenberg, *Die Saxonia des A. K.*, Kieler Diss. 1893.

Unter allen deutschen Stammeshistorikern ist wohl der Niedersachse Albert Krantz der bedeutendste. Es kam ihm zugute, daß er noch vor der Reformation lebte. Er schrieb zu einer Zeit, wo die mittelalterliche Geschichte noch unbefangen betrachtet und die Anregungen des italienischen Humanismus noch relativ ungestört benutzt werden durften.

Krantz kombinierte die Methode des viel gelesenen Äneas Sylvius mit der des Blondus. Der *Italia illustrata* entnahm er das Prinzip, statt der Geschichte eines politisch organisierten Territoriums lieber die eines Stammes zu behandeln; von der *Historia Bohemica* des Äneas rührt die Gliederung der Erzählung in Kapitel und die Vorliebe für geographische und ethnographische Exkurse her.

Die Methode der Italiener wurde freilich bei Krantz vergröbert. Aber er schloß sich doch enger an den italienischen Humanismus an als irgendein anderer deutscher Historiograph. Er verwarf Mirakelgeschichten und abenteuerliche Legenden, schmückte novellistisch dankbare Partien rhetorisch aus und legte antike Reminiszenzen und epigrammatische Sentenzen ein. Für die alte Geschichte benutzte er nur antike Quellen, freilich darunter den falschen Berosus. Was seine Werke unter die italienischen stellt, das ist, abgesehen von den Mängeln der Form, erstens die bereits erwähnte unglückliche Tendenz, moderne Völkernamen mit antiken zu identifizieren, und dann die patriotische Parteilichkeit. Krantz schreibt durchaus vom niedersächsischen und hamburgischen Standpunkt aus. Quellenstellen, die der nationalen Legende unbequem sein könnten, korrigiert er unbedenklich. Nichtdeutsche behandelt er mit Verachtung. Charakteristisch ist seine Abneigung gegen die Italiener, denen er doch als Historiker so gut wie alles verdankte. Obwohl er wissen mußte, daß diese seit Petrarca alles, was ihnen von antiken Autoren in die Hände gefallen war, veröffentlicht hatten, wagte er es doch, sie der Unterschlagung eines römischen Literaturwerkes zu bezichtigen. Sie besäßen, meint er, den vollständigen Tacitus, hielten aber aus Mißgunst gegen die Deutschen mit den unbekannten Teilen zurück! Es bleibt Krantz das Verdienst, die italienische historische Methode zum ersten Male auf die Geschichte Norddeutschlands und Skandinaviens angewandt zu haben.

Mit wenig Geist und Geschick wurde die *Saxonia* Krantz' später von dem Rostocker Theologieprofessor David Chytraeus (geboren 1530 zu Ingelfingen,

hielt von 1559 an als Professor der Theologie auch regelmäßig historische Vorlesungen, gestorben 1600 zu Rostock) fortgesetzt.

Chytraeus war ein getreuer Jünger Melanchthons und behandelte auch die Geschichte ganz im Sinne des Meisters. Originell war er nur insofern, als er dessen Methode auch auf die Zeitgeschichte übertrug. In der Form nahm er sich die seit Blondus übliche historisch-geographische Anordnung zum Muster und gab statt einer Erzählung eine Sammlung Ländergeschichten. Seine Schriften können daher nur als Nachschlagewerke, als *Geschichtskalender*, dienen und haben auch als solche geringen Wert. Selbständiges Urteil fehlt gänzlich. Als Quellen benutzte Chytraeus meist Relationen und Briefzeitungen, mit Vorliebe offizielle. Er war übrigens, da er sich mit der Geschichte seiner Zeit befaßte, natürlich ganz und gar von seinen Landesherren abhängig. Sein Verhältnis zu den mecklenburgischen Herzogen hätte ihn auch dann an einem persönlichen Urteile verhindert, wenn seine ängstliche Gelehrtennatur überhaupt zu einem solchen fähig gewesen wäre. Denn Chytraeus pflegte auch da, wo ihm seine Dienstherren freies Spiel ließen, die geschichtlichen Tatsachen aus pädagogischen Bedenken zu verstümmeln. Ganz wie Melanchthon beurteilte er die Geschichte nur als Theologe. Man findet bei ihm weder Ansätze zu pragmatischer Behandlung noch gar eigentlich historische Gesichtspunkte.

Von seinen Werken (vgl. die vollständige Bibliographie bei D. Klatt, *D. Ch. als Geschichtslehrer und Geschichtsforscher* Rostocker Diss. 1908 S. 163 ff.) seien hier angeführt: Fortsetzung der *Metropolis* des Krantz bis 1582 (zuerst 1582); bis 1585 zusammen mit der *Vandaliae et Saxoniae Alberti Cranzii continuatio* Wittenberg 1585. In den spätern Ausgaben dann immer bis auf die letzten Jahre nachgeführt (zuletzt bis 1600). Die *Continuatio* wurde später auch nur *Chronicon Saxoniae* oder *Saxonia* genannt. Dagegen erschien von 1589 an (zu Rostock) die *Vandalia* als besondere Schrift. Chytraeus verfaßte ferner eine Fortsetzung der preußischen Geschichte von Schütz (Eisleben 1599) und stellte die wichtigsten Dokumente zur Geschichte der Augsburgischen Konfession zusammen (Rostock 1576; das Buch erhielt den irreführenden Titel *Historia der Augsburgischen Konfession*). — Vgl. außer der angeführten Schrift von Klatt O. Krabbe, *D. Ch.*, 1870; P. Paulsen, *D. Ch. als Historiker* (Rostocker Diss. 1897).

3. Aventin.

Johannes Turmair, nach seiner Vaterstadt Abensberg Aventinus genannt (geboren 1477, 1509 mit der Erziehung der herzoglich bayerischen Prinzen Ludwig und Ernst betraut, 1517 von den Herzogen Wilhelm und Ludwig zum *bayerischen Geschichtschreiber* ernannt, später Mitglied der protestantischen Gemeinde zu Regensburg, gestorben dort 1534) verfaßte (vgl. *Joh. Turmairs genannt Aventinus sämmtliche Werke*, 1881 bis 1908): 1. *Annales ducum Boiariae* (bis 1460), geschrieben 1519 bis 1521. Erste Ausgabe (verstümmelt) Ingolstadt 1554, vollständiger Basel 1580; *Werke* II und III. Von ihm selbst 1526—33 deutsch bearbeitet; diese Redaktion (bis 1508) erschien zuerst Frankfurt 1566 als *Bayerische Chronik*. *Werke* IV und V. Aventin hatte bereits 1522 zu Nürnberg einen Auszug aus diesem Werke unter dem Titel *Bayrischer Chronikon kurzer Auszug* herausgegeben. Seine Karte Bayerns wurde 1899 von J. Hartmann für die geographische Gesellschaft in München ediert. — 2. *Germania illustrata*. Begonnen 1531. Vollendet ist nur das erste Buch, das als *Chronica von Ursprung, Herkommen und Taten der uralten Deutschen* 1541 zu Nürnberg gedruckt wurde. — 3. Kleinere Spezialarbeiten sind die Annalen des Klosters Scheyern (508 bis 1517), zuerst Zweibrücken 1600; die *Historia Otingae* (Nürnberg 1518); das *Herkommen der Stadt Regensburg*, zuerst bei Oefele, *Script. rer. Boic.* II (1763) u. a. m.

Die Literatur über Aventin leidet an dem Fehler, daß ihre Verfasser A. wohl etwa mit den gleichzeitigen deutschen Humanisten, nicht aber mit seinen italienischen Vorgängern vergleichen. Die Originalität Aventins und seine Leistungen als gelehrter Arbeiter sind daher bedeutend überschätzt worden. Vgl. Th. Wiede-

mann, *J. Th. genannt A.*, 1858. Über Aventins Ansichten vom deutschen Altertum und deren langandauernde Nachwirkungen Fr. Gotthelf, *Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts*, 1900 (Munckers *Forschungen zur neuern Literaturgeschichte* 13). Vgl. ferner Nürnberger im *Neuen Archiv* XI (1886), 12 ff.; M. Lenz in der *Ztschr. für die Gesch. des Oberrheins*, N. F. IX, 629 ff. (biographisch); W. Meyer in den *Abhandl. der Münchn. Akad.* Phil.-philol. Kl. 17 (1886), 742 ff., Wegele, *A.*, 1890.

Aventins historische Methode. Von den Stammeshistorikern, die nach der Reformation schrieben, ist der berühmteste der bayerische Historiograph Aventin.

Eifriger als in andern deutschen Fürstentümern wurde die offizielle Landesgeschichtschreibung nach italienischem Muster in Bayern gepflegt. Der Mann, den die Herzoge im Jahre 1517 zu ihrem Historiographen erwählten, hatte manche Vorzüge. Er besaß eine akzeptable Kenntnis der italienischen humanistischen Historiker, eine tüchtige humanistische Bildung und war ein unermüdlicher Sammler. Er kannte sein Volk genau und verstand, vortrefflich zu erzählen. Leider ließ auch er sich durch die unhistorischen Tendenzen der deutschen Humanisten auf Abwege führen.

Aventin versuchte, wie viele außeritalienische Humanisten, die gelehrte Geschichtschreibung mit der rhetorischen zu verbinden und wollte zugleich der Blondus und der Bruni seines Landes sein. Wie fast alle andern scheiterte er an dieser Aufgabe, und die Folge ist, daß es seine *bayerische Geschichte* weder als gelehrte Leistung mit den Schriften des Blondus oder Calchi, noch als Kunstwerk mit den Meistern der Brunischule aufnehmen kann.

Aventin hatte sein Material mit ungeheuerm Fleiße gesammelt. Er zog es so vollständig heran, wie vor ihm wohl nur Calchi. Wie dieser benutzte er auch Urkunden, Inschriften und Literaturdenkmäler als geschichtliche Zeugnisse. Aber es fehlte ihm nicht nur an Kritik — er verwertete unbedenklich die in Italien von Anfang an zurückgewiesenen Fälschungen des Annius von Viterbo und zahlreiche untergeschobene mittelalterliche Urkunden —, sondern er gab seine Quellen ebenso flüchtig wieder, wie die Anhänger der rhetorischen Richtung. Calchi hatte seine Gewährsmänner mit musterhafter Präzision angeführt. Aventin begnügte sich in der Regel mit ganz unbestimmten Angaben, und es ist meist unmöglich, aus seinem Texte allein zu entscheiden, wo die Überlieferung aufhört und die rhetorische oder novellistische Ausschmückung beginnt. Weniger scharf als Blondus z. B. schied er auch zwischen primären und sekundären Quellen.

Aventin als Darsteller und seine protestantische Polemik. Man kann nicht sagen, daß Aventin für diese Mängel durch Vorzüge der Darstellung entschädige. Zwar daß sein schwerfälliges Latein von der eleganten Diktion der Italiener recht sehr absticht, hat wenig zu bedeuten. Aber seinem Werke fehlt die Komposition, gerade und vor allem vom humanistischen Standpunkt aus. Bruni und seine Nachfolger hatten die formlosen mittelalterlichen Geschichtswerke, die zu-

gleich Welt- und Stadtchroniken gewesen waren, durch abgerundete Darstellungen ersetzt, in denen nur die Geschichte eines Territoriums behandelt wurde. Aventin lehnte es ab, den italienischen Humanisten in dieser Beziehung zu folgen. Daß er die Geschichte Deutschlands nicht ausschließen konnte, war selbstverständlich. Aber er erzählte die alte deutsche und sogar die römische Geschichte der Kaiserzeit so ausführlich, als ob er eine Universalhistorie hätte schreiben wollen. Und er konnte, da er der nationalen Ruhmbegierde einmal soweit nachgegeben, natürlich auch der Versuchung nicht widerstehen, selbst da, wo die Quellen nichts davon sagten, von Heldentaten der Bayern zu berichten. So ist denn sein Werk weder eine bayerische noch eine deutsche Geschichte: die Entwicklung des bayerischen Stamms oder des bayerischen Herzogtums wird niemand aus ihm kennen lernen können.

Aventins Ruhm beruhte denn auch nicht eigentlich auf seinen historischen Leistungen. Seine Werke wurden populär, weil sich in ihnen eine kräftige Persönlichkeit deutlich aussprach. Aventin hat sich durch seine amtliche Stellung so gut wie gar nicht einengen lassen. Er hütete sich zwar, über die Mitglieder der Dynastie direkt etwas Ungünstiges zu sagen. Aber er hielt es nicht für nötig, sein Urteil auch im übrigen den politischen Grundsätzen des Herzoghauses anzupassen.

Seine Geschichtsphilosophie ist an sich nun allerdings wenig bedeutend und originell: seine historischen Reflexionen wiederholen in der Regel bloß Gemeinplätze der Schulmoral. Aber Aventin war gerade darin ein echter Vertreter der großen Mehrzahl seiner deutschen Zeitgenossen, daß ihn historische und überhaupt wissenschaftliche Probleme nur wenig bewegten im Vergleiche mit kirchlichen Fragen — im Vergleiche mit seinem theologisch nicht ganz abgeklärten, aber darum nur um so fester begründeten protestantischen Hasse gegen die katholische Kirche. Und dieser seiner Abneigung gegen die *Pfaffen* gab er nun in seiner bayerischen Geschichte, in der deutschen Bearbeitung noch mehr als in der lateinischen, ganz ungeschminkt Ausdruck. Kann er dem Klerus einen Hieb versetzen, so verschmäht er auch die törichtesten Beschuldigungen und die unflätigsten Schimpfwörter nicht. Selbst zu Fälschungen nimmt er etwa seine Zuflucht. Seine Tiraden gegen die Klerisei könnten den Zenturiatoren entnommen sein. Es ist wohl begreiflich, daß sein Werk, obwohl in offiziellem Auftrage verfaßt, zunächst unpubliziert blieb und erst längere Zeit nach seinem Tode auf protestantischem Boden unverstümmelt gedruckt wurde.

Es kam hinzu, daß Aventin die deutsche Sprache in einer Weise handhabte, wie es bis dahin bei deutschen Historikern unerhört gewesen war. Er war zwar als Stilist keineswegs frei von Manier. Sein Purismus ließ ihn lächerliche Sprünge machen: er übersetzte sogar fremde Eigennamen (Fabius Cunctator nennt er *Zauderer Bohnmeier*) und selbst ein Ausdruck wie *Prophet* fand vor seinen Augen nicht Gnade. Aber er hatte doch wenigstens von den Humanisten gelernt,

daß auch die Sprache künstlerisch behandelt werden könne. Seine Ausdrucksweise ist außerordentlich kräftig und anschaulich Selbst seine Weitschweifigkeit werden damalige Leser als einen Vorzug empfunden haben. Wie hoch steht die Sprache der *bayrischen Chronik* über dem unbehilflichen Chronikstil und dem schwerfälligen Amtsdeutsch, in dem sonst Geschichte geschrieben zu werden pflegte!

Seine Kenntnis des Volkslebens. Es kam schließlich noch hinzu, daß als Kenner des Volkes es nur wenige Historiker mit Aventin aufnehmen konnten. Es war nichts Neues, daß er seiner Erzählung eine Charakteristik von Land und Leuten vorausschickte; das pflegten seit der Entdeckung von Amerika alle humanistischen Historiker zu tun (vgl. Buch III Abschn. B). Aber wie er sein Programm ausführte, wie er, durchweg aus eigener Kenntnis schöpfend, Licht und Schatten gerecht verteilte, das stellt seine Schilderung weit über ähnliche Versuche Polydor Vergils, Buchanans usw. In allem, was er über volkstümliche Sitte und Literatur sagt, verrät sich der Mann, der in und mit dem Volke lebt. Es ist kein Zufall, daß Aventin gerade im 19. Jahrhundert warme Bewunderer gefunden hat.

Der Forscher darf dabei freilich nicht übersehen, daß Aventin vor allem deshalb so intim mit dem Volke fühlt, weil er selbst noch ganz in den populären Anschauungen stecken geblieben ist. Aventin stimmt mit seinem Publikum durchaus überein. Er spricht von Staat und Staatsverwaltung mit der naiven Borniertheit des »ehrlichen Manns aus dem Volke«. Er huldigt einem massiven Aberglauben und hat nie daran gedacht, an Wundergeschichten, die seine Quellen erzählen, einen Zweifel zu äußern.

4. Nürnberg und Meisterlin.

Die deutschen Reichsstädte haben die offiziöse Geschichtschreibung im humanistischen Stil nicht so eifrig gepflegt wie die italienischen Kommunen. Sie waren weniger unabhängig und trieben keine eigene auswärtige Politik. Rücksichten auf andere Glieder des Reichs hinderten sie, ihre politischen Ansprüche offen vor dem Publikum diskutieren zu lassen. Sie ließen sich ihre Geschichte nur zur eigenen Belehrung und zur Information künftiger Regenten darstellen; ihre in offiziellem Auftrage verfaßten Stadtgeschichten waren nicht für Auswärtige bestimmt. Die deutsche munizipale Geschichtschreibung hat unter diesen Umständen keine Geschichte.

Dies scheint vor allem aus dem Schicksal der Nürnbergischen Chronik Meisterlins, der ältesten humanistischen Stadtgeschichte in Deutschland, hervorzugehen.

Sigismund Meisterlin (geboren in den ersten Dezennien des 15. Jahrhunderts, Benediktinermönch zu St. Ulrich und Afra in Augsburg, später [um 1476] Prediger an der Kathedralkirche zu Würzburg; zeitweilig auch Prediger an der Sebalduskirche zu Nürnberg; zuletzt [1489] als Pfarrer von Feucht unweit Nürnberg genannt), ein Geistlicher, der mit einer zwar nur bescheidenen, aber für die damaligen Verhältnisse immerhin achtbaren humanistischen Bildung ausge-

rüstet war und sich bereits durch eine augsburgische Geschichte (*Chronographia Augustensium*, verfaßt auf den Wunsch des Augsburger Bürgermeisters Gossembrot 1456; 1457 dem Rat in deutscher Bearbeitung überreicht; die deutsche Fassung gedruckt Augsburg 1522; über das lateinische Original vgl. P. Joachimsohn, *Meisterlin*, 24 ff.) u. a. m. als Historiker ausgewiesen hatte, arbeitete, wenn auch vielleicht nicht geradezu im Auftrage des Rates, so doch jedenfalls mit dessen Einwilligung und Unterstützung eine Geschichte der Stadt Nürnberg aus (*Nieronbergensis Cronica* [bis 1419], die erste Redaktion geschrieben 1484/85, die zweite 1488. Die lateinische Fassung der zweiten Bearbeitung zuerst gedruckt bei Ludewig, *Reliquiae manuscriptorum medii aevi* VIII [Frankfurt und Leipzig 1726]; jetzt in den *Chroniken der deutschen Städte* III [1864]. Dort auch die deutsche Bearbeitung). Er hielt sich in allen politisch bedeutsamen Partien strikte an die Direktive des Rats, polemisierte gegen die Ansprüche der Burggrafen (die politische Tendenz hat ihn hier ausnahmsweise kritisch werden lassen) und vertrat in seiner Darstellung des Zunftaufstandes vom Jahre 1348 den Standpunkt der regierenden Gesagen Der Rat ließ ihm denn auch eine Belohnung zukommen. Trotzdem wurde sein Werk nicht gedruckt. Ja der Rat erteilte, wie sich mit ziemlicher Sicherheit sagen läßt, nicht einmal die Erlaubnis, davon Abschriften zu nehmen (wie es z. B. in Bern in ähnlichen Fällen üblich war). Er wagte es nicht, sich offiziell zu einem Werke zu bekennen, das mehr gab als eine bloße Aufzählung der Tatsachen und geneigt war, andere Stände zu verletzen.

Meisterlin war im übrigen weder ein großer Historiker noch eine eigentlich bedeutende Persönlichkeit. Seine Originalität beruht nur darauf, daß er als ziemlich der erste wenigstens e i n i g e Anregungen der italienischen Historiographie für die Geschichtschreibung der deutschen Städte fruchtbar gemacht hat. Sein Vorbild war vor allem Äneas Sylvius; daneben kannte und benutzte er auch Blondus. Doch scheute er sich nicht, neben diesen beiden auch Nachzügler der mittelalterlichen Manier wie Jacobus von Bergamo heranzuziehen. Seine humanistische Bildung ist überhaupt ganz äußerlich. Der Plan seines Werkes geht auf humanistische Vorbilder zurück, und die Sprache zeigt Anklänge an den neuen Stil. Aber das ist auch ziemlich alles, was Meisterlin dem Humanismus verdankt. Er benutzt für die Partien, die in die Zeit des Altertums fallen, noch mittelalterliche Quellen. Seinen geistlichen Stand verleugnet er nirgends. Von Reliquien spricht er mit schuldiger Devotion und den Zunftaufruhr des Jahres 1348 führt er auf eine Tücke des Satans zurück. Den Quellen gegenüber verhält er sich nicht nur unkritisch, sondern liederlich und unehrlich. Da ihm für die ältere Geschichte der Stadt so gut wie gar keine Zeugnisse zur Verfügung standen, so griff er zu Erfindungen, interpolierte fremde Texte und fabrizierte Anekdoten, besonders gern solche, die die Weisheit des fürsichtigen Rates in hellem Lichte erstrahlen ließen. Man muß die verschiedenen Fassungen der Nürnberger Chronik miteinander vergleichen, um einen Begriff davon zu bekommen, wie tendenziös und willkürlich Meisterlin die Quellenaussagen arrangiert. Er ist ein mittelalterlicher Chronist, der einiges von den Humanisten gelernt hat, kein Humanist selbst. Er kann höchstens auf den Namen eines gewandten Erzählers Anspruch erheben.

Vgl. P. Joachimsohn, *Die humanistische Geschichtschreibung in Deutschland I: die Anfänge, Sigismund Meisterlin* (1895).

5. Pirkheimer.

Wilibald P i r k h e i m e r (Pirckheimer) (aus einem Nürnberger Patriziergeschlecht, geboren 1470 zu Eichstädt, Jurist, Mitglied des Rats in seiner Vaterstadt, mehrfach zu Gesandtschaften verwendet; 1499 zum Anführer der Truppen ernannt, die Nürnberg zum Krieg des Reichs mit den Eidgenossen stellte; gestorben 1530) verfaßte: 1. *Bellum Suitense* (*Helveticum* in Pirkheimers Autograph). Der Titel ist nicht ganz zutreffend: nur das zweite Buch behandelt den *Schweizer*- oder *Schwabenkrieg* (1499); das erste gibt eine Übersicht über die frühere Geschichte der Eidgenossenschaft. Begonnen erst nach 1526; wahrscheinlich erst 1530 und nicht mehr vollendet. Es wurde daher erst 1610 in der von Goldast besorgten Aus-

gabe der *Opera* Pirkheimers publiziert und zwar in einer von Rittershausen überarbeiteten Form. Ausgabe nach dem Originalmanuskript von K. Rück 1895. — 2. *Germaniae ex variis scriptoribus perbrevis explicatio*, verfaßt 1530. In den *Opera* (1610). — 3. Eine Autobiographie, zum ersten Male ediert von Rück in seiner Ausgabe des *Schweizerkriegs*, 137 ff. — Vgl. Ranke, *Zur Kritik*, 119 f.; O. Markwart, *W. P. als Geschichtschreiber* (Basler Diss. 1886; eine der wenigen guten Arbeiten zur Geschichte der deutschen humanistischen Historiographie).

Ganz für sich steht die Monographie, die Wilibald Pirkheimer dem *Schweizerkriege* und der frühern Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft widmete.

Pirkheimers *Schweizerkrieg* ist von allen deutschen Geschichtswerken am reinsten im Stile der italienischen humanistischen Historiographie gehalten. Kein anderer deutscher Humanist hat die Vorschriften der Brunischule so getreu und verhältnismäßig so gewandt befolgt wie dieser Nürnberger Patrizier.

Eine organische Einheit gleich den bessern italienischen Werken ist allerdings auch seine Schöpfung nicht. Auch er hat gleichsam kontaminiert und seine Imitationen verschieden gearteter Werke nicht eben geschickt miteinander verbunden. Das erste Buch schließt sich ganz an die Methode Brunis an. Es übersetzt eine mittelalterliche Darstellung (Etterlins *Chronik der Eidgenossenschaft* 1507) genau mit denselben Mitteln ins Humanistische, wie Bruni Giovanni Villani. Der zweite Teil dagegen, die Schilderung des Krieges selbst, erinnert an die halb memoirenhaften Feldzugsberichte, wie sie etwa Contarini verfaßt hatte (o. S. 37). Nur daß Pirkheimer sich in einer ungünstigeren Lage befand als der venezianische General. Er nahm nicht an der obersten Leitung teil, sondern kommandierte nur sein Nürnberger Kontingent, d. h. eine Abteilung von sehr untergeordneter Bedeutung. Von dem allgemeinen Verlaufe des Krieges (den er sich hauptsächlich aus Etterlin rekonstruierte) konnte er daher nur ein ganz undeutliches Bild entwerfen. Anderseits steht das, was er von seinen eigenen Erlebnissen erzählt, mit den eigentlich historischen Abschnitten nur in loser Verbindung. Auch hat Pirkheimer seine Erinnerungen keineswegs historisch verarbeitet. Unwichtiges ist nicht ausgeschieden; hübsche realistische Anekdoten wechseln mit heroisch-theatralisch chargierten Erzählungen.

Pirkheimer verfolgte mit seiner Schrift eine ganz bestimmte Tendenz. Er wollte sich selbst und seine Vaterstadt gegenüber den Vorwürfen rechtfertigen, die ihnen von andern Ständen gemacht wurden. Seine eigentlichen Gegner sind daher nicht die Eidgenossen, sondern die süddeutschen Konkurrenten, die schwäbischen Städte, gegen die er besonderen Groll hegte. Mit Bitterkeit gedenkt er der Intriguen, die angeblich gegen Nürnberg beim Kaiser ins Werk gesetzt wurden. Trotz dieser Tendenz sind die allgemeinen Bemerkungen, mit denen Pirkheimer die Erzählung begleitet, das Bedeutendste an seinem Buche. Seine Raisonnements dringen zwar nicht tief ein und leiden vor allem an dem Fehler, daß sie — durch den Kontrast mit den zerfahrenen Zuständen bei der Reichsarmee verleitet — die Disziplin und die staats-

männische Kunst der Eidgenossen überschätzen. Aber Pirkheimer abstrahierte wenigstens von der humanistischen oder moralischen Phrase und brachte aus seiner Erfahrung als Staatsmann manche intelligente Beobachtung bei. Merkwürdig ist, daß er im Gegensatze zu den Italienern, wenn auch nur in sonderbar andeutenden Ausdrücken, an dem Gedanken einer ausgleichenden göttlichen Gerechtigkeit festhielt: daß die Eidgenossen seit dem Schwabenkriege so oft geschlagen wurden, ist die Strafe für den Verrat, den sie an Lodovico Moro begangen hatten (ed. Rück, S. 135 f.).

III. Die reichspublizistische Geschichtschreibung.

1. Allgemeines.

In Frankreich entwickelte sich neben der humanistischen Historiographie, und bald stärker als sie, die nationale Gattung der memoirenhaften Geschichtschreibung. Einen ganz ähnlichen Verlauf nahm in Deutschland die Entwicklung der reichspublizistischen Historiographie.

Die eigentümliche Verfassung des Deutschen Reiches rief eine Art der Geschichtschreibung hervor, die, obwohl in manchen Äußerlichkeiten an die humanistische Historiographie erinnernd, doch in ihrem Wesen von dieser ganz verschieden war. Die Stände des Reichs waren zwar in mancher Hinsicht so gut wie souverän; aber sie wurden doch noch durch einen föderativen Verband zusammengehalten. Die Gesetze, die ihre Beziehungen untereinander und zum Reiche regelten, hatten vielfach nur theoretische Bedeutung; aber selbst unbotmäßige Stände wollten doch nicht gern die Verfassung des Reiches eigentlich verletzt haben. Sie hielten es, wenn sie von den Reichsbehörden für schuldig erklärt worden waren, für nötig, an das Publikum zu appellieren, um vor dem Gerichtshof der Nation zu erweisen, daß ihr Verfahren formal rechtmäßig gewesen sei.

Die offizielle Historiographie, wie sie vor und nach dem Humanismus in Europa herrschte, hatte stets apologetischen Zwecken gedient. Aber die reichspublizistische, von einem oder mehrern Reichsständen inspirierte Geschichtschreibung, führte die Verteidigung ihrer Mandanten auf eine besondere Art. Ihre Werke nahmen den Charakter von Plädoyers an. Sie wurden auf der einen Seite äußerlicher, unpersönlicher, ja unehrlicher als die Arbeiten der humanistischen Historiographen, auf der andern Seite sachlicher und in den Einzelheiten zuverlässiger. Das eine, weil die reichspublizistischen Historiker die Politik ihrer Auftraggeber nicht mit allgemeinen patriotischen oder utilitaristischen Erwägungen, sondern mit Berufung auf bestimmte Rechtsnormen zu legitimieren hatten; das andere, weil es darauf ankam, die Belege für die Prozeßaussagen so beweiskräftig wie möglich auszuwählen. Die Rücksicht auf die Reichsgesetze hatte zur Folge, daß die lebendigen Tendenzen, die den Streit beherrscht hatten, zu-

gunsten juristisch formaler Distinktionen in der Darstellung zurücktraten; sie hatte aber auch zur Folge, daß die Erzählung sich hauptsächlich auf Akten, d. h. auf prozessualisch verwendbares Beweismaterial stützte.

Natürlich war diese deshalb nicht weniger einseitig und parteiisch. Die Kunst des Historikers bestand gerade darin, gleich einem guten Advokaten scheinbar nur die Tatsachen sprechen zu lassen, diese aber so auszuwählen und zu gruppieren, daß sie, wenn auch im einzelnen unangreifbar, in ihrer Zusammenstellung doch ein ganz tendenziöses Bild ergaben. Am besten war es, wenn die Person des Verfassers ganz hinter den Aktenauszügen verschwand und er auf subjektive, d. h. nicht beweiskräftige Ansichten verzichtete. So sind die Werke der reichspublizistischen Richtung einseitig und unpersönlich zugleich: einseitig, weil sie einer vorgeschriebenen Tendenz dienen und nur die Akten einer Partei benutzen, unpersönlich, weil ihr Verfasser nur der Sachwalter einer Partei ist. Sie sind deshalb auch offen und verschwiegen zugleich: offen, weil sie, wenn nötig, auch aus geheimen diplomatischen Akten Mitteilungen bringen, verschwiegen, weil das archivalische Material doch immer nur soweit veröffentlicht wird, als es die Interessen des oder der Mandanten erlauben.

Natürlich wurde dieses Schema in der Praxis verschiedentlich modifiziert. Ähnlich wie die französische Memoirenschreiberei, schloß auch die reichspublizistische Richtung öfter einen Kompromiß mit der humanistischen Historiographie. Aber sie blieb trotzdem eine selbständige nationale Gattung; sie verdankte dem Humanismus nur einige formale Anregungen. Ihren Nährboden fand sie in den politischen Verhältnissen des alten Deutschen Reiches. Allerdings haben gelegentlich einzelne deutsche Autoren ihre Methode auch auf die ausländische Geschichte übertragen. Aber das beweist nichts gegen ihren deutschen Ursprung.

Zum ersten Male wurde diese Methode im großen Stil angewandt, als es sich darum handelte, die protestantischen Stände wegen ihres Abfalls vom alten Glauben und ihrer Auflehnung gegen Kaiser und Reich zu verteidigen.

2. Sleidan.

Johann Philippi, nach seinem Geburtsorte Schleiden in der Eifel *Sleidanus* genannt (geboren um 1507; Jurist, hauptäschlich in Frankreich gebildet [zu Orléans zum Lizentiaten der Rechte kreiert], 1537 Sekretär des Kardinals Jean du Bellay, führt als solcher die Verhandlungen mit dem schmalkaldischen Bunde; von 1542 an wieder in Deutschland, von 1544 an in Straßburg, gestorben 1566) verfaßte: 1. *Commentarii de statu religionis et rei publicae Carolo V. Caesare* (1517 bis 1555, später 1556). Erste Ausgabe Straßburg 1555. — 2. *De quatuor summis imperiis* (bis zu Karl V.), Straßburg 1556 (vgl. o. S. 188). — Sleidan hat auch Froissart (1537) und Commines (1545) lateinisch im Auszuge bearbeitet. — Vgl. Ranke, *Zur Kritik*, 65 ff.; Th. Paur, *Joh. Sl. Commentar*, 1843 (zum Teil vorher lateinisch als Breslauer Diss.); Kampschulte in den *Forsch. zur deutsch. Gesch.* IV (1864), 57 ff.; K. Senden, *De J. Sl. reformationis Coloniensis ... scriptore*, 1870 (Bonner Diss.); H. Baum-

garten, *Über Sl. Leben und Briefwechsel*, 1878; G. Voigt, *Die Geschichtschreibung über den schmalkald. Krieg* 1874; R. Fester, *Sl.*, *Sabinus*, *Melanchthon* in der *Hist. Ztschr.* 89 (1902), 1 ff.; Bourrilly, *G. du Bellay* (1904) 397 ff. und im *Bull. de la Soc. de l'Hist. du Protest. franç.*, 1901 Mai; A. Hasenclever, *Sleidan-Studien*, 1905 und in der *Ztschr. für die Gesch. des Oberrheins*, N. F. 24, 1 u. 2; A. Krieg, *Zur Charakteristik Sleidans*, 1907.

Sleidans Methode. Sleidan, der diese Aufgabe für die lutherischen Stände übernahm, verdankte seine Methode zunächst zu einem guten Teile einem ausländischen Vorbilde. Er, der sich so eifrig für die französische Historiographie interessierte, war nicht umsonst Sekretär des Kardinals du Bellay gewesen. Er hatte durch den Umgang mit dessen Familie lernen können, wie aus Aktenexzerpten eine historische Erzählung zusammengesetzt werden kann (o. S. 153). Aber er hat die historische Methode des französischen Diplomaten doch wesentlich modifiziert.

Er ist als Historiker noch viel unpersönlicher als jener. Sein Werk weist keine memoirenhaften Bestandteile mehr auf. Er hat seine eigenen Erlebnisse weder direkt noch indirekt für die Geschichte verwertet. Er ist ein Advokat und denkt nur an seine Partei, die protestantischen Fürsten. Seine Tendenz zeigt sich vor allem in der Auswahl der Tatsachen. Nur gelegentlich verraten Zwischenbemerkungen, die dem Verfasser gleichsam wider seinen Willen entschlüpfen, dem harmlosen Leser, daß ein entschiedener Protestant die Feder geführt hat. In der Hauptsache tritt er völlig hinter seinen Stoff zurück. Seine Auszüge aus Akten und Streitschriften sind zwar öfter ungenau, und noch häufiger entstellt und mildert Sleidan die Ausdrucksweise seiner Vorlagen absichtlich, sei es mit Rücksicht auf die Regeln des humanistischen Stils, sei es, weil der offiziöse Charakter seines Werkes Mäßigung der Sprache nötig machte. Aber er hat seine Zeugnisse kaum je eigentlich verfälscht. Er hielt sich mit wenigen Ausnahmen an echte Urkunden und zog alles heran, was ihm zugänglich war. Er ließ es freilich damit auch sein Bewenden haben. Er hat nicht nur alles ignoriert, was sich nicht in seinen Akten fand, sondern er hat nicht einmal diese zu einer wirklichen Geschichte verarbeitet. Über eine Erzählung des äußern Verlaufs der Dinge kommt er nicht hinaus; seine Darstellung besteht aus mosaikartig aneinandergereihten Exzerpten.

Seine Darstellung der Reformationsgeschichte. Der moderne Leser vermißt daher bei Sleidan so ziemlich alles, was man heutzutage von einer Geschichte der deutschen Reformation verlangt. Wir erhalten keine Schilderung der kirchlichen Zustände beim Auftreten Luthers, keine Angaben über die Entwicklung der protestantischen Lehre, keine Charakteristik des Reformators selbst oder anderer Persönlichkeiten, wie etwa des Erasmus —, um nur die am nächsten liegenden Desiderata zu nennen. Zwischen den einzelnen Ereignissen, auch nur etwa zwischen den politischen und kirchlichen Aktionen, ist keine innere Verbindung hergestellt. Selbst die Akten sind in der Regel vom histori-

schen Standpunkte aus schlecht ausgezogen. Sleidan verstand auch da, wo er die *unschöne und derbe Natur deutscher Staats- und Streitschriften* (Ranke 66) nicht absichtlich verwischte, es keineswegs, die springenden Punkte hervorzuheben. Er ließ oft gerade das Wesentliche aus, das sich vielleicht in einem Adjektive oder einem Seitensatz verbirgt, und exzerpierte dafür bedeutungslose Floskeln des langen und breiten. Wie tief steht er in dieser Beziehung etwa unter Guicciardini!

Aber alle diese Mängel treten zurück gegen die bewundernswürdige Kunst, mit der Sleidan seinen schwierigen Stoff dem gebildeten Publikum seiner Zeit mundgerecht gemacht hat. Wenige Historiker haben ihre Materialien so geschickt zu konzentrieren verstanden. Seine Erzählung verliert sich nie in Weitschweifigkeiten. Seine Exzerpte sind, wenn auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus schlecht, doch immer knapp und verständlich. Sein Ausdruck ist zwar puristischen Rücksichten zuliebe öfter unscharf, aber doch nie unklar. Die antiquarischen Exkurse, auf die besonderer Fleiß verwendet ist, sind Muster populärer und oberflächlicher Orientierung. Vor allem aber — und das machte die *Commentarien* den Gebildeten der Mit- und Nachwelt besonders wertvoll — die Sprache ist stets maßvoll; grobe Beschimpfungen und polemische Unflätereien vermeidet Sleidan durchweg. Ist sein Werk auch nichts weniger als unparteiisch, so drängt es doch seine Tendenzen dem Leser nicht auf. Es war auch für solche genießbar, die konfessionellen Streitigkeiten wenig Interesse entgegenbrachten. Dazu kam, daß er lange Zeit als der am besten unterrichtete Autor über die Geschichte der deutschen Reformation gelten durfte. Die gelehrte Geschichtschreibung wurde erst von ihm unabhängig, als sich im 19. Jahrhundert die Archive öffneten und die Akten, die man bisher in den Exzerpten Sleidans hatte benützen müssen, den Forschern im Original zugänglich gemacht wurden.

Dagegen wird man Sleidan nicht wohl dafür verantwortlich machen dürfen, daß er, wie ihm Kampschulte vorwarf (S. 63), nur *die diplomatisch-theologische Seite der Reformationsbewegung gab* und *von der volkstümlichen keine Ahnung hatte.* Erstens lag es nicht in seiner publizistischen Aufgabe, die populären Bewegungen, die die Verhandlungen der Fürsten und Diplomaten begleiteten, zu schildern. Und dann hätte ein solcher Versuch die Kräfte der humanistischen Historiographie überhaupt überstiegen. Sleidan war nichts weniger als ein korrekter Klassizist. Er war in seiner Art ein kühner Neuerer, der erste nicht theologische Autor, der in einem humanistischen Geschichtswerke die kirchlichen Kämpfe des 16. Jahrhunderts eingehend behandelte. Ohne sein Beispiel hätten vielleicht weder Thuan noch Camden (vgl. o. S. 167) den Mut gefunden, neben den politischen auch den religiösen Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wie dürftig und auch vom politischen Standpunkte aus ungenügend ist, was Jovius und Guicciardini über Luther zu berichten wissen! Wer noch mehr verlangt, übersieht den spezifischen Charakter der humanistischen Historiographie.

3. Pufendorf.

Samuel von Pufendorf (geboren 1632 bei Chemnitz, Jurist, 1658 Hauslehrer des schwedischen Gesandten Coyet in Kopenhagen, 1661 Professor des Natur- und Völkerrechts zu Heidelberg, 1670 Professor an der Universität Lund, 1677 in Stockholm als schwedischer Hofhistoriograph, 1686 als kgl. preußischer Hofhistoriograph nach Berlin berufen [übergesiedelt 1688], gestorben 1694 zu Berlin) verfaßte: 1. *Commentariorum de rebus Svecicis ll. XXVI ab expeditione Gustavi Adolphi in Germaniam ad abdicationem usque Christianae*, Utrecht 1686; geschrieben 1677 bis 1686 im Auftrag und mit Unterstützung des Königs Karls XI. von Schweden. — 2. *De rebus a Carolo Gustavo (X.) Sveciae rege gestis commentariorum ll. VII.* Eigentlich als Hauptwerk gedacht, zu dem 1. nur die Einleitung bilden sollte; es erschien aber erst nach dem Tode des Verfassers, Nürnberg 1696. — 3. *De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni Electoris Brandenburgici Commentariorum ll. XIX*, Berlin 1695. Verfaßt in den Jahren 1688 bis 1693 im Auftrage der brandenburgischen Regierung. Von der Fortsetzung, die die Regierung Kurfürst Friedrichs III. behandeln sollte, ist nur der Anfang vollendet (erschienen 1784 Berlin als *De rebus gestis Friderici III. fragmentum postumum*). — 4. *Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten . . . in Europa* Frankfurt 1682—1686, ein Unterrichtsbuch für junge Staatsmänner.

Das wichtigste über P. als Historiker hat J. G. Droysen gesagt: *Zur Kritik P.s* (*Abhandlungen zur neueren Geschichte* [1876], 306 ff.). Vgl. ferner H. v. Treitschke, *Histor. und polit. Aufsätze* IV (1897), 270 ff.; E. Salzer, *Der Übertritt des großen Kurfürsten etc.* (Heidelberger Abhandlungen 6) und die von Varrentrapp in der *Hist. Ztschr.* 70 (1893) und 73 (1894) mitgeteilten Briefe Pufendorfs.

Von den spätern Vertretern dieser Richtung kann hier nur der bedeutendste und berühmteste behandelt werden.

Pufendorf ist der Meister der reichspublizistischen Geschichtschreibung. Kein anderer hat die Regeln dieser Gattung so getreu beobachtet; keiner hat innerhalb ihrer Grenzen so Hervorragendes geleistet.

Auch Pufendorf beurteilte die Staatsaktionen, die er beschrieb, nicht nach ihrer universalhistorischen Bedeutung oder nach ihrer Wichtigkeit für die internationale Politik, sondern allein nach der Stellung, die sein Held zu ihnen einnahm, mochte dieser nun ein König von Schweden oder ein Kurfürst von Brandenburg sein. Er hatte in seiner Geschichte des großen Kurfürsten mehrfach dieselben Ereignisse zu besprechen, die er schon in seinen Darstellungen zur schwedischen Geschichte behandelt hatte: er hat sich trotzdem in seinem spätern Werke ausschließlich an die Akten und Relationen des brandenburgischen Archivs gehalten. Er verarbeitete die Akten, die ihm vorlagen, nicht eigentlich zu einer zusammenhängenden Erzählung, sondern reihte bloß Einzelreferate über politische Verhandlungen nach der Zeit- und Aktenfolge aneinander. Aber diese Referate sind so intelligent und klar redigiert, wie bei keinem seiner Vorgänger (an deren einen, Chemnitz, er sich in seiner schwedischen Geschichte direkt anschloß). Die verschlungenen Fäden der diplomatischen Intrigen sind mit außerordentlichem Geschick auseinandergelegt. Sprache und Stil sind musterhaft sachlich und durchsichtig.

Daß er als offiziöser Historiograph nicht alles sagen durfte, ist selbstverständlich. Aber im allgemeinen können seine Auszüge aus den Akten für zuverlässig gelten und eigentliche Unredlichkeiten wird

man ihm in der Regel nicht nachweisen können. Daß er, wie Droysen nachwies, über den Gang der Geschäfte innerhalb der Behörden nur ungenügend orientiert, ist unwesentlich; solche Interna zu berichten, war weder Pufendorfs Pflicht noch hätte er dazu wohl das Recht gehabt. Er schrieb vor allem für das Ausland; die Regierung mußte diesem gegenüber als eine einheitliche Macht erscheinen und nur ihre Beschlüsse selbst, nicht die Art, wie sie zustande gekommen waren, sollten mitgeteilt werden. Wenn Pufendorf die Motive eines Entscheides, die er in den Akten vorfand, anders gruppierte, als dem Gang der Beratungen entsprach, so war er sich keiner tendenziösen Verfälschung der Tatsachen bewußt.

Freilich, mehr darf man von Pufendorf nicht verlangen. Er ist nicht weiter gegangen, als seine Kompetenzen erlaubten. Er versuchte nicht, die Politik seiner Helden im allgemeinen zu charakterisieren, ihre leitenden Gesichtspunkte festzuhalten. Und nicht nur das. Seine Werke sollten Rechenschaftsberichte vor den Mitständen und dem Auslande sein, und das beschränkte ähnlich wie im Falle Sleidans die Auswahl des Stoffes auf ungehörige Weise. Es konnten so nur die Vorfälle behandelt werden, bei denen der Staat des Mandanten direkt mit dem Auslande in Kontakt getreten war. Man sieht ohne weiteres, wie vieles dadurch von der Geschichte ausgeschlossen wurde. Selbst wenn Pufendorf die auswärtige Politik seiner Helden im Zusammenhang dargestellt hätte, so hätte er immer noch die Fundamente unerörtert lassen müssen, auf denen sich deren Macht aufbaute. Wir erfahren von den Kriegen des großen Kurfürsten, aber nichts von der Organisation seiner Armee und der Verwaltung seiner Finanzen. Die innere Politik wird gänzlich ignoriert. Pufendorf gibt nicht nur ausschließlich Individual- und Personengeschichte, insofern er nur die Taten von Fürsten und Diplomaten der Aufzeichnung wert hält, sondern er gibt von diesen Taten erst noch nur einen kleinen, oft für sich gar nicht verständlichen Ausschnitt, nämlich allein die Maßregeln, die die auswärtige Politik direkt betreffen. Pufendorf ist ein ganz anders begabter politischer Kopf als Sleidan; aber seine historische Auffassung geht nicht tiefer. Seine historischen Arbeiten sind noch unpersönlicher gehalten als die Kommentarien seines Vorgängers: als seine Aufgabe hatte er sich gestellt, *des Herrn Sentimente zu exprimieren* (vgl. Treitschke IV, 293).

4. Verwandte Werke.

Eine ähnliche Stellung wie die Reichspublizisten zur politischen Geschichte nahmen die Reichsjuristen zur deutschen Rechtsgeschichte ein. Ihre Werke verfolgten durchaus praktische oder wenigstens pädagogische Zwecke: praktische die Advokatengutachten über Fragen des Reichsrechts, die in die Form rechtshistorischer Untersuchungen gekleidet wurden, pädagogische die Lehrbücher, die Staatsmänner und Juristen in das geltende Reichsrecht einführen sollten.

Häufiger als in andern Ländern wurden in Deutschland solche Gutachten und Lehrbücher veröffentlicht — vielleicht weil das in Mitleidenschaft gezogene Publikum (zu dem vor allem der reichsfreie Adel gehörte) und die Zahl der öffentlich-rechtlichen Streitfälle größer war als anderswo. Natürlich griffen solche Untersuchungen oft bis in die erste Hälfte des Mittelalters zurück und waren meistens mit einem schweren Apparate historischer Erudition belastet. Aber mit der Rechtsgeschichte im wissenschaftlichen Sinne des Wortes hatten sie trotzdem kaum etwas zu tun, nicht mehr als gegenwärtig etwa die Handbücher, die für praktische englische Juristen rechtshistorische Notizen zusammenstellen (z. B. über die gerichtlichen Befugnisse des Oberhauses). Dazu waren diese Schriften ihrem Charakter entsprechend nichts weniger als unbefangen. In manchen waren die Texte nicht nur tendenziös gruppiert und interpretiert, sondern geradezu verfälscht.

Unter allen Reichsjuristen verdankt die Geschichte wohl am meisten dem Polyhistor Hermann Conring, der in seiner Schrift *De origine juris germanici* (Helmstedt 1643) die Ansprüche der Romanisten mit gesunder Kritik und intelligenten Argumenten bekämpfte. (R. Knoll, *C. als Historiker*, Rostocker Diss. 1889).

Die von dem Helmstedter Geschichtsprofessor Simon Friedrich Hahn verfaßte *Vollständige Einleitung zu der deutschen Staats-, Reichs- und Kaiserhistorie und dem daraus fließenden Jure publico* (1721—24) verfolgte nach der Erklärung des Autors ausdrücklich den Zweck, *nichts vorbeizulassen, was in dem deutschen Staats-, Lehn- und Kirchenrechte oder in Streitigkeiten und Ansprüchen hoher Potentaten Licht zu geben vermag.*

Ganz ähnlich steht es mit der Statistik, wie sie in Göttingen vor Heeren von Achenwall, Schlözer u. a. getrieben wurde. Die Statistiker bemühten sich nicht um eine wissenschaftlich-systematische Durchdringung des Stoffes, sondern gaben nur eine Sammlung von *Staatsmerkwürdigkeiten* (das Wort ist von Schlözer) zur Information künftiger Staatsmänner und Fürsten. In ihrem Materiale berührte sich die Statistik mannigfach mit der späteren Nationalökonomie, zum Teil auch mit der Wirtschaftsgeschichte. Aber innerlich war sie von dieser ebenso verschieden wie die von den Juristen traktierte Einführung in das Reichsrecht von der Rechtsgeschichte. Der Stoffkreis der alten Kameralistik wurde durch sie wesentlich erweitert. Aber die eine diente so gut wie die andere ausschließlich praktischen Bedürfnissen.

E. Die Schweiz.

I. Die Landesgeschichte.

1. Allgemeines.

In wenigen Ländern wurde die Landesgeschichtschreibung nach humanistischem Muster so eifrig gepflegt wie in der Schweiz.

In der Eidgenossenschaft machte sich mehr als an andern Orten das Bedürfnis nach einer nationalen Historiographie geltend. Es war

noch nicht lange her, daß unter den Gliedern des lockeren Bundes das Gefühl der Einheit entstanden war. Erst seitdem die eidgenössischen Orte als selbständige Macht in die internationale Politik eingetreten waren, war die Empfindung für ihre Zusammengehörigkeit eigentlich erwacht. Im Gegensatze zu Deutschland, wo sich die lebendigen politischen Kräfte in den letzten Jahrhunderten mit Vorliebe in die Einzelstaaten geflüchtet hatte, hatte die Entwicklung in der Schweiz im 15. Jahrhundert zum Zusammenschlusse geführt, und es hatte den Anschein, als wenn die Zukunft die unitarischen Tendenzen noch verstärken würde.

Die humanistische Historiographie hatte demnach hier ein unbebautes Feld vor sich. Wohl hatten bereits einige Vertreter der alten Schule das seit den Burgunderkriegen erwachte Bedürfnis nach einer nationalen Geschichte zu befriedigen gesucht. Aber die Schweizerchroniken Etterlins (1507) und Brennwalds (geschrieben zwischen 1515 und 1520, zum ersten Male ediert in den *Quellen zur Schweizer Geschichte* N. F. I. Abt., 1 u. 2, 1908 bis 1910) waren bloße unkritische Kompilationen und standen inhaltlich und formal sogar hinter den bessern Städtechroniken zurück. Die ersten Darstellungen der Landesgeschichte, die diesen Namen verdienen, sind so auch in der Schweiz erst von humanistisch gebildeten Autoren verfaßt worden.

In der klassischen Weise Brunis ist allerdings die Schweizerische Geschichte nie beschrieben worden. Dazu fehlte es dem Publikum noch mehr als den Autoren an Bildung. Nur von einem Ausländer ist die Geschichte der Eidgenossenschaft einmal in humanistisch-rhetorischer Form behandelt worden (Pirkheimer; vgl. o. S. 198 f). Von Schweizern selbst gibt es im reinen humanistischen Stile nur offiziöse Gelegenheitsschriften und Elogien, wie sie z. B. Albrecht von Bonstetten verfaßte. Eine weitere Entwicklung der künstlerischen humanistischen Historiographie wurde auch hier durch die konfessionellen Streitigkeiten verhindert, die bald alle Aufmerksamkeit auf sich zogen.

So diente denn auch in der Schweiz für die eigentliche Geschichtschreibung durchaus die Methode des Blondus als Vorbild.

Für alle Einzelheiten, sowie für die gesamte ältere Literatur muß ein für allemal verwiesen werden auf G. v. Wyß, *Geschichte der Historiographie in der Schweiz* (1895).

2. Stumpf.

Johannes S t u m p f (Stumpff) (geboren 1500 zu Bruchsal, Mitglied des Johanniterordens, 1522 als Prior in das Ordenshaus Bubikon im Kanton Zürich versetzt, nach der Reformation protestantischer Pfarrer [bis 1561]; 1548 mit dem Bürgerrecht der Stadt Zürich beschenkt, lebt dort bis zu seinem Tode [um 1576]), verfaßte: 1. *Gemeiner lobl. Eidgenossenschaft Städten, Landen und Völkeren chronikwürdiger Taten Beschreibung.* Beendigt 1546. 13 Bücher; die ersten drei behandeln die Topographie und Geschichte Europas, speziell Deutschlands und Frankreichs, die übrigen zehn die Geschichte und Topographie der Schweiz bis auf die Gegenwart. Die Erteilung des Bürgerrechts war die Belohnung für diese Arbeit. Für größere Partien (St. Gallen) sind von Vadian wertvolle, von Stumpf nur unzureichend

benutzte Beiträge geliefert worden; andere Mitarbeiter waren Bullinger, Tschud u. a. Erste Ausgabe Zürich 1548. Die *Schwytzerchronik* (1554) ist ein vom Verfasse selbst besorgter Auszug. Vgl. H. Escher in der Ausgabe des Reiseberichtes Stumpfs (1544) in den *Quellen zur Schweiz. Gesch.* VI (1884) und S. Vögelin im *Jahrbuch für Schw. Gesch.* XI (1886). — 2. *Kaiser Heinrichs IV. fünfzigjährige Historia*, Zürich 1556 Vgl. G. Meyer von Knonau in den *Turicensia* (1891), 145 ff. — 3. Außerdem eine Beschreibung des Konstanzer Konzils (1541) und eine noch ungedruckte frühere Fassung der Schweizergeschichte, die in annalistischer Form auch die Geschichte der Reformation in der Schweiz behandelt. Vgl. darüber E. Gagliardi im *Jahrbuch für schweizerische Geschichte*, 35 (1910), 48* ff.

Der erste Verfasser einer Schweizergeschichte, der unter dem Einflusse der italienischen Humanisten arbeitet, ist Johannes Stumpf.

Er blieb hinter seinen Vorbildern weit zurück. Seine Chronik der Eidgenossenschaft ist typisch für die Art, wie außerhalb Italiens die Anregungen der italienischen Humanisten vergröbert, aus patriotischen Gründen verfälscht und unorganisch mit den Traditionen des Mittelalters verschmolzen wurden. Stumpf nahm sich Blondus zum Muster, und sein Ziel scheint vor allem gewesen zu sein, ein Seitenstück zur *Italia illustrata* zu schaffen. Wie der Begründer der gelehrten Schule und wie andere Jünger (Camden) bereitete er sich durch eine ausgedehnte Reise auf sein Werk vor, und die Gliederung seiner helvetischen Topographie nach Gauen (statt nach den 13 Orten, wie bei seinem Vorgänger Brennwald) ist ebenso wie die Verbindung geographischer mit historischen Notizen unverkennbar der *Italia* und deren nach Regionen angeordneten historisch-topographischen Beschreibung nachgebildet. Aber Stumpf führte diese Disposition nicht so sauber und konsequent durch wie der italienische Forscher. Er verband nicht nur mit seiner Beschreibung der Eidgenossenschaft in unpassender Weise geschichtlich-genealogische Ausführungen über die Nachbarländer Deutschland und Frankreich, sondern setzte zwischen hinein noch einen Abriß der schweizerischen Geschichte.. Seine Chronik ist so weder ein Lexikon noch ein Geschichtswerk: vielfache Wiederholungen, unübersichtliche Anordnung sind die natürliche Folge des Mangels an Disposition.

Schlimmer noch ist die ungenügende, schwankende Verwertung der italienischen antiquarisch-kritischen Methode. Stumpf hatte sich ausdrücklich zum Ziele gesetzt, die vaterländische Geschichte gegenüber den Angriffen ausländischer Autoren in Schutz zu nehmen, und er übernahm das ganze, tendenziös erfundene Legendengebäude über den Ursprung der Eidgenossenschaft, das schon sein Zeitgenosse Vadian kurzer Hand als Fabelwerk bezeichnete, ohne mit der Wimper zu zucken. Allerdings ist auch an ihm die Kritik der Humanisten nicht ganz spurlos vorübergegangen. Aber seine kritischen Leistungen sind sehr unbedeutend und er war dazu wohl nicht einmal ein aufrichtiger Kritiker. Wie weit steht seine Chronik auch nur hinter einer Durchschnittsleistung des damaligen italienischen Humanismus wie den von ihm eifrig ausgenützten *Commentarii urbani* des Enzyklopädisten Raphael Maffei (Volaterranus, 1452 bis 1522) zurück!

Stumpf war dabei auch kein großer Historiker. Er macht nirgends einen Versuch zu pragmatischer Geschichtsdarstellung. Er vermied, zu den Dingen, die er erzählt, persönlich Stellung zu nehmen. Freilich war auch nirgends weniger als in der Eidgenossenschaft eine offene Aussprache möglich. Wie hätte es auch anders sein können, da die Zensur auf die sich zum Teil direkt widersprechenden Ansichten von 13 verschiedenen Orten Rücksicht nehmen mußte! So hat denn selbst die entschieden protestantische Gesinnung Stumpfs in der Chronik nur ganz schwache Spuren hinterlassen. Seine Abneigung gegen das Mönchtum versteckte er hinter einigen ihm von Vadian gelieferten Zitaten, und selbst diese Stellen mußte er nachträglich Tschudi gegenüber in ihrer Bedeutung abschwächen. Seine Annalen der schweizerischen Reformationsgeschichte sind überhaupt nie zum Drucke befördert worden.

Stumpfs Werk ist rasch populär geworden. Das rührte nicht nur daher, daß es das erste größere Werk über schweizerische Geschichte war und die patriotische Legende schonungsvoll unkritisch behandelte, sondern Stumpf beherrschte auch die Kunst volkstümlicher Darstellungsweise in ganz hervorragendem Grade. Als Erzähler war er sogar seinem Nachfolger, dem mit viel größern kritischen und gelehrten Prätensionen auftretenden Tschudi, überlegen.

3. Tschudi.

Ägidius (Gilg) Tschudi (geboren 1505 zu Glarus, einer regierenden Familie angehörig und daher vielfach in hohen Stellungen tätig [Landvogt zu Sargans und Baden, glarnerischer Landrat usw.], ein entschiedener Vorkämpfer des alten Glaubens, versucht, nachdem er 1558 zum Landmann gewählt worden war, die Reformation in Glarus gewaltsam zu unterdrücken, muß deshalb 1562 das Land zeitweise verlassen, von 1565 an wieder in Glarus; gestorben dort 1572) gab sich neben seiner politischen Tätigkeit von früh auf viel mit historischen und antiquarischen Studien ab: 1. *Chronicon Helveticum.* Tschudi hatte den Plan gefaßt, die ganze Historie der Eidgenossenschaft von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu beschreiben. Er setzte aber bei der Ausarbeitung zunächst beim Jahre 1000 ein und gelangte dabei nur bis zum Jahre 1470; dieses sog. *Mittelbuch* wurde 1734 bis 1736 in Basel von Iselin als *Chronicon Helveticum* herausgegeben. Von den früheren Partien konnte Tschudi nur noch die Einleitung vollenden, eine topographisch-historische Beschreibung des alten (helvetischen) Galliens, die 1758 zu Konstanz von Gallati als *Gallia comata* ediert wurde. Beide Ausgaben sind recht mangelhaft. Von dem ersten Entwurfe der *Chronik* sind noch große Stücke vorhanden. Von der Fortsetzung (1472 bis ungefähr 1564) ist einiges publiziert worden (vgl. Wyß s. v.). — Gewissermaßen eine Probe dieses Werkes sollte die *Uralt wahrhaftig alpisch Rhätia*, eine topographisch-historische Beschreibung des alten Rhätiens bilden, die 1528 abgeschlossen und 1538 zu Basel gedruckt wurde, das einzige historische Werk Tschudis, das bei Lebzeiten des Autors erschien. — 2. *Geschichte des 2. Kappelerkriegs* (1531). Geschrieben nach 1547; wahrscheinlich um 1560. Zum ersten Male herausgegeben (in modernisierter Gestalt) in Balthasars *Helvetia* (1826); in der Originalfassung 1902 von Liebenau im *Archiv für schweizer. Reformationsgeschichte* I (Beilage zu den *kathol. Schweizerblättern*).

Aus der älteren Literatur zu 1., die bei Wyß p. 196 aufgeführt ist, seien hier zitiert die Arbeiten von S. Vögelin im *Jahrbuch für schweizer. Gesch.* XI (1886), XIV (1889) und XV (1890), in den *Mitteilungen der antiquar. Gesellsch. in Zürich* XXIII und im *Neujahrsblatt* der Zürcher Stadtbibliothek 1890, Wyß im *Jahrbuch*

für schweizer. Gesch. X (1885); Schulte ibid. XVIII (1893). Seither sind erschienen: E. Dürr, *Über Tschudis Quellen des alten Zürichkrieges* (Basl. Diss. 1908); E. Gagliardi im *Jahrbuch für schweizer. Gesch.*, 33 (1908), 276 ff.; H. Herzog, *Die Bemühungen der Nachwelt um die beiden Hauptwerke des Chronisten Ae. T.* im *Taschenbuch der hist. Gesellschaft des Kantons Aargau für das Jahr 1906.*

Tschudis Methode. Tschudi war eine viel bedeutendere Persönlichkeit als Stumpf und übertraf diesen beträchtlich an Umfang des Wissens und an Sammelfleiß. Aber er vermochte nicht, ihm als Geschichtschreiber gleichzukommen, und selbst seine Forschertätigkeit ist durch so starke Flecken entstellt, daß vielleicht sogar die unscheinbaren Arbeiten Stumpfs der wissenschaftlichen Erkenntnis der schweizerischen Geschichte größere Förderung gebracht haben oder ihr mindestens weniger geschadet haben als die anspruchsvollen und unehrlichen gelehrten Kombinationen und Erfindungen Tschudis.

Es wird Tschudi immer zum Verdienste angerechnet werden müssen, daß er zum ersten Male die Methode Calchis auf die schweizerische Geschichte anwandte und systematisch Inschriften und Urkunden sammelte und historisch ausnutzte. Er schloß sich damit als der erste schweizerische Historiker einem der wichtigsten Grundsätze der italienischen gelehrten Forschung an und schien für die Geschichte seines Landes dasselbe zu leisten, was gleichzeitig Morales für Spanien versuchte. Aber Tschudi ging leider nicht so ehrlich vor wie der spanische Historiker. Er entwertete seine kritische Arbeit dadurch, daß er unter sein echtes Material tendenziöse Erfindungen, genealogische und patriotische Fälschungen mischte.

Wenige Historiker vertreten die wüste *Gelehrsamkeit des 17. Jahrhunderts* (o. S. 130), diese unorganische Verbindung humanistischer Kritik mit poetisierender Ausmalung, mittelalterlicher Tradition mit moderner patriotischer Glorifizierung so typisch wie Tschudi. Er ist Ocampo und Morales in einer Person (vgl. u. S. 224).

Seine unheilvolle Wirkung beruhte nicht zum mindesten auf dieser Doppelstellung. Er kombinierte die Aktentreue der Blondusschule mit dem humanistischen Streben nach novellistischer Ausschmückung und legte dazu als Akten häufig genug nur eigene Erfindungen ein.

Seine Fälschungen verfolgen allerdings nicht immer einen praktischen Zweck. Tschudi konnte auch dann den Wortlaut seiner Dokumente verändern oder Daten und Namen keck erfinden, wenn die Interessen seiner Familie, seines Kantons oder der Eidgenossenschaft nicht im Spiele waren. Es gibt Fälle, in denen seine Fälschungen nur einer gelehrten Konjektur zur Stütze dienen sollen, in denen er, ähnlich wie zeitgenössische Philologen, eigene Textverbesserungen in alten Kodizes gefunden zu haben behauptete. Aber je weiter die Forschung fortschreitet, um so häufiger kann auch der Nachweis geleistet werden, daß Tschudi Urkunden zur Unterstützung von Rechtsansprüchen erfunden hat. Von einzelnen seiner Fälschungen hat er nachweisbar persönlich Nutzen gezogen (*Jahrbuch für schweiz. Gesch.* XVIII, 58).

Weniger schlimm sind die Entstellungen der historischen Überlieferung, die Tschudi im Interesse des katholischen Glaubens vornahm. Da er den Neugläubigen gegenüber nicht zugeben mochte, daß die alten Eidgenossen Sakrilegien begangen hätten, korrigierte er, wenn nötig, die Quellen und erfand dafür Geschichten, die die Achtung der alten Schweizer vor Geistlichkeit und Kirche beweisen sollten (vgl. Dürr, S. 30 ff; Tschudi wurde in dieser Beziehung mit dem Alter immer ängstlicher: vgl. *Archiv für schweiz. Gesch.* X, 214 f.). Er manövrierte dabei in charakteristisch vorsichtiger Weise. Er war ein viel zu gewandter Politiker, als daß er seine Tendenzen offen an den Tag gelegt und dadurch den Leser mißtrauisch gemacht hätte. Man würde seine Chronik vergeblich nach einem Ausfalle gegen die Protestanten durchsuchen. Wie hätte es dem Benutzer einfallen können, daß sie es mit einem Fälscher und konfessionellen Parteimanne zu tun hatten! Um so mehr, da Tschudi sein Werk wohl annalistisch-lexikographisch anlegt, seine Quellen aber nicht regelmäßig zitiert. Er verlieh dadurch die Präsumption der Urkundlichkeit, die im Grunde nur einzelnen Abschnitten zukam, dem ganzen Werke. Wahrlich, Tschudi hat Corio (o. S. 45ff.) nicht umsonst öfter zitiert: seine Arbeit hat mit der des mailändischen Historiographen nur allzugroße Ähnlichkeit.

Tschudi als historischer Darsteller. Tschudi kann dabei nicht einmal als großer Historiker oder Schriftsteller gelten. Das historische Material ist nicht verarbeitet. Die Anordnung des Stoffes ist rein annalistisch und selbst innerhalb der Jahre wird Zusammengehöriges auf störende Weise auseinandergesprengt. Aus dem Material, das Chroniken, Urkunden und Lieder lieferten, ist keine Auswahl getroffen: Wichtiges und Unwichtiges, entscheidende politische Ereignisse und Unglücksfälle von bloß lokaler Bedeutung werden gleichmäßig registriert. Mit besonderer Liebe werden Anekdoten behandelt. Eigene Bemerkungen des Verfassers fehlen beinahe ganz. Die Urkunden werden meist ohne Kommentar im Rohzustand abgedruckt. Die Kritik ist noch ganz unentwickelt: Tschudi korrigiert an unechten Urkunden etwa die Indiktion, ohne die Unechtheit selbst zu erkennen. Man konnte kaum einen unglücklicheren Vergleich wählen, als wenn man Tschudi den schweizerischen Herodot nannte: dort ein schriftstellerisches ausgefeiltes, klar gegliedertes Werk mit offen ausgedrückter Parteistellung; hier ein unlesbares Regestenwerk, eine Sammlung von Notizen, deren scheinbare Objektivität nur darauf berechnet ist, den Benutzer in die Irre zu führen.

Nun ist allerdings Tschudis Chronik ein Torso geblieben, und man mag darauf hinweisen, daß der Verfasser bei der definitiven Redaktion vielleicht manches verbessert hätte. Aber erstens gelten die Lobsprüche, die der Chronik herkömmlicherweise gespendet werden, dem Werke wie es vorliegt und nicht einem hypothetischen Plane Tschudis. Und dann haben wir gar keinen Grund anzunehmen, daß das gänzlich ausgearbeitete Werk als historiographische Leistung irgendwie

die gedruckte Fassung übertroffen hätte. Wir wissen allerdings, daß Tschudi die Urkundenstücke für die Publikation kürzen lassen wollte (Wyß 198) und den Entwurf seiner Chronik im Gegensatz zu den eigentlichen Geschichtsdarstellungen *nit allein Annalia, sonder vilfach Diurnalia* nannte (J. Vogel, *E. T.* [1856] S. 245). Aber wir haben keinen Anhaltspunkt dafür, daß Tschudi mit der Zeit aus seinen lexikographischen Annalen ein wirkliches Geschichtswerk gemacht hätte.

Einen geschickten Auszug aus Tschudi und Stumpf für ausländische Leser verfaßte in humanistischem Latein der Zürcher Theologieprofessor Josias Simmler (geboren 1530 zu Kappel, gestorben 1576 zu Zürich). Seine zwei Bücher *de republica Helvetiorum* (zuerst 1576 Zürich) enthalten außerdem eine Darstellung des geltenden schweizerischen Staatsrechts (wiederholt im *Thesaurus historiae helveticae*, Zürich 1735, zusammen mit der ebenfalls von Simmler verfaßten historisch-topographischen Beschreibung des Wallis, der *Descriptio Vallesiae*, die zum ersten Male 1574 zu Zürich gedruckt worden war).

4. Guillimann.

Franz Guillimann (geboren um 1568 zu Freiburg i. Ü., an der Jesuitenhochschule zu Dillingen erzogen, 1590 Lateinlehrer zu Solothurn, 1595 aus politischen Gründen ausgewiesen, tritt in den Dienst des spanischen Gesandten zu Luzern, A. Casati; 1606 bis 1609 Professor der Geschichte zu Freiburg i. B.; gestorben 1612 zu Freiburg) verfaßte: 1. *De rebus Helvetiorum sive antiquitatum ll. V.* Behandelt die älteste Geschichte der schweizerischen Landschaften und gibt dann wie Simmler eine Beschreibung der 13 Orte und der Zugewandten. Erste Ausgabe Freiburg i. Ü., 1598. Wiederholt u. a. im *Thesaurus hist. helv.*, Zürich 1735. — 2. *Habsburgica sive de antiqua et vera origine domus Austriae.* Mailand 1605. Mit 1. im *Thes.* wiederholt. — Ferner kleinere historische Arbeiten, meist genealogischen Inhalts. Vgl. J. Kälin, *Fr. G.* in den *Freiburger Geschichtsblättern*, XI (Freiburg i. Ü. 1905). (Dort 213 f. auch eine Bibliographie der Schriften Guillimanns.)

Vadians (u. S. 217 ff.) Werke blieben ungedruckt und behandelten sowieso nur die Geschichte einer Stadt; die eidgenössische Urgeschichte wird in ihnen nur gestreift. So fällt der Ruhm, zum ersten Male die ältere schweizerische Geschichte vor der Öffentlichkeit ehrlich nach den Regeln der Blondusschule behandelt zu haben, dem Freiburger Guillimann zu.

Auch Guillimann konnte freilich seine Säuberungsarbeit nur unvollkommen ausführen. Als Katholik hing er von den Urkantonen ab und diese, deren politische Stellung innerhalb der Eidgenossenschaft zu einem guten Teile auf der tendenziös erfundenen Tradition zu ruhen schien, waren am wenigsten von allen Ständen geneigt, einen Angriff auf die patriotische Ursprungslegende zu dulden. So kam denn Guillimann wohl persönlich zu der Überzeugung, daß die Geschichte Tells eine Fabel sei (Brief an Goldast vom 27. März 1607 bei Kälin 163 f.); er durfte auch in seiner Geschichte darauf hinweisen, daß die Freiheiten der Waldtstädte nicht uralt, sondern im 13. Jahrhundert im Kampfe zwischen Kaisertum und Papsttum den Kaisern für loyales Verhalten abgenötigt worden seien, sowie die Erhebung der Urkantone mit ähnlichen Vorgängen in Zürich, Solothurn und Schaffhausen zusammen-

stellen (l. II, Kap. 16). Aber er durfte weder diesen fruchtbaren Gedanken eigentlich ausführen, noch die Tellsage in seiner Darstellung ganz unterschlagen. Schon seine vorsichtigen Andeutungen erregten bei den eidgenössischen Ständen Anstoß genug.

Guillimann war im übrigen ein verständiger, nüchterner Forscher; aber weder Kritik noch Auffassung gehen bei ihm eigentlich tief. Besonders die Kritik nicht. Tschudis Lügengebäude (in der ersten Fassung [Kälin 92]) gilt ihm unverdienterweise als Autorität. Er weiß zwar, daß Plutarch in der Darstellung des helvetischen Krieges von Cäsar abweicht; aber er entscheidet sich unbedingt für die *Commentarien* (l. I, Kap. 7). Er verstand wohl zu kombinieren (er rekonstruierte z. B. die römischen Verwaltungsbezirke aus den Diözesangrenzen) und gewissenhaft zu arbeiten; aber Arbeit und Kombinationskraft sind öfter einem untauglichen Objekt zugewandt. Es bleibt trotzdem zu bedauern, daß Guillimann, durch die Unzufriedenheit Solothurns und, wie es scheint, auch der Urkantone abgeschreckt, seine Schweizergeschichte nicht über das Jahr 1315 hinaus fortsetzte. Die spätere Geschichte der Eidgenossenschaft blieb dadurch gänzlich der Kritik entzogen, und die alten Fabeln wurden bis ins 19. Jahrhundert hinein auch von den gelehrten Historikern unbedenklich wiederholt. Ähnlich kritiklos ist im 18. Jahrhundert wohl nur noch die ältere Geschichte Frankreichs behandelt worden.

II. Die Geschichtschreibung einzelner Städte.

Die neue Bildung übte nicht nur auf die Landesgeschichtschreibung, sondern auch auf die Historiographie der einzelnen Orte ihren Einfluß aus. An einzelnen Orten gab überhaupt erst der Humanismus die Anregung zur Abfassung zusammenhängender Lokalgeschichten. Aber auch da, wo die städtische Chronistik bereits im Mittelalter systematisch gepflegt worden war, nahmen die historischen Arbeiten unter der Einwirkung der humanistischen Historiographie eine andere Gestalt an. Besondere Bedeutung besitzen die beiden großen Lokalgeschichten, die noch v o r Stumpf und Tschudi und unabhängig von diesen verfaßt wurden, die Werke Anshelms und Vadians.

1. Bern (Anshelm).

Valerius Rüd, genannt A n s h e l m (geboren 1475 in der den Eidgenossen verbündeten Stadt Rottweil am Neckar als Sprößling einer angesehenen Familie [vgl. *Jahrbuch für schweizer. Gesch.*, 33, 79]; 1505 zu Bern als Schulmeister angestellt, 1509 Stadtarzt; ein eifriger Anhänger der Reformation [muß deshalb 1525 bis 1528 die Stadt verlassen], gestorben 1547) erhielt 1529 vom Rate der Stadt Bern den Auftrag, die Geschichte der Stadt zu schreiben: *Chronik der Stadt Bern.* Die eigentliche Chronik beginnt mit dem Jahre 1474; doch übergeht Anshelm die bereits von Diebold Schilling ausführlich erzählten Burgunderkriege, so daß er im Zusammenhang nur die Jahre 1477 bis 1536 dargestellt hat. Vorausgeschickt ist eine Übersicht über die Geschichte Burgunds von 1032 bis 1218 mit manchen Bemerkungen über die allgemeine deutsche Geschichte der Zeit und eine summa-

rische Darstellung der bernischen Geschichte bis 1474 auf Grund der offiziellen Chroniken. — Erste Ausgabe (nach einer Kopie, die zum Teil noch unter den Augen des Verfassers gemacht wurde) von Stierlin und Wyß 1825 bis 1833 (reicht nur bis 1526). Neue Ausgabe, die auch die nur lückenhaft erhaltene Fortsetzung für die Jahre 1526 bis 1536 umfaßt, von Blösch 1884 bis 1901. Die neue Ausgabe ist recht mangelhaft und dazu nicht einmal vollständig, so daß für die früheren Abschnitte immer noch die Ausgabe von Stierlin daneben gebraucht werden muß. Die empfindlichsten Lücken der letzten Jahre sind ausgefüllt bei Th. de Quervain, *Kirchliche und soziale Zustände in Bern unmittelbar nach der Einführung der Reformation* (1906), 247 bis 275. Vgl. Fluri im *Anzeiger für schweizer. Gesch.*, 1908, p. 283 ff.

Anshelm verfaßte ferner ein Lehrbuch der Weltgeschichte (bis 1536), das unter dem Titel *Catalogus annorum et principum geminus* etc. 1540 zu Bern erschien. Als Führer diente nach der Vorrede Annius von Viterbo, dessen Fälschungen Anshelm nicht als solche erkannte.

Vgl. über Anshelm E. Blösch, *V. A. und seine Chronik* 1881; G. Tobler in der *Festschrift zur 7. Säkularfeier der Gründung Berns* (1891), 40 ff.; dann die Einleitung zur neuen Ausgabe (vor dem Schlußbande).

Anshelm als humanistischer Historiograph. In Bern ist die offizielle Geschichtschreibung nicht erst ein Produkt des Humanismus. Sie war schon seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts mit einer Konsequenz gepflegt worden, die nördlich der Alpen kaum ihresgleichen hat. Die humanistische Historiographie stieß daher hier, ähnlich wie in Kastilien auf eine bereits entwickelte nationale Geschichtschreibung mit einer festen Tradition, die sich nicht ohne weiteres zugunsten der Form Brunis beseitigen ließ. Als Anshelm den Auftrag erhielt, die Chronik Diebold Schillings fortzusetzen, konnte er nicht daran denken, die Geschichte Berns völlig neu zu schaffen. Die spezifische Aufgabe, die der humanistischen Historiographie sonst gestellt wurde, die Abfassung einer zusammenhängenden, einheitlich stilisierten Landesgeschichte, war für Bern schon im Mittelalter gelöst worden; Anshelm mußte sich darauf beschränken, in einem einleitenden Resümee die vom humanistischen Standpunkte aus anstößigsten Angaben seiner Vorgänger zu korrigieren.

Trotzdem zeigt seine Chronik unverkennbar die Symptome der neuen Bildung. Zunächst in zahlreichen formalen Äußerlichkeiten. Dann aber vor allem in der gänzlich neuen Auffassung des historischen Berufs. Die frühern Chronisten hatten bloß als Sprachrohr der Regierungen gedient. Die Person des Verfassers war in ihren Werken in der Regel ganz in den Hintergrund getreten. Ihre Arbeiten waren offiziell zensuriert und korrigiert worden. Anshelm brach mit dieser Gewohnheit. Er fühlte sich als Berner, aber nicht als Vertreter der Regierung. Man ist beinahe geneigt, ihn mit Machiavelli zusammenzustellen, wenn man sieht, wie ganz subjektiv er seinen Stoff behandelt. Anshelm macht, wenn es ihm passend erscheint, der Politik der Regierung geradezu Opposition. Wenn er Schilling wegen seiner antiburgundischen Haltung tadelt, so ist das nicht darauf zurückzuführen, daß die bernische Politik seither eine Schwenkung gemacht hätte: Anshelm kann die Maßregeln zeitgenössischer Regenten ebenso scharf kritisieren. Er führt noch den Namen und hat

die Rechte eines Stadtchronisten; aber er urteilt als Individuum, als unabhängiger Humanist.

Politische und religiöse Tendenzen. Freilich, als ein Humanist, der die Einwirkung der deutschen Reformation erfahren hatte. Anshelm ist auch in der Beurteilung des Staatslebens ausschließlich Moralist. Für politische Fragen im allgemeinen und für die Probleme der bernischen Politik im besondern fehlt ihm das Verständnis. Er ist ein fanatischer und durch und durch bornierter Gegner der Ausdehnungspolitik, die das bernische Patriziat seit den Burgunderkriegen mit ebensoviel Energie wie Klugheit und Glück durchführte. Er vermag hinter den politischen Plänen der leitenden Staatsmänner nur unedle Motive, wie das Verlangen nach Pensionen, zu entdecken. Der Schulmeister ohne politische Erfahrung und der theologisch gebildete Protestant haben bei ihm allein das Wort. Nirgends erhebt sich sein Urteil über den Horizont des rechtschaffenen Kleinbürgers. Seine Sentenzen können, solange sie Privatverhältnisse und die ethische Seite politischer Maßregeln berühren, als gute Erzeugnisse bürgerlicher Spruchweisheit bezeichnet werden; von dem Geiste der bernischen Staatskunst lassen sie keinen Hauch verspüren. Die kapitale Wichtigkeit des Söldnerwesens hat er nicht begriffen. Den Bemühungen der Regierung, diese ihre einzige Waffe gegenüber dem Auslande in der Hand zu behalten, steht er ganz verständnislos gegenüber; unhistorisch genug führt er alle Übelstände in Staat und Gesellschaft auf dies eine angebliche Grundübel zurück. Sein Ideal ist die Schweiz vor 1474, d. h. die Zeit, in der die Eidgenossenschaft durch innere Streitigkeiten an einer einheitlichen auswärtigen Politik verhindert war.

Anshelm verrät sich daneben direkt als Protestant durch seine im Stile der lutherischen Polemik gehaltenen Ausfälle gegen das Papsttum und durch seinen Glauben an eine göttliche Vorsehung in der Geschichte. Aber das alles tritt an Umfang wie an Bedeutung zurück gegenüber der unverständigen moralisierenden Beurteilung der Politik, die er mit Zwingli gemein hat, — eine Auffassung, die nicht eben zum Vorteil der historischen Erkenntnis bis zur Gegenwart in der schweizerischen Historiographie nachgewirkt hat.

Stil und Komposition. In der Form ist Anshelms Geschichtswerk ein außerordentlich glücklicher Kompromiß zwischen mittelalterlichem Chronikstil und humanistischer Annalistik.

Von seinen mittelalterlichen Vorgängern übernahm Anshelm die Mannigfaltigkeit des Stoffes. Er bucht alles. Daß er die kirchlichen Ereignisse ausführlich, in einem Falle (dem Jetzerprozeß) sogar mit unproportionierter Breite behandelt, hing allerdings wohl mit seiner protestantischen Tendenz zusammen. Aber er registrierte neben den unvermeidlichen Naturereignissen und Unglücksfällen auch wichtigere Veränderungen in Verfassung und Verwaltung. Vom Humanismus stammt die annalistische Anordnung, die, abgesehen von dem wohl vorher schon separat ausgearbeiteten Berichte über den Jetzerprozeß,

streng durchgeführt ist. Dem Humanismus entnahm Anshelm ferner seine ausgefeilte Einleitung über den Nutzen der Geschichte, die klassizistischen Anspielungen und die Anführung antiker Sinnsprüche.

Auch die Sprache ist ein Kompromißprodukt. Die Tradition verlangte den Gebrauch der Landessprache. Anshelm konnte sich diesem Gebote nicht entziehen. Er versuchte nun wenigstens, seinen deutschen Stil dem humanistischen Periodenbau so gut wie möglich zu nähern. Oft genug geriet er dabei mit dem Geist der deutschen Sprache in Konflikt. Wenn er seine Sentenzen nach dem Vorbilde Sallusts zu epigrammatischer Kürze zusammenpreßt, so wird sein Ausdruck häufig nicht nur affektiert, sondern undeutlich, und wenn er lateinische Konstruktionen wie den Akkusativ mit dem Infinitiv nachbildet, so liest sich seine Darstellung wie eine ungeschickte Übersetzung aus dem Lateinischen.

Und doch hat er sein Bedeutendstes als Sprachkünstler geleistet. Er ersetzte den unpersönlichen Stil seiner Vorgänger, der zwischen farblosem Amtsdeutsch und platter Volkstümlichkeit haltlos hin- und herschwankte, durch eine ganz persönliche, höchst originelle, durchweg überlegte Ausdrucksweise. Neben verfehlten Latinismen und gezwungenen Lakonismen stehen glückliche sprachschöpferische Neubildungen.

Dem Humanismus hat Anshelm schließlich noch die Kunst abgesehen, wie der Stoff für eine Stadtgeschichte auszuwählen sei. Er hat von Bruni und dessen Nachfolgern gelernt, wie die Grenze zwischen Lokal- und Universalgeschichtschreibung innegehalten werden muß.

Stellung zu den Quellen. Anshelm standen als offiziellem Chronisten die Archive unbeschränkt offen. Er hat seinen Stoff mit einem Fleiße und einer Gewissenhaftigkeit gesammelt, die auch im Vergleich mit der Tätigkeit Calchis und Guicciardinis Bewunderung verdienen. Kein älterer Historiker hat so wenig literarische Quellen benutzt wie er. Wenigstens die b e r n i s c h e n Ereignisse sind fast ausschließlich auf Grund archivalischen Materials (Ratsmanuale, Missiven, Tagsatzungsabschiede) dargestellt. Er hat wohl gelegentlich seine Vorlagen umstilisiert und ist dabei keineswegs immer ganz objektiv zu Werke gegangen. Aber eigentliche Fälschungen sind ihm bis jetzt nicht nachgewiesen worden. Viel seltener als andere hat er Aktenstücke unverarbeitet und ohne eigene orientierende Bemerkungen in den Text eingefügt.

Mit Anshelm geht die bernische offizielle Historiographie als selbständige Institution zu Ende. Sie hatte sich mit ihm selbst vernichtet. Ein Werk wie seine Chronik setzte voraus, daß es eine unabhängige Geschichtschreibung gebe. Dafür waren in Bern weniger als sonst irgendwo die Bedingungen vorhanden. Schon Anshelms Werk selbst hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Regierung ließ nicht einmal eine vollständige amtliche Abschrift anfertigen und ein Fortsetzer wurde zunächst nicht mehr bestellt. Wie hätten die Be-

hörden auch von einer Darstellung befriedigt sein können, die nicht ihre Auffassung, sondern die der nicht an der Regierung beteiligten frondierenden Bourgeoisie wiedergab!

Nicht zur humanistischen Historiographie kann die Beschreibung des bernischen *Twingherrenstreites* (1470) gerechnet werden, die wir dem bernischen Stadtschreiber Thüring Fricker (Frickart; um 1429 bis 1519) verdanken, obwohl von diesem eigenartigen Werke aus ebenso wenig Fäden zu der mittelalterlichen Chronistik laufen. Es ist allerdings anzunehmen, daß der Verfasser nicht ganz unberührt von der humanistischen Bildung blieb, wenn schon die zwei Anspielungen seines Werkes auf Sallusts *Bellum Catilinarium* wenig sagen wollen und Frickers naive Gläubigkeit nichts vom Einfluß des italienischen Humanismus spüren läßt. Aber mit der humanistischen Historiographie hat sein Werk keinen Zusammenhang. Eine solche protokollarisch treue Aufzeichnung von Ratsdebatten, wie er sie gibt, von Debatten, die dazu sich zwar auf einen sehr wichtigen Gegenstand bezogen, für die Anwendung der klassizistischen Rhetorik aber in keiner Weise günstig waren, hat in der ganzen humanistischen historischen Literatur kein Analogon. Der *Twingherrenstreit* ist eine gänzlich singuläre Produktion, die sich weder in die mittelalterliche noch in die humanistische Historiographie einreihen läßt. Er hat weder Vorläufer noch Nachfolger. Er ist das wertvollste Erzeugnis der schweizerischen Geschichtschreibung des 15. Jahrhunderts und eines der wertvollsten Dokumente aus dem Mittelalter überhaupt; aus der Geschichte der Historiographie fällt er völlig heraus.

Der *Twingherrenstreit* (unvollendet) ist zum ersten Male in der Originalfassung herausgegeben worden von Studer in den *Quellen zur Schweizer Geschichte*, I (1877). Vgl. G. Tobler in der *Festschrift zur 7. Säkularfeier* (1891), 23 ff.

2. St. Gallen (Vadian).

Joachim von Watt (Vadianus) (geboren 1484 zu St. Gallen, Humanist [1514 in Wien zum Dichter gekrönt] und Mediziner [1517 zum Doktor kreiert], lebte, vom Rate seiner Vaterstadt zum Stadtarzt ernannt, von 1518 bis zu seinem Tode [1551] in St. Gallen; 1526 zum Bürgermeister gewählt; einer der vornehmsten Beförderer der Reformation in St. Gallen) verfaßte in seinen späteren Jahren (nach 1545) eine Anzahl historischer Schriften, besonders zur Geschichte St. Gallens, von denen hier genannt seien: 1. die sog. *große Chronik der Äbte von St. Gallen* (1191 bis 1491), die von Vadian später zu der sog. kleineren Chronik, 2. *die äbt des closters zu S. Gallen* (720 bis 1532, d. h. von dem ersten Abte Othmar bis zu der nachher wieder rückgängig gemachten Aufhebung des Klosters) umgearbeitet wurde. 3. *kurz beschreibung der alten fränkischen künigen* (von Merowech bis Arnulf); 4. *die kaiser* (Caesar bis Caligula). Alle diese deutschen Schriften sind zum ersten Male 1875 bis 1879 herausgegeben worden als *J. von Watts deutsche historische Schriften* von E. Götzinger. Früher war nur die 1537 verfaßte *Farrago de collegiis et monasteriis Germaniae veteribus* bekannt (bei Goldast, *Scriptores rerum alamannicarum*, III).

Vgl. die Einleitung zu der Ausgabe. Die seither erfolgten Publikationen (auch Vadians Briefwechsel ist nun herausgegeben worden) haben zur Charakteristik des Historikers nichts Neues beigebracht.

Verhältnis zur humanistischen Historiographie. Viel enger schloß sich an die humanistische Produktion der Italiener ein anderer, etwas später geborener schweizerischer Historiker an, der St. Galler Joachim von Watt (Vadianus).

Vadian war dem Berner Chronisten als Historiker unendlich überlegen. Seine Bildung war umfassender, sein Gesichtskreis weiter ausgedehnt; er kannte die Staatsgeschäfte aus der Praxis. Er befand

sich in einer ganz unabhängigen Stellung und behandelte einen größern, mehrere Jahrhunderte umspannenden, eigentlich historischen Stoff. Und zu alledem arbeitete er als Historiker so gewissenhaft und beurteilte geschichtliche Vorgänge so selbständig und mit so viel gesundem Sinn, daß seine Werke nicht nur als die bedeutendsten Schöpfungen der schweizerischen humanistischen Historiographie bezeichnet werden müssen, sondern zu den hervorragendsten Leistungen der humanistischen Geschichtschreibung überhaupt gehören.

Vadian hat nicht nur die Anregungen der italienischen humanistischen Historiographie originell weitergebildet, sondern er ist über seine Vorbilder noch hinausgeschritten. Seine *Chronik der Äbte von St. Gallen* ist, selbst wenn man sie mit Machiavellis *Florentinischer Geschichte* vergleicht, der erste Versuch, die Geschichte einer politischen Organisation eigentlich historisch zu behandeln. Vadian unterschied Perioden und konstatierte allgemeine Wandlungen. Er gliederte, hierin Platina folgend, seine Darstellung wohl noch nach der Regierungszeit der Äbte; aber was er gibt, ist doch die Geschichte des Klosters selbst. Wohl hatte auch er sich von der moralisierenden Tendenz der protestantischen Historiographie nicht ganz frei gemacht. Aber er blieb nicht dabei haften. Er konnte, wenn er auf Zeiten des Niedergangs stieß, diese auch durch *natürliche* Ursachen erklären. Er vermied es prinzipiell, die Erklärung für allgemeine Veränderungen in einem einzelnen Ereignisse zu suchen. Er schloß Anekdoten so gut wie ganz aus der Darstellung aus, und wenn er welche erzählte, so maß er ihnen wenigstens keine entscheidende Bedeutung zu. Was Machiavelli bloß genial andeutete, was Nerli als einseitige dynastische These entwickelte, ist bei Vadian durchgeführt. Er wertet historische Begebenheiten nicht nach ihrem novellistischen Interesse oder nach ihrer patriotischen Bedeutung, sondern nach ihrer Stellung im Gange der Entwicklung. Allerdings finden sich auch bei ihm noch Überbleibsel der alten Richtung: er hat so wenig wie Bruni z. B. die Notizen seiner Quellen über Naturereignisse und Unglücksfälle ganz ausgeschieden. Aber die Tatsache bleibt trotzdem bestehen, daß sein Werk der Auffassung, nach der es auch im Leben menschlicher Gemeinwesen eine Entwicklung gibt, näher gekommen ist als irgendein anderes der humanistischen Historiographie.

Vadian als historischer Kritiker und Darsteller. Vadian war außerdem einer der bedeutendsten humanistischen Kritiker. Seine Kritik ging über die Methode der Blondusschule weit hinaus. Während seine italienischen Vorbilder sich damit begnügt hatten, auf die älteste literarische Quelle zurückzugehen und die Erzählungen der Chroniken an Hand von Urkunden zu prüfen, kritisierte Vadian diese ältesten Quellen selbst auf ihre Tendenz hin. Er suchte durch die parteiische Darstellung seiner Vorlagen hindurch sich eine eigene, unbefangene Ansicht vom Verlauf der Dinge zu bilden. Er korrigierte mit Erfolg die schiefen Angaben st. gallischer Quellen über das Verhältnis des Klosters zum

Bischof von Konstanz. Er verwarf die Sagen über die Entstehung der Eidgenossenschaft nicht nur als Fabelwerk, was schließlich auch ein anderer unabhängiger Humanist hätte tun können, sondern er wies auf die Analogien hin, die zwischen der Geschichte der drei Waldstätte und der der übrigen *Nationen* in der Eidgenossenschaft bestanden hätten — das beste Mittel, um zu einem Verständnis des ersten ewigen Bundes zu gelangen (*Schriften* I, 408). Er ging der Entstehung kirchlicher Legenden nach. An Legenden und Mirakel hatten auch die italienischen Humanisten nicht geglaubt. Aber Vadian versuchte den Ursprung solcher Berichte zu erklären. Er führte aus, daß Wundergeschichten von einem Heiligen auf den andern übertragen werden können und daß die Prodigien, von denen die Heiden berichteten, prinzipiell nichts anderes seien. Er hielt es übrigens für unrichtig, wenn der Historiker über unwesentliche Details Hypothesen aufstelle. Es kam seiner Kritik zustatten, daß er durch keine äußern Rücksichten gebunden war. Er schrieb seine Geschichtswerke als Privatmann und der Tradition des Klosters brauchte er als Städter keinen Respekt entgegenzubringen.

Vadian hat auch in der Darstellungsform seine Selbständigkeit bewahrt. Man merkt seinem Deutsch wohl noch den Tonfall der livianischen Perioden an. Aber er tut dem Geist der Sprache nirgends Gewalt an und von der Rhetorik der Annalisten hält er sich frei. Er schrieb ebenso sachlich wie Blondus und verfiel doch nicht in den trockenen Ton des italienischen Gelehrten. Außerordentlich geschickt sind Erzählung und Raisonnement miteinander verbunden. Seine Chroniken der Äbte von St. Gallen sind die vielseitigsten aller humanistischen Geschichtswerke. Sie geben mehr als Personengeschichte; Vadian bespricht auch die Geschichte der Kultur (Sprache, Literatur, Musik), der Verwaltung, des Bauwesens usw.

Vadians kirchliche Stellung. Es kam der historischen Tätigkeit Vadians zugute, daß er viel unbefangener dachte als der Durchschnitt der protestantischen Historiker. Er ist an sich ein entschiedener Anhänger des neuen Glaubens. Es gibt Urteile von ihm, die sich von den Thesen der Zenturiatoren nur durch ihre maßvolle Form unterscheiden. Er kann etwa die Ansicht vertreten, daß aller Verfall in der Kirche auf die Päpste zurückzuführen sei, und ist allzuleicht geneigt, die Schuld an den Konflikten zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt ausschließlich dem Klerus zuzuschieben. Aber im allgemeinen trennen ihn doch tiefe Differenzen von den Männern der konfessionalistischen Richtung. Man spürt es seinem Werke an, daß er zuerst Erasmianer war und sich erst später der lutherischen Reformation anschloß. Vadian hat nicht nur seinem ersten Meister in seinem Geschichtswerke Worte warmer Anerkennung gewidmet (I, 6); er schreibt auch im Geiste des holländischen Humanisten. Wie Erasmus vertritt er den Theologen gegenüber den Standpunkt des praktischen Reformers, des Staatsmannes, der im Leben steht. Er verlangt nicht radikale Abschaffung, sondern Besserung. Er verwirft das Mönchtum nicht an

sich, sondern bloß insofern es von seiner ursprünglichen Reinheit abgefallen ist. Es fällt ihm nicht ein, die antikuriale Politik der Laienfürsten so unsinnig zu verherrlichen, wie es dann die Zenturiatoren taten (u. S. 253). Er verliert nirgends den Blick für die realen Verhältnisse. Man vergleiche etwa seine scharfsinnigen Ausführungen über den Zusammenhang, der nach seiner Ansicht zwischen der Besetzung der Abtstelle mit Angehörigen des hohen Adels und den Kriegen des Klosters bestand (I, 130). Selbst die auswärtigen Dienste der Eidgenossen, dieses Schreckgespenst der zwinglianischen Theologen, verurteilt er hauptsächlich darum (es wäre sonst *ain ring ding gsin*, meint er II, 277), weil man nicht zu einem Herrn hielt, so daß schweizerische Söldner aus einer Stadt und aus einem Dorfe öfter gleichzeitig Parteien, die miteinander im Kriege standen, zuziehen konnten. Am einseitigsten ist er, wie andere deutsche Humanisten, vielleicht in seiner Polemik gegen die Italiener. Dagegen drückt er sich selbst da, wo er auf die *barbarische* Bildung der Mönche schilt, nicht schärfer, sondern milder und verständnisvoller aus als andere Humanisten. Wohl bei keinem andern haben sich erasmianischer Humanismus und protestantische Frömmigkeit so harmonisch vereinigt wie bei ihm, dem weisen und gelehrten St. Galler Bürgermeister.

Gerade weil aber diese Mischung so durchaus persönlich war, hat Vadian noch viel weniger als Anshelm eine Schule hinterlassen können. Seine Werke sind überhaupt erst nach mehr als drei Jahrhunderten gedruckt worden. Trotzdem sind seine Anregungen nicht ganz verloren gegangen. Stumpf legte dem Abschnitt seiner Schweizerchronik über St. Gallen eine Arbeit Vadians zugrunde, und wenn er diese auch im Abdrucke ihrer wertvollsten Partien beraubte und dafür Stücke seiner wirren Gelehrsamkeit einmischte (vgl. die Einleitung zu Vadian, S. XXXVI ff.) so ist doch wenigstens etwas von Vadianischem Geiste schon zu Lebzeiten des Verfassers an die Öffentlichkeit gedrungen.

Die populäre Auffassung der Reformation spiegelt die Hauschronik wieder, die gleichzeitig mit Vadian und in derselben Stadt der Sattlermeister, Schullehrer und Pfarrer Johannes Keßler (1502 oder 1503 bis 1574) in seinen Mußestunden unter dem Titel *Sabbata* verfaßte. Zu der historischen Literatur können diese Aufzeichnungen freilich kaum gerechnet werden. Keßler war zwar keineswegs ohne Bildung. Er hatte aus seinen geistlichen Studien ansehnliche Reste gerettet, kannte auch weniger gangbare Werke des italienischen Humanismus und nützte Blondus eifrig aus. Aber seine *Sabbata* sind nicht mehr als eine ungeheure Kompilation; sie sind nur soweit anziehend, als sie memoirenhaften Charakter tragen. Was Keßler über die allgemeinen Weltbegebenheiten mitteilt, ist entweder ein bloßer Auszug aus gedruckten Schriften oder eine unselbständige Reproduktion der im Kreise der Reformatoren herrschenden Ansichten. Die italienischen Humanisten und Erasmus reiht er ebenso falsch ein, wie diese seine Vorbilder es taten: er betrachtet sie nur nach ihrer Stellung zur lutherischen Reformation und läßt sie nur als halb erleuchtete oder inkonsequente Vorläufer gelten.

Keßler war mit Vadian nahe befreundet. Aber er gehörte einer ganz andern Welt an. Er vertrat das fromme protestantische Kleinbürgertum, Vadian die kleine Schar der humanistisch gebildeten Staatsmänner.

Keßler begann mit der Ausarbeitung seiner *Sabbata* (einer Chronik der Reformationsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz von 1519 bis 1540) wahrscheinlich 1524, mit der Reinschrift 1533. Erste Ausgabe ed. Götzinger in den (st. gallischen) *Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte* 5—10 (1866 bis 1868). Neu ediert mit Biographie und Kommentar von E. Egli 1902. — Die bald nach 1551, jedenfalls vor 1561 geschriebene *Vita Vadiani*, ein anziehendes Lebensbild des Humanisten und Reformators, wurde zuerst als Festgabe 1865 gedruckt; jetzt in der neuen Ausgabe der *Sabbata* bequem zugänglich. Über den Entwurf der *Sabbata* vgl. E. Gagliardi im *Jahrbuch für schweizer. Gesch.*, 35 (1910), 56* ff.

3. Genf (Bonivard).

François Bonivard (geboren 1493 zu Seyssel aus einem alten savojardischen Geschlechte, 1514 Prior des Stiftes St. Victor zu Genf, hält zu der Stadt in deren Kämpfen mit dem Herzog von Savoyen und deshalb mehrfach in savoyischer Gefangenschaft [1530 bis 1536 in Chillon], von 1544 bis zu seinem Tode [1570/71] in Genf) verfaßte: 1. *Les Chroniques de Genève* (bis 1530), 1551 vollendet; Ausgabe von G. Revilliod 1867. 2. *Traité de l'ancienne et nouvelle police*, d. h. des alten und des neuen Regierungssystems in Genf. Geschildert werden vor allem die Unruhen der Jahre 1547 bis 1555. Ausgabe in den *Mémoires et Documents de la Soc. de Genève*, Bd. V.

Wirklich kritisch im Sinne der Italiener arbeitete in der Schweiz außer Vadian nur der Genfer Chronist François Bonivard, der Verfasser der ersten Geschichte Genfs im humanistischen Stile. Auch er ging zwar wie alle spätern Lokalhistoriker von den großen Darstellungen der Schweizergeschichte aus, übersetzte, während er an seiner Chronik arbeitete, Stumpf ins Französische und benutzte die antiquarischen Untersuchungen Tschudis. Aber er hütete sich, diesen beiden bei ihrer Kontamination von Legende und Gelehrsamkeit Folge zu leisten. Er ging der pseudohistorischen Tradition ebenso energisch zuleibe wie die italienischen Humanisten. Er zog wie Calchi, vor allem zur Darstellung der Rechtsverhältnisse, in großem Umfange Urkunden heran und zitierte seine Gewährsmänner in der Regel genau.

Freilich hatte auch bei ihm die Anwendung der gelehrten Methode die Folge, daß seinem Werke die Komposition fehlt. Sein Stil ist zwar nicht so farblos trocken wie der des Blondus, vielmehr frisch und ungeniert und mit groben populären Ausdrücken durchsetzt. Sein Urteil ist zwar nicht so weltfremd wie das Calchis; er versteht es vielmehr, lebendig zu charakterisieren, und hat aus seiner politischen Erfahrung nicht ohne Glück für die Geschichte Nutzen gezogen. Aber auch er gibt statt einer fortlaufenden Erzählung oder einer sachlichen Gliederung eine Verbindung von antiquarischen Einzeluntersuchungen mit annalistischen, ja chronikalischen Notizen. So anschaulich er auch erzählt — mit den einheitlich geschlossenen Werken der großen Florentiner kann es seine Chronik nicht aufnehmen.

Bonivards Chronik wurde vom Rate der Stadt Genf angeregt und unterstützt. Sie ist deshalb natürlich nicht frei von Tendenz. Auf der anderen Seite schreibt Bonivard aber noch ganz als Humanist. Von der später üblichen konfessionellen Auffassung hielt er sich noch frei.

In dieser letzteren Beziehung bildet den geraden Gegensatz zu Bonivard Michel Roset (1534 bis 1613), der Verfasser der *Chroniques de Genève* (bis 1562; erste Ausgabe ed. H. Fazy 1894). Roset ist auch als Historiker ein korrekter Calvinist. Seine Arbeit steht übrigens auch als literarische Leistung bedeutend hinter der Chronik Bonivards zurück.

4. Kleinere Werke.

Die Periode der originellen Versuche war mit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts abgeschlossen. Die späteren Werke enthalten prinzipiell nichts Neues; sie übertragen bloß die hergebrachte Methode auf einen neuen Stoff. Genannt seien hier nur der Graubündner Durich Chiampel (Ulricus Campellus; ca. 1510 bis ca. 1582), der in Anlehnung an Stumpf und Tschudi, also indirekt an Blondus eine historisch-topographische Beschreibung und eine Geschichte seines Heimatlandes verfaßte (*Historia Raetica*, bis 1579; zuerst 1884 bis 1890 als Bd. 7 bis 9 der *Quellen zur Schweizer Geschichte* herausgegeben von Kind und Plattner [stellenweise gekürzt], und der Schaffhauser Münsterpfarrer Johann Jakob Rüeger (1548 bis 1606), der dasselbe für Schaffhausen versuchte (*Chronik der Stadt und Landschaft Schaffhausen*, zum ersten Male herausgegeben 1880 ff.). Die Zensur wurde im übrigen immer ängstlicher, so daß selbst so loyale Werke wie die Arbeiten des Berners Michael Stettler (1580 bis 1642), eines späten Nachfolgers Anshelms, nur im Auszuge gedruckt werden durften.

F. Spanien.

I. Die Landesgeschichte.

1. Allgemeines und erste Versuche.

Die humanistische Landesgeschichtschreibung hatte in Spanien mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie hatte sich wie die französische mit einer festen historischen Tradition auseinanderzusetzen.

Die nationale Geschichte war bereits im Mittelalter von der Regierung Kastiliens eifrig gepflegt worden, und die nationalen Legenden hatten in den *Crónicas generales* ihre offizielle, gleichsam kanonische Form gefunden. Diese Legenden waren dazu noch in viel höherem Grade volkstümlich als die dynastischen Sagen der Franzosen. Nur ein unabhängiger und mutiger ausländischer Humanist gleich Paulus Aemilius hätte den spanischen historischen Fabeln gegenüber die kritische Methode Brunis vollständig zur Anwendung bringen können. Da ein solcher fehlte, so hat sich die humanistische Kritik in Spanien nur unvollkommen Bahn brechen können. Sie schloß wie in Deutschland einen unklaren Kompromiß mit der mittelalterlichen Überlieferung.

Das war nicht die einzige Ähnlichkeit der spanischen mit der deutschen Geschichtschreibung. So wenig wie die deutschen und die schottischen Humanisten wollten die spanischen zugeben, daß die alte, vorchristliche Geschichte ihres Landes es nicht mit der Heldenzeit des alten Roms, d. h. Italiens aufnehmen könne. Daher sind

denn auch in kaum einem andern Lande die Fälschungen des Annius von Viterbo so kritiklos aufgenommen und so liebevoll ausgeschmückt worden wie in Spanien. Was die echte Überlieferung bot, war ja ganz dürftig und außerdem als Mittel patriotischer Verherrlichung nur zum geringsten Teile brauchbar. Denn auch die Spanier wollten sich nicht damit zufrieden geben, daß sie von ihren Vorfahren, den frühern Bewohnern der iberischen Halbinsel, kriegerische Heldentaten berichten konnten. Auch sie wollten der *respublica* der Römer gleichsam schon in der Vergangenheit einen nationalen Kulturstaat entgegenstellen.

Die spanische humanistische Geschichtschreibung hatte gegenüber der deutschen nur den Vorteil, daß ihre Entwicklung nicht schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch theologische Kämpfe lahmgelegt wurde. Sie blieb deshalb nicht im Stadium der Programme und Projekte stecken. Noch das Werk, das sie gegen Ende des Jahrhunderts abschließt, noch Marianas Geschichte, ist zwar, als kritische Leistung gemessen, von den Flecken der unehrlich nationalistischen Geschichtschreibung keineswegs frei. Aber es faßte wenigstens die historische Überlieferung in klassischer Weise, in rein humanistischer Form, zu einer einheitlichen Gesamtdarstellung zusammen. Es ist dabei freilich auch in Anschlag zu bringen, daß die durch die katholischen Könige herbeigeführte und durch Philipp II. beendigte politische Einigung der spanischen Reiche für die Landesgeschichtschreibung viel günstigere Verhältnisse geschaffen hatte, als es in Deutschland der Fall war, wo die Reformation die partikularistische Spaltung des Reiches definitiv befestigt hatte.

Dieser Entwicklung stand der Umstand nicht im Wege, daß das letzte Denkmal der rein mittelalterlichen spanischen Landesgeschichtschreibung, Diego Valeras (geboren zu Cuenca um 1412, Höfling und Diplomat unter den kastilianischen Königen Johann II. und Heinrich IV., gestorben um 1486) *abgekürzte Chronik* (*Corónica abreviada de España*, von den ältesten Zeiten bis zu Heinrich IV.; erste Ausgabe Sevilla 1482), was Kritik und selbständige Verarbeitung der Quellen betrifft, auch die bescheidensten Ansprüche unbefriedigt ließ. — Vgl. Amador de los Rios, *Historia crítica*, VII, 292 ff.; G. Cirot, *Les Histoires générales d'Espagne entre Alphonse X. et Philippe II* (Thèse) 1904. — Valera verfaßte auch eine *Memorial de diversas hazañas* betitelte Geschichte Heinrichs IV. von Kastilien (1454 bis 1474), die sich in der Vorrede als ein Auszug aus den *Corónicas de España*, d. h. Palencia bezeichnet. Erste Ausgabe in den *Crónicas de los Reyes de Castilla*, ed. Rosell III (1878).

Die brave Arbeit Johanns von Girona (Juan Margarit, geboren gegen 1421, unter Niklaus V. in Rom, 1459 Gesandter des Königs von Aragon bei Papst Pius II.; um 1453 Bischof von Elna, 1461 Bischof von Girona, später Kardinal, gestorben 1484 zu Rom: *Paralipomenon Hispaniae ll. X.* (bis Augustus), unvollendet; erste Ausgabe 1545, dann auch in der *Hispania illustrata* I [1603]), das einzige spanische historische Werk, das die kritische Methode Brunis ehrlich auf die alte spanische Geschichte übertrug, brach schon mit der römischen Zeit ab und hat keinen Einfluß ausgeübt, besonders auch deshalb nicht, weil es noch vor den Fälschungen des Annius geschrieben wurde und zu diesen so noch nicht Stellung nehmen konnte. — Vgl. P. F. Fita, *El Gerundense y la España primitiva*, 1879; G. Cirot, *Les Histoires générales*, 47 ff.

Diese Fälschungen sind dagegen bereits benutzt in den flüchtigen Arbeiten des sizilianischen Humanisten Marinaeus Siculus (Lucio Marineo, geboren um 1445 zu Bizino. Professor zu Palermo, von 1484 an in Spanien, Dozent zu Salamanca, Erzieher am Hofe von 1496 an, gestorben um 1533). Dessen in dem Buche *De rebus Hispaniae memorabilibus* (erste Ausgabe Alcalá 1530) zusammengestellte Schriften zur Geographie und Geschichte Spaniens verfolgen hauptsächlich den Zweck, den spanischen Granden römische Ahnen nachzuweisen. Er ist *ein unterrichteter Lobredner* (Ranke). Vgl. Ranke, *Zur Kritik*, 104 f.; Cirot, *Les Histoires générales*, 77 ff.

Die kritisch gelehrte Bearbeitung der spanischen Geschichte im Mittelalter hatte insofern mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, als die Kenntnis des Arabischen infolge der Vernichtung des Königreichs Granada in Spanien so gut wie ganz verschwunden war. Im Mittelalter hatten gebildete spanische Staatsmänner als zweite Sprache wohl häufiger das Arabische als das Lateinische beherrscht. Das war anders geworden, seitdem das Arabische im normalen internationalen Verkehr entbehrlich geworden war; vielleicht wirkte dabei auch die mit dem Humanismus einsetzende intensivere Pflege der lateinischen Sprache mit ein. Die Folge war, daß selbst gelehrte Historiker wie Mariana es nicht für nötig hielten, sich auch nur die notdürftigste Kenntnis der arabischen Sprache anzueignen. (Vgl. Cirot, *Mariana*, p. 133).

Es mag bei diesem Anlasse bemerkt werden, daß die arabische Historiographie als solche auf die mittelalterliche Chronistik in Spanien nie irgendwelchen Einfluß ausgeübt hatte. Wenn einzelne arabische Erzählungen in spanischen Geschichtswerken Aufnahme gefunden haben, so ist dies regelmäßig auf dem Umwege über die Poesie geschehen.

2. Ocampo und seine Fortsetzer und Nachfolger.

Der Klassiker der pseudowissenschaftlichen Landesgeschichtschreibung ist in Spanien der Geistliche Florián de Ocampo (geboren um 1499 zu Zamora, gestorben 1555), der von Karl V. 1539 zum königlichen Chronisten ernannt wurde. Seine *Quatro libros primeros de la Corónica general de España* (1544 Zamora, mit einem 5. Buche 1553; wiederholt Madrid 1791/92 u. 1852), wiederholen nicht nur unkritisch die Fälschungen und Erfindungen anderer, sondern fügen aus patriotischen Motiven (Ocampo will beweisen, daß die spanische Monarchie die älteste Europas, älter noch als Rom, sei) zahlreiche neue Fälschungen hinzu. Wie hätte ihr Verfasser sonst auch fünf Bücher novellistischer rhetorischer Erzählung nur über die spanische Geschichte bis zum Beginn der römischen Eroberung schreiben können! — Vgl. Cirot, *Les Histoires générales d'Espagne* (1904), 97 ff.

Bewußt im Gegensatze zu Ocampos Manier arbeitete Ambrosio de Morales (geboren 1513 zu Córdoba, gestorben 1591), der den Auftrag erhielt, das unvollendete Werk seines Vorgängers fortzusetzen. Er lehnte sich prinzipiell gegen die Benutzung erfundener Quellen auf. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er als der erste spanische Historiker systematisch nicht literarische Zeugnisse (Inschriften, Münzen, Urkunden usw.) zur Geschichte heranzog. Seine kritischen Untersuchungen dringen nicht immer tief ein, aber sie werden immer ehrlich und gewissenhaft geführt; die spätere spanische Historiographie ist nicht zu ihrem Vorteile von seinen Bahnen abgewichen. Der erste Teil seiner Fortsetzung Ocampos erschien Alcalá 1574 bis 1577; die *Cinco libros postreros*, die die Geschichte Spaniens bis zum Jahre 1039 führen, Córdoba 1586 (wiederholt in den neuen Ausgaben des Ocampo, Madrid 1792). — Vgl. über Morales' Inschriftenforschungen, die in der *Revue hispanique* XX (1909), 450 ff., abgedruckten Briefe.

Der Suggestion, die von den Fälschungen des Annius und Ocampos ausging, erlag dagegen das Werk, das noch vor Morales die Methode des Blondus für die spanische Geschichte fruchtbar zu machen suchte, das *Chronicon rerum memorabilium Hispaniae* (bis 1020; nur der erste Band erschienen Salamanca 1552, auch

bei Schottus *Hispania illustr.* I [1603]) des Flamänders Jean Vassée, latinisiert Vasaeus (geboren um 1510 zu Brügge, von 1531 an in Spanien, von 1550 an Professor zu Salamanca, gestorben 1552). Vasaeus verlieh seiner Arbeit noch bestimmter als Blondus das Aussehen eines gelehrten Handbuchs: die Tatsachen sind bei ihm bloß nebeneinander gestellt, nicht zu einer Erzählung verbunden. Sein Buch hätte unter diesen Umständen eine wertvolle Vorarbeit für spätere Historiker werden können, wenn er die betrügerischen Erfindungen seiner Vorgänger entschieden abgelehnt hätte. Aber dazu reichte leider seine Kraft nicht aus. Er zweifelte wohl an den Fabeln Ocampos; aber es fehlte ihm der Mut, den pseudoantiken Fälschungen des gefeierten Chronisten definitiv Valet zu sagen. — Vgl. Cirot, *Les Histoires générales*, 157 ff.

3. Mariana.

Juan de Mariana (geboren 1535 zu Talavera, tritt 1554 dem Jesuitenorden bei, Lehrer der Theologie in Rom, Sizilien und Paris von 1561 an, von 1574 an wieder in Spanien [Toledo], gestorben 1624 zu Madrid) verfaßte: *Historiae de rebus Hispaniae ll. XXX*, eine Geschichte Spaniens (und Portugals) von den ältesten Zeiten bis zum Tode Ferdinands des Katholischen (1516). Die ersten 20 Bücher erschienen zuerst Toledo 1592, das ganze Werk Mainz 1605. Von Mariana selbst später ins Spanische übersetzt; erste Ausgabe dieser Bearbeitung Toledo 1601 (so daß also die letzten zehn Bücher zuerst spanisch publiziert wurden). Später gab M. in einem (ganz knapp gehaltenen) *Sumario* eine Fortsetzung seiner Geschichte bis zum Jahre 1621. — Über Mariana besitzen wir jetzt das gründliche Werk von G. Cirot *Mariana Historien* (Thèse) 1904, das nur wie fast alle ähnlichen Spezialarbeiten an dem Fehler leidet, daß ihr Verfasser mit der italienischen humanistischen Historiographie nur ungenügend vertraut ist und daher des richtigen Maßstabes für seinen Helden entbehrt. Über die letzten fünf Bücher auch einige Bemerkungen bei Ranke, *Zur Kritik*, 60 ff.

Man wird Marianas spanische Geschichte am ehesten mit Buchanans großem Werke vergleichen können. Beide erfüllten für ihr Land das Ideal der humanistischen Historiographie in vollkommener Weise; beide sind erst durch die Aufklärung ihrer dominierenden Stellung enthoben worden.

Mariana steht als Historiker kaum höher als der schottische Zeitgenosse. Er ist allerdings nicht so ganz Stilist wie dieser. Aber seine Kritik und seine historische Auffassung drangen nicht tiefer ein. Er wagte es nicht, die Konsequenz aus seinen kritischen und politischen Ansichten zu ziehen. Seine Skepsis blieb auf halbem Wege stehen. Wunderbare Berichte werden nicht beseitigt, sondern rationalisiert. Er hielt an der historischen Existenz des Herkules fest. Die von Ayala mitgeteilten angeblichen Prophezeiungen Merlins (*Crónica del Rey D. Pedro*, año 20 c. 3; p. 538 der Ausgabe von Llaguno Amirola 1779) erkannte er nicht als dynastische Fälschung; er zweifelte nur an der Autorschaft Merlins (XVII, 13). Erfundene Inschriften und Urkunden verwarf er nur, wenn die Unechtheit geradezu in die Augen sprang. Seine Verbesserungen von Morales bezeichnen durchweg einen Rückschritt. Besonders vorsichtig ist er, wie es seinem Stande und der damaligen spanischen Gesinnung entspricht, gegenüber Heiligenlegenden; die Reise des Apostels Jakobus nach Spanien ist von ihm in einer eigenen Schrift verteidigt worden (Köln 1609). Ebenso verraten seine Reden und seine historischen Reflexionen nichts von dem

selbständigen Denker, als der er sich in seinen politischen Schriften gezeigt hatte. Sie bringen im allgemeinen bloß moralisierende Betrachtungen. Verhältnismäßig am wertvollsten sind die Stellen, an denen der sog. gesunde Sinn des rechtschaffenen Bürgers zum Ausdruck kommt. Da er nicht in offiziellem Auftrage schrieb, ist sein Urteil wohl stark national, aber nicht dynastisch gefärbt. Er vertritt die Idee der politischen Einheit, wie sie die Kastilianer auffaßten.

Nur in einer Beziehung zeigte er sich Buchanan überlegen. Er brach mit der humanistischen Gewohnheit, die kirchlichen Begebenheiten zu ignorieren. Freilich mehr als abgerissene Notizen über Konzilsbeschlüsse und Personalveränderungen innerhalb der hohen Geistlichkeit brachte auch er nicht. Wie wäre es auch anders möglich gewesen, da sogar er seinem Stoffe zum Trotz (er behandelte die Geschichte aller iberischen Reiche) an der annalistischen Anordnung festhielt. Auch er wagte es nicht, sich in dieser Beziehung von dem klassizistischen Schema freizumachen. Was kümmerte es ihn und sein Publikum, daß dadurch die Erzählung bis zur Unverständlichkeit auseinandergerissen wurde! Wenn nur der antiken Regel Genüge getan wurde. Merkwürdigerweise behielt Mariana daneben noch die Einteilung in Kapitel bei, obwohl deren Überschriften bei seiner äußerlichen Gliederung des Stoffes meist direkt irreführend sind. Ungeschickte Übergänge müssen dann die fehlende innere Einheit ersetzen.

Marianas Werk war vor allem als eine Popularisation gedacht. Dieses Ziel hat es vollständig erreicht. Es hat manche formale Vorzüge. Die ältern Darstellungen (Mariana zieht nur ausnahmsweise die Quellen selbst heran) sind in ihm geschickt ausgezogen und verwertet. Der Stil ist dem Barockgeschmacke der Zeit angepaßt. Das Vorbild ist nicht mehr Livius, sondern Tacitus. Der Ausdruck ist preziös, oft allzu gedrängt und sentenziös. Auch in der spanischen Übersetzung, die Mariana später (angeblich gegen seine ursprüngliche Absicht) anfertigte — weil in Spanien auch die Gebildeten nur selten Latein verstünden —, ist die Sprache klassizistisch und archaistisch gefärbt; sie entspricht genau dem Stile, den Bembo in seiner italienischen Bearbeitung der *Venezianischen Geschichte* anwandte. Nur einzelne Angaben, die im lateinischen Texte der puristischen Tendenz zuliebe nur undeutlich formuliert werden durften, sind in der Übersetzung präziser gefaßt worden.

II. Die Zeitgeschichte und die Geschichte der einzelnen Reiche.

1. Kastilien.

a) Die Nachfolger der mittelalterlichen Königschronisten.

In Kastilien hatte die offizielle Chronistik in der Landessprache schon im späteren Mittelalter eifrige Pflege gefunden. Der Humanismus hat diese Gattung nicht geschaffen, sondern nur umgebildet.

Allerdings war schon die mittelalterliche Chronistik in Kastilien von humanistischen Einflüssen nicht unberührt geblieben. Wie schon vor dem 16. Jahrhundert, lange bevor die italienischen poetischen Formen eigentlich in die spanische Literatur eingeführt wurden, einzelne kastilianische Dichter versucht hatten, Dante und Petrarca zu imitieren, so hatte sich auch schon im 14. Jahrhundert die offizielle Geschichtschreibung in Einzelheiten an die antiken Muster der rhetorischen Historiographie angelehnt. Ayala hatte nicht nur Livius übersetzt; er hatte auch nach dessen Vorbild in seine Chroniken Reden eingelegt, „dramatische" Szenen breit ausgemalt und im Gegensatz zu seinem Vorgänger, dem Verfasser der *Chronik Alfons' XI.*, Maßregeln der inneren Verwaltung, die sich nicht wohl zu rhetorischer Behandlung eigneten (Münzreformen z. B.), aus der Darstellung ausgeschieden.

Der humanistischen Historiographie im eigentlichen Sinne des Wortes hatten seine Werke freilich trotzdem noch nicht angehört. Die Hauptwerke der italienischen humanistischen Geschichtschreibung waren zur Zeit Ayalas überhaupt noch nicht geschrieben (Boccaccios Schrift *de Casibus*, die Ayala ins Spanische übersetzt hatte, kam als Vorbild nicht in Betracht; vgl. o. S. 7 f.) und Ayalas Werk ist in einem ganz andern Geiste konzipiert als die Historien Brunis und seiner Jünger. Aber man braucht nur an Petrarcas Verehrung für Livius zu denken, um in den Bestrebungen Ayalas wenigstens eine Einwirkung des italienischen Frühhumanismus zu entdecken. Damit stimmt auch überein, daß es sich bei ihm wie bei Petrarca und Boccaccio nur um eine freie Verarbeitung einzelner antiker Ausdrucksformen, nicht um eine systematische Imitation handelte. Die mittelalterliche Anlage blieb bestehen; es wurden nur einige antike Darstellungsmittel auf freie Weise damit kombiniert.

Diese Mittelform zwischen mittelalterlicher und humanistischer Geschichtschreibung behauptete sich in der Herrschaft, bis am Ende des 15. Jahrhunderts Humanismus und Renaissance auch in Spanien ihren siegreichen Einzug hielten.

Vgl. über Pedro López de Ayala (gestorben 1407) meinen Aufsatz in den *Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung* XXVI (1905), 225 ff.

1) Pulgar.

Hernando del Pulgar (geboren um 1436 zu Madrid, von früh auf am kastilianischen Hofe, unter Heinrich IV. mehrfach zu Gesandtschaften verwendet, von Isabella zu ihrem Sekretär und Chronisten ernannt, gestorben zwischen 1492 und 1500) verfaßte: 1. *Crónica de los señores reyes católicos D. Fernando y Doña Isabel* (bis 1490). Erste Ausgabe (unter dem Namen Lebrijas, der sie als Vorlage zu seinem lateinischen Geschichtswerke benutzt hatte; vgl. u. S. 231) Valladolid 1565; unter Pulgars Namen zuerst Zaragoza 1567. Neue Ausgabe Valencia 1780; diese ist wiederholt in den *Crónicas de los Reyes de Castilla*, ed. Rosell III (1878) (*Biblioteca de Autores españ.* 70). 2. *Libro de los Claros Varones de Castilla*, 24 Lebensskizzen spanischer Granden und Prälaten aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Erste Ausgabe Sevilla 1500; zuletzt mit den Briefen Martyrs zusammen Amsterdam 1670. — Vgl. W. H. Prescott, *Ferdinand and Isabella*, p. I, ch. 11; Amador de los Rios, *Historia crítica de la Literatura española* VII (1865), 330 ff.

Der korrekte humanistische Stil, die Manier der Bruni-Schule, wurde in die kastilianischen Königschroniken eingeführt durch Hernando del Pulgar.

Es ist interessant zu beobachten, wie Pulgar sogar die schon früher der antiken Historiographie nachgebildeten Ausdrucksmittel umbildete.

Schon die ältern kastilianischen Chronisten hatten seit Ayala Reden eingelegt. Aber sie hatten ihre Schöpfungen noch nach der Wirklichkeit zu formen gesucht; sie hatten ihre Personen wie Spanier sprechen lassen und wenn sie feierliche Töne anschlugen, lieber den Stil der Bibel als den römischer Rhetoren zum Vorbild genommen. Pulgar hielt sich sklavisch an die klassizistische Schablone. Bei ihm reden nicht mehr kastilianische Granden und Prälaten zu kastilianischen Zuhörern, sondern abstrakte Könige und Staatsmänner zu dem imaginären Publikum der Rhetorenschulen. Schon die Vertreter des spanischen Frühhumanismus hatten dann gegenüber dem Meisterwerke der mittelalterlichen kastilianischen Chronistik, gegenüber der Chronik Alfons' XI., den Bereich der Geschichte wesentlich eingeschränkt und die Geschichte der Personen gegenüber der des Landes stärker in den Vordergrund gestellt. Aber erst Pulgar führte das System der individualistischen humanistischen Geschichtschreibung konsequent durch. Zugleich auch die humanistische Ignorierung der Kirche. Während er die militärischen Aktionen und die Intrigen der Monarchen und Adelsfaktionen unerträglich breit und geschwätzig behandelt, erwähnt er wichtigere Dinge nur gelegentlich, die Maßregeln der Inquisition gegen die Judaisierenden z. B. nur mit andern Kuriositäten zusammen (er registriert nach humanistischer Gewohnheit Merkwürdigkeiten, Naturereignisse u. dgl. am Schlusse der Jahre). Die herkömmliche Einteilung in Kapitel behielt er allerdings bei. Aber sie hat bei ihm jeden Einfluß auf den Stoff verloren: in Wirklichkeit schreibt er Annalen so gut wie ein anderer Humanist.

Sein Stil ist ganz humanistisch geformt. Statt der sachlich gedrungenen oder ungefüg pathetischen Ausdrucksweise seiner Vorgänger kultivierte er die redselige Periode der Humanisten. Seine Darstellung ermüdet leicht; aber sie ist stets gefällig und aufdringlich klar. Er strebte nach dem glatten Stile und der *copia* Ciceros. Sein Werk ist daher noch viel unpersönlicher gehalten als die frühern Königschroniken. Pilgar war in seinem Urteil ebenso streng an die Weisungen der Krone gebunden wie seine Vorgänger. Aber er hatte nicht einmal die Freiheit, den Ansichten der Regierung wenigstens im Stil eine individuelle Prägung zu verleihen.

Der Quellenwert seiner Erzählung ist sehr verschieden. Die Darstellung der frühern Jahre ist häufig flüchtig und verwirrt; später gewinnt sie an Ausführlichkeit und beruht auf bessern Nachrichten. Das wertvollste hat der Verfasser in seinen Porträts geleistet, die er, wohl durch Pérez de Guzmán angeregt, gegen die antike Gewohnheit einlegte.

Noch stärker schloß sich Pulgar an Pérez de Guzmáns *Generaciones, Semblanzas é Obras* (o. S. 93) an in seinem Buche über die berühmten Männer Kastiliens. Für den Stil dienten allerdings auch hier die Italiener als Vorbild. Er entnahm diesen die Gewohnheit, klassische Reminiszenzen und Vergleichungen mit römischen Helden einzulegen, sowie die Neigung zu moralisierender Rhetorik. Aber er hielt wie Pérez de Guzmán nur Angehörige des Adels und der hohen Geistlichkeit für würdig, unter die nationalen Zelebritäten aufgenommen zu werden, und stellte sich damit in direkten Gegensatz zu den italienischen Humanisten, z. B. zu Facius, der die Poeten nicht nur besprochen, sondern unter den zeitgenössischen Berühmtheiten an die Spitze gestellt hatte (o. S. 99). Auch sein Nachfolger, Florián de Ocampo (o. S. 224) hielt dann an dieser Stoffbeschränkung fest (vgl. Amador de los Rios, *Historia crítica*, VII, 333 n. 3).

Die populäre Geschichtschreibung der Zeit blieb dagegen noch ganz dem mittelalterlichen Stile treu. Am besten zeigt dies das Werk des *Pfarrers von Los Palacios*, die *Historia de los Reyes Católicos Don Fernando y Doña Isabel* (bis 1513) von Andrés Bernáldez (Kaplan des Erzbischofs von Sevilla D. Diego Deza, 1488 bis ungefähr 1513 Pfarrer in dem Dorfe Los Palacios; Ausgaben seiner Chronik 1870 bis 1875 in den Publikationen der *Sociedad de bibliófilos andaluces* und in den *Crónicas de los Reyes de Castilla* III [1878]), die ihrem Stoffe nach zu einem guten Teile mit Pulgar zusammenfällt. Obwohl kunstlos angelegt, steht sie doch in mancher Beziehung höher als die humanistische Arbeit des offiziellen Chronisten. Bernáldez betrachtet die Staatsgeschäfte ausschließlich sozusagen von unten her, vom Standpunkte des Bürgers aus. Aber trotzdem treten in seiner Darstellung einzelne leitende politische Grundsätze der katholischen Könige schärfer hervor als bei Pulgar. Er ist fanatisch orthodox und ein Anhänger der Inquisition, und sein Stand läßt ihn öfter am unrechten Orte predigen. Aber er behandelt dafür wichtige Ereignisse wie die Einführung der Inquisition und die Vertreibung der Juden mit angemessener Ausführlichkeit. Er dringt nirgends tief ein, aber er gibt seine Anschauungen und Informationen exakt und lebendig wieder (vgl. Amador de los Rios, *Historia crítica*, VII, 326 ff.).

2) Mejía.

Pero Mejía (Mexía), aus Sevilla, wo er um 1500 geboren wurde, Jurist und Humanist, wurde 1548 von Karl V. zum königlichen Chronisten ernannt. Er starb, bevor er sein Werk hatte vollenden können, um 1552. Verfaßte *Historia del Emperador Don Cárlos V.* Nach dem Prolog 1549 begonnen; nur die ersten vier Bücher sind vollendet. Mejía hat bereits Petrus Martyr benutzt (Bernays, *P. M.* 184 n. 2); ein guter Teil seiner Geschichte ging später wörtlich in Sandovals *Geschichte Karls V.* über (Ranke, *Deutsche Geschichte*, II, 382 ff.). Gedruckt ist nur das zweite Buch unter dem Titel *Relación de las Comunidades de Castilla* (1520/21) in den *Historiadores de Sucesos particulares*, ed. Rosell I (*Biblioteca de Autores españoles* XXI, 1852).

Pulgar hatte die nationale Chronistik soweit dem Humanismus ausgeliefert, als innerhalb der traditionellen Form möglich war. Der Sieg der humanistischen Historiographie war damit noch nicht entschieden. Ob die Reaktion, die darauf eintrat, mit Bewußtsein erfolgte, läßt sich nicht entscheiden; jedenfalls ist es so gekommen, daß Pulgars Nachfolger (auch unter Karl V. wurde das Amt des Landeschronisten für Kastilien besonders besetzt) nicht nur wieder zur alten Darstellungsweise zurückkehrte, sondern über Ayala bis zur Chronik Alfons XI. zurückgriff. Sein Werk, die (unvollendete) *Geschichte Karls V.*, zeigt, soweit das aus ihm publizierte Fragment ein Urteil erlaubt, Vorzüge wie Mängel der alten Chronistik in gleichem Maße.

Mejía ist wohlunterrichtet, kennt nicht nur die Dokumente, sondern auch die politischen Prinzipien der Regierung und seine Erzählung ist sachlich und präzise. Aber seine Auffassung ist durch und durch offiziös, und seine Darstellung der kastilianischen *Comunidades*, das einzige Stück, das veröffentlicht worden ist, ist eher eine dokumentarisch belegte Apologie der damaligen Regierungspolitik als eine historische Arbeit zu nennen, so geschickt auch der Verfasser nach dem Muster der alten Chroniken den Ton des unbefangenen Erzählers zu treffen weiß. Einen Einfluß des Humanismus läßt nur die gewandtere Disposition und der gefälligere Stil, die Mejía vor den ältern Chronisten voraus hat, erkennen.

Unbedeutend ist das Geschichtswerk, in dem Mejias Plan ein halbes Jahrhundert später zur Ausführung gelangte. Prudencio de Sandoval (geboren 1553, Benediktinermönch, Bischof von Pamplona, nach dem Tode Morales' [1591] zum Landeshistoriographen von Kastilien ernannt, gestorben 1620) wollte in seiner Geschichte Karls V. (*Historia de la Vida y Hechos del Emperador Cárlos V.*, Valladolid 1604 bis 1606, wiederholt Antwerpen 1681) mehr geben als eine bloße Chronik. Zuritas Werk (u. S. 235 f.) war unterdessen herausgekommen, und es erschien angebracht, dessen Arbeitsmethode zum Vorbild zu nehmen. Aber Sandoval besaß weder den kritischen Sinn noch den methodischen Fleiß des aragonesischen Annalisten. Er zog die Quellen nicht aus, sondern schrieb sie seitenweise ab: er gründete seine Darstellung nicht nur auf die Akten (zum Teil), sondern er teilte diese, wie es zuerst Corio aufgebracht hatte, ihrem ganzen Umfange nach mit. Dabei stellte er Exzerpte ganz verschiedenartigen Ursprungs unvermittelt nebeneinander und erzählte häufig dasselbe Faktum mehrere Male oder änderte die Reihenfolge der Ereignisse, je nachdem ihm gerade seine Auszüge in die Hände fielen. Seine Geschichte Karls V. ist noch viel formloser als die *Geschichte Ferdinands des Katholischen*, die als Muster diente.

Dabei besaß Sandoval nicht einmal die relative Unparteilichkeit Zuritas. Er war ein fanatischer Orthodoxer, Antisemit und Nationalist. Angaben seiner Quellen, die seiner Tendenz nicht paßten, korrigierte er ohne weiteres. Daß sein Werk auch noch der modernen Geschichtsforschung unentbehrlich ist, beruht nur darauf, daß er zahlreiche sonst nicht publizierte Urkunden benutzt hat (vgl. Ranke, *Deutsche Geschichte*, II, 382 ff. und *Zur Kritik*, 115 ff.).

Sandoval verfaßte außerdem als Fortsetzer Morales' eine *Historia de los reyes de Castilla y Leon* von 1037 bis 1097, die sog. *Cinco Reyes* (Pamplona 1615), daneben noch zahlreiche kirchenhistorische und genealogische Schriften.

Eine Parodie auf die offiziellen Königschroniken schrieb der Hofnarr Karls V., Frances de Zúñiga. Seine *Crónica* (Karls V.) ist herausgegeben worden von A. de Castro in der *Biblioteca de Autores españoles* XXXVI (vgl. F. Wolf in den *Sitzungsberichten der Wiener Akademie*, 1850, Juni, 21 ff. und Mussafia ibid. 1867, Mai, 83 ff.).

b) Die neue offizielle Chronistik in lateinischer Sprache.

Nachdem Spanien unter den katholischen Königen mit den übrigen europäischen Mächten und der europäischen internationalen Politik in regern Kontakt getreten war, erwachte das Bedürfnis, auch die lateinische Geschichtschreibung, die offizielle Chronistik für das Ausland, zu pflegen, die in den letzten Jahrhunderten ganz vernachläßigt worden war. Natürlich nahmen sich die Historiker dabei weniger die nationale historiographische Tradition als die Werke der italienischen humanistischen Geschichtschreibung zum Vorbild.

Der erste Versuch, die Taten spanischer Herrscher in lateinischem humanistischen Stile zu beschreiben, wurde unter Isabella gemacht. Zunächst nur mit geringem Erfolg. Palencias *Dekaden* blieben unpubliziert; auf die spätere Geschichtschreibung scheinen sie keinen Einfluß ausgeübt zu haben.

Alfonso Fernández de Palencia, Geistlicher und Diplomat, geboren um 1423, trieb zuerst in Italien humanistische Studien, wurde dann unter König Heinrich IV. von Kastilien 1456 zum *Coronista y secretario de latin* ernannt. Er leistete später Königin Isabella als Unterhändler wertvolle Dienste. Er starb 1492 oder kurz darauf. Erhalten sind von ihm *Gesta hispanensia*, gewöhnlich *Decades tres historiae sui temporis* oder ähnlich genannt, eine Geschichte Kastiliens in den Jahren 1440 bis 1477. Bisher nur in spanischer Übersetzung publiziert als *Crónica de Enrique IV* von A. Paz y Mélia in der *Colección de Escritores castellanos* 1904 bis 1908. Unpubliziert und unvollendet sind Palencias *Annalen des Granadischen Krieges* (1482 bis 1489). Nicht von Palencia sind die unter seinem Namen von W. L. Holland 1850 publizierten Kapitel einer spanischen Chronik (Morel-Fatio, *Catalogue des Mss. espagnols et portugais de la Bibliothèque Nation.* [1881], n. 145, 154 bis 157). Vgl. W. H. Prescott, *Ferdinand and Isabella*, p. I, ch. 4; Amador de los Rios, *Historia crítica*, VII, 151 ff. und die Vorrede von A. M. Fabié zu der Ausgabe von *Dos tratados de Alf. de Pal.*, 1876.

1) Lebrija.

Antonio de Lebrija (latinisiert *Nebrissensis*, was seither vielfach zu *Nebrija* hispanisiert worden ist) (geboren um 1444 in Andalusien; in Italien, wohin er mit 19 Jahren gekommen war, gründlich humanistisch gebildet, von ungefähr 1474 an wieder in Spanien; Professor der Grammatik und Poesie in Salamanca, später in Alcalá de Henares, gestorben dort 1522) verfaßte auf Grundlage von Pulgars Chronik (o. S. 227 f.) *Rerum a Ferdinando V. et Elisabe* (*sic*) *gestarum Decades II* (bis 1485). Unvollendet. Erste Ausgabe Granada 1545; dann u. a. auch in der *Hispania illustrata* I (Frankfurt 1603). — Ungenügend ist Ranke (*Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber*, 105 f.), der Pulgar nicht kannte und dessen Bemerkungen auch an sich mehrfach anfechtbar sind (es ist z. B. nicht richtig, daß Lebrija *nicht die geringste Gelegenheit zu einer Demegorie fand* (p. 106); Dec. I l. VI c. 2 [= Schott. 849 bis 851] steht eine Rede an die Cortes der Städte [vgl. Pulgar, p. II, Kap. 51]). — Prescott, *Ferdinand and Isabella*, p. I, ch. 11.

Ein besseres Schicksal war dem Werke beschieden, das die Taten der katholischen Könige selbst zu schildern hatte, den *Dekaden* Antonio de Lebrijas.

Lebrija war einer der ersten Vorkämpfer des Humanismus in Spanien. Er schloß sich daher auch als Historiker enge an die humanistische Geschichtschreibung an. Schon Pulgar hatte sich von humanistischen Grundsätzen leiten lassen; erst Lebrija hat aber die Manier der Brunischule konsequent durchgeführt. Seine *Dekaden* sind das Werk eines Stilisten. Als Vorlage diente Pulgars Chronik. Immerhin hat Lebrija diese nicht sklavisch kopiert. Er hat nicht nur mit dem Materiale seines Vorgängers sehr frei geschaltet — z. B. die raisonnierenden und anekdotischen Partien erweitert, die Reden ganz neu komponiert und Angaben, die für auswärtige Leser weniger interessant erscheinen mochten, gestrichen —, sondern in den Text Pulgars auch eine Reihe neuer Tatsachen eingefügt.

2) Martyr.

Petrus Martyr aus dem Geschlechte der Anghiera (geboren 1457 zu Arona am Langensee; von ungefähr 1477 bis 1487 in Rom, kommt 1487 mit dem Grafen D. Iñigo Lopez de Mendoza, der als Leiter einer spanischen Gesandtschaft Rom besucht hatte, nach Zaragoza; 1492 mit der Aufgabe betraut, die am Hofe weilenden jungen Adligen in die humanistischen Studien einzuführen, 1501 als Gesandter zum Sultan von Ägypten geschickt, wird später Priester und erhält verschiedene Pfründen, 1510 zum Chronisten im Staatsrat für Indien [Amerika] ernannt, gestorben 1526 zu Granada) verfaßte: 1. *Opus epistolarum*, eine Geschichte der Jahre 1488 bis 1525 in Form von Briefen, als deren Absender meist Martyr selbst figuriert. Erste Ausgabe Alcalá de Henares 1530; wiederholt Amsterdam 1670. — 2. *Legatio Babylonica*, ein Bericht über die Gesandtschaftsreise nach Kairo 1501/02. Zugrunde liegen drei Relationen an die katholischen Könige, die von Martyr später mit Zusätzen versehen wurden. Erste Ausgabe 1511. — 3. *Decades de orbe novo*. Von der ersten Fahrt Kolumbus' bis zum Jahre 1525. Begonnen schon 1493; die erste Dekade 1501 vollendet. Nur die späteren sieben Bücher schrieb Martyr eigentlich in offiziellem Auftrage als *Chronist von Indien*. Erste Ausgabe der ersten (umgearbeiteten) Dekade als *Decas Oceani*, Sevilla 1511, der drei ersten Dekaden Alcalá 1516, des ganzen Werkes 1530 (vgl. über die Einzelheiten H. Harrisse, *Bibliotheca americana vetustissima* [1866] und die *Additions* hierzu 1872).

Literatur zu 1.: Die ältere Literatur über das *Opus epistolarum*, dessen Kritik mit Ranke (*Zur Kritik*, 101 ff.) einsetzt, (J. Ciampi, *Le Fonti storiche del Rinascimento* in der *Nuova Antologia*, XXX [1875]; J. Gerigk, *Das O. E. des P. M.* [Königsberger Diss. 1881]; H. Heidenheimer, *P. M. A. und sein O. E.*, 1881; J.-H. Mariéjol, *Un Lettré italien à la cour d'Espagne*, 1887 [Thèse]) ist so gut wie ganz entbehrlich gemacht worden durch J. Bernays, *P. M. A. und sein Opus Epistolarum*, 1891 (behandelt auch die übrigen Werke Martyrs). — Zu 3. neben Bernays H. A. Schumacher *P. M., der Geschichtschreiber des Weltmeers*, 1879; Ménendez y Pelayo, *De los Historiadores de Colón* in den *Estudios de Crítica literaria*, II (1896), 225 ff. Über die *Decades de Orbe novo* s. u. S. 295 f.

Viel origineller war die nächste Schöpfung der spanischen offiziellen Geschichtschreibung, die freilich auch nicht einem einheimischen Schüler der italienischen Humanisten, sondern einem Italiener selbst zu verdanken ist.

Petrus Martyr wählte sich für seine Zeitgeschichte eine ganz eigentümliche Form der Darstellung.

Seinem schriftstellerischen Talent entsprach am besten die Briefform; er war mehr Feuilletonist und Memorialist als Historiker. Wie hätte ihm da die pathetische Manier der Brunischule zusagen können! Er hätte als livianischer Annalist seine wertvollsten Qualitäten ebenso einschnüren müssen wie seinerzeit Poggio. Er wandte sich daher von der Nachahmung des klassischen Stils ab und bediente sich der zwanglosen epistolaren Form.

Er bewegte sich in dieser mit außerordentlichem Geschick. Eine glückliche Fiktion — er schreibt abwechslungsweise einem spanischen Bekannten über die Ereignisse des Auslandes, einem auswärtigen Adressaten über die Vorfälle in Spanien — machte es ihm möglich, beides, innere und äußere Geschichte zu besprechen. Die Sentenzen anderer Historiker ersetzte er durch moralisierende Briefe an seine Schüler, die üblichen Redegefechte durch angebliche Resümees fremder Briefe, in denen gleichsam die Gegenpartei zu Worte kam. Dank der

lockeren Form darf er vielseitiger sein als andere humanistische Historiker. Obwohl seine Snobismus (er wollte als ein Mann, der bei Hofe verkehrte, sich mit dem spanischen Volke prinzipiell nicht abgeben) und seine unermeßliche Eitelkeit (fingierte Briefe sollen nahe Beziehungen des Autors zu spanischen Granden oder zu zeitgenössischen Berühmtheiten wie Kolumbus erweisen) seinen Gesichtskreis verengerten, so besprach er doch Gebiete des öffentlichen Lebens, die weder in der klassizistischen Annalistik noch bei den florentinischen Historikern des 16. Jahrhunderts behandelt wurden (Bewegungen in der spanischen Literatur z. B.). Man kann ihn in dieser Beziehung nur mit Äneas Sylvius in Verbindung bringen. Er hat wohl von dem Sieneser Diplomaten die Anregung zu seinem Schaffen erhalten. Er verachtete wie dieser die puristischen Ciceronianer und schrieb lieber ein inkorrektes, aber anschauliches und pikantes, als ein klassisch-farbloses Latein. An Vielseitigkeit der Bildung und an politischem Verstand kam er allerdings seinem Vorbilde nicht gleich. Aber er verstand es wie dieser, mit Hilfe gewandter Übertreibungen lebendig zu erzählen, ohne zu den banalen Chargen der Rhetorik seine Zuflucht zu nehmen. Tieferes Eindringen wird man allerdings auch von ihm nicht verlangen dürfen. Seine Raisonnements wiederholen in der Regel bloß die Darlegungen der offiziösen spanischen Publizistik. Sein Wertvollstes leistet er in der Charakteristik einzelner Persönlichkeiten; doch hat er auch hiebei persönlichen Rankünen mehr als billig Einfluß gewährt.

Die Frage, ob die Briefe des *Opus epistolarum* echt seien, dürfte durch Bernays gründliche Untersuchungen definitiv beantwortet sein. Wir wissen jetzt, daß der dokumentarische Wert der einzelnen Stücke sehr verschieden ist. Neben ganz oder teilweise authentischen Briefen enthält die Sammlung Martyrs besonders in den ersten Büchern zahlreiche fingierte Schreiben. Häufig sind ferner Stücke aus mehreren echten Briefen zu einer Nummer vereinigt worden, sind in echte Briefe nachträglich Zusätze eingeschoben worden, sind Fragmente aus echten Briefen falsch eingereiht oder mit unrichtiger Adresse versehen worden (Martyr scheint die Sammlung nach seinen Konzepten zusammengestellt zu haben, aus denen der Name des Adressaten nicht ersichtlich war). Daß die Arbeitsweise Martyrs so lange unentdeckt blieb, ist wohl hauptsächlich daraus zu erklären, daß Martyr seine redaktionelle Arbeit nur zur Hälfte ausführte. Er wollte eigentlich aus seinen Briefen ein vollständiges Geschichtswerk (*Annalen* oder einen *Commentarius*, wie er sagt) herstellen. Er ist bei diesem Unternehmen erlahmt oder vom Tode überrascht worden, so daß vielfach Widersprüche, ungeschickte Übergänge u. dgl. stehen blieben. Dies hatte zur Folge, daß sein *Opus* auch in seiner jetzigen Gestalt noch zahlreiche Symptome einer echten Briefsammlung aufweist. Frühere Beurteiler, die nur ein Entweder — oder, Echt oder Falsch, kannten, wußten damit nichts anzufangen. Erst Bernays hat die tatsächlichen komplizierten Verhältnisse aufgedeckt.

An einen eigentlichen Betrug wird man kaum denken dürfen. Nicht nur war es unter den Humanisten allgemein üblich, Privatbriefe vor der Edition umzuredigieren (Äneas Sylvius hat es z. B. kaum anders gehalten als Martyr), sondern wir wissen auch nicht, ob Martyr, der vor der Publikation seines *Opus* starb, sein Werk nicht vielleicht mit einer erklärenden Vorrede versehen hätte.

3) Sepúlveda.

Juan Genesio Sepúlveda (geboren um 1490 zu Pozo Blanco bei Córdoba; in jüngeren Jahren lange Zeit in Rom bei dem Fürsten Carpi, von 1557 an in Valladolid, später in seinem Heimatsorte, gestorben zwischen 1572 und 1574) wurde 1536 von Karl V. zu seinem Historiographen ernannt. Er schrieb als solcher *De rebus gestis Caroli V. ll. XXX*. Erste Ausgabe in den von der spanischen Akademie der Geschichte 1780 zu Madrid edierten *Opera* Sepúlvedas. Eine Fortsetzung ist *De rebus gestis Philippi II.* (1556 bis 1564) in den *Opera*, III. — Sepúlveda lieferte ferner von Oviedos Hauptwerke (u. S. 297 f.) eine lateinische Bearbeitung (*De rebus Hispanorum gestis ad Novum Orbem ll. VII* = 1492 bis 1521; in den *Opera*, III) und bearbeitete eine italienische Biographie des Kardinallegaten Albornoz (gestorben 1367) in seinen vier Büchern *De vita et rebus gestis Aegidii Albornotii* (zuerst Rom 1521; wiederholt in den *Opera*, IV). Vgl. Ranke, *Zur Kritik*, 107 ff.; Arendt im *Bulletin de l'Aad. roy. de Bruxelles*, 2 Ser. VI, 237 ff.

Petrus Martyr war, wenn auch vielleicht kein Charakter, so doch ein Talent — ein echter Humanist und ein origineller Schriftsteller. Sein Nachfolger bietet weniger Interesse. Genesius Sepulveda kann nur auf den Ruhm eines guten Latinisten Anspruch erheben. Martyr hatte etwas Neues zu geben versucht; Sepúlveda begnügte sich damit, ein korrekter Imitator zu sein. Er war zufrieden, wenn ihm gelungen war, die Erzählungen seiner Vorlagen (meistens bekannte Autoren, daneben auch einige private Nachrichten aus erster Hand) in klassisches Latein umzugießen.

Den Vorschriften der offiziösen Geschichtschreibung verstand sich Sepúlveda nicht so gut anzupassen wie Martyr. Martyr war ein heimatloser Publizist und vertrat unbedenklich die Meinung seines Mandanten. Sepulveda fühlte zu stark national und konfessionell, um eigentlich höfisch zu schreiben. Der spanische Nationalstolz und die spanische Abneigung gegen die lutherische Ketzerei bestimmen seine Auffassung durchaus; das monarchische Gefühl, die Ehrfurcht vor dem Kaiser mußten davor zurücktreten. Vielleicht ist darin der Grund zu suchen, warum seine zeitgeschichtlichen Werke, obwohl druckfertig redigiert, dem Publikum unter den Habsburgern entzogen wurden.

Sepúlveda war wohl eine zu harmlose Natur, um die Pflichten seiner Stellung richtig zu erkennen. Ein aufrichtig frommer Mann, ein guter Patriot, ein ehrlicher Arbeiter (zum Unterschied von andern Historikern nennt er in der seinem Werke vorausgeschickten *Epistola an Neylam* seine wirklich benutzten Quellen), aber ein naiver Politiker, scheint er nicht eingesehen zu haben, was es mit seinem offiziellen Auftrage auf sich hatte. Man wird den von Ranke überaus

hochgeschätzten Autor als Menschen achten können; als Historiker ist er kaum ernst zu nehmen.

2. Aragon.

Weniger reich ist die historiographische Ausbeute in Aragon.

Die offizielle Geschichtschreibung war in dem östlichen Reiche nie so konsequent gepflegt worden wie in Kastilien. Die Stelle eines Landeshistoriographen wurde erst nach der Vereinigung mit dem Reiche Isabellas geschaffen. Einzelne glänzende Werke und farbenprächtige Schilderungen konnten den Mangel an zusammenfassenden Darstellungen der Landesgeschichte nicht ersetzen. Auch in Aragon hat erst der Humanismus die nationale Geschichtschreibung ins Leben gerufen.

Die ersten Versuche humanistischer Geschichtschreibung waren ganz unbedeutend. Sie rühren aus der Zeit her, da Aragon sich noch als selbständige Macht fühlen durfte. Erst später, erst als die politische Selbständigkeit des östlichen Reiches ein Ende genommen hatte, wurde die Geschichtschreibung frei. Erst ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Ferdinands wurde es möglich, die nationale Geschichte unbefangen vom gelehrt-antiquarischen Standpunkte aus darzustellen.

Die Biographie König Johanns II. von Aragonien von Micer Gonzalo de Santa María aus Zaragoza (Advokat, *Lugarteniente de justicia*, gestorben nach 1510), ein im Auftrage des Sohnes, König Ferdinands, 1501 verfaßtes offiziöses Elogium (*Serenissimi Principis Joannis II. vita*, später vom Autor selbst ins Spanische [nicht Katalanische!] übersetzt; ediert in der *Colección de Documentos inéditos*, 88), schließt sich in der Form enge an Livius an und imitiert sowohl die Reden wie das theatralische Arrangement des römischen Historikers. In der spanischen Bearbeitung ist die Sprache stark latinisiert und reich an verwickelten Perioden. Vgl. Amador de los Rios, *Historia critica*, VII, 319 ff.

Die auf Ersuchen der Diputados des Königreichs Aragon verfaßte *Chronik von Aragon* (bis 1458; erste Ausgabe 1499) des von Ferdinand zum *Cronista Mayor* ernannten Zisterziensermönches Gauberte Fabricio de Vagád (*Alférez* Don Juans de Aragon, des Bastardbruders Ferdinands) zeigt wie ähnliche gleichzeitig in Frankreich und Deutschland von Geistlichen geschriebene Geschichtswerke nur schüchterne Ansätze zur Kritik der mittelalterlichen Überlieferung. Die Erzählung wird durch lange schablonenhafte Reden unterbrochen. Nach Amador de los Rios VI, 198, ist die gedruckte spanische Fassung eine Übersetzung aus dem Lateinischen; nach G. Cirot, *Les Histoires générales d'Espagne* (1904), p. 61, ist das Original spanisch geschrieben. Vgl. im allgemeinen Cirot, l. c. 56 ff.

Zurita.

Geronimo (Jerónimo) Zurita (Çurita) (geboren 1512 zu Zaragoza, gestorben 1580) wurde 1548 von den aragonesischen Ständen zum Landeschronisten ernannt. Er bereiste für sein Werk Aragon, Neapel und Sizilien. Ein Mandat Philipps II. verschaffte ihm freien Zutritt zu den Archiven der Städte und Klöster 1550). Verfaßte *Annales de la corona de Aragón*, von den ersten Anfängen zur Zeit der Maureneinfälle bis zum Tode Ferdinands des Katholischen (1516). Die letzten zehn Bücher führen auch den besonderen Titel *Historia del Rey don Hernando el Católico.* Erste Ausgabe Zaragoza 1562 bis 1580. Ein lateinischer Auszug aus den ersten Bänden (bis 1410) erschien 1578 zu Zaragoza als *Indices rerum ab Aragoniae regibus gestarum*, wiederholt in Schotts *Hispania illustrata*, III. — Vgl. Ranke, *Zur Kritik*, 109 ff. Conde de la Viñaza, *Los Cronistas de Aragón*, 1904.

Zurita ist vielleicht der bedeutendste Fortsetzer Blondus' und Calchis. Seine Arbeit, die erste humanistisch-gelehrte Darstellung der aragonesischen Geschichte, ist zwar in der Methode nicht so originell wie Forscher, die mit der italienischen Historiographie des 15. Jahrhunderts nicht bekannt sind, etwa gemeint haben. Aber seine Verdienste bleiben trotzdem groß genug. Er hat die Prinzipien der Blondusschule nicht nur mit Verstand übernommen, sondern so erweitert, daß er seine Vorgänger ein gutes Stück hinter sich ließ. Hatte Blondus sich mit der Sichtung der literarischen Quellen begnügt, hatte Calchi daneben die Urkunden herangezogen, so nützte Zurita nun auch die diplomatischen Korrespondenzen aus, soweit sie ihm zugänglich waren. Dies hatten zwar vor ihm bereits Guicciardini und andere Florentiner getan. Aber diese hatten diese Methode stets nur für die Darstellung der jüngsten Vergangenheit, gleichsam in Ermangelung literarischer Quellen, angewandt; Zurita war der erste Gelehrte, der sie auf die ältere Geschichte, auf die Neubearbeitung literarisch bereits behandelter Perioden übertrug. Er baute wenigstens in den Schlußbänden seiner Annalen seine Erzählung direkt auf den Akten auf. Auf diesem methodischen Fortschritt hauptsächlich beruht seine Bedeutung für die Geschichte der Historiographie.

Im übrigen hielt er sich durchaus innerhalb der Grenzen, die sich die Blondusschule gesteckt hatte. Daß er wertlose mittelalterliche Fabeln mit gesunder Kritik abfertigte und davon absah, urgeschichtliche Phantasien im Detail zu korrigieren, konnte zwar zu seiner Zeit wieder als ein Verdienst erscheinen, war aber der italienischen humanistischen Kritik des 15. Jahrhunderts gegenüber keine Neuerung. Ebensowenig wie seine Vorbilder versuchte Zurita aus seinen Quellenreferaten ein eigentliches Geschichtswerk zu gestalten. Vermeidet er auch gelehrte Digressionen häufiger als etwa Calchi, so fehlen doch auch seiner Darstellung höhere Gesichtspunkte gänzlich. Seine Annalen sind eher eine Regesten- und Exzerptensammlung als eine historische Komposition. Er kann so sehr die Übersicht über sein historisches Material verlieren, daß er dasselbe Ereignis zwei-, ja dreimal erzählt, wenn er es in verschiedenen Quellen erwähnt findet. Und dabei hat doch auch er nicht gewagt, seine Annalen ganz als Nachschlagewerk anzulegen. Auch bei ihm wirkt der Einfluß des Humanismus noch soweit nach, daß er den Schein einer zusammenhängenden Erzählung aufrecht erhält, seine Hauptquelle in der Regel nicht nennt, vielmehr nur dann auf sie Bezug nimmt, wenn sie mit den Angaben anderer Autoren im Widerspruch steht, und den Fundort der urkundlichen Zeugnisse verschweigt.

Am reinsten hat Zurita seine Methode in dem Schlußteile seiner Annalen, der *Geschichte Ferdinands des Katholischen* durchgeführt. Seine Darstellung ist hier nicht nur ausführlicher und sein Urteil selbständiger als in den frühern Partien, sondern erst hier ist die Erzählung ganz auf archivalischem Material aufgebaut. Literarische Quellen sind hier nur gelegentlich zur Ergänzung herangezogen.

Zuritas Annalen wurden für die fünf Jahre 1516 bis 1520 von Bartolomé Leonardo de Argensola (1562 bis 1631) fortgesetzt. Seine Arbeit erschien 1630 zu Zaragosa. Argensola verfaßte ferner im Auftrage des Grafen von Lemos *La Conquista de las Islas Malucas* (Madrid 1609), die von Mir im sechsten Bande der *Biblioteca de Escritores aragoneses* neu herausgegeben wurde. — Ranke, *Zur Kritik* 112 f.

III. Militärische Memoiren und Monographien.

1. Die militärischen Memoiren.

Die bisher besprochenen Werke waren Abzweigungen und Schößlinge der italienischen humanistischen Historiographie. Der Einfluß des Humanismus hat sich in ihnen nicht erschöpft. Er hat auch eine nationale historiographische Gattung, die militärischen Memoiren, in seinen Bereich gezogen.

Die militärische Superiorität der spanischen Infanterie im 16. Jahrhundert hat auch in der Historiographie ihre Spuren hinterlassen. In keinem andern Lande haben soviele Soldaten literarisch wertvolle Relationen verfaßt wie in Spanien. Die italienische historische Literatur bietet dazu kein Analogon. Nur einige venezianische Offiziere haben in ähnlicher Weise über ihre Feldzüge selbst berichtet; das Gesindel, das sich zu den Kondottieren drängte, besaß dagegen im allgemeinen weder Neigung noch Fähigkeit zu literarischen Arbeiten. Die spanische Armee war ganz anders geartet. Sie umfaßte als nationale Institution die besten Kräfte der Nation. Dazu hatte die spanische Prosa bereits vor dem Humanismus eine volkstümlich kunstmäßige Form angenommen, so daß auch andere als Berufsliteraten in gebildeter Weise über ihre Erlebnisse berichten konnten. So ist es denn in Spanien in der Zeit zwischen der Mitte des 16. und der des 17. Jahrhunderts zu einer eigentlichen Blüte der militärischen Memoirenschreibung gekommen.

Begünstigt wurde diese Blüte dadurch, daß dies der einzige Zweig der historischen Produktion war, der mit der theologischen Zensur nicht wohl in Konflikt kommen konnte. Denn die Interessen der Autoren waren andern Dingen als dogmatischen Streitfragen zugewandt. Daß ihre Sache und ihr Glaube der rechtmäßige seien, stand den Schreibern natürlich durchaus fest. Aber sie hatten keine Veranlassung, sich mit religiösen oder staatsrechtlichen Theorien zu beschäftigen. Wichtiger waren ihnen militärisch-technische Probleme. Sie bewahrten sich daher, soweit nicht die fundamentalen Differenzen der Kriegsparteien in Frage kommen, ihr selbständiges Urteil und erkannten militärische Vorzüge des Gegners unbedenklich an. Sie waren weniger zelotisch befangen als die schulmäßig gebildeten Zivilisten. Geographische und ethnographische Verhältnisse beobachteten sie mit dem scharfen Blicke des Militärs. Italiener wie Davila hatten sich etwa dadurch über die konfessionalistische Geschichtschreibung erhoben, daß sie die religiösen Kämpfe in ein politisches Intrigenspiel auflösten; die Spanier schrieben realistisch, weil sie nur als Soldaten urteilten.

Der Historiographie gehören viele dieser Werke deshalb an, weil sie ähnlich wie manche französische Memoiren nicht nur die Erlebnisse des Autors beschreiben, sondern diese historisch einzureihen versuchen, weil sie einen Krieg, einen ganzen Feldzug und nicht nur den persönlichen Anteil eines einzelnen Offiziers schildern wollen.

Man kann diese militärische Memoirenliteratur mit der Geschichte des *großen Kapitäns* Gonsalvo de Córdoba beginnen lassen, da die Gattung, wie es scheint, erst durch dieses Werk in Spanien eigentlich populär gemacht worden ist. Die *Crónica del Gran Capitan* (zuerst Sevilla 1527) gehört allerdings nicht eigentlich zur Memoirenliteratur. Ihr Verfasser ist nicht Gonsalvo selbst, sondern ein Unbekannter aus Sevilla. Aber dieser Anonymus hat, wie es scheint, die italienischen Feldzüge seines Helden in dessen Umgebung mitgemacht und urteilt nun ganz von dessen Standpunkt aus wenn er auch daneben bereits fremde literarische Aufzeichnungen benutzt hat. (Die verschiedenen Fassungen der Chronik sind abgedruckt in der *Nueva Biblioteca de Autores Españoles*, X [1908] als *Crónicas del Gran Capitan*, ed. A. Rodríguez Villa). Sein Werk ist ähnlich angelegt wie die bekannte anziehende Biographie Bayards (*Histoire . . . . des faits . . . . du bon chevalier sans paour et sans reprouche*, zuerst Paris 1527; neue Ausgabe für die Soc. de l'Hist. de France 1878 von J. Roman), deren Verfasser (wahrscheinlich Jacques de Mailles, der 1523 als Mitglied von Bayards Compagnie nachweisbar ist) sich hinter der Bezeichnung *le loyal serviteur* verbirgt. Nur daß das spanische Werk auf die nationale Memoirenliteratur einen viel größeren Einfluß ausgeübt zu haben scheint als das französische.

Dagegen gehören durchaus der militärischen Memoirenliteratur an die vortrefflichen *Comentarios de lo sucedido en los Países-Bajos desde el año de 1567 hasta el de 1577* (erste Ausgabe Madrid 1592; wiederholt in den *Historiadores de sucesos particulares*, II [1853] in der *Bibliot. de Aut. Esp.*), die wir dem Kavalleriekommandanten Bernardino de Mendoza verdanken. Präzision in den militärischen Angaben, Wahrhaftigkeit und Schlichtheit zeichnen dies Werk, das nur im Titel an die Antike erinnert, in gleicher Weise aus. Es ist ein Produkt vollendeter Bildung. An die *Literatur* im schlimmen Sinne des Wortes macht es keine Konzessionen.

Ähnlich geartet sind die Jahrbücher über *Las Guerras de los Estados-Bajos desde el año de 1588 hasta el de 1599* (zuerst Antwerpen 1625; wiederholt in den *Historiadores de sucesos particulares* II), die Cárlos Coloma (1573 bis 1637, geboren zu Alicante, Soldat, kämpfte in Flandern 1588 bis 1599, mit hohen militärischen Chargen bekleidet, in späteren Jahren Gesandter in England, militärischer Gouverneur des Cambrésis und Mailands) verfaßte. Coloma war zwar gründlich humanistisch gebildet (es gibt von ihm eine Übersetzung des Tacitus ins Spanische, Douay 1629); aber er gewährte der antiken Historiographie trotzdem keinen Einfluß auf sein Schaffen und hielt seine Erzählung von allem rhetorischen Schmucke frei. Sein Ziel war, wie er in der Vorrede angibt, die von den Geschichtschreibern anderer Nationen zu wenig gewürdigten Verdienste der spanischen Truppen gebührend ins Licht zu setzen.

Durchaus ähnlich ist die tüchtige Relation, die Francisco de Ibarra (Soldat, zuerst in Flandern, nimmt 1620 unter Spinola als Kommandant einer Kompagnie Lanzenreiter am Feldzuge der *Pfalzarmee* teil, gefallen bei Fleurus 1622) über die *Guerra del Palatinado* (1620/21) verfaßte (erste Ausgabe von Morel-Fatio in *L'Espagne au XVIe et au XVIIe siècle* [1878], 328 ff.). Mehr als andere Memorialisten schenkt Ibarra auch den politischen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit. Seine Relation wurde von Matias de Novoa (gestorben 1652) für die (früher Bernabé de Vibanco zugeschriebene) *Geschichte Philipps III.* (*Col. de Docum. inéd.* 60 und 61) stark ausgenutzt.

2. Militärische Monographien.

Diese populäre Gattung, die, soweit sie memoirenhaft ist, der Historie nur zum Teil angehört, blieb auch auf die eigentliche Geschichtschreibung nicht ohne Einfluß. Eifriger als irgendwo sonst hat die gebildete Historiographie in Spanien die kriegsgeschichtliche Monographie gepflegt. Den Einwirkungen des Humanismus hat sie sich dabei ebensowenig entziehen können, wie die Memoirenschreibung in Frankreich.

a) Ávila.

Luis de Ávila y Zúñiga (geboren zu Plasencia, Kammerherr Karls V. und Großkomtur von Alcántara) machte in der Umgebung seines Herrn dessen Feldzug gegen den Schmalkaldischen Bund in den Jahren 1546 und 1547 mit. Er verfaßte darüber den *Comentario de la guerra de Alemania hecha por Cárlos V. . . en el año de 1546 y 1547.* Erste Ausgabe Madrid 1548 oder Antwerpen 1550. Am bequemsten zugänglich in den *Historiadores de sucesos particulares* I (*Biblioteca. de Aut. Esp.* 21; 1852). Vgl. Ranke, *Deutsche Geschichte* VI, 79 f.; P. Schweizer, *Der Donaufeldzug von 1546* in den *Mitteil. des Instit. f. österr. Geschichtsforsch.* XXIX, 89.

Die Memorialistik schloß zunächst ein Bündnis mit der offiziösen Historiographie.

Luis de Ávila war kein unbegabter Schriftsteller; aber seine historiographische Tätigkeit wurde ausschließlich publizistischen Zielen untergeordnet. Er diente bloß als Sprachrohr des Kaisers; seine Unselbständigkeit geht so weit, daß seine *Kommentarien des deutschen Krieges* vielfach wörtlich mit den autobiographischen Aufzeichnungen Karls V. übereinstimmen. Was dem Kaiser zum Nachteile ausgelegt werden könnte, wird unterdrückt; was ihn als vollkommenen Heerführer erscheinen lassen kann, vergrößert und in seiner Bedeutung übertrieben.

Unparteiischer und nicht offiziös schrieb gleichzeitig Martin García Cereceda aus Córdoba über die Kriege des Kaisers (1521 bis 1545), die er als Arkebusier mitgemacht hatte. Sein *Tratado* ist 1873 bis 1876 von G. Cruzada Villaamil für die *Soc. de bibliófilos españ.* herausgegeben worden.

b) Mendoza.

Diego Hurtado de Mendoza (geboren 1503 zu Granada, Diplomat und Militär, zuerst in Italien tätig, von 1554 an in Spanien, nach dem Regierungsantritte Philipps II. zurückgesetzt und durch den König vom Hofe verbannt [1560], gestorben 1575 zu Madrid) verfaßte in Granada, wo er sich in den Jahren 1569 bis 1575 gezwungenermaßen aufhielt, seine *Guerra de Granada*, eine Geschichte des Moriskenaufstandes in den Jahren 1568 bis 1571. Erste Ausgabe (verstümmelt) Lissabon 1627. Vollständiger ist die Edition Valencia 1776. Seither u. a. in den *Historiadores de sucesos particulares* I (1852). Eine kritische Ausgabe mit Benutzung der Handschriften bereitet Foulché-Delbosc vor. — Vgl. Morel-Fatio, *L'Espagne au XVIe et au XVIIe siècle* (1878), 1 ff.; Foulché-Delbosc in der *Revue hispanique* I (1894), 101 ff., II (1895), 208 ff. (Biographisches).

Ganz anders geartet ist das nächste Werk, Mendozas *Geschichte des Krieges von Granada.*

Mendoza versuchte ein kriegsgeschichtliches Ereignis der jüngsten Vergangenheit, das er beinahe als Augenzeuge miterlebt hatte, im klassizistischen Stile zu beschreiben. Er hat seiner Arbeit damit selbst ihren Wert genommen.

Mendoza war ein gescheiter Kopf und besaß eine gründliche praktische Kenntnis des Militärwesens und noch mehr der Staatsverwaltung. Er fühlte sich der Regierung gegenüber unabhängig. Ein vornehmer Mann, dem man Schonung angedeihen lassen mußte, war er bei Philipp II. in Ungnade gefallen und war in eine frondierende Stellung gedrängt worden. Niemand konnte weniger geneigt sein als er, die Geschichte des Moriskenaufstandes zu einem offiziösen Panegyrikus zu benutzen. So ist sein Werk denn auch seinem Geiste nach Guicciardinis Geschichte nicht unähnlich; es ist voll bitterer Anklagen und schonungslos harter Urteile. Ein kluger und erfahrener politischer Denker hat die Feder geführt und seine Ansicht unerschrocken zum Ausdruck gebracht. Sein Werk darf der Anlage nach unbedenklich neben die *Geschichte Italiens* gestellt werden; wenn die Tatsachen nicht ebenso geschickt ausgewählt sind und die großen Linien der Erzählung ungebührlich zurücktreten, so ist dafür Problemen der Verwaltung und der Heeresorganisation ein größerer Raum gewährt.

Leider sind alle diese Anlagen durch die klassizistische Richtung des Autors an ihrer freien Entfaltung gehindert worden. Guicciardini hatte der humanistischen Historiographie nur in einigen Äußerlichkeiten Konzessionen gemacht. Mendoza steckte alles, sogar seine Reflexionen, in antikes Kostüm. Daß er sich dabei, wie es dem Geschmack der Barockzeit entsprach, nicht an Livius, sondern an Sallust und noch mehr an Tacitus anschloß, änderte an dem Charakter seiner Imitation nichts. Nicht nur ist der Stil unerträglich manieriert und sind die Satzglieder unnatürlich auseinandergerenkt, so daß man eine schlechte Übersetzung des Tacitus zu lesen glaubt, sondern in den Raisonnements und der Erzählung ist fremdes und eigenes, modernes und antikes auf höchst störende Weise gemischt. Neben intelligenten Bemerkungen stehen Klischees der antiken Rhetorik, neben echten anschaulichen Zügen antikisierende Ausmalungen mit wörtlichen Anklängen an Tacitus. Bedeutungslose novellistische Details werden wie bei dem römischen Vorbilde mitgeteilt; wichtige Probleme der inneren Politik und der Strategie, über die Mendoza recht wohl etwas zu sagen wüßte, werden mit ungenügenden, meist ganz kurzen Bemerkungen abgetan. Die natürliche Folge ist, daß der Leser den Faden der Erzählung oft ganz verliert.

c) Mármol.

Luís del Mármol Carvajal (geboren gegen 1520 zu Granada, gestorben nach 1600; Soldat, nahm teil an dem Zuge Karls V. gegen Tunis [1535], verbrachte die nächsten 22 Jahre in Nordafrika, teils in kaiserlichen Diensten, teils als Kriegsgefangener; sein Bruder Juan Vásquez del Mármol war Sekretär des Rates von Kastilien) verfaßte *Historia del rebelión y castigo de los Moriscos de Granada.* Behandelt ist derselbe Stoff wie bei Mendoza, hinzugefügt ist eine Einleitung über die

Geschichte der Morisken seit den katholischen Königen. Erste Ausgabe Málaga 1600; wiederholt in den *Historiadores de sucesos particulares* I (1852).

Daß das Werk eine Entgegnung auf Mendozas Geschichte sein soll, sagt Mármol nirgends direkt; er nennt seinen Vorgänger überhaupt nicht, was um so eher anging, als dessen Geschichte damals noch nicht gedruckt war. Trotzdem ist an dieser polemischen Bestimmung kaum zu zweifeln. Die Zeit des Erscheinens, die enge Verbindung des Verfassers mit dem Hofe (vgl. die Widmung), wörtliche Anklänge an Mendoza — alles scheint für diese Hypothese zu sprechen.

Daß Mendozas Werk zunächst nicht gedruckt werden durfte, beweist natürlich nichts dagegen. Die *Geschichte des Krieges von Granada* war trotzdem rasch bekannt geworden. Sogar ein Ausländer wie Thuan hat Mendozas Arbeit im Manuskript benutzen können (Düntzer, *de Thou* p. 73) und bereits der Dichter J. Rufo Gutiérrez hat den ersten 14 Gesängen seiner *Austríada* (1584) Mendoza zugrunde gelegt (Fitzmaurice-Kelly, *Littérature espagnole* [1904], p. 200). Vgl. ferner die Notiz bei Fouché-Delbosc, *Revue hisp.* I, 107.

Die spanische Regierung konnte Mendozas Geschichtswerk nicht wohl ohne Antwort lassen. Es enthielt so viele bittere Betrachtungen und kritische Bemerkungen an ihre Adresse, die offizielle Politik und Strategie waren darin so wenig geschont und der vornehme Verfasser schien so wohl informiert, daß ihr Prestige ernstlich gefährdet scheinen mußte. Es half wenig, daß die anstößige Schrift zunächst nicht gedruckt werden durfte; denn handschriftliche Kopien verschafften ihr rasch Verbreitung. Es erschien am angemessensten, dem unbequemen Kritiker auf seinem eigenen Gebiete entgegenzutreten und eine apologetisch gehaltene Darstellung des granadischen Krieges publizieren zu lassen.

Als der geeignetste Verfasser einer solchen Gegenschrift erschien der Granadiner Mármol, ein alter Soldat, der nahe Beziehungen zum Hof unterhielt und bereits in einem früheren Werke, der *Beschreibung Afrikas* (*Descripción general de Affrica* [= Nordafrika], Granada und Málaga 1573 bis 1599), die ältere Geschichte des Königreichs Granada behandelt hatte.

Mármol war in jeder Beziehung für seine Aufgabe gut vorbereitet. Er war ebenso gebildet wie Mendoza und dabei von dessen klassizistischen Neigungen frei (selbst seine Reden sind ganz sachlich gehalten). Er hatte sich während seines langen Aufenthaltes in Nordafrika mit der arabischen Sprache und Kultur gründlich vertraut machen können; seine Kenntnis des Lebens in Fez lieferte ihm wichtige Aufschlüsse über die Verhältnisse im mohammedanischen Granada. In militärischen Fragen war er noch ganz anders Fachmann als Mendoza.

Aber seine offizielle Stellung ließ alle diese Gaben nicht zur Entfaltung kommen. Mendoza hatte auch an den höchsten Staatsbeamten unbedenklich Kritik geübt und die Wurzeln des Aufstandes bloßzulegen versucht; Mármol darf nur untergeordnete Organe belasten und höchstens Fehler der Ausführung zugeben, die obersten Würdenträger sind bei ihm über jeden Tadel erhaben. Er darf mit seinem Stoff nicht mehr frei schalten. Man würde seinen behaglichen Chronikton vielleicht nicht ungern gegen die affektierte Breviloquenz Mendozas eintauschen, wenn nur seine Breite nicht dazu

dienen müßte, den Blick des Lesers von den entscheidenden Punkten abzulenken. Mendoza hatte z. B. ganz kurz bemerkt, daß Don Juan d'Austria bei seinem Einzuge in Granada *alle möglichen Ehrenbezeugungen außer denen, die dem Könige vorbehalten sind, erwiesen wurden* (l. II, p. 90 in der Ausgabe der *Historiadores*). Mármol beschreibt dagegen diesen Einzug so ausführlich wie ein flandrischer Chronist des 15. Jahrhunderts, wobei dann das Wesentliche, nämlich die Qualität der dem Prinzen erwiesenen Ehrenbezeugungen, doch nicht gesagt wird. Gänzlich streicht Mármol natürlich die darauffolgende Bemerkung Mendozas, daß *die Schmeichelei den Prinzen »Hoheit« genannt habe, obwohl der König ihm ausdrücklich nur den Titel »Exzellenz« zuerkannt habe.* Die Darstellung ist so im allgemeinen ausführlicher geworden; manche Abschnitte lesen sich wie Auszüge aus einem Kriegstagebuche. Mármol kehrt in der Form gleichsam von Tacitus wiederum zur Gattung der militärischen Memoiren zurück.

An Mendoza schloß sich M e l o in seiner *Geschichte des katalonischen Aufstandes* an. Er ließ als Schriftsteller sein Vorbild weit hinter sich. Er vermied den affektierten antikisierenden Stil; seine Schilderung der Ereignisse in Katalonien während des Jahres 1640 ist außerordentlich lebendig, anschaulich und in erstaunlichem Maße von Tendenz frei. Sein Werk ist wohl eine der besten Erzählungen aus der Zeitgeschichte, die je verfaßt wurde. Allgemeine historische Gesichtspunkte sind allerdings bei ihm nie angedeutet.

Francisco Manuel de Melo (Mello) (1611 bis 1667, aus Lissabon, Soldat, nach dem Abfall Portugals [1640] gefangen gesetzt, verläßt dann Spanien, 1644 nach Brasilien verbannt, später wieder in Lissabon) nahm an der Unterwerfung Kataloniens (1640) an der Seite des von Philipp IV. als General abgeordneten Marqués de los Vélez teil. Der Marqués bestimmte ihn zum Geschichtschreiber des Feldzuges, so daß er sich genaue Informationen verschaffen konnte. Seine *Historia de los movimientos y separación de Cataluña* (1635 bis Anfang 1641; die eigentliche Erzählung beginnt erst mit dem Jahre 1640) erschien zuerst unter einem Pseudonym Lissabon 1645; wiederholt u. a. in den *Historiadores de sucesos particulares* I (1852).

Francisco de M o n c a d a s *Expedición de los Catalanes y Aragoneses* ist dagegen nichts anderes als eine ziemlich flüchtige, humanistisch-rhetorische Bearbeitung der Kapitel 194 bis 243 bei Ramon Muntaner, die von den Schicksalen der *Compagnie* Roger de Flor's erzählen; zu dem Text des katalanischen Chronisten sind nur einige Notizen aus Zurita und byzantinischen Historikern hinzugefügt. Die Anregung zu dem Werke gab vor allem die romanhafte Natur des Stoffes; daneben ließ sich die Geschichte der Compagnie auch bequem zu einem Hymnus auf die aragonesische Tapferkeit verwenden.

Don Francisco de Moncada, Graf von Osona (geboren um 1586 zu Valencia, Vizekönig von Flandern, Gesandter des spanischen Königs am Kaiserhofe usw., gestorben 1635 im Herzogtum Cleve) ließ 1623 zu Barcelona seine *Expedición de los Catalanes y Aragoneses contra Turcos y Griegos* erscheinen. Wiederholt u. a. in den *Historiadores de sucesos particulares* I (1852).

G. Übrige Länder.

Die Geschichte der humanistischen Historiographie in den übrigen europäischen Ländern weist keine neuen Züge auf. Die typischen Eigentümlichkeiten sind überall dieselben. Ich muß mich daher auf

einige Notizen beschränken und es den Spezialhistorikern überlassen, die Entwicklung der humanistischen Geschichtschreibung in Portugal, Ungarn, Polen usw. ausführlich darzustellen. Die erste einheitliche Darstellung der Landesgeschichte verdankt man auch in diesen Ländern so gut wie überall dem Humanismus. Mehrfach ist das erste humanistische Geschichtswerk von einem Italiener geschrieben worden, und mehrfach lehnt sich die einheimische Historiographie nicht nur in der Methode, sondern auch in ihrem Stoffe an die italienischen humanistischen Vorbilder an. Die bisherige Darstellung hat gezeigt, daß beides zu den normalen Eigentümlichkeiten der humanistischen Historiographie außerhalb Italiens gezählt werden kann.

In Polen verfaßte die erste Landesgeschichte Johann Długosz (Longinus) (geboren 1415 zu Brzeznicd, gestorben 1480 zu Krakau, Domherr und Sekretär des Bischofs von Krakau). Sein Werk, die *Historia Polonica* (bis 1480; die ersten sechs Bücher zuerst Dobromil 1615; vollständig mit dem sog. 13. Buche zuerst Leipzig 1711/12; neue [ungenügende] Ausgabe als Bd. 10 bis 14 der *Werke* Krakau 1873 bis 1878), ist allerdings noch ein Produkt des Übergangs und kann am ehesten mit den deutschen humanistischen Geschichtswerken zusammengestellt werden. Długosz ist ein Theologe, der den Humanisten einige Äußerlichkeiten der Form abgesehen hat. Seine patriotischen Fälschungen erinnern an Aventin und Tschudi. Vgl. über ihn Zeißberg, *Die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters* 1873; H. V. Sauerland, *Eine Quelle der Hist. Pol. des J. D.* in den *Mitteilungen des Instit. f. österr. Geschichtsforsch.* VII (1886), 642 ff. Die neuere Literatur ist verzeichnet in der *Bibliografia Historiy Polskiej*, ed. L. Finkel (Krakau 1891 bis 1904) Nr. 25489; darunter hervorzuheben Bobrzyński und Smolka, *J. D.* 1893 (in polnischer Sprache).

Das erste echt humanistische Werk zur polnischen Geschichte schrieb der Florentiner Filippo Buonaccorsi, genannt *Callimachus experiens* (geboren 1437 zu S. Gimignano in Toscana, einer der Gründer der römischen Akademie, kommt nach längeren Irrfahrten um 1470 nach Polen, verkehrt am Hofe Kasimirs III., Erzieher der jüngeren königlichen Prinzen Albert und Alexander, Sekretär des Königs, gestorben zu Krakau 1496), ein eleganter Stilist. Er verfaßte zwischen 1484 und 1488, also nach Długosz, dessen Werk er bereits benutzen konnte, seine *Historia de rege Vladislao* (= Wladislaw III., Bruder und Vorgänger Kasimirs III., 1440 bis 1444). Erste Ausgabe Augsburg 1519. Vgl. über ihn Zeißberg in der zitierten Schrift.

In Ungarn wurde die humanistische Historiographie durch Antonio Bonfini (geboren zu Ascoli in der Marca, gestorben 1502) eingeführt, der 1484 von Matthias Corvinus an den ungarischen Hof berufen wurde. Seine *Decades III Rerum Ungaricarum* (bis 1495; zuerst Basel 1543) stützen sich in den älteren Partien hauptsächlich auf Blondus (Buchholz, *Blondus* 131).

In Portugal hatte sich die Regierung bereits um 1461 einmal vergeblich bemüht, Blondus als Landeshistoriographen zu gewinnen (Masius, *Blondus* 60 f.). Der Klassiker der humanistischen Historiographie in Portugal wurde dann Jerónimo Osorio aus Lissabon (1506 bis 1580; Bischof von Silves). Sein Werk *De rebus Emmanuelis regis Lusitaniae* (Lissabon 1571) weicht nur darin von der humanistischen Schablone ab, daß es auch einige, allerdings sehr unbedeutende ethnographische Notizen (über Indien) bringt.

Die niederländische Geschichte behandelte zusammenhängend im humanistischen Stile Pontus Heuterus (Huyter) aus Delft (1535 bis 1602): *Historiae rerum burgundicarum ll. VI.* (Antwerpen 1584), Fortsetzung in den *Rerum Belgicarum s. Austriacarum ll. XV* (1477 bis 1564; Antwerpen 1598) und der *Secessio Belgica* (bis 1575; Brüssel 1649). Heuterus schrieb vom katholisch-royalistischen Standpunkte aus. Wie andere Humanisten, pflegte er die Geschichte gern rheto-

risch zu stilisieren; es mag genügen, hierüber auf Ranke, *Deutsche Geschichte* VI, 69 ff., hinzuweisen (Heuterus' Bericht über die Abdankung Karls V.).

Hugo Grotius.

Huig de Groot latinisiert Hugo Grotius (geboren 1583 zu Delft, Advokat, 1607 von den Staaten Holland, Seeland und Westfriesland zum Generalfiskal, 1613 von Rotterdam zum Ratspensionär gewählt; 1618 nach der Niederlage der *Remonstranten* verhaftet und 1619 zu ewigem Gefängnis verurteilt; kann entkommen und flüchtet sich nach Frankreich; später in schwedischen Diensten: 1634 bis 1644 schwedischer Gesandter am französischen Hofe; gestorben 1645 zu Rostock) erhielt 1611 von den Generalstaaten den Auftrag, die Geschichte der Republik zu schreiben. *Annales et historiae de rebus belgicis* (zuerst Amsterdam 1657, also erst nach Grotius' Tode). Die *Annalen* behandeln die ersten Zeiten der holländischen Revolution (1559 bis 1588), die *Historien* die Jahre 1588 bis 1609. Das Werk wurde schon bald nach 1611 beendigt, von Grotius aber zurückgehalten. — Grotius schrieb ferner *De antiquitate reipublicae Batavorum* (Leyden 1610), *Historia Gothorum, Vandalorum et Langobardorum* (Amsterdam 1655) und zahlreiche kleinere historische Abhandlungen (vgl. Rogge, *Bibliotheca Grotiana* I [1883]. — Caumont, *Étude sur la vie et les travaux de H. G.* (1862).

Nur ein Werk mag hier ausführlicher besprochen werden, sowohl des Verfassers wie des inneren Wertes wegen.

Unter den späteren humanistischen Historiographen nimmt Hugo Grotius mit seiner *niederländischen Geschichte* eine der ersten Stellen ein. Äußerlich hebt sich sein Werk wenig von anderen humanistischen Schöpfungen ab. Daß es sich im Stile genau an Tacitus anschließt, ist bei einem Buche, das in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschrieben wurde, durchaus normal, und Mendoza war Grotius hierin schon ein halbes Jahrhundert früher vorangegangen. Aber Grotius wußte diese Form ganz anders zu verwenden als der spanische Autor. Wohl brachte auch ihm die Imitation des Tacitus Schaden. Sein Ausdruck ist oft so preziös und gewunden, daß er unverständlich wird, und ein Ereignis schlicht zu erzählen ist er überhaupt nicht imstande. Aber er hat mit der Selbständigkeit des Stils wenigstens nicht auch auf die Selbständigkeit des Denkens Verzicht geleistet. In der Kunst der psychologischen Analyse kommt er dem Römer beinahe gleich; er übertrifft ihn in der Diskussion militärischer und politischer Probleme.

Die tiefer liegenden Ursachen des Konfliktes zwischen Spanien und den Niederlanden aufzudecken vermochte freilich auch er nicht, so wenig als es ihm gelang, den Ursprung der religiösen Opposition bloßzulegen. Aber er erklärte wenigstens große geschichtliche Begebenheiten nicht ausschließlich mit zufälligen Nebenumständen und dem Charakter einzelner Teilnehmer. Er untersuchte öfter recht scharfsinnig, wieweit ein Erfolg durch allgemeine Gründe und wieweit er durch den Zufall bestimmt worden war, und zeigte sich dabei keineswegs geneigt, die siegreiche Partei als solche nun auch als die klügere anzusehen. Er strebte nach einem objektiven Urteil. Sensationelle Anekdoten verwarf er prinzipiell. Er kritisierte als praktischer Politiker, nüchtern und sachlich.

Es hatte allerdings seine besonderen Gründe, wenn Grotius die religiöse Seite der niederländischen Aufstandsbewegung nur dürftig behandelte. Er war, wie aus seiner Stellung in den kirchlichen Kämpfen seines Landes und seiner Verteidigung des Arminianismus hervorgeht, ein Erasmianer durch und durch, beinahe ein modern aufgeklärter Staatsmann. Er betrachtete religiöse Streitigkeiten vor allem als eine Störung der öffentlichen Ordnung. Er fühlte sich eins — nicht mit dem um seinen Glauben kämpfenden holländischen Volke, sondern mit den aristokratischen Machthabern, die mit der spanischen Herrschaft ihre alten Standesprivilegien verloren hätten. Spricht er auch über die von den kalvinistischen Massen ins Werk gesetzten Volksbewegungen nicht so zynisch, wie es etwa Guicciardini getan hätte — sein Charakter und seine offizielle Stellung hinderten ihn daran wohl in gleicher Weise —, so stellte er doch die politischen Probleme (die Aufrechterhaltung der alten *Libertäten* wäre nach seiner Ansicht vor allem aus politischen Gründen zweckmäßig gewesen) durchaus in den Vordergrund; den Anteil des religiösen und lokalpatriotischen Fanatismus drängte er in der Erzählung ungebührlich zurück. Er haßte alles ungestüme und unüberlegte Handeln, und zwar am meisten dann, wenn es sich mit konfessioneller Hartnäckigkeit und dogmatischem Eifern verband. Die elementaren Äußerungen der Volksleidenschaft waren ihm unsympathisch; er hat sie deshalb auch aus seiner Geschichte, so gut es ging, ausgemerzt.

Drittes Buch.

Die vom Humanismus unabhängige Geschichtschreibung bis zur Aufklärung.

A. Die Kirchengeschichtschreibung.

I. Die konfessionelle Geschichtschreibung.

1. Die Begründung der Kirchengeschichtschreibung; die Magdeburger Zenturiatoren und ihre Nachfolger.

a) Allgemeines.

Die moderne Kirchengeschichtschreibung ist ein Kind der lutherischen Reformation.

Der Humanismus hatte die Kirchengeschichte ignoriert (o. S. 14 u. ö.). Nur kirchliche Ereignisse, die direkt in die politische Geschichte eingriffen, waren von den humanistischen Historiographen gelegentlich erwähnt worden. Die innere Geschichte der Kirche, die Geschichte der kirchlichen Lehre und Verwaltung hatte für die Vertreter der neuen Bildung nicht existiert. Auch Platina hatte bloß die Geschichte einer kirchlichen Dynastie, nicht die einer Institution, geschrieben. Die mittelalterlichen Handbücher konnten diese Lücke nicht ausfüllen. Sie waren nicht bloß in der Sprache veraltet, sondern sie standen auch ihrer Auffassung nach den Tendenzen der neuen Zeit zu ferne.

Es scheint nahezuliegen, die Pflege der Kirchenhistorie im 16. Jahrhundert darauf zurückzuführen, daß die konfessionellen Streitigkeiten den Historikern über die allgemeine Bedeutung der Kirche die Augen geöffnet hätten. Ein moderner Beurteiler könnte vielleicht zum Vergleiche darauf hinweisen, daß die neuere Historiographie erst seit dem Aufkommen der sozialen Bewegung wirtschaftsgeschichtliche Probleme intensiv zu bearbeiten angefangen habe. Aber ein solcher Analogieschluß wäre falsch. Die protestantische Kirchengeschichtschreibung ist ausschließlich durch die Bedürfnisse der konfessionellen Polemik hervorgerufen worden. Die alte Kirchengeschichte sollte den Nachweis leisten, daß der Protestantismus im Gegensatz zum

Katholizismus die reine Urform des Christentums bewahrt habe; die mittelalterliche Kirchengeschichte sollte als Beleg dafür dienen, zu welch entsetzlicher Finsternis die Herrschaft des Antichrists geführt hatte. Die historische Erkenntnis konnte so aus der Pflege der Kirchengeschichte keinen Vorteil ziehen. Was sie durch die Erweiterung des historischen Stoffes gewann, das verlor sie durch die tendenziös polemische Befangenheit des Urteils.

Ein weites Gebiet der Geschichte wurde wohl neu angebaut, aber zugleich auch der wissenschaftlichen Forschung entzogen. Dies betraf vor allem die Geschichte des Mittelalters. Der freien wissenschaftlichen Behandlung der allgemeinen mittelalterlichen Geschichte war der Nerv abgeschnitten, seitdem die mittelalterliche Papst- und Kirchengeschichte in den Dienst der protestantischen Polemik gezogen worden war. Am stärksten wurde dadurch die Blondusschule getroffen. Wenn ihre gelehrte Forschung das nicht geleistet hat, was ihre Anfänge versprachen, so ist daran vor allem die lutherische Reformation schuld.

Wie sehr wurde die Freiheit der Rede durch die Gegenreformation sogar in Italien eingeschränkt! Ein kritisches Urteil über einen Papst oder einen Heiligen hatte man früher nur auf die Person, gegen die es gerichtet war, beziehen können. Seitdem der Protestantismus solche Bemerkungen zu gehässigen Schlüssen gegen die Institution als solche auszunutzen pflegte, ging es nicht mehr an, an einem Organe der Kirche offen Kritik zu üben. Die Protestanten faßten (unhistorisch genug) alles, was die mittelalterliche Literatur an Ausfällen gegen Päpste, Prälaten und Mönche enthielt, als Symptom einer dogmatischen lutherischen Opposition gegen den Papismus auf und machten dabei keinen Unterschied, ob die angeführten Äußerungen von Schwankdichtern, Freigeistern oder kirchlichen Reformfreunden herrührten. Die natürliche Folge war, daß es nun auch innerhalb der alten Kirche mit der früheren Harmlosigkeit vorbei war.

b) Die Anfänge. Kleinere Werke.

Der Geschichtschreibung der Protestanten hat Luther selbst noch ihr Programm vorgezeichnet. Das erste Werk der neuen Kirchengeschichtschreibung erschien unter seinen Augen und mit einer Vorrede von seiner Hand 1536 in Wittenberg. Es waren dies des Engländers Robert Barnes *Vitae Romanorum Pontificum.* Die Arbeit — stofflich ein dürftiger Auszug aus Platina und einigen anderen Humanisten — ist originell nur in den unorganisch eingelegten Abschnitten protestantischer Polemik. Barnes hielt sich bereits genau an die (in dieser Form allerdings erst später niedergelegte) Weisung Luthers, *daß man den Papst getrost herausstreiche als den Erzfeind unseres Herrn und Heilandes*, wozu *neben der Heiligen Schrift sehr wohl die Historien von den Kaisern dienen* (*Papsttreu Hadriani IV. und Alexanders III. gegen Kaiser Friederichen Barbarossa geübt*, Wittenberg 1545; in der Er-

langer Ausgabe der Werke 32, 359). Bereits Barnes führte daher alles Unheil in der Geschichte auf die Päpste zurück und glorifizierte dafür deren weltliche Gegner. Wenn ihm die Berichte seiner Vorlagen nicht entgegenkamen, so half er sich (ähnlich wie die deutschen Humanisten in ähnlichen Fällen, o. S. 183) mit der bequemen Annahme, daß die ganze Überlieferung absichtlich verfälscht worden sei. Er kann nicht bestreiten, daß die Aussagen der Quellen über Heinrich IV. ungünstig lauten. Aber was hat dies zu sagen, wenn diese ausschließlich von Italienern und Anhängern der päpstlichen Partei verfaßt wurden und die Schreiber die Wahrheit nicht sagen durften (Bemerkung in der *Vita Paschalis*)?

Robert Barnes (geboren 1495 zu Lynn, Augustinermönch, zu Cambridge zum Doktor der Theologie kreiert, wird lutherisch, flüchtet sich deshalb 1528 nach Deutschland, 1531 von Cromwell zurückgerufen, 1535 in der Eheangelegenheit Heinrichs VIII. als Gesandter nach Wittenberg geschickt, 1540 als Ketzer zu London verbrannt) ließ seine Heinrich VIII. gewidmeten *Vitae Romanorum Pontificum* (von Petrus bis Alexander III.) 1536 zu Wittenberg erscheinen. Vgl. E. Schäfer, *Luther als Kirchenhistoriker* 1896 (Rostocker Diss.) S. 84.

Diese Gesichtspunkte blieben nun maßgebend. Wie schädlich sie auf Darstellungen aus der Geschichte des Mittelalters einwirkten, zeigt das nächste, wieder von einem Engländer verfaßte Produkt der protestantischen Kirchengeschichtschreibung, die *großbritannische Literaturgeschichte* des Bischofs Bale (1548).

Bale besaß an sich bedeutende historische Anlagen. Er legte sein *Summarium* zwar nach dem Muster der Italiener (Crinitus o. S. 95 f.) als eine bloße chronologische Sammlung von Einzelbiographien an und begriff das Wesen der Literaturgeschichte ebensowenig wie die italienischen Humanisten. Aber er war als Charakteristiker einem Jovius oder Crinitus bedeutend überlegen; er verstand es, die Individualität eines Autors zu erfassen und eine Persönlichkeit mit wenigen Strichen festzuhalten. Und obwohl er in den Abschnitten über die ältere Zeit unkritisch und überhaupt flüchtig arbeitete, so stand ihm doch dank Lelands (o. S. 165) Bemühungen (die im Texte gebührend anerkannt werden), ein so reiches, sorgfältig gesammeltes Material zur Verfügung, daß sein Werk, wenn er seinen Stoff hätte unbefangen behandeln können, vielleicht an innerem Wert alle anderen humanistischen Sammlungen von Biographen übertroffen hätte. Aber in Bale war der Protestant stärker als der Humanist oder der Historiker. Er schob nicht nur in seine Literaturgeschichte fremdartige Abschnitte hinein, die nur der protestantischen Polemik dienten (z. B. einen Abriß der Papstgeschichte). Sondern seine Tendenz verführte ihn nun auch dazu, beständig die Intentionen der von ihm besprochenen Autoren zu mißverstehen. Er entdeckte an den ungehörigsten Orten Äußerungen prinzipieller Papstfeindschaft, machte aus harmlosen Scherzen bitterernste Angriffe und interpretierte freie Schöpfungen mittelalterlicher künstlerischer Laune, als wenn ihre Verfasser einen Abriß lutherischer Dogmatik hätten geben wollen. Er fälschte das Mittel-

alter, weil er den zeitgenössischen Kampf zwischen Papsttum und reiner Lehre, zwischen dem mit der neuen Bildung verbundenen Laienfürstentum und der altgläubig scholastischen Geistlichkeit in die Vergangenheit hineintrug.

John Bale (Balaeus) (geboren 1495 zu Cove bei Dunwich in Suffolk, Karmelitermönch, dann Protestant und verheiratet; flüchtet sich, nachdem Cromwell, der ihn gegen die katholische Partei geschützt hatte, gestürzt worden war, nach Deutschland [1540]; nach dem Regierungsantritt Eduards VI. wieder in England [1547]; 1552 zum Bischof von Ossory in Irland gemacht; als Maria zur Herrschaft kam, von neuem flüchtig, diesmal in Basel; nach dem Regierungsantritte Elisabeths wieder in England, mit einer Pfründe in Canterbury begabt, gestorben 1563) verfaßte *Illustrium majoris Britanniae scriptorum summarium in quasdam centurias divisum*, ein Lexikon der englischen Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Behandelt sind in 14 Zenturien zu hundert Artikeln (der Ausdruck *Centurie* hat hier nichts mit dem Begriff *Jahrhundert* zu tun) 1400 Autoren.

Die Anordnung ist chronologisch; eingeschoben sind Notizen zur englischen Kirchengeschichte usw., ferner ein Abriß der Papstgeschichte, der dann auch separat ediert wurde (als *Acta Romanorum Pontificum. . usque ad tempora Pauli IV*, Basel 1558). Erste Ausgabe Ipswich 1548. — Es ist nicht unmöglich, daß Bale die Anregung zu diesem seinem Werke der *Bibliotheca universalis* Konrad Gesners (Zürich 1545) zu verdanken hat. Einen Vorläufer dürfte man den Zürcher Naturforscher und Polyhistor aber trotzdem nicht nennen. Denn Gesner gibt nicht mehr als ein alphabetisch angeordnetes Schriftstellerlexikon; erst Bale hat seine Artikel chronologisch angeordnet und sich damit wenigstens in einer Äußerlichkeit der Literaturgeschichte angenähert.

Bale verfaßte außerdem noch verschiedene Traktate zur englischen Kirchengeschichte. Vgl. die *Select Works of Bishop Bale* 1849 (Parker Society).

Barnes und Bale waren in ihrem Materiale noch ganz vom Humanismus abhängig. Was sie gaben, waren bloß Versuche, partielle Angriffe. Die Geschichte des Dogmas, auf die doch am meisten anzukommen schien, war in ihren Werken noch nicht behandelt. Was ihnen fehlte, brachte das klassische Werk der protestantischen Kirchengeschichtschreibung, das eigentlich erst Luthers Anregungen zur Ausführung brachte, brachten die Magdeburger Zenturien.

c) Die Magdeburger Zenturien (Flacius Illyricus).

Matthias Vlacich (latinisiert *Flacius*), nach seiner Heimat *Illyricus* genannt (geboren 1520 zu Albona in Istrien, treibt zuerst humanistische Studien in Venedig, mit 19 Jahren für das Luthertum gewonnen, begibt sich dann nach Deutschland, 1544 Professor der hebräischen Sprache zu Wittenberg, gerät 1549 wegen des Interims mit Melanchthon und anderen Theologen in Streit und siedelt nach Magdeburg über, 1557 nach Jena berufen, wird 1561 mit seinen Kollegen abgesetzt, versucht in Regensburg eine Akademie zu gründen, führt darauf ein unruhiges Wanderleben, gestorben 1575 zu Frankfurt a. M.), begann während seines Aufenthaltes in Magdeburg und redigierte die *Ecclesiastica Historia, integram Ecclesiae Christi ideam . . . . secundum singulas centurias* (= Jahrhunderte) *perspicuo ordine complectens*, eine Kirchengeschichte der 13 ersten Jahrhunderte. Die vier ersten Centurien sind von Flacius, Wigand, Judex und Faber unterschrieben, die fünf folgenden von denselben mit Ausnahme Fabers, die 10. und 11. von Flacius, Wigand und Corvinus, die 12. von denselben und Holthuter, die 13. von denselben mit Ausnahme des Flacius. Plan und Organisation der *Centurien* sind aber durchaus das Eigentum Flacius'. Schon im Jahre 1553 stand ihm sein Ziel klar vor Augen (vgl.

Preger II, 416 f.): er begann damals schon sich nach Mitarbeitern umzusehen. Im Laufe des Jahres 1554 scheint sich seine Gesellschaft in Magdeburg organisiert zu haben. Bei der Sammlung des Stoffes leistete Marcus Wagner aus Freimar das meiste, der einen großen Teil Europas bereiste. Doch folgte auch er bloß den detaillierten Anweisungen, die ihm Flacius erteilt hatte. — In den Jahren 1557/58 wurde mit der Ausarbeitung begonnen. Auch hiefür hatte Flacius die Richtpunkte aufgestellt. An der Spitze des Unternehmens standen fünf *Gubernatoren*: Flacius selbst, Ebeling Aleman, Dr. med. Martin Copus, Johann Wigand und Matthäus Judex, die beiden letzteren Geistliche. Aleman und Copus besorgten den geschäftlichen Teil. Unter diesen standen zwei *Architekten* und sieben *Studiosi*. Die Arbeit wurde später in Jena und an anderen Orten fortgesetzt. Als Judex 1564 starb, traten andere Geistliche an seine Stelle. Nach dem Tode des Flacius kam das Werk ins Stocken; die letzte (13.) Zenturie, an der er übrigens offiziell bereits nicht mehr mitgearbeitet hatte, erschien 1574, ein Jahr vor seinem Tode.

Erste Ausgabe Basel 1559 bis 1574. Zweite, an einigen Stellen in kalvinistischem Sinne geändert, Basel 1624. Die Nürnberg 1757 begonnene Neuausgabe unter dem Titel *Centuriae Magdeburgenses* blieb beim 5. Jahrhundert stecken.

Flacius verfaßte außerdem einen *Catalogus testium veritatis, qui ante nostram aetatem reclamarunt Papae* (Basel 1556) und eine 1566 Kaiser Maximilian II. überreichte Schrift *De translatione Imperii Romani ad Germanos* (Basel 1566).

Die umfassendste Würdigung der *Centurien* bei F. Chr. Baur, *Die Epochen der kirchlichen Geschichtsschreibung* (1852), 39 ff., der nur leider die italienische humanistische Historiographie gar nicht kennt und dadurch die *Centurien* als kritische Leistung bedeutend überschätzt. Das biographische am besten bei Preger, *M. Fl. Ill. und seine Zeit* (1859—61), vgl. speziell II, 413 ff. Einzelheiten bei W. Schulte, *Beiträge zur Entstehungsgeschichte der M. C.* 1877; Nürnberger *Die Bonifaciusliteratur der Magdeburger Cent.* im *Neuen Archiv* XI (1886), 9 ff.; Schaumkell, *Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Magdeburg. Cent.* 1898. Über die Benutzung der Zenturiatoren durch die protestantische Polemik ist vieles zusammengestellt bei J. Janssen, *Gesch. des deutsch. Volkes* V, 319 ff.

Bedeutung der Zenturiatoren für die Kirchengeschichte. Erst durch die Zenturiatoren ist die moderne Kirchengeschichtschreibung eigentlich gegründet worden. Erst sie haben die ganze historische Überlieferung systematisch nach Material für die Kirchengeschichte durchsucht. Erst sie haben die protestantische historische Polemik von den geschichtlichen Werken der Humanisten und den kirchlichen Rechtsbüchern des Mittelalters unabhängig gemacht. Was die konfessionelle Apologetik der Protestanten an historischen Belegstücken brauchte, ist bei ihnen zum ersten Male übersichtlich nach Rubriken geordnet und so gut wie vollständig zusammengestellt worden.

Es ist das Verdienst des Flacius, daß ein großes, von den Humanisten ignoriertes Gebiet des menschlichen Lebens wieder der Geschichte gewonnen wurde und daß durch die ausführliche, wenn schon recht äußerliche Darstellung der *doctrina* in den verschiedenen Jahrhunderten ein Stück Geistesgeschichte in die Historie eingeführt wurde. Der Begriff der Geschichte ist durch ihn erweitert worden. Die Zenturiatoren behandelten nicht nur sozusagen die kirchlichen Haupt- und Staatsaktionen sondern auch die in der politischen Historiographie bisher ganz vernachlässigte innere Geschichte, die Veränderungen in Lehre, Kultus usw. Ihre allerdings dürftigen Notizen über die außerchristlichen Religionen legten sogar gewissermaßen den Grund zur Religionsgeschichte.

Ihre historische Methode und Kritik. An sich, als historische Leistung gemessen, bedeuteten dagegen die Zenturien in jeder Beziehung einen Rückschritt.

Wir können dabei von der Form noch ganz absehen. Da die Zenturien nichts anderes sein wollten als ein gut geordnetes Arsenal für die protestantische Polemik, so stand damit sehr wohl im Einklange, daß der Stoff nicht zu einer historischen Erzählung verarbeitet, sondern nach einem für jedes Jahrhundert unverändert bleibenden Schema rubriziert wurde und daß die Geschichte der Kirche nicht nach allgemeinen Gesichtspunkten periodisiert, sondern äußerlich nach Jahrhunderten (eine verschlechterte Imitation der humanistischen Annalistik!) auseinandergeschnitten wurde. Für den praktischen Zweck, den die Zenturiatoren verfolgten, hätte kaum eine passendere Form gefunden werden können.

Aber auch als Kritiker und Historiker stehen die Zenturiatoren hinter den Humanisten zurück.

Die Zenturien sind als kritische Leistung fast allgemein bedeutend überschätzt worden. Baur hat geradezu von der *echt kritischen Tendenz des Protestantismus* gesprochen, *die auf dem Gebiete der Kirchengeschichte von selbst zu einer historischen Kritik werden mußte*, *die überall da um so tiefer eindrang*, *wo sie um so mehr* (!) *von dem polemischen Interesse geschärft wurde* (S. 47). Es wäre richtiger gewesen zu sagen, daß sie n u r da eindrang, wo sie von dem polemischen Interesse geschärft wurde. Für die um ihrer selbst willen betriebene philologisch-historische Kritik hatten die Zenturiatoren kein Verständnis. Gegenüber dogmatisch gleichgültigen Angaben zeigten sie sich nur so weit kritisch, als ihnen die Humanisten vorgearbeitet hatten. Den Briefwechsel des Apostel Paulus mit Seneca, den Erasmus als unecht bezeichnet hatte, ließen auch sie fallen (Cent. I l. II cap. 10 s. v. Paulus); daß die Korrespondenz Christi mit König Abgarus von Edessa eine Fälschung sei, hielten sie dagegen nicht für erwiesen (Cent. I l. I cap. 2): diese war eben zufälligerweise nie von einem Humanisten angegriffen worden.

Die Zenturiatoren sind nur da kritisch, wo die Überlieferung ihrer antipapistischen Tendenz im Wege stand. Während sie an der Fabel von der Päpstin Johanna nicht den geringsten Zweifel äußern, suchen sie die pseudoisidorischen Dekretalen als gefälscht nachzuweisen. Von der aufgeklärten Skepsis der Humanisten sind sie weit entfernt. Platina hatte die Nachricht, daß Papst Silvester in seiner Jugend mit dem Teufel einen Bund geschlossen, mit einer ungläubigen Bemerkung versehen; den Zenturiatoren fällt es nicht ein, an dieser Geschichte zu zweifeln (Cent. X cap. 10). Die *miracula*, denen sie in jeder Zenturie eine besondere Rubrik einreihen, sondern sie unmethodisch danach, ob sie für oder gegen ihre Sache sprechen: sind die Wunder von Heidenmissionaren oder von antipapistischen Ketzern vollbracht worden, so haben sie als echt zu gelten; lassen sich aus ihnen Schlüsse auf die Wahrheit einer katholischen Institution (Hei-

ligenverehrung, Reliquienkult) ziehen, so sind sie als *signa mendacia* abzulehnen. Sie suchen mehr durch die Quantität als durch die Qualität ihrer Beweisstücke zu imponieren. Ganz ungleich Blondus oder Calchi machen sie zwischen alten und neuen, gleichzeitigen und späteren, originalen und abgeleiteten Quellen nie einen Unterschied. Jeder Autor ist gut genug, wenn er nur wider das Papsttum zeugt.

Ihre Auffassung der Geschichte. Natürlich wird die theologische Auffassung der Geschichte wieder in vollem Umfange eingeführt. Die Weltgeschichte wird wieder zu einem Kampfe zwischen Gott und dem Teufel. Die Ansätze zu einer menschlich natürlichen Erklärung der Geschichte, die die italienischen Humanisten gemacht hatten, verkümmern unter den Händen der Zenturiatoren vollständig. Mysteriöse göttliche Interventionen sind wieder die *ultima ratio.* Wie sollte der Historiker Anlaß nehmen, der Entstehung des Gnostizismus nachzugehen, da er doch weiß, daß die Häresie der Gnostiker durch den Teufel hervorgerufen worden ist?

Nur in einer Beziehung kehren die Zenturiatoren gleichsam wieder zu der individualistischen Erklärungsweise zurück.

Kein überzeugter Parteimann wird je zugeben, daß die oppositionelle Partei ebenso das Produkt einer natürlichen, wenn auch unheilvollen Entwicklung sei wie die eigene; er wird immer in den Bestrebungen der Gegner persönliche perfide Machinationen sehen. So fehlte denn auch den Zenturiatoren das Verständnis dafür, daß die päpstliche Macht allmählich und auf Grund bestimmter Verhältnisse gewachsen sein könnte. Bewußte Intrigen der römischen Bischöfe haben nach ihnen allein das Papsttum geschaffen. Vom 7. Jahrhundert an ist die Entwicklung überhaupt abgeschlossen. Sie überschätzten dabei, wie üblich, den Einfluß der gegnerischen Parteiführer. Im 10. Jahrhundert habe, meinen sie (Cent. X inc.), die Herrschaft des Papstes so sehr alle Kirchen überschattet, daß geistliche und weltliche Regierungen nur nach dem Winke des römischen Bischofs gehandelt hätten.

Die Darlegungen der Zenturiatoren machten ungeheuern Eindruck. Wohl nicht zum wenigsten deshalb, weil sie von einer ehrlichen mächtigen Empfindung getragen wurden. Die Verfasser sind keine bezahlten offiziösen Apologeten, sondern überzeugte Parteimänner. Sie sehen sich nie in die Lage versetzt, eine schlechte Sache wider besseres Wissen verteidigen zu müssen. Kein Hauch historischer Skepsis hat sie je berührt. Nie kommt ihnen der Gedanke, daß sie bloß einer Suggestion erliegen, wenn sie die Doktrin von der Rechtfertigung durch den Glauben an Orten formuliert finden, wo ein unbefangenes Auge vergebens etwas Ähnliches suchen würde.

Ihre Stellung zu den politischen Regenten. Leider haben die Zenturiatoren auch auf die politische Geschichtschreibung einen großen Einfluß ausgeübt. Solange sie die Geschichte der reinen Lehre und der Kirche vom lutherischen Standpunkte aus behandelten, war ihre

dogmatische Tendenz offenkundig und deshalb historisch verhältnismäßig ungefährlich. Sie kombinierten aber damit Gesichtspunkte, die weniger aus der lutherischen Theologie, als aus der Verfassung der deutschen protestantischen Landeskirchen, ja zu einem guten Teile aus der persönlichen Situation der Zenturiatoren selbst stammten.

Flacius und seine Genossen hofften (vergeblich) auf eine Unterstützung durch die deutschen protestantischen Fürsten und nahmen daher auf das Summepiskopalsystem der lutherischen Landeskirchen und auf die Landesfürsten selbst peinlich Rücksicht. In dem Kampfe zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt ergriffen sie stets Partei für die Laien. Und zwar nicht nur in der Weise, daß sie die politischen Ansprüche der katholischen Kirche zurückwiesen. Sondern sie hielten es auch für nötig, sich so zu stellen, als wenn die Gegner des Papsttums sich bei ihrer Opposition ausschließlich von religiösen Motiven hätten leiten lassen. Sie haben dadurch die Begriffe unheilvoll verwirrt. Die Zenturiatoren vor allem sind daran schuld, wenn gegenwärtig noch manche Historiker die Versuche mittelalterlicher Regenten, die kirchlichen Institute ihrer Territorien unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, auf *reformatorische*, idealistische Beweggründe zurückführen, wirklich reformatorische Bestrebungen der Kurie dagegen schlechtweg mit geistlicher Habgier und Herrschsucht erklären. Die Zenturiatoren haben hier wie überall Licht und Schatten einseitig verteilt. Daß Heinrich II. Thomas a Becket ermorden ließ, erzählen sie, ohne ein Wort des Tadels hinzuzufügen (Cent. XII cap. 8). Natürlich; denn (nicht die papistischen Prälaten, sondern) die weltlichen Fürsten, (z. B. die deutschen Kaiser) *flagrarunt eximio zelo ulterius promovendi gloriam Dei* (Cent. X cap. 1). Bei den kirchenpolitischen Kämpfen der Kaiser Heinrich IV. und Friedrich II. steht auf der einen Seite Frömmigkeit, auf der andern lasterhafte geistliche Herrschsucht.

Auffassung und Methode der Zenturiatoren blieben bis zum 18. Jahrhundert nicht nur für die populäre kirchenhistorische Literatur, sondern auch für die gelehrte Forschung der Protestanten maßgebend. Sogar ihre Form machte Schule. Die Kirchengeschichte des Zürcher Theologen Johann Heinrich Hottinger (1620 bis 1667; *Historia ecclesiastica Novi Testamenti*, zuerst 1651 bis 1667) schloß sich z. B. in der äußeren Anordnung so enge an die Zenturien an, daß man die letzten sechs oder neun Bände, die das 15. und (noch ausführlicher) das 16. Jahrhundert behandeln, geradezu als eine Fortsetzung der magdeburgischen Arbeit bezeichnen kann. Vgl. G. v. Wyß, *Historiographie in der Schweiz* 259 f.

d) Die englische Kirchengeschichtschreibung unter dem Einflusse der Zenturiatoren.

1) Foxe.

John Foxe (geboren zu Boston 1516 oder 1517, wird schon während seines Studiums zu Oxford für den Protestantismus gewonnen, muß sich nach dem Regierungsantritte Marias aus England flüchten und nimmt zuletzt [1555] seine Zuflucht in Basel, wo er als Korrektor und Drucker gelebt zu haben scheint; nachdem Elisabeth zur Regierung gekommen [1559], wieder in England [London], dort gestorben 1587) schrieb: *Commentarii rerum in ecclesia gestarum maximarumque per*

totam Europam persecutionum a Viclevi temporibus ad hanc usque aetatem descriptio, liber I. Straßburg 1554. Diese in dieser Gestalt nicht fortgesetzte erste Redaktion reicht bis zum Jahre 1500 und behandelt hauptsächlich Wiklif und Hus. Nach dem Vorbilde des *Livre des Martyrs . . depuis Jean Hus . .* von Jean Crespin (geboren zu Arras gegen 1520, Advokat, wegen seines protestantischen Glaubens aus Frankreich vertrieben, zuerst in Basel, dann [von 1548 an] in Genf, gestorben dort 1572), das 1554 zum ersten Male herausgegeben wurde und von den Verfolgungen protestantischer Märtyrer mit Hilfe von Gerichtsakten, Briefen etc. eine authentische Schilderung zu geben versuchte, arbeitete Foxe später seine *Commentarii* zu einem größeren lateinischen Werke um, das zum ersten Male 1559 zu Basel erschien unter dem Titel: *Rerum in ecclesia gestarum, quae postremis et periculosis his temporibus evenerunt, maximarumque per Europam persecutionum ac sanctorum Dei martyrum . . . digesti per regna et nationes commentarii* (bis 1559). Auch von diesem wurde nur der erste Teil ausgeführt, der die Verfolgungen in England und Schottland behandelt; für den Kontinent fortgesetzt wurde die Arbeit von Heinrich Pantaleon in Basel (1563 Basel). Foxe nahm sich für die Methode Crespin genau zum Muster; er arbeitete aber weniger ehrlich und unparteiisch als dieser (vgl. über Crespin die Literatur bei H. Hauser, *les Sources de l'Histoire de France* XVIe siècle, no. 776 und H. Hauser, *Études sur la Réforme française* [1909], 301 ff.).

Viel populärer noch als die lateinische Fassung wurde die englische Umarbeitung, die Foxe später in London erscheinen ließ. Er zog zu dieser, wie bisher noch nicht bemerkt worden ist, die Magdeburger Zenturien in reichem Maße heran. Sie führte den Titel *Acts and Monuments of the Christian Martyrs* etc.; vom Volk wurde sie schlechtweg *Book of Martyrs* genannt (erste Ausgabe London 1563, dann häufig; auch verschiedene unbrauchbare pseudokritische Editionen im 19. Jahrhundert). Die Konvokation beschloß im Jahre 1571, daß Exemplare des *Märtyrerbuches* in den Kathedralkirchen, den Wohnungen der Bischöfe etc. deponiert werden sollten. Obwohl dieses Dekret vom Parlamente nicht bestätigt wurde, wurde es doch vielfach von der niederen Geistlichkeit für die Pfarrkirchen ausgeführt.

Literatur: Nachdem das Märtyrerbuch jahrhundertelang bei der puritanischen Geistlichkeit und den Laien als Autorität in der Kirchengeschichte gegolten hatte und die Angriffe von katholischer und anglikanischer Seite sich in der Hauptsache nur gegen die presbyterianische Tendenz des Verfassers gerichtet hatten, wagte es zum ersten Male im Jahre 1837 S. R. Maitland, die Glaubwürdigkeit Foxes prinzipiell in Zweifel zu ziehen, sogar in den Partien, die als die sichersten galten, nämlich in den angeblich aktenmäßigen Berichten über die Verfolgungen protestantischer Märtyrer in England unter Heinrich VIII. und Maria der Katholischen (*Six Letters on Foxe's Acts and Mon.*). Leider sind die im einzelnen oft recht ungenügenden Untersuchungen Maitlands seither nie mehr systematisch aufgenommen worden, obwohl sich die Zahl der Fälle beständig mehrt, in denen Foxe direkte Unwahrheiten nachgewiesen werden können. Was fehlt, ist eine vollständige genaue Vergleichung der von Foxe mitgeteilten oder benutzten Akten mit den Originalen. Vorarbeiten dazu finden sich besonders bei J. Gairdner, *History of the English Church in the Sixteenth Century* (1902; vgl. den Index), und desselben *Lollardy and the Reformation in England* (1908). Vgl. daneben auch J. Pratt im ersten Bande der *Reformation Series of Church Historians of England* (1870).

Die Entstehungsgeschichte des „Märtyrerbuchs“. Am wirkungsvollsten wurden die Ideen der Zenturiatoren in England ausgenutzt.

Auch die englische Kirchengeschichtschreibung hat ihre Begründung den Magdeburger Theologen zu verdanken. Die Entstehungsgeschichte des populärsten und einflußreichsten englischen kirchenhistorischen Werkes liefert dafür den deutlichsten Beweis.

Foxes *Acts and Monuments* waren in ihrer ersten, gleichzeitig mit den Zenturien erschienenen Gestalt eine bloße Sammlung pro-

testantischer Märtyrerakten. Wie in dem französischen *Livre des Martyrs*, das zum Muster diente, waren Relationen und Dokumente in zwangloser Folge zusammengestellt. Zwischen den einzelnen Stücken bestand kein Zusammenhang. Die Berichte über die Verfolgungen der Protestanten waren mit der älteren und der allgemeinen Kirchengeschichte nicht in Verbindung gebracht. Daß die Reihe der Blutzeugen schon mit Wiklif begann, war wohl nicht mehr als eine Konzession an den englischen Patriotismus. Die lateinischen *Commentarien* waren ein agitatorisches Erbauungsbuch, aber nicht einmal in der äußeren Form ein Geschichtswerk.

Als Foxe daranging, sein Werk unter Elisabeth für das englische Publikum umzuarbeiten, waren die Zenturien zu einem großen Teile bereits erschienen. Dies hatte zur Folge, daß aus seiner englischen Redaktion ein ganz neues Buch wurde. Seine Sammlung von Märtyrergeschichten wurde zu einer Kirchengeschichte. Der insulare Standpunkt des Verfassers verleugnet sich allerdings auch in der definitiven Fassung nicht: England und Schottland stehen durchaus im Vordergrund. Aber Foxe hat nun allgemeine historische Gesichtspunkte gefunden. Er nutzte nicht nur das Quellenmaterial, das die Zenturien boten, eifrig aus (natürlich zitiert er nur die in den Zenturien angeführten Autoritäten, nicht die Magdeburger selbst), sondern er entnahm ihnen auch ihre Grundidee. Er faßte wie Flacius die Geschichte der alten und mittelalterlichen Kirche als einen Kampf zwischen reinem Glauben und Papsttum auf. Nur daß er diese Theorie dem englischen Nationalgefühle zuliebe mit einer Lieblingsvorstellung Wiklifs verquickte und als Zeit des Antichristes erst die vier Jahrhunderte nach dem im Jahre 1000 erfolgten *Loosing of the Satan* bezeichnete (diese Periode dauert bei ihm ungefähr bis zum Jahre 1371, d. h. bis zum ersten Auftreten Wiklifs). Doch hätte er (wie die lateinischen Redaktionen zeigen) ohne die Zenturiatoren auch auf diese Geschichtstheorie wohl nie zurückgegriffen, noch viel weniger sie ausgebaut.

Die volkstümliche Darstellung. Man sieht, die historiographische Originalität des *Märtyrerbuches* ist nicht groß. Sie besteht scheinbar nur darin, daß die populäre Gattung der Märtyrergeschichten mit der gelehrten Kirchengeschichtschreibung kombiniert wurde. Aber das ist doch nicht alles. Wenn Foxe beim großen Publikum noch ganz anders durchschlug als die Magdeburger, so lag dies zu einem guten Teile daran, daß er kein Theologe war.

Flacius hatte als Altlutheraner geschrieben. Ihm war die *doctrina* alles gewesen. Er hatte die Geschichte des Dogmas in den Mittelpunkt der Darstellung geschoben und bis in alle Einzelheiten behandelt. Foxe zeigte nur für die Hauptpunkte der neuen Lehre Interesse und rückte dafür die Erzählung in den Vordergrund. Besonders dann, wenn er vom heroischen Leiden und Sterben der protestantischen Märtyrer und der Blutgier ihrer Gegner berichten konnte. Er mischte, wie das Volk es gern hat, anschauliche Erzählung mit Abschnitten

im Predigtton. Er gab nie bloße Notizen oder Resümees wie die Zenturiatoren. Er fügte allem, was er berichtete, eigene volkstümliche Reflexionen hinzu. Er legte zwar viele Aktenstücke im Rohzustand ein. Aber er begleitete seine Dokumente mit erläuternden Bemerkungen und verschonte den Leser mit gelehrten Schnitzeln. Sein Werk ist ein Buch der protestantischen Gemeinden, nicht der Theologen. Das presbyterianische Bürgertum, nicht das über die Reinheit der Lehre wachende Konsistorium hat bei Foxe das Wort.

Foxe als gelehrter Arbeiter. Als Gelehrter und Kritiker steht Foxe hinter den Zenturiatoren weit zurück. Sein Werk ist, soweit es die außerenglische Geschichte behandelt, nichts anderes als eine skrupellose Kompilation. Viel mehr noch als die Zenturiatoren benutzte er moderne Autoren statt der Quellen. Als Kritiker kann er nicht einmal mit den Zenturiatoren auf eine Linie gestellt werden. Trotz Polydor Vergil und trotz der zweifelnden Bemerkung der Zenturien (l. II cap. 2) hält er an den Fabeln Gottfrieds von Monmouth fest und zitiert unbedenklich einen angeblichen Brief des Königs Lucius an Papst Eleutherius.

Der Stoff ist ferner bei ihm weniger systematisch angeordnet. Seine Notizen aus der (englischen) politischen Geschichte (daß er solche einlegt, ist ebenfalls eine Neuerung, die er den Zenturien verdankt) sind viel weniger geschickt ausgewählt als bei den Magdeburgern. Noch weniger als diese hat er an der Wahrheit um ihrer selbst willen Interesse. Seiner Darstellung der englischen Reformationsgeschichte, die lange Zeit bei der protestantischen Geschichtschreibung als Autorität galt, sind in den letzten Jahren zahlreiche tendenziöse Unrichtigkeiten nachgewiesen worden. Daß er zu diesem Teile seiner Arbeit vielfach Archivalien (Bischofsregister) zuzog, war an sich wohl verdienstlich, hatte aber die gefährliche Folge, daß die Behauptungen des *Märtyrerbuchs* sich dadurch zu einem guten Teile der Kontrolle entzogen. Foxe hat diese seine sichere Position oft genug zu unerlaubten verfälschenden Eingriffen benutzt. Ganz tendenziös entstellt sind seine Ausführungen über die „Vorreformatoren". Daß er den Bischof Peacock, einen scharfen literarischen Gegner der Lollarden aus dem 15. Jahrhundert, der wegen freier rationalistischer Ansichten zum öffentlichen Widerrufe gezwungen wurde, unter die Opfer der kirchlichen Unduldsamkeit gegen die Evangelischen einreihte, mag man mit Unwissenheit entschuldigen. Aber es ist kaum glaublich, daß er von Savonarola nur gewußt habe, er habe seinen Orden reformieren wollen und dabei die Geistlichkeit und die Mönche als *Quelle und Urheber alles Unglücks und aller Lasterhaftigkeit* bezeichnet. In der Kunst, unbequeme Tatsachen zu verschweigen, ist Foxe ein Meister.

Foxes *Märtyrerbuch* hatte einen ungeheuern Erfolg. Der geschäftsgewandte Drucker und Verleger hatte den Geschmack des presbyterianischen englischen Publikums vollkommen getroffen. Die englische Kirche akzeptierte das Buch in offizieller Form. Erst die anglikanische

Reaktion des 17. Jahrhunderts setzte sich dann dagegen zur Wehr. Aber auch unter den Stuarts blieben die *Acts and Monuments* bei dem puritanischen Klerus und in den puritanischen Haushaltungen lange neben der Bibel das einzige Erbauungsbuch, das einzige auch, aus dem die große Masse sich ihre kirchenhistorischen Kenntnisse holte. Die heroische Zeit des Protestantismus hatte nirgendssonst eine so hinreißende volkstümliche Darstellung gefunden.

Foxes Buch gab dann auch die Anregung zu dem Hauptwerke der schottischen Kirchengeschichtschreibung.

2) Knox.

John Knox, der bekannte schottische Reformator (um 1505 bis 1572), verfaßte *The History of the Reformation of Religion within the Realm of Scotland* (bis 1564). Begonnen bereits 1559. Zuerst wurden Buch 2 und 3 (1558 bis 1561) geschrieben; erst nachdem Foxes *Acts and Monuments* erschienen waren (1563), fügte Knox das erste Buch hinzu (1566), das die Vorgeschichte der schottischen Reformation und die Ereignisse bis 1558 behandelt. Das Werk ist der äußeren Form nach eine unpersönliche Parteischrift; von Knox wird in der dritten Person gesprochen. In der Ausgabe von 1644 wurde ein 5. Buch (bis 1567) beigegeben, das wohl sicher nicht von Knox verfaßt ist; es fehlt auch in allen Handschriften. — Erste (unvollständige) Ausgabe London 1586, mit dem 5. Buch London 1644, genauere Edition 1732, nach dem Originalmanuskript herausgegeben von D. Laing für die Wodrow Society 1846 bis 1848 als Bd. 1 und 2 der *Works*. — Vgl. die Einleitung zu der Ausgabe; P. Hume Brown, *J. Kn.* 1895; A. Lang, *J. Kn. and the Reformation* 1905.

Von Knox ist auch die *Narrative* in dem *Brieff Discours off the troubles begonne at Franckford in Germany A. D. 1554* (zuerst 1575) allem Anschein nach verfaßt (in den *Works* IV 1855).

Verhältnis zu Foxe und den Zenturiatoren. In einem ähnlichen Verhältnisse wie Foxe zu den Zenturiatoren steht Knox' *Geschichte der schottischen Reformation* zu dem *Märtyrerbuch*. Knox hat die erste Anregung zu seiner Arbeit unabhängig von dem englischen Autor gefaßt; aber er verdankt es erst diesem, daß seine Schöpfung aus einer Gelegenheitsschrift zu einem Geschichtswerke wurde.

Der schottische Kalvinist bezweckte ursprünglich nur eine Apologie der schottischen Reformation. Erst nachdem Foxes *Acts and Monuments* erschienen waren, fügte er eine Einleitung hinzu, die die Vorgeschichte der Reformation in Schottland behandelte und damit die Darstellung der neuesten Ereignisse historisch einreihte (Foxe wird in diesem Abschnitte bereits benutzt und zitiert). In der Geschichte der Historiographie ist Knox' Werk daher nicht von großer Bedeutung. Er stimmte mit seinen Vorgängern nicht nur in der allgemeinen Beurteilung überein, sondern er übernahm ihnen auch seine Methode bis ins Einzelne. Wie Crespin und Foxe zog er z. B. für die Geschichte der Ketzerverfolgungen die Bischofsregister zu Rate und legte Aktenstücke ein. Er wich von Foxe nur insofern ab, als er sich ganz auf die Kirchengeschichte beschränkte und die politische Geschichte bewußt von seinem Werke ausschloß.

Die theologische Beurteilung der Geschichte übernahm er dagegen in vollem Umfange. So gut wie die Zenturiatoren meinte er

in der Geschichte einen göttlichen Heilsplan zur Förderung des Evangeliums erkennen zu können; *natürliche* Erklärungen lehnte er ausdrücklich ab (vgl. die Bemerkung I, 88 ed. Laing über die Ursache der schottischen Niederlage bei Solway Moss 1542). Er glaubte an Wunder und Vorzeichen, und während sein humanistischer Landsmann und Zeitgenosse Buchanan (o. S. 172ff.) Macbeths Hexen rationalisierte, zweifelte Knox nicht daran, daß Hexen prophezeien können (vgl. II, 357). So wenig wie für einen andern Reformator gab es für Knox historische Probleme: wer die Wahrheit ganz besitzt, forscht nicht mehr. Seine Theorie ist logisch geschlossen und klassisch simpel wie die Systeme aller dogmatischen Fanatiker. Die Geschichte ist ihm ein Kampf zwischen Licht und Finsternis und welche Partei das Licht vertritt, steht außer Zweifel.

Den Kern des Buches bildet die Erzählung der zeitgenössischen Ereignisse (B. 2 bis 4). Sie unterscheidet sich als eine Parteischrift in ihrem Wesen durch nichts von andern offiziösen Apologien: die eigene Partei hat stets bis zum äußersten nachgegeben, für irgendwelche Ausschreitungen muß sie die Verantwortung ablehnen (vgl. I, 322); übrigens hat sie den Gegnern stets Gelegenheit zu freier Aussprache gegeben (II, 141 f.). Nur daß bei Knox alles theologisch gefärbt ist: die Gegner sind vom Satan inspiriert; der Teufel hat sie mit Hilfe *schmutziger Lüste*, *Ehrgeiz und unersättlicher Habsucht* gefesselt.

Knox als Darsteller. Knox überragt seine Vorgänger nur durch seine Kunst der Schilderung. Die Zenturiatoren waren Theologen gewesen, Foxe, ein geistig unselbständiger Laie, der nur als Geschäftsmann Fähigkeit zu eigener Initiative gezeigt hatte; Knox war ein Mann der Tat. Es ist nicht seine Sache, zu spekulieren, zu forschen und zu suchen. Er liebt es nicht zu disputieren: die eigene Ansicht steht ihm so fest, daß nur ein Schurke oder ein Verstockter an ihrer Richtigkeit zweifeln kann. Er erinnert als Historiker am meisten an Loyola (u. S. 282). Er kommt zwar dem Spanier als Psychologe keineswegs gleich. Aber er verschmäht wie dieser die Künste des Stils, weil es ihm auf die Sache ankommt. Jedes Wort ist auf die praktische Wirkung berechnet. Er vermeidet den populären Erzählungston, den Foxe anzuschlagen liebte. Es gibt bei ihm keine Füllsel und keine behaglichen Abschweifungen. Wunderbar sicher versteht er das anschauliche Detail auszuwählen. Er gibt nur wenige Züge; aber er kann mit diesen alles sagen. Er ist dabei, wenn auch einseitig, so doch ehrlicher als Foxe. So wenig wie die älteren Jesuiten sucht er sein Heil im Verschweigen. Die armselige Vertuschungsmethode überläßt er den ängstlichen Vertretern der zweiten Generation. Er gibt ruhig zu, daß manche Parteigenossen sich nur aus Streberei der kalvinistischen Gruppe anschlossen (I, 100 f.); er verschweigt die Zerstörung der Klöster in Perth nicht (I, 322). Solche Gewaltakte erscheinen ihm, wenn sie nicht gerade nur auf persönliche Bereicherung hinausliefen, als durchaus natürlich, ebenso natürlich wie den Jesuiten die Bekämpfung der

Ketzerei: wenn die Regentin darauf mit einer blutigen Drohung antwortet, so ist dies eine *beastlie crueltie* (I, 324). Kein anderes historisches Werk läßt uns so deutlich in die Gedankenwelt der protestantischen Führer hineinsehen; kein anderes enthält so mächtige realistische Schilderungen.

Noch viel einseitiger fanatisch ist die *Geschichte der schottischen Kirche*, die später mit offizieller kirchlicher Unterstützung David Calderwood (1575 bis 1650, Pfarrer zu Crailing) verfaßte. Calderwood nahm sich Knox zum Muster und schloß sich in den früheren Partien seiner Geschichte sogar mehrfach wörtlich an diesen an. Er kam aber seinem Vorbilde weder an Verstand noch als Schilderer gleich. Noch in viel stärkerem Maße als bei Knox überwuchern bei ihm eingelegte Aktenstücke die Erzählung. Die schottische Reformationsgeschichte wird bei Calderwood zu einem Melodram: die Gegner des Evangeliums sind in seiner Darstellung unmögliche Konstruktionen, Bösewichter, wie sie in Puppentheatern ihr Wesen treiben. Der Stil ist unpersönlich, die Komposition so locker wie in einer mittelalterlichen Chronik.

Von der *History of the Kirk of Scotland* (bis zum Tode Jakobs VI.) erschien zum ersten Male in den Jahren 1842 bis 1849 eine vollständige Ausgabe (ediert von Rev. Th. Thomson für die Wodrow Society). Vorher (1678) war bloß ein Auszug gedruckt worden. Die *General Assembly* setzte 1648 Calderwood für seine Arbeit eine Pension aus.

e) Die Kirchengeschichtschreibung in der Schweiz.

In Deutschland war das Bedürfnis nach einer protestantischen Darstellung der Kirchengeschichte für lange Zeit durch die Zenturiatoren und ihre Ableger befriedigt worden. Allerdings waren die Zenturien nicht vollendet; die Geschichte der Reformation und Luthers waren in ihnen nicht behandelt. Ein deutscher Foxe hätte hier eine schöne Aufgabe vorgefunden. Aber es erstand kein Autor, der die Geschichte des deutschen Protestantismus im populären Tone des *Märtyrerbuches* erzählt hätte. Das große Werk Sleidans schien für seinen Stoff jede Konkurrenz auszuschließen und die Legende von Luther war von Mathesius in so mustergültig volkstümlicher Weise aufgezeichnet worden, daß sein Werk beim großen Publikum nur schwer durch eine neue Biographie hätte verdrängt werden können.

Anders stand es mit den reformierten Kirchen in der Schweiz und in Frankreich. Ihre Geschichte war noch nicht geschrieben worden. Keine geringern als die Nachfolger Zwinglis und Calvins selbst haben es für ihre Aufgabe gehalten, diese Lücke auszufüllen.

Die *17 Predigten von den Historien des Herrn Doctoris Martin Luthers seligen* (erste Ausgabe 1566; ed. Lösche 1898) des Joachimsthalers Predigers Johann Mathesius (geboren 1504 zu Rochlitz in Sachsen, gestorben 1565 zu Joachimsthal, wo er von 1532 an gewirkt hatte) sind wohl die einzige deutsche Biographie des 16. Jahrhunderts, die auf höhere Bedeutung Anspruch erheben darf. Allerdings ist auch diese nur in ihren memoirenhaften Partien originell. Die eigentlich biographischen Abschnitte reproduzieren meist bloß unkritisch genug Luthers eigene Erzählungen und stützen sich mit Vorliebe auf Anekdoten von recht zweifelhafter Authentizität. Aber da, wo Mathesius aus seinen Erinnerungen berichtet, weiß er außerordentlich lebendig zu erzählen. Er versteht es, seinen Helden indi-

viduell zu charakterisieren. Freilich nur, weil er eine Eckermann-Natur war: er hat Luthers eigentümliches Wesen deshalb so treu wiedergeben können, weil er selbst als Denker und als Theologe eine ganz unselbständige Persönlichkeit war. — Vgl. Plitt, *Die vier ersten Lutherbiographen* 1876; K. Amelung, *J. M.* 1894; G. Lösche, *J. M.* 1894/95.

Bullinger.

Heinrich Bullinger (geboren 1504 zu Bremgarten, schon als Student für die Reformation gewonnen, 1523 Lehrer an der Klosterschule zu Kappel, 1528 daneben noch Pfarrer im benachbarten Dorfe Hausen, 1529 Pfarrer zu Bremgarten, das er 1531 nach der Schlacht bei Kappel verlassen muß; in Zürich zum Pfarrer am Großmünster, d. h. zum Nachfolger Zwinglis gewählt, gibt der Zürcherischen Kirche als ihr Antistes ihre definitive Organisation, gestorben 1575) schrieb in den Jahren 1567 ff. *Historia oder Geschichten, so sich verlaufen in der Eidgnoschaft, insonders zu Zürich, mit Enderung der Religion und Anrichten christenlicher Reformation, von dem Jar Christi 1519 bis in das Jar 1532.* Später (1572 bis 1574) nach rückwärts ergänzt: Bullinger fügte noch 14 Bücher *von den Tigurinern und der Stadt Zürich Sachen* hinzu, die die ältere schweizerische und zürcherische Geschichte bis 1519 behandeln. Herausgegeben ist davon nur die Reformationsgeschichte von Hottinger und Vögeli 1838 bis 1840. — Vgl. über B.s Quellen E. Gagliardi in den *Zwingliana* 1911.

Bullinger verfaßte außerdem noch zahlreiche schweizergeschichtliche Arbeiten; vgl. die Aufzählung bei Wyß, *Historiographie*, S. 205. Dazu ist seither noch ein 1531 verfaßtes, vielleicht von Bullinger herrührendes *Chronikon von dem Ursprung und alten Geschichten der Stadt Zürich* gekommen (vgl. *Anzeiger für Schweizer Geschichte* X, 69, 356, 422 ff.) und das *Epitome* des alten Zürichkrieges, das zum Teil wörtlich in die Chronik Stumpfs überging (Luginbühl im *Anzeiger f. Schw. Gesch.* X [1906] 91 ff.). Alle diese Werke sind ungedruckt. — Bullingers Diarium (*Annales vitae*) für die Jahre 1504 bis 1574 ist 1904 von Egli herausgegeben worden als Bd. 2 der *Quellen zur schweizerischen Reformationsgeschichte.*

Inhalt und Form. Wohl durch Sleidan angeregt, beschrieb der Zürcher Antistes Heinrich Bullinger die Geschichte der Reformation in der deutschen Schweiz.

Sein Werk steht in mancher Beziehung höher als die Arbeit des Straßburger Humanisten. Es machte dem Humanismus in der Form weniger Konzessionen. Sleidan hatte noch durchaus an der annalistischen Anordnung festgehalten; Bullinger gehört zu den wenigen Historikern vor der Aufklärung, die mit dieser äußerlichen Gliederung zu brechen wagten. Er übernahm zwar von der Blondusschule die schlechte Gewohnheit, ganze Aktenstücke unverarbeitet in den Text einzulegen. Aber die erzählenden Partien sind dafür wenigstens ganz sein eigenes Werk und nicht bloß eine farblose Mosaikarbeit, wie oft genug bei Sleidan. Die Tatsachen sind außerordentlich geschickt ausgewählt. Die beliebten Einschiebsel der Chronisten über Naturereignisse und Unglücksfälle sind bis auf wenige Reste ausgemerzt. Behandelt wird — abgesehen von einigen Bemerkungen memoirenhaften Charakters — nur die Geschichte der Reformation in der Schweiz; die politische Geschichte wird nur soweit hineingezogen, als sie mit Zwinglis Reformplänen direkt im Zusammenhang steht. Im Stil wird Bullinger zwar eine gewisse Schwerfälligkeit nicht los; aber seine Sprache ist wenigstens nicht humanistisch verbildet. Besonders gut gelingen ihm die Partien, die theologische oder kirchenorganisatorische Fragen behandeln.

Die Tendenz der *Reformationsgeschichte.* Bullinger erscheint dem Leser, der nur auf den allgemeinen Eindruck hin urteilt, als ein wenn auch nicht ganz objektiver, so doch absolut ehrlicher Historiker. Seine Geschichte vermeidet grobe Ausfälle. Der Verfasser steht allerdings ganz auf der Seite der Reformatoren. Was er über die Politik der Kurie und die religiösen und sittlichen Zustände vor der Reformation beibringt, weicht in keiner Weise von den traditionellen Legenden der protestantischen Geschichtschreibung ab. Zu der herrschenden Politik der eidgenössischen Stände nimmt er dieselbe ablehnende Haltung ein wie sein Meister Zwingli. Über die Militärkonventionen mit ausländischen Staaten spricht er ebenso verständnislos wie Anshelm. Gegen das Söldnerwesen richtet er ebenso heftige Angriffe wie gegen die alte Kirche; er mißt dem Umstande, daß Zwingli von einem *Pensiöner* erschlagen worden sei, geradezu eine symbolische Bedeutung bei (III, 136). Er kombiniert sogar beiden Tendenzen in der merkwürdigen Weise, daß er das Papsttum an der wilden Verwirrung schuld sein läßt, die infolge der fremden Kriegsdienste in der Eidgenossenschaft eingerissen sein sollte (I, 50). Aber auch hier, auch in der Polemik gegen die Altgläubigen bedient sich Bullinger einer Mäßigung des Ausdrucks, die bei den Theologen des 16. Jahrhunderts nicht eben häufig anzutreffen ist. Es ist begreiflich, daß man daraus auf ein Streben des Autors nach unparteiischem Urteil meinte schließen zu können.

Wer so folgert, geht freilich gründlich in die Irre. Bullingers Reformationsgeschichte ist vielmehr durch und durch tendenziös angelegt, ist eine vielfach unehrliche Parteischrift.

Bullingers Unparteilichkeit ist nur Schein. Er drückt sich nur deshalb so zurückhaltend aus, weil er mehr apologetische als polemische Zwecke verfolgt und mit Verschweigen und Vertuschen mehr zu erreichen hofft als mit offenen Angriffen.

Bullinger vergißt auch als Historiker nie, daß er Antistes der züricherischen Kirche ist. Wie bei Knox ist jedes Wort mit bestimmter Absicht gewählt, dient alles, was er sagt und verschweigt, einer bestimmten Tendenz. Aber er geht weniger offen vor als der Schotte. Wenn er Tatsachen, die darauf schließen lassen, daß auch die Helden der schweizerischen Reformation Menschen mit ihren Mängeln gewesen sind, nicht ganz unterdrücken kann, so sucht er sie durch willkürliche Zusätze wenigstens in ihrer Bedeutung abzuschwächen. Zwinglis Zeitgenosse Stumpf (o. S. 207ff.) hatte in seiner (noch ungedruckten) Darstellung der schweizerischen Reformationsgeschichte (Manuskript der Zürcher Stadtbibliothek B 9) davon erzählt, daß Zwingli im Jahre 1515 deshalb zur päpstlichen Partei gehalten habe, weil er eine päpstliche Pension empfangen habe. Bullinger behauptet dagegen ohne weiteres (I, 8), Zwingli habe die päpstliche Pension nur angenommen, um daraus die Kosten für seine Bücheranschaffungen zu decken. Besonders charakteristisch ist, wie er Zwinglis Verhältnis zu Luther bespricht oder vielmehr nicht bespricht.

Es mußte Bullinger begreiflicherweise schon aus patriotischen Gründen daran gelegen sein, daß die schweizerische Reformation ganz unabhängig von der deutschen erscheine. Obwohl er theologisch und politisch gebildet genug war, um die Punkte, in denen sich Zwinglis Reformwerk prinzipiell von dem Luthers unterschied, im einzelnen festzustellen, ging er dieser Aufgabe ganz aus dem Wege. Wenn er auch noch so schonend vorgegangen wäre, — er hätte es nicht vermeiden können, die Legende von der autochthonen Entstehung der zwinglischen Dogmatik zum Teil zu zerstören. Er hielt es für besser, bloß im allgemeinen zu behaupten, daß die Theologie Zwinglis sich selbständig entwickelt habe, und im übrigen auf die Ereignisse in Deutschland so wenig wie möglich einzugehen. Man kann sein Verfahren vielleicht aus seiner amtlichen Stellung entschuldigen; man wird aber nicht leugnen können, daß auf diese Weise der Weg zu einer historischen Würdigung der schweizerischen Reformation nicht gefunden werden konnte.

Bullinger war ein fleißiger Arbeiter und Sammler, ein begabter Darsteller; aber sein Material ist nicht unbefangen kritisch gesichtet. Er nahm auch recht törichte Anekdoten und Aussprüche auf, selbst wenn sie unverkennbar erst später erfunden waren. Es genügte ihm, wenn sie seiner protestantischen Tendenz nicht widersprachen. An die Wahrheit von Wundern und Vorzeichen glaubte er wie die andern Reformatoren.

Was die historische Einreihung betrifft, so steht sogar die Geschichte der schweizerischen Reformation höher, die im Auftrage der katholischen eidgenössischen Orte Johann Salat (geboren 1498 zu Sursee im Kanton Luzern, 1531 bis 1540 luzernischer Gerichtsschreiber, gestorben um 1552 zu Sursee) verfaßte. Sie ist zwar im Tone eines Pamphlets gehalten und motiviert die lutherische Bewegung auf ebenso theologische Weise wie die Protestanten, nämlich als von Gott gesandte Prüfung und Strafe. Aber Salat läßt doch den Zusammenhang der deutschen mit den schweizerischen Ereignissen nie außer acht.

Salats *Chronica und Beschreibung von Anfang des neuen Unglaubens* etc. behandelt nach einer Einleitung über das erste Auftreten Luthers, die Wiedertäufer und die Jugendgeschichte Zwinglis in annalistischer Form die schweizerische Geschichte der Jahre 1521 bis 1534. Sie wurde abgeschlossen 1535. Erste Ausgabe 1868 im 1. Bande des *Archivs für die schweiz. Reformationsgeschichte des schweiz. Piusvereins.* Vgl. J. Bächtold, *H. S.* 1876.

Literarisch viel unbedeutender als Bullingers Reformationsgeschichte ist die von Theodor Beza redigierte *Histoire ecclésiastique des Églises réformées au royaume de France* (erste Ausgabe Antwerpen [Genf] 1580; neue Ausgabe besorgt von Baum, Cunitz und Reuß 1883 bis 1889). Sie ist bloß eine Ergänzung und Fortsetzung von Crespins *Märtyrerbuch* (o. S. 254) und ist wie das Vorbild aus Quellen sehr verschiedenartigen Wertes zusammengesetzt. Die humanistische Bildung Bezas kommt nur darin zum Ausdruck, daß die Darstellung in der Form sorgfältiger ausgearbeitet ist und daß auch die Geschichte des Humanismus berücksichtigt ist.

Beza (Théodore de Bèze, geboren 1519 zu Vézeley in der Bourgogne, gestorben 1605 zu Genf) setzte seine *Histoire* aus den *Mémoires* zusammen, die nach dem Beschlusse der Lyoner Synode d. J. 1563 von den reformierten Gemeinden in Frankreich nach Genf geschickt werden mußten. Sein Werk erschien anonym und ist vielleicht auch nur zum Teil seine Arbeit; es wurde aber bereits im 17. Jahrhundert unter seinem Namen angeführt. Vgl. die Einleitung von Reuß zu der neuen Ausgabe.

In seinen *Icones id est verae imagines virorum doctrina simul et pietate illustrium* etc. (Genf 1580) setzte Beza im humanistisch-kalvinistischen Sinne die *Elogia doctorum virorum* des Jovius (o. S. 51 f.) fort. Aufgenommen sind darin vor allem sämtliche Reformatoren, dann viele protestantische Märtyrer sowie die sogenannten Vorreformatoren in der noch heute in der protestantischen Geschichtschreibung traditionellen Auswahl. Außerdem dann eine Anzahl Humanisten des 16. Jahrhunderts. Der Text ist sehr rhetorisch und panegyrisch gehalten; von dem geistreichen Feuilletonstile des Jovius ist nichts erhalten geblieben. — Eine unbedeutende Lobschrift ist auch die *Histoire de la mort et de la vie de M. Jean Calvin* (in drei Redaktionen vorhanden, von 1564, 1565 und 1575, die letzte lateinisch. Alle drei abgedruckt in den *Opera* Calvins 21 = Corpus Reformatorum 49).

2. Die Opposition gegen die Zenturien.

a) Die katholischen Opponenten.

Die Magdeburger Zenturiatoren riefen natürlich sofort Entgegnungen auf katholischer Seite hervor. Historiographisch bedeutungsvoll ist von diesen nur die eine, die dem protestantischen polemischen Werke eine eigene neue Darstellung der Kirchengeschichte entgegensetzte, die *Annalen* des Baronius. In ihnen wurde zum ersten Male die Kirchengeschichte von einem Vertreter der italienischen gelehrten Historiographie bearbeitet.

Schon das Jahr 1565 brachte eine Streitschrift des bischöflichen Rats und Augsburger Chorherrn Conrad Brunus (Braun; gestorben 1563): *Adversus novam historiam ecclesiasticam . . . . admonitio catholica* (Dillingen 1565); im Jahre 1566 begann der Speyrer Domherr Wilhelm Eysengrein, der schon vorher auf Flacius' *Catalogus testium* mit einem katholischen Gegenstücke geantwortet hatte (1565), Anticenturien erscheinen zu lassen (unvollendet, *Centenarii XIV . . . adversus novam historiam ecclesiasticam.* Erstes Jahrhundert Ingolstadt 1566, zweites 1568). Einzelne Punkte suchten gegen die Zenturiatoren die Jesuiten Canisius und Francesco Torres (Turrianus) zu verteidigen. Torres verwandte sich für die Apostelcanones (Florenz 1572), Canisius für die katholische Lehre von Johannes dem Täufer und der Jungfrau Maria (1571 und 1577; in einem Bande Ingolstadt 1583). Vgl. über diese ganze Literatur die bei Janssen-Pastor, *Gesch. des deutsch. Volkes* VII, 299 und bei P. Tacchi Venturi, *Storia della Compagnia di Gesù in Italia* I (1910), 104 angeführte Literatur.

1) Baronius.

Caesar Baronius (geboren 1538 zu Sora im Neapolitanischen, Theologe, von 1557 an in Rom, Mitglied der Kongregation der Oratorianer; 1596 zum Kardinal creiert, gestorben 1607) wurde durch Filippo Neri, den Stifter seines Ordens, auf kirchengeschichtliche Studien geführt. Als die Magdeburger Zenturien erschienen, erhielt er von Kardinal Antonio Caraffa u. a. den Auftrag, mit einer katholischen Kirchengeschichte zu antworten. Reiche Unterstützung gewährte ihm die vatikanische Bibliothek, zu deren Vorsteher er ernannt wurde. Seine *Annales ecclesiastici* (bis 1198) erschienen zuerst Rom 1588 bis 1607. Neue Ausgaben u. a. Lucca 1738 bis 1759, besorgt von Mansi (mit Pagis chronologischer *Critica*), und 1864 bis 1883, besorgt von Theiner. — Vgl. Baur, *Epochen* 72 ff.; G. Calenzio (C. O.), *la Vita e gli Scritti del cardinale C. B.* 1907. Lämmer in den *Analecta Romana* (1861), 66 (über den Nachlaß); von demselben auch Briefe ediert in *De C. Baronii literarum commercio diatriba* (1903).

Baronius' Annalen wurden fortgesetzt von Odoricus Raynaldus (der noch in größerem Umfange als Baronius Urkunden heranzog und im Texte mitteilte), Jac. von Laderchio, Henri Spondé und Abraham Bzovius. 1856/57 erschien zu Rom eine von Theiner verfaßte Fortsetzung für die Jahre 1572 bis 1582.

Historiographisch bedeuten die *Annalen* des Baronius den Zenturiatoren gegenüber kaum einen Fortschritt. Sie stehen allerdings der kritischen Methode der Blondusschule näher als das deutsche Werk. Die mittelalterlichen Quellen sind sorgfältiger gesichtet; moderne Kompilatoren wie Sebastian Franck werden nicht mehr als Zeugen für das 13. Jahrhundert angeführt. Das ungedruckte Urkundenmaterial ist in viel größerem Umfange herangezogen. Aber der allgemeine Standpunkt ist im Prinzip derselbe. Wenn die Zenturiatoren die *loci* der lutherischen Dogmatik aus dem neuen Testamente herausgelesen hatten, so findet Baronius die katholische Kirche mit allen ihren Institutionen in den evangelischen Berichten ausgedrückt. Bereits Christus muß ihm das unveränderliche Muster für die allgemeinen Konzilien erteilt haben (ad annum 33 § 17). Die Feierlichkeiten beim Tode des Stephanus sind ein Beweis dafür, daß die Feier des *Dreißigsten* auf apostolischer Tradition beruhe (ad 34 § 308) und legen indirekt Zeugnis ab dafür, daß der Glaube an das Fegfeuer bis in das apostolische Zeitalter zurückreiche. Christus hat Petrus den Primat erteilt, damit eine Autorität da sei, die in Glaubensstreitigkeiten definitiv entscheiden könne. Wenn er den Quellen weniger Gewalt antun muß als die Gegner, so liegt dies nur daran, daß die Kirchenväter, die er ganz kritiklos schon für die ersten Zeiten als Autoritäten anführt, sich mit der katholischen Auffassung leichter harmonisieren lassen als mit der protestantischen. Eine Entwicklung des Dogmas gibt es bei ihm noch viel weniger als bei den Zenturiatoren: es war ja gerade seine Aufgabe zu beweisen, daß die katholische Lehre von Anfang an dagewesen sei und sich immer unverändert erhalten habe.

Baronius drängt überhaupt die Geschichte der dogmatischen Ansichten im Vergleich zu seinen lutherischen Gegnern zurück. Die Kirche steht ihm höher als der Glaube. Nicht eben zum Vorteil der Geschichte. Die Magdeburger hatten, wenn schon in verkümmerter und verzerrter Form, versucht, ein Stück Geistesgeschichte darzustellen. Baronius gibt beinahe wieder nur eine Erzählung der Haupt- und Staatsaktionen. Er verspricht allerdings in der Vorrede, auch die Gesetze, Zeremonien usw. der Kirche zu behandeln (gleich den Zenturiatoren). Aber er hat sein Versprechen in der Darstellung nur ganz unvollkommen eingelöst. Auch die von ihm wieder angewandte annalistische Form taugte kaum viel mehr als die von den Zenturiatoren durchgeführte rohe Einteilung in Jahrhunderte; der Stoff wurde wieder auf ungehörige Weise in Fragmente auseinandergerissen.

Die Kritik des Baronius versagte wie die der Gegner an allen Stellen, die die konfessionelle Tendenz tangierten. Sie hatte dazu noch den Fehler, daß sie nicht einmal ehrlich war. Die Zenturiatoren hatten etwa in ganz willkürlicher Weise zwischen echten und falschen Wundern unterschieden (o. S. 251 f.). Aber ihre Polemik hatte doch in der Regel mit einem klaren Ja oder Nein geendigt. Baronius führte zum ersten Male die moderne Vertuschungsmethode in großem Umfange in die Kirchengeschichte ein. Wo immer möglich, suchte er die Aufmerk-

samkeit von der Hauptfrage weg auf Nebendinge zu lenken. Er verwirrte die Probleme statt sie zu klären. Im Notfalle half er sich, wie es seine Nachfolger seither oft genug getan haben, mit einem kühnen Salto mortale. Die Echtheit der konstantinischen Schenkung (vgl. S. 112) konnte er nicht mehr geradezu verteidigen. Den überlieferten Text gab er, *als von den Griechen verfälscht*, unbedingt preis. Aber was schadet das? Enthielt die überlieferte Form der Urkunde nicht eigentlich eine Verletzung der kirchlichen Würde? Wie hat man annehmen können, daß ein Kaiser dem Papste das geschenkt haben sollte, was diesem ohnehin gehörte! (ad 324 § 118).

Kritisch ist eben auch Baronius nur so weit, als ihm die Humanisten vorgearbeitet hatten (vgl. o. S. 251). Die pseudoisidorischen Dekretalen, die kein Valla angegriffen hatte, gelten ihm als echt. Wie die Zenturiatoren hält er den Briefwechsel Senecas mit Paulus für erdichtet (ad 66 § 11), den ähnlichen Briefwechsel mit Abgarus dagegen nur für zweifelhaft (ad 31 § 60). Über die Echtheit von Reliquien bewahrt er am liebsten überhaupt Stillschweigen.

Mit Unrecht hat man etwa bestritten, daß die *Annalen* des Baronius als Antwort auf die Zenturien gedacht sind. Allerdings versucht Baronius nicht, alle Behauptungen der Magdeburger systematisch zu widerlegen und richtig ist auch, daß er die Zenturiatoren (wie übrigens auch seine anderen Gegner) nie mit Namen nennt. Aber er polemisiert trotzdem vielfach direkt gegen die Zenturien. In dem *Apparatus* vor den *Annalen* (§ 96) spricht er von den Magdeburgern als *nostri saeculi novatores, qui . . . quaecumque ignorant, blasphemant*; in den Annalen selbst zitiert er sie gelegentlich beinahe wörtlich (vgl. z. B. ad annum 33 § 21 mit Cent. I lib. II cap. 7). Die Marginalien der alten Antwerpener Ausgabe spezifizieren etwa geradezu die Stelle der Zenturien, die gemeint ist. Auch hat Baronius manche Äußerlichkeiten der Zenturien nachgeahmt: er macht wie diese bei den Jahren 100 und 1000 einen Einschnitt, legt Abschnitte über *vitae doctorum* ein u. a. m.

2) Bossuet.

Die katholische Opposition gegen die Zenturien war durch Baronius und seine Nachfolger auf klassische Weise vertreten. Für ein ähnliches Werk gab es neben den *Annales ecclesiastici* keinen Platz. Wohl aber für eine Darstellung, die sich die Aufgabe stellte, nach der gelehrten Methode und im Geiste des Baronius die Geschichte der protestantischen Reformation selbst zu behandeln. Diese Arbeit wurde durch Bossuet ausgeführt.

Jacques-Bénigne Bossuet (geboren 1627 zu Dijon, Theolog, 1652 Priester und Doktor der Theologie, 1652 bis 1659 in Metz, von 1659 an in Paris, gefeierter Kanzelredner, 1669 zum Bischof von Condom gewählt, 1670 bis 1679 Lehrer [Précepteur] des Dauphins [verzichtet deshalb auf sein Bistum], 1681 Bischof von Meaux, gestorben 1704 zu Paris) schrieb in den Jahren 1680 bis 1685 seine *Histoire des variations des églises protestantes* (bis zur Gegenwart). Erste Ausgabe Paris 1688. — Vgl. A. Rébelliau, *B. historien du protestantisme* 1891 (Thèse).

Über den für den Unterricht des Dauphins geschriebenen *Discours sur l'histoire universelle* (bis zu Karl dem Großen; zuerst Paris 1681) s. u. Bossuet behandelte daneben mit dem Dauphin noch die neuere Geschichte (bis 1661). Seine Aufzeichnungen darüber erschienen 1806 als Fortsetzung des *Discours* ed. Herhan. Eine andere Fortsetzung bildet die 1747 unter dem Namen Ludwigs XIV. gedruckte *Histoire abrégée de France*.

Vgl. über Bossuets historische Tätigkeit im allgemeinen A. Floquet, *B. précepteur du Dauphin* 1864; Lanson *B.* 1900 (*Gr. Écr. fr.*).

Die Tendenz Bossuets. Bossuets *Discours sur l'histoire universelle*, der in einem andern Zusammenhange zu besprechen sein wird (u. S. 289 ff.) ist eine Predigt mit historischem Text. Historiographisch höher steht seine *Geschichte der Veränderungen der protestantischen Kirchen.*

Das Werk ist allerdings eine Tendenzschrift. Es will die Protestanten dadurch wieder für die katholische Kirche gewinnen, daß es ihnen zeigt, wohin ihre Lösung von der Kirche zuletzt führen muß. Es will den Nachweis leisten, daß es für die Sekten, die einmal von der Autorität der Kirche abgefallen sind, keinen Halt mehr gibt. Aber Bossuet behandelte hier ein Gebiet, das er als Theologe kannte und beherrschte. Ein solides gelehrtes Wissen stand ihm zu Gebote. Er wußte, daß seine Darlegungen von Gegnern geprüft werden würden, die nicht das geringste Versehen passieren lassen würden, und zwar gezwungen, seine Tatsachen vorsichtig und kritisch auszuwählen. Er stützte sich deshalb so viel wie möglich auf die Schriften der Protestanten selbst. In der Polemik legte er sich große Mäßigung auf. Von den beliebten moralischen Verunglimpfungen sah er ganz ab. Er griff die Theologie der Reformatoren, nicht ihre Sitten an (vgl. speziell seine Bemerkungen im 5. Buche). Nur wenn theologisch-patriotischer Eifer sogar einen streberischen Höfling, wie den englischen Erzbischof Cranmer, retten wollte, zog er schärfere Saiten auf. Den Beschönigungsversuchen Burnets (o. S. 179) gegenüber, enthielt er sich nicht, auch das Privatleben eines protestantischen Vorkämpfers einer strengen Prüfung zu unterziehen. Die Reformatoren selbst griff er nur sozusagen wegen ihres Protestantismus an.

Seine neue Auffassung der Reformation. Bossuets *Geschichte* ist trotz ihrer Tendenz die erste Darstellung der Reformation, die sich über die Schlagworte der Parteien zu erheben sucht. Sie vermeidet die hergebrachten theologischen Formeln, mit denen bisher Protestanten und Katholiken die Kirchenspaltung charakterisiert hatten. Die Reformation besteht für Bossuet nicht nur in dem Abfall von Rom, in einer neuen Theologie und der Beseitigung einzelner Mißbräuche. Ihr Einfluß erstreckt sich bei ihm über das kirchlich-moralische Gebiet hinaus auf das allgemeine Geistesleben. Er sieht in ihr ein Prinzip, die Idee der Befreiung von aller Autorität, das sich gleichsam von selbst immer weiter Bahn brechen muß. In der Religion führen nach ihm die protestantischen Grundsätze notwendigerweise zu Indifferenz und Atheismus, in der Politik zum Umsturz alles Bestehenden, wie die englische Rebellion gezeigt hat (vgl. auch seine Leichenrede auf Henriette de France, die Gemahlin Karls I.). Das sind Gedanken, die seither oft ausgesprochen worden sind, damals aber neu waren, wie deutlich aus der sich an Bossuets Werk anschließenden Polemik hervorgeht.

Historiographisch ist vor allem wichtig, daß dadurch eine ganz neue historische Betrachtungsweise eingeführt wurde. Bossuet ist der

erste Historiker, der den universalen Nachwirkungen einer religiösen Bewegung nachgeht. Mit ihm strebt zum ersten Male die Geschichtschreibung über die Erzählung des äußern Verlaufs und die Kritik der mitwirkenden Personen hinaus zu einer Untersuchung der allgemeinen, vielleicht von den Handelnden selbst gar nicht beabsichtigten Folgen eines Ereignisses. Man vergleiche etwa Sarpi und erinnere sich, wie vollständig dessen *Geschichte des tridentinischen Konzils* in dieser Beziehung versagt (s. u. S. 273)!

Man hat von Pascals *Lettres provinciales* gesagt, daß sie trotz der sehr ernsthaften Tendenz des Verfassers insofern der Aufklärung Vorschub leisteten, als sie theologische Probleme vor das Forum der Laien zogen und in weltmännischem Tone behandelten. Man könnte vielleicht gegen Bossuets *Geschichte* denselben Vorwurf erheben. Wer so wunderbar klar wie er verwickelte theologische Streitfragen in der Sprache der Laien behandelte, überlieferte die Geheimnisse der Theologen dem Urteile der Allgemeinheit. Die Aufklärer fanden ihr Material zur Bekämpfung der kirchlichen Theologie bei ihm schon bereit gemacht. Um so mehr da das mystisch persönliche Element der Religion bei Bossuet ganz zurücktritt. Er bespricht Persönlichkeiten wie Erasmus und Hugo Grotius unverkennbar mit einer gewissen Sympathie und von seinen Charakteristiken sind ihm die Melanchthons und Kalvins am besten gelungen. Bossuets Werk hat so stärker auf die geschichtliche Bildung der Nachwelt eingewirkt als man gewöhnlich annimmt. Die Romantik hat sich in ihrer Beurteilung der Reformation direkt an ihn angeschlossen.

Gleichzeitig mit Bossuet behandelte die Kirchengeschichte im Tone der galanten Geschichtschreibung (u. S. 331 ff.) der Jesuit Louis Maimbourg aus Nancy (1610 bis 1686). Maimbourg wußte noch besser als Pallavicino (u. S. 274 ff.), den Geschmack der großen Welt zu treffen. Die Kirchengeschichte gewann unter seinen Händen nicht nur einen weltmännischen, sondern einen eigentlich pikanten Anstrich. Er verstand es vor allem sich kurz zu halten, und drängte die Polemik stark zurück. Wenn der Italiener drei dicke Quartbände allein für das tridentinische Konzil gebraucht hatte, so reduzierte der Franzose die Geschichte des Luthertums (*Histoire du Luthéranisme* Paris 1680) auf zwei zierliche Duodezbändchen. Daß ihm ein viel größerer Erfolg beschieden war als Pallavicini, kann darnach nicht wundernehmen. Als Gelehrter kann er freilich mit dem Italiener keinen Vergleich aushalten.

Trotzdem hielt es der sächsich-gothaische Kanzler Veit Ludwig von Seckendorf (1626 bis 1692) für nötig, auf Maimbourgs Geschichte Luthers mit einem unförmlichen Folianten zu antworten, dem *Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo* (bis 1546; erste Auflage Leipzig 1688 bis 1692). Seckendorfs Apologie hielt sich an das bewährte Muster Sleidans; neue Bahnen sind von ihm nicht eingeschlagen worden. In der zweiten Auflage seines Werkes (1694) suchte er neben Maimbourg auch Bossuets inzwischen (1688) erschienene *Histoire des variations* zu widerlegen.

b) Protestantische Oppositionswerke.

1) Arnold.

Gottfried Arnold (geboren 1666 zu Annaberg, Theolog, durch Spener für den Pietismus gewonnen, 1697 Professor der Geschichte zu Gießen, 1700 Hofprediger in Sachsen-Eisenach, 1705 Prediger zu Werben, später zu Perleberg, ge-

storben 1714) verfaßte neben verschiedenen kleineren kirchenhistorischen Werken (*Historia et descriptio theologiae mysticae* Frankfurt 1702) die *Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie* (bis 1688). Erste Ausgabe Frankfurt 1699/1700. — Die beste Würdigung Arnolds in der Gießener Diss. von F. Flöring, *G. A. als Kirchenhistoriker* (1883). Vgl. daneben Baur, *Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung* (1852), 84 ff.; F. Dibelius, *G. A.* 1873.

Der erste protestantische Kirchenhistoriker, der gegen die Auffassung der Zenturiatoren prinzipielle Einwendungen erhob, kann in einer Geschichte der Historiographie kurz behandelt werden.

Gottfried Arnold blieb ebenso wie Baronius durchaus innerhalb des kirchlichen Geschichtsystems stehen; er brachte nur die Grundsätze einer andern kirchlichen Richtung zur Geltung. Er ist nur insofern ein Neuerer, als er die Vergangenheit ebenso rücksichtslos vom Standpunkt des Pietismus aus kritisierte wie die Zenturiatoren von dem des Altluthertums aus. Hatten diese die Vertreter der reinen Lehre und des landesherrlichen Kirchenregimentes verherrlicht, so betrachtete Arnold alle orthodoxen Hierarchen und weltlichen Fürsten, die sich in die Regierung der Kirche einmischten, mit Abneigung und Mißtrauen und wollte hinter ihren geistlichen Bestrebungen nichts anderes als unlautere Motive entdecken. Seine Sympathien galten den friedlich gesinnten Helden, die ihr Christentum durch ein stilles, gottseliges Leben bezeugten, ob sie nun dogmatisch Ketzer waren oder nicht (daher der Titel seines Werkes).

Diese Anschauungen werden nun aber nicht in einer eigentlichen Geschichtserzählung durchgeführt. Arnold setzt sich bloß von Fall zu Fall mit den Zenturiatoren auseinander. Nur die polemischen Ausführungen sind sein Eigentum. Im übrigen ist er als Historiker ganz von seinen Gegnern abhängig. Die Anordnung der Magdeburger ist auch für ihn maßgebend. Er reißt den Stoff ebenso äußerlich nach Rubriken auseinander wie diese es getan hatten. Sogar die Periodisierung nach Jahrhunderten hält er aufrecht. Der Blick in die großen historischen Zusammenhänge fehlt ihm noch viel mehr als seinen Vorgängern.

Sein Werk gehört eher in eine Geschichte der kirchlichen Polemik als der Kirchengeschichtschreibung. Arnold hat allerdings den Stoff der Zenturien vermehrt, insofern als er auch die Kirchengeschichte seit der Reformation, den *Verfall der Reformation*, darstellte (doch vgl. o. S. 253). Aber die Komposition ist in diesem Schlußteile noch viel mehr vernachlässigt als in den früheren Partien. Häufig finden sich Wiederholungen. Die kräftige, unumwundene Ausdrucksweise, die verhältnismäßig selten zu den damals beliebten trivialen Ausschmückungen ihre Zuflucht nimmt, kann für diesen formalen Grundmangel nicht entschädigen.

Die historische Kritik ist bei Arnold noch weniger entwickelt als bei den Zenturiatoren. Mit Vorliebe stützt er sich auf zweifelhafte Anekdoten. Bloß die Erzählungen aus dem Gebiete des massiven Aberglaubens, des Dämonenglaubens z. B., sind bei ihm weniger häufig

als bei den älteren Autoren. Die naturwissenschaftliche Aufklärung des 17. Jahrhunderts war sogar bei diesem Pietisten nicht ganz spurlos vorübergegangen.

2) Mosheim.

Johann Lorenz Mosheim (geboren 1693 zu Lübeck, 1721 Professor designatus zu Kiel, 1723 ordentlicher Professor der Theologie zu Helmstädt, 1747 Kanzler der Universität Göttingen, gestorben 1755) verfaßte *Compendium historiae christianae antiquioris* (bis Ende des 15. Jahrhunderts) Helmstädt 1737 (in der ersten Redaktion Frankfurt und Leipzig 1726 betitelt *Institutiones historiae ecclesiasticae Novi Testamenti*). Fortgesetzt in den *Institutiones historiae christianae recentioris* (16. und 17. Jahrhundert) Helmstädt 1741. Später (1755) zusammen umgearbeitet als *Institutionum historiae ecclesiasticae antiquae et recentioris ll. IV*. Nicht fortgeführt wurden die *Institutiones historiae christianae majores: Saeculum primum* (1739). Eine Ergänzung der älteren Kirchengeschichte bilden *De rebus Christianorum ante Constantinum Commentarii* 1753. Mosheim verfaßte daneben zahlreiche Spezialwerke. Zu diesen gehören auch die unter dem irreführenden Titel *Versuch* (und *Anderweitiger Versuch*) *einer unparteiischen und gründlichen Ketzergeschichte* 1746 und 1748 zu Helmstädt erschienenen Abhandlungen über die Ophiten und Apostelbrüder und über Servet. — Mosheim lenkte seinen Blick auch über Europa hinaus, wie u. a. seine *Erzählung der neuesten chinesischen Kirchengeschichte* (Rostock 1748) zeigen.

Vgl. C. F. Baur, *Epochen* 118 ff.; N. Bonwetsch, *M. als Kirchenhistoriker* in der *Festschrift zur Feier des 150 jährigen Bestehens der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen* 1901; K. Heussi, *M.* 1906 (Vorarbeiten dazu eine Dissertation über die *Kirchengeschichtschreibung Mosheims* und ein biographischer Aufsatz in der *Ztschr. der Gesellsch. f. niedersächs. Kirchengeschichte* X [1905], 96 ff.).

Mosheim als Vertreter politisch-kirchlicher Anschauungen. Die Kirchengeschichte wurde unter den Protestanten zuerst von Mosheim aus dem Reiche übernatürlichen Geschehens in die Welt zurückgeführt.

Es wäre unrichtig, wollte man Mosheim zu den Aufklärern rechnen. Er war allerdings wie die meisten Gebildeten seiner Zeit, durch die naturwissenschaftlichen Forschungen des 17. Jahrhunderts und den Kartesianismus berührt worden. Aber er gehörte noch der Periode an, in der zwischen theologischem und naturwissenschaftlichem Denken kaum ein Gegensatz empfunden wurde.

Mosheim war sich keiner prinzipiellen Opposition gegen das alte Dogma bewußt. Der Teufel ist bei ihm zwar sehr zurückgedrängt; aber durchaus nicht ganz verschwunden, und ähnlich verhält es sich mit den Wundern. Er denkt über die Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus wie ein Latitudinarier; aber er hat von seinem gläubigen protestantischen und christlichen Standpunkte mit Wissen nichts aufgegeben.

Er konnte seine unklare Position um so eher behaupten, als er überhaupt keine theologisch spekulative Natur war. Seine Originalität beruhte zum größten Teile auf dieser Verschiebung des Ausgangspunktes. Er trat an seinen Stoff nicht als Theologe, kaum als Philosoph, sondern als Weltmann, als Mann des praktischen Lebens heran. Er vereinigte Anschauungen, die bisher getrennt nebeneinander hergelaufen waren. Die Grundsätze, nach denen die meisten Staatsmänner im 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert ihr Verhalten zu der Kirche geregelt hatten,

fanden durch ihn — vielleicht zum Teil infolge seiner Beziehungen zum Hofe in Wolfenbüttel — Eingang in die theologische Fachgelehrsamkeit. Metaphysische und theologische Interessen waren ihm so gut wie unbekannt. Die Aufgaben der Kirche sind bei ihm denen des Staates völlig untergeordnet. Wenn sie für ein gewisses Maß der Bildung sorgt und auf moralische Lebensführung des Volkes hinwirkt, sich dabei auch aller Gewaltakte gegen Andersgläubige enthält, so darf der Landesherr mit ihr zufrieden sein. Sie ist, wie er in der Vorrede bemerkt, nur ein *coetus hominum* wie ein anderer.

Die dogmatischen Streitfragen verloren damit allerdings ihre Bedeutung. Die Kirchengeschichte im alten Sinne des Wortes überhaupt. Sobald die christliche Kirche nicht mehr als Teil des übernatürlichen Gottesreiches gefaßt wurde und man ihre Geschichte doch nicht als einen Beitrag zur allgemeinen Religionskunde behandeln wollte, verdiente sie als eine Gesellschaft wie eine andere nicht mehr, daß ihre Geschichte ausführlich dargestellt wurde. Nicht vergebens hat Mosheim Format und Umfang der Kirchengeschichte beträchtlich reduzieren können.

Mosheim und der akademische Unterricht. Freilich wirkte dabei noch ein anderer Umstand mit. Mosheim schrieb seine Kirchengeschichte vor allem als Professor. Seine *Institutionen* sind ein Leitfaden für den Universitätsunterricht.

Mosheim ist in der Hauptsache wohl durch seine Berufsstellung zur Kirchenhistorie geführt worden. Es fehlte an einem Lehrbuche, das die gemäßigten Anschauungen der neuen Zeit vertreten hätte. Sein *Compendium* besitzt denn auch die Vorzüge und die Mängel eines akademischen Handbuches. Es ist kein Geschichtswerk. Es ist schematisch nach Rubriken angelegt. Eine Anordnung, die für Dozenten und repetiernde Studenten recht bequem sein mochte, dem tieferen Erfassen des Stoffes aber durchaus im Wege stand (die *Historia ecclesiae externa* wird z. B. eingeteilt in *Facta prospera ecclesiae* und *Facta ecclesiae adversa*). Sogar an der traditionellen Einteilung in Jahrhunderte hielt Mosheim aus praktischen Gründen fest. Die neueste wissenschaftliche Literatur, besonders die Arbeiten englischer Kritiker und französischer Gelehrter (mit denen Mosheim, ursprünglich jedenfalls, besser vertraut war als mit den Quellen selbst) sind recht vollständig angeführt. Aber als guter Dozent bewahrt Mosheim auch hier so gut es geht, eine vermittelnde Stellung: er gibt in Streitfragen jeder Partei bis zu einem gewissen Grade Recht und schließt sich keiner ganz an. Er strebte überall nach einem friedlichen Kompromiß, sei es nun zwischen Tradition und Kritik oder nur zwischen verschiedenen gelehrten Theorien. Von den hergebrachten Ansichten suchte er so viel zu halten wie möglich.

Mosheim und die Aufklärung. Seine gemäßigte Haltung trennt Mosheim durchaus von den Historikern der Aufklärung. Sahen diese in der Kirchengeschichte eine Sammlung abschreckender Beispiele, aus denen zu erlernen war, wohin Aberglaube und Fanatismus den

Menschen führen können, so ist Mosheim von solchen polemischen Tendenzen völlig frei. Allgemeine Schlüsse aus der Geschichte der Kirche zieht er überhaupt nicht. Man hat etwa seinen Pragmatismus gerühmt. Nicht ganz mit Unrecht, wenn man nur an seine Urteile über einzelne Personen und Ereignisse denkt: seine nüchternen Bemerkungen treffen häufig den Nagel auf den Kopf, und was er über Mystiker und Sektenstifter sagt, unterscheidet sich vorteilhaft von den verächtlichen Aussprüchen der Aufklärer. Aber wenn er große Wandlungen motivieren will, so sind seine Ausführungen außerordentlich dürftig, platt und parteiisch. Man sehe etwa nach, wie er die Ausbreitung des Christentums begründet, oder wie er die kirchlichen Zustände vor der Reformation schildert — das übliche protestantische Zerrbild. Das Mittelalter, jetzt noch bekanntlich die *partie honteuse* der protestantischen Kirchengeschichtschreibung, ist überhaupt bei Mosheim sehr ungenügend und lückenhaft behandelt: wichtige Probleme des Kirchenrechts und der Kirchenverfassung, die in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Entwicklung beherrschten und dann auch für die Reformation von entscheidender Bedeutung waren, werden bei ihm nicht einmal angedeutet. Ein verständiger, belesener Mann mit Welterfahrung und gebildetem Urteil, ein guter Professor und ein gewandter Stilist hat die *Institutionen* geschrieben, kein großer Historiker und kein großer Denker.

II. Die kirchenpolitische Geschichtschreibung.

1. Sarpi.

Paolo Sarpi (geboren 1552 zu Venedig, 1565 Mitglied des Servitenordens, 1570 von Herzog Wilhelm Gonzaga als Hoftheolog nach Mantua berufen und zum Lehrer der Kasuistik und des kanonischen Rechts am bischöflichen Seminar ernannt, von 1575 an wieder in Venedig im Servitenkloster, später zum Provinzial- und Generalprokurator seines Ordens ernannt, gestorben 1623) wurde 1606 von der venezianischen Regierung zum Theologen und Kanonisten der Republik erwählt. Seine Aufgabe war, die kirchenrechtlichen Ansprüche der Republik gegen Rom zu verteidigen. Im Auftrage der Regierung schrieb er verschiedene Abhandlungen über Gegenstände aus der Geschichte des Kirchenrechts. Zu diesen gehört gewissermaßen auch sein einziges geschichtliches Werk, die *Geschichte des tridentinischen Konzils* (*Istoria del Concilio Tridentino*). Er begann diese seine Hauptschrift im Jahre 1608. Die diplomatischen Berichte über das Konzil, die im venezianischen Staatsarchive aufbewahrt lagen, erhielt er zur Verfügung gestellt. Die erste Ausgabe der *Istoria* wurde von dem zum Protestantismus übergetretenen Erzbischof Dominis von Spalato, London 1619 besorgt; als Verfasser war *Pietro Soave Polano* (Anagramm für *Paolo Sarpi Veneto*) genannt. Zweite, vom Autor durchgesehene Ausgabe Genf 1629. Die *Opere* (zuerst Venedig 1675) enthalten das pseudonym erschienene Geschichtswerk nicht.

Nachdem Sarpis *Istoria* lange Zeit nach der konfessionellen Stellung des Kritikers entweder als Autorität oder als Lügenwerk gegolten hatte, versuchte zuerst Ranke in den *Analekten* zur *Geschichte der Päpste* 2. Abschnitt (1837) Sarpi unparteiisch und aus seiner gesamten schriftstellerischen Tätigkeit heraus zu würdigen. Er war der erste unabhängige Forscher, der auf die Widersprüche zwischen Sarpis Darstellung und den echten Dokumenten hinwies. Seine Untersuchungen

sind seither hauptsächlich von ultramontaner Seite fortgesetzt worden; vgl. speziell St. Ehses, *Hat P. S. für seine Geschichte des Konzils von T. aus Quellen geschöpft, die jetzt nicht mehr fließen?* im *Hist. Jahrb.* der Görresges. 26 (1905) 299 ff. (dazu ibid. 27 = 1906, 67 ff.). Die Glaubwürdigkeit von Sarpis Werk ist dadurch definitiv erschüttert worden. — Von allgemeiner Literatur über Sarpi vgl. A. G. Campbell. *Vita di S.* 1875; Pascolato, id. 1893 (Festrede); A. Robertson, *Life of S.* 1894; *Lettere inedite* ed. Castellani 1892.

Während die Kirchengeschichtschreibung überall außerhalb Italiens dem Konfessionalismus verfiel, kam es in zwei von der lutherischen Reformation so gut wie gar nicht bewegten italienischen Staaten zu Darstellungen aus der Geschichte der Kirche, die in ihrer Tendenz mehr an die kirchenpolitischen Streitschriften des 14. und 15. Jahrhunderts als an die Kämpfe um die Rechtfertigung durch den Glauben erinnern.

Zumal für das venezianische Werk trifft dies zu.

Der kirchenpolitische Ausgangspunkt Sarpis. In Venedig hatte das Luthertum nie politische Bedeutung erlangt. Die Regierung hatte nie daran gedacht, die kirchliche Glaubenslehre von Staats wegen zu reformieren. Um so mehr hatte sie darauf gehalten, die kirchlichen Institute ihres Gebietes unter ihrer Botmäßigkeit zu bewahren. Damit stand sie allerdings nicht allein. Aber während in andern Staaten die Frage nach der Abgrenzung der Rechte zwischen Staat und Kirche, zwischen der kirchlichen Zentralgewalt in Rom und der von der Territorialregierung abhängigen Landeskirche in der Regel mit dogmatisch religiösen Fragen verquickt war, trugen die Konflikte in Venedig in ganz mittelalterlicher Weise noch rein kirchenpolitischen Charakter. Daher nun der merkwürdige Anachronismus, daß hundert Jahre nach der Reformation ein Geistlicher in Italien die Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung ausschließlich vom Standpunkte der damals (1606/07) in Venedig wieder aktuell gewordenen antikurialistischen Doktrin des Mittelalters aus beschrieb und eines der wichtigsten Ereignisse der Gegenreformation behandelte, ohne die durch die lutherische Bewegung aufgebrachten prinzipiellen Fragen der kirchlichen Dogmatik und der Kirchenverfassung zu diskutieren.

Den ältern Protestanten blieb Sarpis Werk deshalb ganz unverständlich. Erst Ranke hat den Weg zur richtigen Würdigung gewiesen. Er war der erste, der die *Geschichte des tridentinischen Konzils* mit den übrigen von Sarpi im Auftrage der venezianischen Regierung geschriebenen Streitschriften und Abhandlungen zusammenstellte. Sie bildet im Grunde mit diesen ein Werk.

Sarpis *Geschichte* ist wie diese nicht nur eine Tendenzschrift, sondern das Parteigutachten eines Advokaten, eine historische Apologie der partikularistischen venezianischen Kirchenpolitik. Ob Sarpi damit seine wahre Überzeugung vertrat oder nur als Sachwalter schrieb, tut nichts zur Sache. Es ist sehr wohl möglich, daß er als geborener Venezianer und halber Protestant die Theorie, die er im Auftrage seiner Regierung verteidigen mußte, selbst für richtig hielt. Allein mögen sich nun seine

persönlichen Ansichten mit der Politik der Regierung gedeckt haben oder nicht — in beiden Fällen ergibt sich das Resultat, daß seine Geschichte ein in historische Form gekleidetes Plaidoyer ist, ausgestattet mit allen Mängeln einer Parteischrift. Bei der Gegenpartei (der Kurie) setzt Sarpi überall und immer unlautere Motive voraus. Wenn die Dokumente anders lauten, werden sie gehässig interpretiert, wenn nicht gar verfälscht. Gelegentliche Fehler der Gegner werden zu generalisierenden Urteilen ausgenutzt. Wo die Gegner aus Unentschlossenheit schwankten und zauderten, sieht Sarpi raffinierte Machinationen.

Daran ändert nichts, daß das Werk mit überlegener Kunst, fleißiger Benutzung guten Materials und scheinbarer Sachlichkeit geschrieben ist. Vielmehr ist die *Geschichte des tridentinischen Konzils* gerade deshalb eine gute Parteischrift, weil sie nicht den Anschein einer solchen erweckt. Sarpi spricht seine eigene Ansicht nur selten und in Form kurzer Zwischenbemerkungen aus. Seinem Haß gegen den päpstlichen Hof läßt er nur in gelegentlichen Ausfällen freien Lauf. Aber seine Polemik verliert dadurch nichts von ihrer Wirkung. Die Erzählung ist so geschickt arrangiert, die urkundlichen Belegstellen sind so gut ausgewählt, daß der Verfasser darauf verzichten kann, seine eigene Ansicht zu formulieren. Die Folgerungen, die er ziehen könnte, hat der Leser schon den mitgeteilten Tatsachen selbst entnommen.

Seine Auffassung des Konzils. Die Parteistellung Sarpis hat in einer Beziehung besonders schädlich eingewirkt. Er ist durch seine These daran gehindert worden, die historische Bedeutung des Konzils zu erkennen. Er sieht in der tridentinischen Kirchenversammlung nur ein Werkzeug der päpstlichen Zentralisationspolitik. Er hat zwar auch die Debatten über Fragen der Dogmatik und der Kirchenzucht eingehend und sachkundig dargestellt. Aber er hat nirgends zu erörtern versucht, welche Wirkung das Konzil auf das innere Leben der katholischen Kirche ausübte. Er umgeht überhaupt das zentrale Problem der Gegenreformation. Er legt sich nie die Frage vor, ob die Zentralisierung der Kirche und die genauere Formulierung der Kirchenlehre, wie sie das Konzil vornahm, nicht eine unvermeidliche Reaktion gegen die lutherische Reformation gewesen seien, ob die Kirche nicht nach der Kirchenspaltung einer stärkern Organisation bedurfte als vorher nötig gewesen war. Es wäre freilich gefährlich gewesen, wenn er solche Gedanken hätte aufkommen lassen: er hätte damit die von ihm heftig befehdete Politik der Kurie zu einem guten Teile selbst gerechtfertigt. Man mag zu seiner Entschuldigung anführen, daß die Verhältnisse in Venedig Sarpi solche Reflexionen nicht eben nahe legten. Das ist wohl richtig. Aber das gab ihm als Historiker nicht das Recht, die Geschichte eines universalen Konzils nur vom Standpunkte eines außerhalb der konfessionellen Streitigkeiten liegenden italienischen Staates aus zu schildern.

Stil und Schicksal seines Werkes. Sarpi ist neben Guicciardini der größte historische Künstler des 16. Jahrhunderts. Er hat wie der

Florentiner seinen Stoff geistig vollständig verarbeitet. Er besitzt wie jener eine gründliche praktische Kenntnis des Milieus und der Materie. An durchdringendem Verstand und psychologischem Scharfblick kommt er ihm gleich. Die Darstellung macht der Rhetorik ebensowenig Konzessionen. Nur in der relativen Objektivität des historischen Urteils steht er hinter ihm zurück. Er übertrifft ihn dafür an Temperament; es gibt nicht wenige Leser, die die leidenschaftlich warme Darstellung Sarpis der kühlen Analyse Guicciardinis vorziehen.

Nur in e i n e m Punkte zeigte das Schicksal des Sarpischen Werkes, daß sich die kirchlichen Zustände sogar in Venedig seit dem Mittelalter verändert hatten. Laurentius Valla, der zu König Alfons in einem ganz ähnlichen Verhältnisse stand wie Sarpi zu der venezianischen Regierung, hatte seine Schrift über die konstantinische Schenkung unbesorgt im eigenen Lande und mit vollem Namen veröffentlichen dürfen. Die Gegenreformation hatte seither die Preßfreiheit des *Ancien Régime* der Kirche zerstört. Obwohl Sarpi von den Behörden bei seiner Arbeit unterstützt worden war und von ihnen stets gegen Rom geschützt wurde, durfte er sich doch weder zu seinem Werke bekennen, noch dieses in Venedig drucken lassen. Im Original ist bis ins 18. Jahrhundert die *Geschichte des tridentinischen Konzils* nur auf protestantischem Boden zur Veröffentlichung gelangt.

Wenn Sarpi wirklich, wie vielfach behauptet wird, ein heimlicher Protestant war, so wird das Urteil über sein Werk dadurch nicht geändert. Denn die *Geschichte des tridentinischen Concils* tritt nicht für den protestantischen Glauben ein: soweit wie sich Sarpi Rom entgegenstellte, durfte jeder katholische Staat mitmachen. Wenn er in seinem Innern noch weiter ging, so ist dies höchstens ein Beweis mehr dafür, daß er auch als Historiker eine halb offiziöse Stellung einnahm (er spricht denn auch davon, daß er eine Maske tragen müsse: *Lettere* ed. Polidori [1863] I, 237). — Vgl. über diese Frage G. Rein, *P. S. und die Protestanten* 1904 (Helsingforser Diss.); Benrath in der *Hist. Ztschr.* 102, 567 ff., in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen *Neuen Briefen von P. S.* (1909) und in der Jubiläumsschrift (Heft 100) des Vereins für Reformationsgeschichte S. 305 ff.

2. Pallavicino.

Sforza P a l l a v i c i n o (geboren 1607 zu Rom, zuerst päpstlicher Beamter, 1637 Jesuit, 1639 Professor am Collegium Romanum, 1659 Kardinal, gestorben 1667 zu Rom) erhielt (nachdem der Jesuit Terenzio Alciati, Studienpräfekt im römischen Kollegium, 1651 gestorben war, bevor er an die Ausarbeitung der von ihm geplanten Widerlegung Sarpis hatte Hand anlegen können) vom Ordensgeneral den Auftrag, eine Gegenschrift gegen Sarpi zu verfassen. Seine *Istoria del Concilio di Trento* erschien zuerst Rom 1656/57. — Pallavicino hinterließ ferner eine unvollendete Geschichte Papst Alexanders VII. (*Della vita di Alessandro VII ll. V*); zuerst gedruckt 1839. — *Opere edite ed inedite* 1845 bis 1848.

Vgl. Ranke, *Analekten* zur *Geschichte der römischen Päpste* 2. Abschnitt (über die Geschichte des Konzils); Nr. 130 (über die Geschichte Alexanders).

Das Werk, das die päpstliche Partei und die Jesuiten Sarpi entgegenstellten, kann kürzer behandelt werden.

Nicht als wenn Pallavicinos *Geschichte des tridentinischen Konzils* an sich ihre Aufgabe nicht recht gut erfüllte. Aber sie ist kaum mehr

ein Geschichtswerk. Sarpi hatte wenigstens die Form der Geschichte zu wahren gesucht und sich in der Komposition an die humanistische, durch die großen Florentiner fortgebildete Annalistik frei angelehnt. Pallavicinos Arbeit ist auch äußerlich nicht mehr das Werk eines Historikers, sondern das eines Advokaten, eine Verteidigungsrede, die die Ausführungen des Anklägers Punkt für Punkt widerlegt. Sie fällt damit fast ganz aus dem Rahmen des vorliegenden Werkes hinaus; denn auf kirchenpolitische Streitfragen kann sich die Geschichte der Historiographie nicht einlassen.

Die historische Auffassung des Konzils ist außerdem durch Pallavicino nicht vertieft worden. Er bezeichnet in dieser Beziehung sogar einen Rückschritt gegenüber seinem Gegner. Sarpi hatte wenigstens e i n e n allgemeinen Gesichtspunkt in seiner Geschichte des Konzils durchgeführt. Er hatte wenigstens die Politik der Kurie gegenüber den Protestanten und den konzilsfreundlichen weltlichen Regierungen in großen Zügen dargestellt. Pallavicino blieb bei den einzelnen Ereignissen stehen. Auf die Probleme der Gegenreformation selbst ging er überhaupt nicht ein. Er wollte ja auch nicht darstellen, sondern die Vorwürfe, die Sarpi der Kurie gemacht, widerlegen Es hätte vielleicht den Leser weniger ermüdet, meint er einmal, wenn er gleich Baronius die falschen Behauptungen des Gegners nur stillschweigend durch die Mitteilung des wahren Sachverhalts korrigiert hätte. Aber er könne nun einmal nicht anders, *scrivendo io per la vittoria*, *non per l'applauso* (l. III, Kap. 13).

Daß er diese seine Absicht sehr geschickt ausgeführt hat, wird man nicht bestreiten können. Er hat das handschriftliche und das gedruckte Material, wie es ihm seine Stellung möglich machte, viel vollständiger herangezogen als Sarpi. Er hat auch die Angaben von Autoritäten wie Guicciardini an den Urkunden geprüft und seine Gewährsmänner stets deutlich angeführt. Seine Polemik besticht Unbefangene durch ihre scheinbare Offenheit. Die Vorwürfe, die die Gegenpartei gegen einzelne Päpste erhoben hatte, werden unbedenklich bis zu einem gewissen Grade als berechtigt anerkannt. Pallavicino schreibt nicht vergeblich für das gebildete Publikum der obern Stände. Er vermeidet den Ton des frommen Polterers. Er appelliert lieber an den gesunden Menschenverstand und die Staatsräson. Mit überlegenem Geschick weiß er die Kurie gegen idealistisch überspannte Forderungen der Reformer mit der politischen Notwendigkeit zu verteidigen: weltliche Fürsten hätten oft genug ähnliche Maßregeln wie die von den Gegnern verurteilten ergreifen müssen. Die Darstellung ist, wenn auch weitschweifig und geschwätzig, nicht ohne Leben und Anschaulichkeit. Sinnreiche Vergleichungen machen den Stoff auch dem theologischen Laien verständlich.

Pallavicinos Offenheit reichte allerdings nur bis zu einem gewissen Punkte. Während er unwesentliche Dinge so genau prüfte, daß seine Widerlegung beinahe bis auf den dreifachen Umfang der Anklageschrift anschwoll, versagte seine minutiöse Forschung gerade an den ent-

scheidenden Stellen. Was sich nicht unbedingt aus den Akten nachweisen ließ, bestritt er rundweg. Nach einer seither beliebt gewordenen Methode klammerte er sich, wenn er auf eine heikle Situation stieß, an den Einzelheiten fest und lehnte jede verknüpfende Interpretation, die der kurialen Auffassung unbequem werden könnte, als tendenziös ab. Ranke hat gezeigt, daß Sarpi in mehreren Fällen, wo er wegen kleiner Ungenauigkeiten des Ausdrucks von Pallavicino hart getadelt wird, der Wahrheit im Grunde näher steht als der päpstliche Advokat. Hatte Sarpi ganz wie Machiavelli öfter von Absichten, die sich wohl erschließen, aber nicht beweisen lassen, so gesprochen, als handelte es sich um aktenmäßig festgelegte Tatsachen, so entstellte Pallavicino seine Quellen vielleicht nicht so häufig, übte aber dafür in großem Umfange die Kunst, unbequeme Angaben ganz zu verschweigen.

3. Giannone.

Pietro Giannone, Advokat (geboren 1676 zu Ischitella, muß wegen seines Geschichtswerkes Neapel verlassen, flüchtet sich nach Wien, Venedig und Genf; 1736 von der sardinischen Regierung verhaftet, gestorben 1748 im Gefängnis zu Turin) verfaßte *Istoria civile del regno di Napoli*, erste Ausgabe Neapel 1723. — Die Originalität seines Werkes ist in jüngster Zeit von G. Bonacci, *Saggio sulla Ist. civ. del G.* (1903), heftig angegriffen worden. Gegen die übertriebenen Behauptungen dieser Schrift wendet sich F. Niccolini, *l'Ist. civ. di P. G. ed i suoi critici recenti* 1907 (*Appunti presentati all'Accademia Pontoniana* 1906, 9. Dez.). — Die Autobiographie Giannones wurde zum ersten Male vollständig herausgegeben von Niccolini im *Arch. stor. per le provin. napol.* XXIX (1904), fasc. 2 und 3.

Die *Geschichte des tridentinischen Konzils* konnte keine Schule machen. Die singulären Verhältnisse, unter denen sie entstanden war, wiederholten sich nicht so leicht an einem andern Ort und zu einer andern Zeit. Erst ein Jahrhundert später fand Sarpi in Süditalien einen geistesverwandten Nachfolger.

Die kirchenpolitischen Tendenzen Giannones. Pietro Giannone schrieb seine Geschichte wie Laurentius Valla in Neapel, d. h. in dem Lande, in dem der Konflikt zwischen den Herrschaftsansprüchen der Kurie und dem Streben des Staates nach politischer Souveränität eine besonders akute Form angenommen hatte, ohne daß die orthodoxe Gläubigkeit der Bevölkerung selbst in Gefahr stand. Die Geschichte mußte für Giannone das Mittel abgeben, die Prätensionen der Kirche als nichtig zu erweisen.

Der neapolitanische Advokat bediente sich in der Polemik noch ganz anders grober Waffen als der venezianische Staatstheolog. — Die neapolitanische *Intelligenz* nahm seit langem zum Klerus eine andere Stellung ein als sonst in Italien üblich war: während die übrigen Novellisten der Boccaccioschule die Geistlichen behaglich maliziös verspotteten, hatte Masuccio seine Novellen zu bittern Anklageschriften gegen die „Pfaffen" gemacht. Giannone bildet von dieser Regel keine Ausnahme. Er schrieb ebenso scharf antiklerikal wie der Erzähler des 15. Jahrhunderts. Er unterschied sich von diesem nur dadurch, daß er sich nicht das Privatleben der Geistlichkeit, sondern die politischen An-

sprüche der Kurie zum Ziele nahm. Seine *bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel* ist ein flammender Protest gegen die politischen „Übergriffe“ der geistlichen Gewalt im allgemeinen und gegen die privilegierte Stellung der Kirche im Königreich Neapel im besondern. Nachdem er zuerst die angeblich historisch begründeten Prätensionen der Kirche eine nach der andern zu zertrümern gesucht hat, vergleicht er höhnisch die *schmähliche* gefügige Haltung Neapels mit den Schutzmaßregeln, die andere Staaten (Frankreich, Deutschland, auch Spanien usw.) gegen die geistliche Herrschsucht ergriffen hätten. An Leidenschaftlichkeit des Tons übertrifft er dabei Sarpi bei weitem. Wenn der Venezianer seine Tendenz hinter einer scheinbar objektiven Erzählung versteckt und nur gelegentlich das Fazit aus seinen Tatsachen zieht, ergießt sich das ungezügelte Temperament des Neapolitaners in wilden Wutausbrüchen. Historische Gerechtigkeit und historischen Sinn darf man bei ihm noch viel weniger suchen als bei Sarpi.

Seine Bedeutung für die Rechtsgeschichte. Trotzdem darf auch die Geschichte der Historiographie an Giannones Werk nicht ganz vorübergehen. Die Geschichte des Königreichs Neapel hat ein neues Stoffgebiet in die Historie eingeführt.

Man kann Giannone den Gründer der Rechts- und Verfassungsgeschichte nennen. Was vorher nur in der juristischen Fachliteratur behandelt worden war, das wird bei ihm zu einem Teil der allgemeinen Landesgeschichte. Die Geschichte der Verwaltung, des Rechtswesens, des Rechtsunterrichts, der Verfassung wird bei ihm zum ersten Male in einem Geschichtswerke ausführlich und sachverständig dargestellt. Zum ersten Male wird die Geschichte der Verfassung und der Gesetzgebung eingehender behandelt als die äußere und die Personengeschichte (daher auch der auffallende Titel *Istoria civile*).

Allerdings hängt diese Neuerung zu einem guten Teile mit dem eigentümlichen Charakter des Giannonischen Werkes zusammen. Wer auf Grund der alten Rechtsverhältnisse die Ansprüche der Kirche als Usurpationen erweisen wollte, war gezwungen, Rechtsgeschichte zu treiben. Aber die historiographische Bedeutung der *Geschichte des Königreichs Neapel* wird dadurch kaum vermindert. In welchem Geschichtswerke waren vorher allgemeine rechtshistorische Probleme so wie hier behandelt worden, die Fragen z. B., inwiefern von einem Fortleben der römischen kaiserlichen Verfassung in Italien, von legislatorischen Neuerungen der Goten gesprochen werden könne? Allerdings sind Giannones rechtshistorische Ausführungen zu einem guten Teile an sich nicht originell. Er hat besonders die großen französischen Juristen (Godofredus, Cujacius u. a.) fleißig ausgenutzt (übrigens nicht ohne sie zu zitieren) und ohne deren Hilfe wären seine kritischen Bemerkungen über die am Codex Theodosianus vorgenommenen kirchlichen Fälschungen wohl ungeschrieben geblieben. (Er ging übrigens noch weiter und hat gelegentlich, wie er mit ungewöhnlicher Offenheit selbst zugibt, frühere Darstellungen, wie Costanzos neapolitanische Geschichte (o. S. 123) sogar wörtlich kopiert.) Aber Gian-

nones Bedeutung beruht nicht auf der Selbständigkeit seiner wissenschaftlichen Forschungen. Sein Verdienst ist, daß er die Ergebnisse der Fachleute unter das Publikum brachte und den gelehrten Stoff einem großen praktischen Ziele dienstbar machte. Auch was er andern entlehnte, mußte bei ihm immer die These stützen, daß Staat und Kirche am besten fahren, wenn sich keine Macht Übergriffe in das Gebiet der andern erlaubt, d. h. wenn die Kirche auf ihre privilegierte Stellung in Neapel verzichtet. Daß Giannone gelegentlich durch falsche Zitate den Leser über seine wirkliche Quelle in die Irre zu führen suchte, ist eine Gewohnheit, die er fast mit allen ältern Historikern teilt. Er hat an seinen Vorgängern Plagiate begangen wie andere auch. Wenige haben aber so ehrlich wenigstens einen Teil ihrer Entlehnungen eingestanden wie er, und haben auch fremdem Gut den Stempel ihres eigenen Geistes aufgedrückt.

Stil und Schicksal seines Werkes. Giannone spricht wie Sarpi über Dinge, die er versteht, und die ihm aus der Praxis vertraut sind. Er kennt die Gerichte, die Gesetze und die Advokaten. Rhetorischer Dilettantismus und abstrakte gelehrte Konstruktionen finden in seine verfassungsgeschichtlichen Erörterungen keinen Einlaß. Wenn er, was selten vorkommt, theologisch dogmatische Fragen berührt, so drückt er sich noch korrekter aus als Sarpi. Die Kirchenlehre als solche ist ihm ganz gleichgültig: seine Tendenzen sind durchaus kirchenpolitischer Natur, er will das gute alte Recht des Staates gegenüber der Kirche wiederherstellen. Die Aufklärung hat ihn dann ebenso mißverstanden wie der Protestantismus Sarpi.

Wenn Sarpi schon weniger Freiheit genossen hatte als Valla, so hatten sich seither die Verhältnisse für die Gegner der Kurie noch ungünstiger gestaltet. Giannones Werk durfte zwar noch in Neapel gedruckt werden; es erschien sogar mit einer Widmung an Kaiser Karl VI. an der Spitze, und die österreichische Regierung ließ dem Verfasser eine Zeitlang ihren Schutz angedeihen. Aber bald erwies sich dieser als unwirksam. Giannone mußte sich auf protestantisches Gebiet flüchten, und als er durch Verrat in die Gewalt des sardinischen Königs gefallen war, wartete seiner ewiges Gefängnis in Turin. In Neapel waren unabhängige Geister auch jetzt noch, wie seinerzeit die Humanisten, ausschließlich auf die schwankenden Launen der Regierung angewiesen.

III. Die Geschichtschreibung der Jesuiten.

1. Allgemeines.

Die Historiographie der Jesuiten muß als eine Einheit behandelt werden. Ihre Erzeugnisse berühren sich zwar mit den verschiedensten Gattungen der Geschichtschreibung. Sie sind mit der humanistischen Historiographie, mit der Kirchengeschichtschreibung und der neuen ethnographischen Richtung durch mannigfache Fäden verbunden.

Aber die jesuitischen Historiker haben die Anregungen, die sie von außen empfingen, so originell verschmolzen und so geschickt den Tendenzen des Ordens dienstbar gemacht, daß sie beinahe eine Schule für sich bilden.

Stellung der Jesuiten zu der humanistischen Historiographie. Die kirchlichen Orden als solche hatten sich bisher gegen den Humanismus ablehnend verhalten. Sie hatten daher auch die humanistische Historiographie weder gefördert noch gepflegt. Die Jesuiten, die mit den Waffen der modernen Bildung selbst kämpfen wollten, schlugen auch hier neue Bahnen ein. Sie machten die humanistische Geschichtschreibung ihren Zwecken dienstbar. Sie traten in der politischen Historie direkt mit den Humanisten in Wettstreit. Noch wichtiger war, daß sie auch die Geschichte ihres Ordens und ihrer Ordensheiligen im humanistischen Stile beschreiben ließen.

Auch die protestantischen theologischen Historiker pflegten dem Humanismus in einigen Äußerlichkeiten Konzessionen zu machen. Die Jesuiten wollten aber dabei nicht stehen bleiben. Ihre Werke sollten von allen Schlacken der mittelalterlichen Bildung gereinigt sein. Ihre historischen Darstellungen sollten es in der Form mit den gefeiertsten Erzeugnissen des italienischen Humanismus aufnehmen können. Sie wollten nicht bloß den halbgebildeten Mittelstand, sondern die verwöhnten humanistischen Leser der regierenden Stände gewinnen.

Sie waren dazu wohl befähigt. Manche Mitglieder des Ordens konnten als lateinische Stilisten unbedenklich in eine Reihe mit den besten Humanisten gestellt werden. Manche Geschichtswerke der Jesuiten kommen, was Reinheit der Sprache, Eleganz der Diktion und Wohllaut der Rede betrifft, den Schriften Bembos und Jovius' nicht nur gleich, sondern übertreffen sie sogar noch, vor allem auch deshalb, weil die Jesuiten weniger als die Humanisten die leere antikisierende Rhetorik kultivierten.

Die Jesuiten paßten sich sogar bis auf einen gewissen Grad der humanistischen historischen Methode an. Sie übten Kritik. Sie gaben ganz unhaltbare Legenden in der Regel auf. Sie suchten, wenigstens in ihrer ersten Zeit, ihre Darstellungen von Wundergeschichten freizuhalten. Sie nahmen darauf Rücksicht, daß ähnliche Erzählungen in mittelalterlichen Chroniken bei den humanistischen Historikern keine Gnade gefunden hatten. Sie waren gebildet genug, um pseudoantike Fälschungen als solche zu erkennen.

Es mag zum Beweise dafür auf die Kritik hingewiesen werden, die der bekannte jesuitische Schriftsteller und Schulmann Antonius Possevinus an Chytraeus (o. S. 193 f.) wegen dessen Glauben an den falschen Berosus übte (in seiner *Bibliotheca selecta de Ratione studiorum* [Venedig 1603], t. II l. XVI c. 8; auch in der *Refutatio imposturarum Davidis Chytraei*). Chytraeus hatte Berosus als Quelle für die Geschichte der ersten Weltmonarchie empfohlen (vgl. Klatt, *Ch.* 71); Possevinus betonte dagegen mit Recht, daß die Berufung auf solche Fälschungen die Autorität der Bibel nicht verstärken, sondern schwächen müsse. — Bekannt ist ferner, daß die Jesuiten im Gegensatz zu den Protestanten an der humanistisch nüchternen

Betrachtung der biblischen Schriften festhielten. Ihre Auffassung der Apokalypse steht der modernen kritischen Forschung näher als die tendenziöse Auslegung der protestantischen Theologen.

Bei alledem handelte es sich freilich sozusagen nur um humanistische Attrapen. Die Formen der humanistischen Historiographie wurden genau kopiert; der Geist wurde ein anderer. Die neue Devise lautete *ad majorem Dei gloriam.* Der humanistische Stil, der ursprünglich mehr als eine Redeform war und eine unkirchliche Richtung der Bildung zum Ausdrucke brachte, wurde der Kirche dienstbar gemacht. Dies trat vor allem in der historischen Kritik zutage. Mirakel und Heilige ohne allgemeine Bedeutung wurden, wenn nötig, für unecht erklärt; wenn eine unbefangene Prüfung der Zeugnisse dem Kulte eines wichtigen Heiligen oder eines nationalen Helden hätte Schaden bringen können, zog es der jesuitische Historiker vor, zu schweigen.

Die Jesuiten als religiöse Psychologen. Man darf nun aber nicht glauben, daß das Wesen der jesuitischen Historiographie damit schon erschöpfend gezeichnet sei. Die Jesuiten leisteten nicht bloß negative Arbeit. Wenn sie die Formen der humanistischen Historiographie zugleich übernahmen und verfälschten, so begnügten sie sich nicht damit, den Geist der neuen Bildung auszutreiben und dafür mittelalterliche Anschauungen wieder zur Geltung zu bringen. Sie ersetzten das, was sie beseitigt hatten, durch etwas ganz Neues. Sie führten die religionspsychologische Analyse in die Geschichtschreibung ein.

Auch wenn sie Geschichte schreiben, merkt man den Jesuiten an, daß sie die *Exercitia spiritualia* durchgemacht haben. Sie waren nicht vergeblich von ihrem Meister dazu angehalten worden, ihr Denken zu beobachten und zu trainieren. Nicht umsonst waren ihnen öfter die komplizierten Fälle religiöser Spekulation zu geistlicher Behandlung zugewiesen worden, bei denen die Kunst der mittelalterlich geschulten Seelenärzte versagt hatte. Sie hatten gelernt, religiöse Gefühlsbewegungen scharf zu beobachten und exakt zu beschreiben. Ihrer Geschichtschreibung ist diese Fähigkeit in hohem Maße zugute gekommen. Die realistische, sachkundige Zergliederung des religiösen Seelenlebens nimmt innerhalb der Historiographie ebenso mit den Jesuiten ihren Anfang, wie die brauchbare Analyse des politischen Kalküls mit Machiavelli und Guicciardini.

In besonderm Grade gilt dies von den Werken, in denen die Jesuiten die ihnen eigentlich kongeniale Form religiösen Fühlens, die Religiosität der Gegenreformation besprechen. Die sich ihrer selbst bewußte unruhige Gläubigkeit der obern Stände, zumal in Italien, die zu dem naiv derben Glauben des Mittelalters in so starkem Kontrast stand, die zwischen weltmännischer Skepsis und forcierter Devotion schwankende Kirchlichkeit der von der Renaissancebildung berührten Gesellschaft, sind in den Geschichtswerken der Jesuiten außerordentlich klar erfaßt, wennschon tendenziös beurteilt worden. Und wie mächtig lodert daneben in ihren Schilderungen der Glaubens-

enthusiasmus empor, der die Ordensmitglieder zu ihren heroischen Missionen über die ganze Erde hin antrieb!

Die Vielseitigkeit der jesuitischen Historiographie. Die Jesuiten haben auch für die Geschichtschreibung kein Schema aufgestellt. Sie sind auch hier von der Ansicht ausgegangen, daß jeder Mensch am meisten leiste, wenn er seiner Natur gemäß beschäftigt werde und seine eigene Begabung vollkommen ausbilden könne. Die Geschichtschreibung der Jesuiten besitzt daher, obwohl sie im Auftrage und unter der Kontrolle der Obern ausgeführt wurde, nicht die unangenehmen Zeichen unpersönlicher Mache, die der offiziösen Historiographie leicht anhängen. Sie sind in Form und Inhalt so mannigfaltig, daß jeder Geschmack auf seine Rechnung kam. Der Klassizist fand unter den Geschichtswerken der Jesuiten Darstellungen, deren Sprache selbst den verwöhntesten Geschmack befriedigen konnte. Für die Liebhaber pragmatischer Geschichtserzählungen war durch Arbeiten gesorgt, die auf gewandte Weise die Manier Guicciardinis nachahmten und mit Hilfe geheimen archivalischen Materials die diplomatische Geschichte der jüngsten Vergangenheit aufzuhellen behaupteten. Und wer sich über Leben und Sitten exotischer Völkerschaften (der ostasiatischen vor allem) unterrichten wollte — wo hätte der besser Auskunft erhalten als in den begeisterten Missionsberichten der Jesuiten, die an Schwung der Darstellung und Anschaulichkeit der Schilderung die flüchtigen Notizen der Jovius-Schüler weit hinter sich ließen? Und wie klug wechselten schlaue Bescheidenheit und berechtigter Stolz, wenn von den Erfolgen des Ordens die Rede war! Wie geschickt war die Monotonie der bloß erbaulichen Darstellungen vermieden und wurde überall auf das Unterhaltungsbedürfnis des gebildeten Durchschnittslesers Rücksicht genommen!

Die relative Ehrlichkeit der jesuitischen Geschichtschreibung. Der Orden konnte seinen Historiographen um so eher (relativ) freie Hand lassen, als er in der ersten Zeit keinen Grund hatte, seine Ziele zu verstecken oder zu beschönigen. Der Jesuit, der Geschichte schrieb, durfte viel offener zu seiner Sache stehen als die Hofhistoriographen weltlicher Regierungen. Warum hätten sie sich schämen sollen, zu bekennen, daß die Bekämpfung und Vernichtung der Ketzerei ihr hauptsächliches Bestreben sei? Und warum sollte, wer ein edles, hohes Ziel verfolgt, über die vielleicht kleinlichen Mittel, die er gebrauchte, ängstlich Stillschweigen bewahren? Natürlich haben auch die Jesuiten wie alle offiziösen Historiker gravierende Vorfälle, die ihrem Orden hätten Schaden bringen können, in ihren Darstellungen unterdrückt und vieles, das zu bedenklichen Schlußfolgerungen hätte Anlaß geben können, nur in verstümmelter Form mitgeteilt. Aber im allgemeinen sind ihre Geschichtswerke trotzdem ehrlicher als andere, die unter ähnlichen Verhältnissen entstanden. Sie haben (wenigstens im ersten Jahrhundert ihres Bestehens) den aggressiven Charakter ihrer Gesellschaft nicht zu leugnen gesucht. Sie haben

nie, gleich vielen Publizisten, die die Sache weltlicher Fürsten verteidigen mußten, den Anschein erwecken wollen, als ob sie nur Defensivmaßregeln zur Verteidigung der Unschuld gegen den bösen Nachbarn getroffen hätten.

2. Die Begründung der jesuitischen Historiographie und biographische Arbeiten.

a) Loyola.

Iñigo (Ignatius) von Loyola (geboren um 1492 zu Loyola, gestorben 1556 zu Rom) diktierte in seinen letzten Lebensjahren (von 1553 an) seinem Schüler Luis Gonzalez oder Gonçalvez (latinisiert Consalvus) eine Erzählung über sein Leben bis 1538. G. notierte sich die Berichte des Generals zum Teil in spanischer, zum Teil in italienischer Sprache.

Diese Autobiographie wurde zunächst nur den Ordensmitgliedern zugänglich gemacht. Gedruckt wurde sie zum ersten Male in der lateinischen Übersetzung Codrettos (du Coudrays) als *Acta antiquissima* in den *Acta Sanctorum* Juli VII p. 634 ff. (1731). Das Original ist erst im Jahre 1904 in den *Monumenta Societatis Jesu* ser. IV t. 1 veröffentlicht worden. — Vgl. Jos. Susta, *I. v. Loyolas Selbstbiographie* in den *Mitteil. des Instituts f. österr. Geschichtsforsch.* 26 (1905), 45 ff.

Kein Geringerer als der erste General selber hat dem Orden auch für die Geschichtschreibung ein Vorbild aufgestellt.

Loyola hat in seiner Selbstbiographie (die von einem Schüler nach seinem Diktate aufgeschrieben wurde) ein Muster anschaulicher realistischer Seelenschilderung geschaffen.

Eine wunderbare Erzählung, wie sie nur aus langjähriger Selbstbeobachtung hervorgehen kann. Jede Nuance ist klar erfaßt und unretuschiert wiedergegeben. Nirgends wird die Darstellung überschwänglich oder erbaulich phrasenhaft. Nie vergißt Loyola, daß er Männer zu Nachfolgern haben will, auf die nur Natürlichkeit, männliche Energie und unbedingte Glaubenssicherheit Eindruck machen sollen. Er betrachtet äußere Symptome der Heiligkeit, wie z. B. Visionen, mit Mißtrauen, ja beinahe mit nüchterner Skepsis. Solchen Äußerungen beschaulichen Lebens legt er kein Gewicht bei. Er kann dies um so ruhiger tun, als er an der Möglichkeit echter überweltlicher Erscheinungen an sich nie gezweifelt hat. Er denkt sich als sein Publikum die künftigen Streiter der *Jesuskompagnie*. Und wodurch hätten diese auch stärker für ihren Beruf begeistert werden können als durch die schlichten Kommentarien ihres Generals, der von sich wie von einem Fremden spricht, weil ihm die Person ganz hinter der Sache zurückgetreten ist?

Loyolas Selbstbiographie wurde bald weltbekannt. Allerdings nicht in ihrer originalen Form. Diese wies literarisch zu große Mängel auf, als daß sie hätte gedruckt werden können, ging wohl auch in der Offenheit zu weit, als daß sie den Gegnern hätte ausgeliefert werden dürfen. Aber in die weitverbreitete erste und beste Biographie Loyolas, in die Arbeit Ribadeneiras ist die Autobiographie des Generals zu einem guten Teile wörtlich aufgenommen worden. Wohl hat der Schüler dabei manches verschönert und ausgeschmückt, anderes auch

etwa unterdrückt. Aber in der Hauptsache waren dadurch, daß Ribadeneira das halb spanische, halb italienische Original in die klassische Form der lateinischen humanistischen Biographie umgegossen hatte, Loyolas Aufzeichnungen allen Historikern zugänglich gemacht worden.

b) Ribadeneira.

Peter Ribadeneira (geboren 1527 zu Toledo, schon als Knabe mit Loyola bekannt, dann dessen Lieblingsschüler, 1540 Mitglied des Ordens, gestorben 1611 zu Madrid) verfaßte in den Jahren 1567 ff. im Auftrage des Generals Fr. Borja die *Vita Ignatii Loiolae*. Erste Ausgabe Neapel 1572. Vom Autor selbst dann ins Spanische übersetzt (zuerst Madrid 1583). Eine zweite ziemlich stark veränderte Bearbeitung der lateinischen Fassung erschien zuerst Madrid 1586 (diese auch in den *Acta Sanctorum* Juli VII p. 655 ff.). Noch stärker umgearbeitet und mit Wundern ausgestattet ist die zum ersten Male 1605 zu Madrid gedruckte zweite Redaktion der spanischen Bearbeitung. — Vgl. neben dem Aufsatze von Susta (S. 282) Döllinger-Reusch, *Bellarmin* 110, 285, 314; E. Gothein, *I. v. L.* (1895), 3 ff.

Ribadeneira verfaßte ferner Biographien der Generale Laynez und Borja usw. sowie eine Geschichte der englischen Kirchenspaltung *La Cisma de Inglaterra*, zuerst 1588.

Ribadeneira schloß sich in der Form seiner Biographie den humanistischen Vorbildern an; denn sein Werk sollte nicht als eine Fortsetzung der mittelalterlichen Hagiographie erscheinen. Sein Latein ist ebenso klassisch rein, natürlich elegant und wohlklingend wie in den humanistischen Arbeiten. Er folgte in der Anordnung des Stoffes den Prinzipien Suetons (vgl. o. S. 92 f.); ungezwungen verband er diese mit der unsystematischen Kapiteleinteilung der traditionellen Heiligenleben. Aber er blieb dabei nicht stehen. Er schritt vor allem als Psycholog weit über seine Vorbilder hinaus.

Der Humanismus hat keine Biographie hervorgebracht, die sich dem Werke Ribadeneiras an die Seite stellen ließe. Die klassische Form hat dem Inhalte keinen Schaden zugefügt. Für Ribadeneira war der Stil nicht Selbstzweck; die individuelle Eigenart seines Helden stand ihm zu hoch, als daß er sie der konventionellen Phraseologie antikisierender Elogien aufgeopfert hätte. Er hat die Persönlichkeit Loyolas scharf charakterisiert, die geschichtliche Stellung des Ordensgründers klar erfaßt. Die Weltgeschichte reduziert sich allerdings für ihn auf einen Kampf zwischen Orthodoxie und Ketzerei. Aber wenn er auch Loyola nur in das willkürliche kirchliche Schema einzureihen vermochte, so war er doch damit immer noch gegenüber den Humanisten im Vorsprung, die die Helden ihrer Biographien in der Regel historisch durchaus isoliert hatten.

Wie modern ist dabei alles angelegt! Ein Meisterstück war es vor allem, daß Ribadeneira, als wäre er ein Humanist, die Biographie Loyolas von den naiven Mirakeln der mittelalterlichen Hagiographie freihielt. Er scheute sich sogar nicht, im Schlußkapitel es geradezu auszusprechen, daß Loyola ein Heiliger sei, obwohl er keine Wunder getan habe. Es war ein Meisterstück der Anbequemung an die humanistische Bildung, für das die neue Generation bald kein Verständnis

mehr zeigte. Noch Ribadeneira selbst hat später seine Darstellung umarbeiten und mit der erforderlichen Fülle Wunder ausstatten müssen.

c) Maffei.

Giampietro Maffei (geboren 1533 zu Bergamo, Humanist, 1563 bis 1565 Professor der Eloquenz und Sekretär der Republik in Genua, tritt 1565 in Rom dem Jesuitenorden bei, zum Lehrer der Eloquenz am Collegium Romanum ernannt; nachdem seine Übersetzung des *Commentarius Emmanuelis Acostae* (*S. J.*) *de rebus indicis ad annum usque 1568* erschienen war [Rom 1570; *Opera* II], nach Lissabon berufen [1572]; von 1581 d. h. von der spanischen Okkupation an wieder in Italien [Rom], gestorben 1603) verfaßte im Auftrage des Ordensgenerals Eberhard Merkurian *De vita et moribus divi Ignatii Lojolae ll. III*; zuerst Rom 1585; in den *Opera omnia latine scripta* (Bergamo 1747) II. — Die Frucht seines portugiesischen Aufenthaltes sind die *Historiarum Indicarum* (= Ostindischer) *ll. XVI*, zuerst Rom 1588; in den *Opera* I. Maffei verfaßte ferner *Annali di Gregorio XIII* (Rom 1742); er setzte diese im Auftrage Clemens' VIII. fort in den unvollendeten *Historiarum ab excessu Gregorii XIII. ll. III* (über den Pontifikat Sixtus V.) Bergamo 1747.

Die Arbeitsmethode Maffeis ist gut charakterisiert worden von dessen Schüler Bentivoglio (o. S. 128 f.) in den *Memorie* l. I c. 9. Vgl. daneben auch Susta S. 282.

Weit unter dem Werke Ribadeneiras steht die Parallelbiographie, die wenig später Giampietro Maffei verfaßte. Maffei war ein ängstlicher Purist aus der Schule Bembos; er machte nicht nur dem Humanismus im allgemeinen, sondern dem klassizistischen Modegeschmack gewisser italienischer Akademien Konzessionen. Nichtssagende Ausmalungen, oberflächliche Motivierungen, ciceronianisches Wortgeklingel müssen die knappen, sachlichen Ausführungen Ribadeneiras ersetzen. Man merkt es seiner Darstellung an, daß er nicht wie dieser von Jugend auf mit dem Meister persönlich verbunden war. Man merkt ihr aber auch an, daß ihr Verfasser über eine geringere Intelligenz verfügte, und daß sein Leben allzu einseitig literarischen Beschäftigungen gewidmet war.

Maffei begriff nicht mehr, daß es unter Umständen besser ist, gewisse Dinge offen zuzugeben als offiziell zu vertuschen. Er schwächte wenn immer möglich die Darstellung Ribadeneiras ab. Bis in unwesentliche Einzelheiten hinein. Daß Loyola infolge seiner im Kriege erhaltenen Beinwunde hinkte, hat nach ihm (l. III. c. 15) *nemo fere nisi curiosus* bemerkt; Ribadeneira hatte noch ruhig zugegeben, daß Loyola auf einem Beine *honeste* gehinkt habe, wenn es schon *ambulandi moderatione tegeretur* (l. IV c. 18). Auch den Wundern Loyolas widmet Maffei bereits einen ganzen Abschnitt (l. III c. 14); immerhin vergißt er nicht ganz, daß er ein Humanist ist, und setzt gern ein *dicitur* hinzu.

Ähnlicher Art ist Maffeis Geschichte der portugiesischen Eroberungen in Indien. Schon sein Schüler Bentivoglio hat an diesem Werke mit Recht militärische und politische Gesichtspunkte vermißt.

3. Die Geschichte des Ordens.

Über der Biographie ihres Stifters vergaßen die Jesuiten die Geschichte des Ordens nicht.

Es hat nichts Auffälliges, daß die Jesuiten, die die Formen der humanistischen Literatur den Tendenzen der Gegenreformation dienstbar zu machen suchten, die Geschichte ihrer Gesellschaft in einem modern stilisierten Geschichtswerke darstellen ließen und, wie es scheint, der erste Orden gewesen sind, der die Prinzipien der humanistischen Annalistik auf die Ordensgeschichte übertrug. Wenn sie ihre Geschichte den Landesgeschichten gleichstellten, für die der

humanistische Annalenstil bisher ausschließlich gebraucht worden war, so trat damit sowohl die hohe Bedeutung zutage, die der Orden sich selbst beilegte, wie das Bestreben, die humanistische Schreibart auf kirchliche Gegenstände auszudehnen und mit kirchlichem Geiste zu durchtränken.

In Italien war das Amt des Landeshistoriographen häufig mit dem des Staatssekretärs verbunden. Eine ähnliche Kombination planten ursprünglich die Jesuiten. Zu ihrem Historiographen wählten sie zuerst den getauften spanischen Juden Johannes Polanco, der unter Loyola und den beiden folgenden Generalen Sekretärsdienste versah. Aber diese Wahl erwies sich nicht als glücklich. Polanco war zwar ein gewissenhafter und zuverlässiger Arbeiter; aber die Fähigkeit, selbständig zu schaffen, ging ihm ganz ab und seiner sprachlichen und stilistischen Bildung nach gehörte er noch dem Mittelalter an. Seine Ordensgeschichte (*Chronicon Societatis Jesu*, 1894 bis 1898 in den *Monumenta historica Societatis Jesu* publiziert) ist eine unförmliche, unkünstlerische Kompilation, eine Aneinanderreihung von Auszügen aus den Quadrimestralberichten und andern Rapporten der Ordensmitglieder. Die Jesuiten hielten daher dies Werk zurück. Die Aufgabe, die Geschichte des Ordens für die Öffentlichkeit zu beschreiben, fiel einem größeren literarischen Künstler, dem Florentiner Niccolò Orlandini zu.

Orlandini.

Niccolò Orlandini aus Florenz (1572 in Rom dem Jesuitenorden beigetreten, dann Vorsteher des Kollegiums von Nola, später der Novizen in Neapel, gestorben 1606) wurde 1599 vom Ordensgeneral Acquaviva nach Rom berufen und zum Geschichtschreiber des Ordens ernannt. Seine *Historia Societatis Jesu* (bis zum Tode Loyolas) erschien zum ersten Male Rom 1615. — Vgl. Ranke, *Analekten zur Geschichte der römischen Päpste* Einschaltung nach Nr. 93: *Über einige Geschichtschreiber des Jesuiterordens.*

Der Orden hätte kaum eine geeignetere Persönlichkeit finden können.

Orlandini war mit der vollen literarischen Bildung seiner Zeit ausgerüstet. Er beherrschte den eleganten lateinischen Stil des spätern Humanismus auf virtuose Weise. Und er war dabei doch zu sehr Jesuit, als daß er seinen Stoff nur nach rhetorisch künstlerischen Rücksichten behandelt hätte. Er gab, soweit es seine Tendenz erlaubte, die tatsächlichen Angaben seiner Vorlagen, das anschauliche, realistische Detail unverändert wieder. Ohne sein Werk deswegen zu einer bloßen antiquarischen Kompilation zu machen. Er war nicht wie Polanco nur ein gelehrter Sammler. Er hat seine Darstellung mit dem lodernden Enthusiasmus zu beseelen gewußt, der zumal die ersten Generationen der Jesuiten erfüllte. Ein großer Zug, glühendes inneres Leben durchwallt die Erzählung von einem Ende zum andern. Der Historiker ist mit seinem Stoffe ganz eins geworden.

Orlandini war ein Enthusiast und sank doch nicht in die naive Gläubigkeit des Mittelalters zurück. Er paßte sich dem skeptischen

(italienischen) gebildeten Publikum seiner Zeit an. Wunder spielen bei ihm eine geringe Rolle; sie sind noch nicht barock stilisiert. Orlandini vergißt nie, daß der Ordensstifter Mirakel nüchtern und mißtrauisch zu betrachten pflegte. Er legt nicht auf sie, sondern auf die Bekämpfung der Ketzerei und die innere und äußere Mission das Hauptgewicht. Er suchte die humanistisch Gebildeten, die für die üblichen erbaulichen Legenden nicht mehr empfänglich waren, durch eine begeisterte Erzählung der wunderbar siegreichen Feldzüge gegen Ketzer und Heiden zu gewinnen. Natürlich ist er parteiisch. Er setzt als selbstverständlich voraus, daß der Orden mit seinen Bestrebungen immer im Rechte war. Sein Werk ist offiziös wie alle in höherm Auftrage abgefaßten Geschichtsdarstellungen. Aber er ist ehrlicher und zuverlässiger, als es amtliche Historiographen in der Regel sind. Er verwischt wenigstens den aggressiven Charakter der Ordenspolitik nicht. Seine Ordensgeschichte dient als offizielles Generalstabswerk nicht schlechthin der Wahrheit, sondern ist so gehalten, daß sie spätere Generationen der Ordensmitglieder zu nacheifernden Taten begeistern kann. Aber die Tatsache, daß es sich um einen frischen, offenen Kampf handelte, und daß dabei die üblichen Kriegslisten zur Anwendung kamen, wird von Orlandini nicht geleugnet. Er ist nicht ängstlich und gibt kleinere Fehler ruhig zu. Was wollten diese auch damals neben den großen Erfolgen bedeuten, die der Orden errungen hatte!

Viel stärker wurde Orlandini in einer andern Beziehung durch seine offizielle Stellung geniert.

Er war kein korrekter Klassizist. Er übernahm von der humanistischen Historiographie nur die Sprache, die annalistische Anordnung (die er ganz pedantisch durchführte: die Anordnungen Loyolas über die Kollegien sind z. B. mitten in die Erzählung von der Gründung des Kollegiums in Florenz eingeschaltet, statt daß das Schulwesen der Jesuiten einmal im Zusammenhang geschildert worden wäre l. XI § 11) und den kunstvollen Aufbau der Erzählung im einzelnen. Er folgte ihr nicht in der rhetorischen Stilisierung der Ereignisse. Er legte weder Reden ein noch travestierte er die Berichte seiner Quelle zu Theaterszenen. Er gestaltete seine Erzählung vielseitiger als die humanistischen Annalisten zu tun pflegten. Er besprach nicht nur die großen Aktionen des Ordens, die Missionen und die Anstaltsgründungen, sondern auch die innern Verhältnisse, die Organisation und die Einrichtung der Schulen. Aber er war in der Auswahl seines Materials nicht frei. Er war durch seinen Auftrag verpflichtet, das Verdienst jedes Ordensmitgliedes und die Gründung jedes Kollegs zu buchen. Er mußte einen vollständigen Rapport liefern (vollständig natürlich, soweit sich die Tatsachen zur Mitteilung an das große Publikum eigneten). Der Leser wird daher auch über die Bewegungen des Feindes ganz ungenügend unterrichtet. Orlandini hat sich, ob es sich nun um Ketzer oder unfreundlich gesinnte Katholiken handelte, damit begnügt, seine ausschließlich von Jesuiten her-

rührenden Quellen zu transskribieren. Sein prunkvolles Triumphalgemälde entbehrt daher der rechten historischen Anschaulichkeit.

Orlandinis Ordensgeschichte wurde für die Jahre 1556 bis 1590 fortgesetzt von Francesco Sacchini aus dem Gebiete von Perugia, Lehrer der Rhetorik am Collegium Romanum (gestorben 1625). Seine *Historia Societatis Jesu* erschien 1620 ff. (der letzte Band von einem anderen zu Ende geführt). Sacchini verfaßte außerdem *Commentarii* über das Leben Canisius' (Ingolstadt 1616) und eine *Vita B. Stanislai Kostkae e S. J.* (Ingolstadt 1609). Seine Ordens-geschichte wurde später von anderen fortgesetzt.

Die Geschichten der übrigen Orden, die wohl durch Orlandini angeregt, in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts zahlreich erschienen, sind bis auf Mabillons *Annalen des Benediktinerordens* (u. S. 313) ohne größere historiographische Bedeutung.

4. Die politische Geschichtschreibung (Strada).

Die politische Geschichtschreibung der Jesuiten mag hier durch ihr erfolgreichstes Werk auf diesem Gebiete, durch die Dekaden Famiano Stradas, charakterisiert werden.

Famiano Strada (geboren 1572 zu Rom, 1591 in den Jesuitenorden aufgenommen, Professor der Eloquenz am römischen Kollegium, gestorben 1649) schrieb auf den Wunsch und mit Unterstützung des Herzogs Alexanders Farnese von Parma eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von 1555 bis 1590 unter dem Titel *De bello belgico decades II* (erste Dekade zuerst Rom 1632; zweite ibid. 1647). — Auf die Beurteilung dieses Werkes hat mehr als billig die gehässige Kritik eingewirkt, die Bentivoglio, der Verfasser des in demselben Jahre erschienenen *flandrischen Kriegs* (o. S. 128 f.) in seine Memoiren einlegte (l. I cap. 9). An die Unparteilichkeit dieses Urteils kann nur glauben, wer Stradas Werk nie in den Händen gehabt hat.

Stradas Werk kann als ein Muster der klugen Tendenzschriftstellerei aufgefaßt werden, die die Jesuiten als politische Historiker ausübten.

Strada hat mit außerordentlichem Geschick versucht, den Charakter seiner Geschichte als einer konfessionellen Parteischrift zu verstecken. In der Sprache befleißigt er sich großer Mäßigung. In seinen polemischen Ausführungen läßt er scheinbar nur die Akten reden (durch die Farnese war ihm viel archivalisches Material zur Verfügung gestellt worden). Die schwachen Stellen der Gegner weiß er sicher zu treffen. Die erbauliche Tendenz ist bei ihm wie bei den Jesuiten überhaupt nicht mit idealistischer Menschenunkenntnis verbunden: ein leichter Hauch von Skeptizismus liegt über der Erzählung pathetischer Momente. Dazu hat seine konfessionelle Auffassung wenigstens den Vorzug, daß sie erlaubt, den Stoff unter allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten: Strada braucht nicht wie Bentivoglio mit den tagebuchartigen Aufzeichnungen früherer Memorialisten zu konkurrieren.

Strada ist außerdem ein außerordentlich gewandter Schriftsteller. Sein lebendiges Latein, wegen dessen er von den Puristen der Zeit heftig angefeindet wurde, vermeidet auf glückliche Weise die Monotonie der Liviusimitatoren. Zahlreiche Concetti kommen dem Barock-

geschmack der Zeit entgegen. Ausführliche Porträts (ebenfalls ein Stein des Anstoßes bei den korrekten Klassizisten) machen die Erzählung anschaulich. Die Komposition des Werkes hat leider durch die Beziehungen des Autors zu den Farnese schweren Schaden gelitten. Strada war genötigt, die Taten Margarethas und Alexanders von Parma unproportioniert ausführlich zu besprechen.

IV. Die Wiedereinführung der theologischen Geschichtstheorie.

Reformation und Gegenreformation haben nicht nur zur Entstehung der modernen Kirchengeschichtschreibung den Anlaß gegeben; sie haben auch die theologische Interpretationsmethode wieder in die Historiographie eingeführt.

Die italienische humanistische Geschichtschreibung hatte die religiöse Motivierung historischer Ereignisse stillschweigend beseitigt (o. S. 11ff.). Sie hatte es nicht nur vermieden, einzelne Begebenheiten auf das Eingreifen der göttlichen Vorsehung zurückzuführen. Sie hatte auch vor allem davon abgesehen, die Universal- (vorderasiatisch-europäische) Geschichte unter dem Gesichtspunkte eines göttlichen Heilsplans zu betrachten. Ihr Universalhistoriker Sabellicus hatte die Theorie von den vier Weltreichen ignoriert (o. S. 35).

Schon vor der Reformation hatte die humanistische Historiographie der alten Auffassung außerhalb italiens mehrfach Konzessionen machen müssen. Besonders in Deutschland und Spanien hatten Humanismus und altchristliche Geschichtstheorie in der Regel einen Kompromiß geschlossen. Aber zu einer eigentlichen Reaktion gegen die humanistische Ungläubigkeit kam es erst mit der Reformation.

Die neue, theologisch orientierte Bildung konnte sich nicht damit zufriedengeben, daß die Geschichtschreibung im einzelnen auf das religiöse Gefühl Rücksicht nahm. Sie begann wieder die ganze Weltgeschichte nach theologischen Grundsätzen zu interpretieren. Als Grundlage diente, wie natürlich, wieder die altchristliche Geschichtsphilosophie. Die Lehre von den vier Weltreichen, von der jüdischen Geschichte als der Vorbereitung der christlichen usw. fand jetzt wieder Eingang in die Geschichte. Die neue Geschichte wurde nach derselben Methode ausgelegt. Gott hat den Spaniern Amerika geschenkt, hieß es z. B., um sie für ihren Kampf gegen die Mauren zu belohnen; er hat Loyola als Streiter gegen Luther erweckt, wie Athanasius gegen Arius.

Eine „geschichtsphilosophische" Spekulation existierte außerhalb des biblisch-theologischen Schemas bis zur Aufklärung so gut wie gar nicht. Es gibt allerdings nicht wenige Geschichtswerke aus jener Zeit, die an der profanen Auffassung der italienischen Humanisten festhalten. Aber es handelt sich dabei meist nur um Monographien aus der Zeitgeschichte: die Historie behauptete diese ihre partielle Un-

abhängigkeit nur dadurch, daß sie die Universalgeschichte vollständig der Theologie auslieferte.

Eine weitere Folge der Reformation und Gegenreformation war, daß die Kirche gegen die historische Kritik ängstlich zu werden anfing. Es ist schon früher (S. 130) darauf hingewiesen worden, wie sehr die Behandlung der mittelalterlichen Geschichte unter dieser Wandlung zu leiden hatte. Für die Weltgeschichte ergab sich daraus vor allem, daß die biblische Geschichte mit ihren vielen, nicht nur die jüdische Geschichte, sondern die allgemeine Ethnographie und Kulturgeschichte berührenden Angaben wieder für unantastbar erklärt wurde.

Die italienischen Humanisten hatten zwischen jüdischer und griechisch-römischer Geschichte keinen Unterschied gemacht. Sie hatten biblische und antike Tradition auf dieselbe Weise kritisiert und in beiden Fällen einen Mittelweg eingeschlagen. Sie hatten die Erzählungen des alten Testamentes ebensowenig in Bausch und Bogen verworfen, wie die Fabeln der antiken Mythologie. Sie hatten jüdische und griechisch-römische Sagen entweder gleichmäßig rationalisiert oder als halb zweifelhafte Überlieferung nacherzählt. Die mit historischem Verständnis unvereinbare Vorstellung, daß innerhalb der Weltgeschichte ein geheiligter Bezirk mit besondern Gesetzen existiere, war ihnen ganz fremd. Der Biblizismus der lutherischen Reformation führte dazu, daß, vor allem auf protestantischem Boden, die heilige Überlieferung wieder für kanonisch erklärt wurde.

Auf merkwürdige Weise wurde damit in der Regel der humanistische Glaube an die Autorität der antiken Vulgärüberlieferung verknüpft. Vielleicht aus Abneigung gegen historische Kritik überhaupt, vielleicht weil die antike Tradition bereits zur altchristlichen Zeit mit der biblischen Geschichte harmonisiert worden war. Die Theologen und Philologen setzten der Kritik an Herodot und Livius kaum geringeren Widerstand entgegen als der am alten Testamente. Wie die Geologie lange Zeit durch die Flutsage in ihrer Entwicklung gehemmt wurde, so hatte die Weltgeschichte sich zuerst von der Autorität der jüdischen Geschichte zu befreien, bevor sie wissenschaftlich behandelt werden konnte.

Bossuet.

Im allgemeinen wurde diese Theorie nur in Schulbüchern und polyhistorischen Kompilationen vorgetragen. Mehrere protestantische Kompendien dieser Art sind schon früher angeführt worden (S. 186 ff.). In einem Werke ist aber auch noch in unserer Zeit die altchristliche Geschichtsphilosophie einer historischen Darstellung im großen Stile zugrunde gelegt worden.

Auch Bossuets *Discours sur l'Histoire universelle* (o. S. 265 f.) ist allerdings zunächst zu pädagogischen Zwecken niedergeschrieben worden. Er ist ein Unterrichtsbuch wie Sleidans *Vier Monarchien.* Aber er strebt über die tabellarische Form hinaus zu einer zusammenhän-

genden Darstellung und muß deshalb hier etwas eingehender besprochen werden.

Bossuets *Discours* ist inhaltlich weder bedeutend noch originell. Der Verfasser gliedert seine Darstellung (im ersten Teile) wie Sabellicus nach dem annalistischen Prinzipe; die Tatsachen sind daher ebenso unbehilflich und verwirrend angeordnet wie in den *Enneaden.* Als Kritiker steht er noch hinter dem venezianischen Humanisten zurück. Er ist nicht nur an sich weniger kritisch als jener, sondern er ist auch theologisch befangen. Er mißt die Quellen der Profangeschichte an der kirchlichen Tradition und gibt der antiken Version den Vorzug, die sich mit der Bibel am leichtesten harmonisieren läßt. Für den eigentümlichen Charakter der von ihm benutzten antiken Autoren fehlt ihm jedes Verständnis. Er, der Zeitgenosse des *Télémaque*, stellte Xenophons Erziehungsroman als Quelle über Herodot und Ktesias, weil (wie schon der Kirchenvater Hieronymus entdeckt hatte: *in Daniel.* c. 5; *Opp.* ed. Maur. III [1704], 1091) die Cyropädie mit der biblischen Darstellung verhältnismäßig am wenigsten im Widerspruche steht.

Ebenso ging später der jansenistische Schulmann Charles Rollin (1661 bis 1741; 1694 Rektor der Universität, 1702 wegen jansenistischer Haltung abgesetzt) vor, der in seiner *Histoire ancienne* (zuerst 1730 bis 1737; fortgesetzt in der *Histoire romaine* 1738 ff.) die Geschichte des Cyrus mit den Worten einleitet: *l'histoire de ce prince est racontée diversement par Hérodote et par Xénophon. Je m'attache au dernier comme infiniment plus digne de foi sur ce point que l'autre.*

Es muß genügen, diesen geschätzten Pädagogen und braven Schriftsteller hier kurz zu erwähnen. Als Historiker hat er keine Bedeutung. Wenn seine historischen Werke innerhalb und außerhalb Frankreichs bis ins 19. Jahrhundert hinein sich in den Schulen und bei der Jugend einer großen Beliebtheit erfreuten, so liegt dies nur daran, daß kein anderer so geschickt wie er die alte Geschichte pädagogisch-moralisch zu appretieren verstanden hat. Büchern wie den seinigen ist es hauptsächlich zu verdanken, wenn die sonderbare Ansicht, die antike Geschichte sei für Lehrzwecke besonders geeignet, ja unentbehrlich, noch im 19. Jahrhundert Anhänger gefunden hat. Rollin hat die letzten Reste historischer Auffassung, die sich bei den antiken rhetorischen Bearbeitern noch finden mochten, aus der traditionellen alten Geschichte ausgetrieben und die von antiken Schulmeistern für die Jugend zurechtgemachte historische Legende den Bedürfnissen der modernen christlich-monarchischen Erziehung meisterhaft adaptiert. Was den protestantischen Historikern nur unvollkommen gelungen war, hat dieser jansenistische Schulmann vollkommen durchgeführt. Erst er hat die antike Geschichte eigentlich christianisiert. — Vgl. das apologetische Werk von H. Ferté, *R., sa vie, ses œuvres et l'Université de son temps* 1902.

Man darf sich dabei durch die Lobsprüche neuerer französischer Literaturhistoriker nicht verleiten lassen, zu glauben, Bossuet ersetze diesen Mangel an Kritik oder auch nur Gelehrsamkeit durch bedeutende Aperçus oder geschichtsphilosophische Betrachtungen.

Bossuet ist auch als historischer Denker nicht originell. Er hat aus der Erweiterung des Gesichtskreises, der sich an die Entdeckungen und Eroberungen in Amerika und Ostasien anschloß, keinen Nutzen gezogen. Was er über die Kultur der Vorzeit bemerkt, beruht auf den biblischen Berichten und kann nicht einmal mit den dürftigen

Notizen der Humanisten konkurrieren. Seine Idealbilder der alten Ägypter, Griechen und Römer sind blosse Mosaikarbeit. Sie sind (wie übrigens schon die Anmerkungen zeigen und wie es seit dem 16. Jahrhundert allgemein üblich war) aus rhetorischen Gemeinplätzen und Fabeln der antiken Populärphilosophie zusammengesetzt; daß sich neben wertlosem Gut dabei auch einige brauchbare Bemerkungen (aus Polybius z. B.) eingeschlichen haben, ist wahrlich nicht Bossuets Verdienst. Politisches Urteil fehlt ihm gänzlich. Wie hätte er sonst den alten Griechen im Gegensatz zu den Persern *une politique ferme et prévoyante* zuschreiben können!

Bossuet vertritt die einseitig konstruierende und falsch idealisierende Betrachtung der alten Geschichte, wie sie von der Gegenreformation und der Renaissance ausgebildet worden war, auf klassische Weise. Sein *Discours* ist kein Geschichtswerk. Er ist eine Predigt, in der der kirchlich präparierte Geschichtstoff die Stelle des Bibeltextes einnimmt.

B. Die Geschichtschreibung der Entdeckungen und die ethnographische Richtung.

I. Allgemeines.

Die Erweckung ethnographischer Interessen durch die Entdeckung Amerikas. Die Entdeckungen und Eroberungen in Amerika stellten die Historiographie vor eine ganz neue Aufgabe. Sie boten einen Stoff, für den die bisherigen Darstellungsmittel der klassizistischen Historiographie nicht ausreichten. Die Leser wären es nicht zufrieden gewesen, wenn die Historiker die Entdeckung der neuen Welt genau nach dem annalistischen Schema erzählt hätten. Sie nahmen ein größeres Interesse an den wunderbaren Völkern und Gegenden, die die Europäer gefunden hatten, als an den Einzelheiten der Eroberung. Sie verlangten, daß man ihnen vor allem berichte, wie die Menschen, die zum ersten Male in den Gesichtskreis Europas getreten waren, lebten, wie sie staatlich organisiert waren, welche Religion sie ausübten, wie sie sich ernährten und kleideten. Sie wünschten Beschreibung und Schilderung statt oder neben der Erzählung.

Die Historiker mußten sich über Gegenstände auslassen, die bisher in der Geschichtschreibung nicht berührt worden waren. Sie hatten bisher immer vom Standpunkt der Behörden oder der regierenden Klassen aus geschrieben. Sie hatten die Politik in den Vordergrund gerückt und alle Zweige menschlicher Tätigkeit nur nach ihren Beziehungen zum Staat gewürdigt. Sie hatten z. B. Bewegungen innerhalb der Kirche nur soweit geschildert, als sie in das Gebiet der Politik hinübergriffen, ökonomische Verhältnisse nur insoweit be-

sprochen, als die staatliche Gesetzgebung sich mit ihnen befaßte. Den amerikanischen Völkerschaften gegenüber brach die moderne Geschichtschreibung zum ersten Male mit dieser Beschränkung. Sie setzte das ethnographische, kulturgeschichtliche Interesse an die Stelle des politisch didaktischen. Sie begann den Unterbau der Geschichte bloßzulegen. Wohl gaben dabei kindliche Neugierde und Freude am Wunderbaren und nicht wissenschaftlicher Forschungstrieb den Ausschlag. Aber die Geschichte findet sich oft besser mit oberflächlicher Kuriosität als mit pädagogischen und moralisierenden Tendenzen ab.

Die Geschichtschreiber hatten sich dazu in der ersten Zeit wenigstens bei diesem Stoffe einer besonders günstigen Lage zu erfreuen. Sie stießen auf ein Volk, über das die Autoritäten des Altertums nichts gesagt hatten. Sie hatten nicht zuerst falsche Vorstellungen wegzuräumen. Sie brauchten bloß exakt zu beobachten. Während über europäische und asiatische Nationen noch die längst nicht mehr zutreffenden, vielfach von Anfang an kindlichen oder schiefen Urteile der antiken populären Wissenschaft weitergeschleppt wurden, stand hier der Forscher seinem Objekte wenigstens wissenschaftlich unbefangen gegenüber.

Und wie sehr waren außerdem die ersten Europäer zur genauen Beobachtung gezwungen! Wie sehr kam es ihnen zu statten, daß sie mit den Eingeborenen nicht als Reisende oder Missionare, sondern als Soldaten und Beamte verkehrten! Natürlich sind auch hier die Historiker nach ihrer individuellen Begabung verschieden. Doktrinäre wie Las Casas lernten aus den schlimmsten Erfahrungen nichts. Aber wenn man von diesem und den ersten feuilletonistischen Berichten bei Martyr sowie dem späten Romane des Garcilasso de la Vega absieht (den einzigen Werken übrigens, die sich an die antike Populärphilosophie anlehnten), so ist unter den Arbeiten der ersten Generation keine, die sich nicht durch scharfe Beobachtung und ethnologisch wahrhaftige Schilderung auszeichnete.

Tiefer einzudringen, Probleme der allgemeinen Urgeschichte aufzuwerfen, aus den Zuständen in Amerika Analogieschlüsse auf die Vorgeschichte der europäischen Menschheit zu ziehen, ist freilich nicht die Sache dieser Historiographen. Die amerikanischen Völker bleiben für sie Singularitäten. Schüchterne Ansätze zu Vergleichungen machte bloß in späterer Zeit der kluge Jesuit Joseph de Acosta (? 1539 bis 1599) in seiner *Historia natural y moral de las Indias* (zuerst Sevilla 1590). Im übrigen liegen theoretisch-spekulative Interessen, wie sie die politische Geschichtschreibung der großen Florentiner beherrschen, den Geschichtschreibern der neuen Welt fern. Es sind ausgezeichnete Sammler; aber sie verarbeiten den Stoff nicht historisch.

Sie haben trotzdem auf die allgemeine Historiographie einen großen Einfluß ausgeübt. Erst nach der Entdeckung Amerikas und infolge der Berichte aus der Neuen Welt kommt die Gewohnheit auf, die Geschichten europäischer Völker mit einer ausführlichen Beschreibung von Land und Leuten zu eröffnen. Selbst korrekte Klassizisten

wagten nun diesen Bruch mit der traditionellen Form. Sogar Boethius (S. 172) begann seine schottische Geschichte mit einem Exkurs über Land und Volk und Bembo fügte in seine venezianische Geschichte unorganisch einen Abschnitt über die Völker der Neuen Welt ein. Und statt bloß Gemeinplätze aus der antiken Literatur zusammenzustellen, bemühten sich nun wenigstens die bedeutendern Historiker um ein eigenes Urteil. Das ethnographische Interesse, das durch die Entdeckung Amerikas geweckt worden war, wirkte so auch auf die europäische Geschichte zurück.

Selbstverständlich bezieht sich diese Bemerkung nur auf die humanistische Historiographie. Diese enthält vor 1492 keine ethnographischen Schilderungen. Die Anregung zu solchen könnte an sich auch aus der früheren Geschichtsliteratur stammen. Bereits einzelne antike Historiker außerhalb des humanistischen Kanons hatten ethnographische Exkurse eingelegt und ähnliche Beschreibungen finden sich gelegentlich auch in mittelalterlichen Chroniken. Aber tatsächlich sind diese Anregungen erst benutzt worden, als die Entdeckung Amerikas den Historikern die Augen geöffnet hatte. — Es mag als Parallelerscheinung erwähnt werden, daß gleichzeitig die Ethnographie auch in die klassizistische Epik Einlaß fand (mit der *Araucana* [1569 und 1590] des Spaniers Ercilla [1533 bis 1594]).

Die Einwirkung der Eroberungen in Indien. In ähnlicher Weise wirkten die indischen Entdeckungsfahrten. Auch die Geschichtswerke, die die Umschiffung Afrikas und ihre Folgen behandeln, sind hauptsächlich durch ihre ethnographischen Exkurse von Wert; selbst unbedeutende Stilisten wie der Jesuit Maffei (S. 284) haben durch solche Schilderungen ihren Historien höhere Bedeutung verliehen.

Doch tritt der Einfluß dieser Geschichtschreibung neben dem der amerikanischen zurück. Die Ereignisse waren nicht so wunderbar, das Land nicht so neu. Die romantische Phantasie der Leser kam weniger auf ihre Rechnung. Von Indien und zum Teil auch Afrika wußte man Wahres und noch mehr Falsches schon genug aus ältern Berichten. Mit den Schilderungen der gleichzeitig entdeckten amerikanischen Völkerschaften konnten es die Erzählungen über die indischen Eroberungsfahrten nicht aufnehmen. Sie können deshalb hier nicht im einzelnen besprochen werden.

Entwicklung der „amerikanischen“ Historiographie. Die Entwicklung der Geschichtschreibung über die Eroberung der Neuen Welt vollzog sich in folgender Weise. Den Anfang machten einzelne Relationen, unter denen die Petrus Martyrs als gute Erzeugnisse des feuilletonistischen Humanismus den ersten Platz einnehmen. Es folgten zusammenhängende Darstellungen in freier Form aus der Feder der Teilnehmer selbst oder ihrer Sekretäre, unter denen die Arbeiten Oviedos durch Unbefangenheit des Urteils und genaue Kenntnis des Objekts, die Gómaras durch schriftstellerische Kunst hervorragen. Diese Autoren schrieben noch vom Standpunkte des Praktikers, des Konquistadors aus: ihre Schilderung der Eingeborenen ist weder hochmütig verächtlich noch sentimental. Sie paßten die Form ihrer Erzählung dem Stoffe an: Oviedo stand mit dem Humanismus über-

haupt nicht in Berührung, Gómara machte der klassischen Form nur in wenigen Äußerlichkeiten Konzessionen.

Die Verhältnisse änderten sich, nachdem die Generation, die die Eroberung miterlebt hatte, dahingegangen war. Die Geschichtschreibung der amerikanischen Eroberungen fiel in die Hände der Theologen und Literaten. Die Historiker suchten sich nun der klassischen Form enger anzuschließen. Das ethnographische Interesse verschwand fast ganz. Die Geschichtschreiber standen ihrem Stoffe ähnlich wie die italienischen Humanisten nur noch als Stilisten, im besten Falle als Patrioten gegenüber. Sie benutzten ihre Quellen unkritisch und flüchtig. Statt die Sitten der amerikanischen Völker zu beschreiben, entwarfen sie lieber glänzende, theatralisch ausgeschmückte Bilder der spanischen Heldentaten. Ihr Gesichtskreis verengerte sich. Sie vermochten sich von den Vorurteilen der spanischen theologischen und klassischen Bildung weniger freizumachen als die frühern Historiker. Was mit ihren religiösen und politischen Anschauungen im Widerspruch stand, lehnten sie ohne weiteres als verabscheuungswürdig ab. Weniger befangene Darstellungen wie die Arbeit Sahaguns wurden überhaupt nicht mehr zum Drucke zugelassen.

Literatur: Die Geschichtschreibung über die Entdeckung von Amerika ist noch nie im Zusammenhange behandelt worden. Die einzelnen Autoren, soweit sie damals schon bekannt waren, findet man am besten charakterisiert in W. Robertsons (u. S. 367 ff.) *History of America.* Die Forschung ist seither vielfach über den schottischen Historiker hinausgeschritten; aber man kann nicht behaupten, daß die historiographische Eigentümlichkeit der Quellenautoren von den neueren Geschichtschreibern schärfer erfaßt worden sei. Die quellenkritischen Exkurse, die W. Prescott seinen drei bekannten Werken zur Geschichte der Zeit beigab (der Geschichte Spaniens unter Ferdinand und Isabella, der Eroberung Mexikos und der Eroberung Perus), treffen meist bei weitem nicht so scharf den Kern der Sache. Die gescheite und sorgfältig gearbeitete Abhandlung von Menéndez y Pelayo *Los Historiadores de Colón* (in den *Estudios de Crítica literaria* 2. Serie 1895) befaßt sich leider nur mit dem Teile der Quellen, der sich auf die Geschichte des Kolumbus bezieht.

II. Einzelne Werke.

1. Werke über die Entdeckungen im allgemeinen.

a) Kolumbus.

An die Spitze dieser historiographischen Richtung kann man keinen Geringern als Kolumbus selbst stellen. Die leider nur fragmentarisch erhaltenen Aufzeichnungen des Entdeckers bestehen allerdings aus bloßen Rapporten, nicht einmal eigentlichen Relationen, und können in keiner Weise als ein Geschichtswerk bezeichnet werden (Kolumbus hat seinen Plan, im Zusammenhange über seine Entdeckungen zu berichten, leider nicht zur Ausführung bringen können; die von ihm nach dem Muster Cäsars projektierten *Annalen* sind entweder überhaupt nie geschrieben worden, oder dann frühzeitig zugrunde gegangen). Auch war Kolumbus weder ein Schriftsteller von

Beruf, noch ein tiefer politischer Denker. Was er gibt, sind bloße kunstlose Skizzen.

Aber es sind Skizzen, wie sie ein Meister entwirft. Die ethnographischen Verhältnisse in Westindien sind mit erstaunlicher Schärfe, Nüchternheit und Unbefangenheit betrachtet. Während ihn sein *sozusagen prophetischer Illuminismus, seine Eitelkeit, dank der er die Zahl der entdeckten Länder überschätzte, und seine genuesische abergläubische Schätzung des Goldes* (Menéndez y Pelayo) sonst gelegentlich dazu verleiteten, tendenziöse Angaben zu machen, hielt er sich in seiner Schilderung der Eingeborenen von Übertreibungen frei. Nur da, wo er nicht über Selbsterlebtes berichtet, fiel er leicht Wundergeschichten zum Opfer.

Die Überreste der schriftstellerischen Tätigkeit Kolumbus' sind publiziert bei Fernández de Navarrete, *Colección de los viages y descubrimientos* I (1825). Vgl. A. v. Humboldt, *Examen critique de l'histoire de la géographic du nouveau Continent* (1836) und besonders Menéndez y Pelayo, *Historiadores* 210 ff.

Ein noch wertvolleres Vorbild stellte später für die Geschichtschreibung der neuen Welt der Entdecker des Aztekenreiches auf. Die ausgearbeiteten Relationen, die Hernando Cortés seinem Kaiser aus Mexiko zusandte und die dann zu einem guten Teile durch den Druck allgemein zugänglich gemacht wurden, sind Musterstücke klarer Berichterstattung. Sie sind natürlich trotz ihrer scheinbaren Objektivität ebenso wenig unparteiisch und frei von apologetischer Tendenz wie Cäsars Kommentarien, deren Stil auf den gebildeten Konquistador vielleicht nicht ohne Einwirkung geblieben ist. Aber Cortés ist weniger als der römische Autor durch politisch-militärische Aspirationen absorbiert. Er beschreibt das besiegte Volk, dessen Einrichtungen, Bauwerke, Sitten etc. so eingehend und liebevoll, wie dies nirgends im *gallischen Kriege* der Fall ist.

Die *Cartas de Relación* des berühmten Konquistadors (geboren 1485 zu Medellin, gestorben 1547 zu Castilleja de la Cuesta) wurden zum Teil schon in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts gedruckt; die erste vollständige Ausgabe erfolgte in den *Historiadores primitivos de Indias* I (1852). Dann separat als *Cartas y relaciones* ed. Pascual de Gayangos 1866.

b) Martyr.

Kolumbus gab nur Fragmente. Der eigentliche Begründer der ethnographischen Richtung wurde so Petrus Martyr (S. 232).

Die spanische Regierung hätte mit der Aufgabe, das ausländische Publikum über die amerikanischen Entdeckungen im spanisch offiziösen Sinne zu informieren, kaum einen geschickteren Autor betrauen können, als den mailändischen Literaten. Martyr war kein Historiker großen Stils. Aber er besaß als ein Humanist aus der Schule Äneas Sylvius' und Poggios vielseitige Interessen und verstand unterhaltsam zu erzählen. Er war imstande, die Geschichte der amerikanischen Entdeckungen im Geiste des aufgeklärten italienischen Literatentums zu behandeln.

Die religiöse Seite der Unternehmung war ihm recht gleichgültig. Daß mit der militärischen Eroberung eine eifrige christliche Missionstätigkeit Hand in Hand ging, erwähnt er nur ganz kurz. Die neu aufgefundenen Völkerschaften waren ihm vor allem ein dankbares

Schilderungsobjekt. Ein so guter Feuilletonstoff hatte seit langem keinem Humanisten zu Gebote gestanden.

Und wie wußte er diesen nun auszunutzen! Seine *Dekaden über die Neue Welt* sind als ganzes genommen nichts weniger als ein Kunstwerk. Sie verleugnen in keiner Weise ihren Ursprung aus einzelnen Relationen. Die Fiktion, als wäre das Werk aus einzelnen, nach und nach geschriebenen Briefen zusammengesetzt, ist hier ebensowenig wie im *Opus epistolarum* immer mit Glück durchgeführt. Aber mag auch die Komposition des Ganzen noch so mangelhaft sein — im einzelnen beweist Martyr doch auch hier seine überlegene schriftstellerische Kunst. Mit Geschick ist überall das Wichtigste herausgehoben und die Erzählung komprimiert. Seine Schilderung der westindischen Inseln ist anschaulich, lebendig und vollständig. Er spricht von Fauna und Flora, von den politischen Verhältnissen, den religiösen Gebräuchen und Legenden, den Sitten und der Handwerkskunst der Eingeborenen. Zum ersten Male wird in einem historischen Werke das Leben eines Volkes außerhalb der staatlichen Organisation dargestellt. Wohl legt Martyr mehr als billig auf pikant exotische Eigentümlichkeiten das Hauptgewicht; er war zuerst Autor und dann erst Historiker. Aber der Geschichte erwuchs aus dieser Vorliebe für das ethnographisch Sensationelle geringerer Schaden, als wenn Martyr versucht hätte, die Darstellung politischen oder religiösen Tendenzen unterzuordnen. So wie das Werk vorliegt, verfolgt der Verfasser nur in seinen Bemerkungen über die spanische Kolonialverwaltung eine bestimmte Absicht. Nur in diesen Abschnitten gibt er nicht mehr als eine offiziöse Apologie.

Martyr hat dabei für einen Humanisten recht sorgfältig gearbeitet. Er hielt sich an gute Quellen und stellte deren Angaben umsichtig zusammen. Wunderbaren Berichten gegenüber verhielt er sich in der Regel skeptisch. Eine Ausnahme machte er — bezeichnend genug — nur mit den Angaben, die mit antiken Fabeln Analogien aufzuweisen schienen. Er getraute sich z. B. nicht, den Bericht über eine angeblich nur von Frauen bewohnte Insel schlechtweg zu verwerfen, da doch auch das Altertum von Amazonen erzähle (Dec. I l. II). Er ist überhaupt von den Fehlern der klassizistischen Historiographie nicht ganz frei. Er stilisierte die Berichte über Heldentaten eingeborener Frauen gerne nach dem Muster der altrömischen Heroinen bei Livius. Er faßte Kolumbus mehr als billig als antiken Helden auf. In seine im allgemeinen realistisch gehaltenen Schilderungen der Indianer mischte er auf unpassende Weise falsche Reminiszenzen an die antike Fiktion von einem ursprünglichen goldenen Zeitalter. Aber alle diese Mängel haben doch nicht verhindern können, daß seine Dekaden in ihrer glücklichen Verbindung von Erzählung mit unbefangener ethnographischer Schilderung unter den zeitgenössischen Darstellungen der Entdeckung Amerikas einen hervorragenden Platz einnehmen.

Immerhin gehörte auch sein Werk in der Hauptsache noch der publizistischen Historie an. Das erste Geschichtswerk im vollen Sinne des Wortes verfaßte erst Oviedo.

c) Oviedo.

Gonzalo Fernández de Oviedo y Valdés aus einem alten asturischen Geschlecht (geboren 1478 zu Madrid, zuerst Page des Prinzen Don Juan am Hofe der katholischen Könige, nach dem Tode seines Herrn [1496] im Dienste des Königs von Neapel, später wieder in Kastilien, 1513 als Inspektor der königlichen Goldgießereien in den amerikanischen Kolonien nach St. Domingo gesandt, nimmt mehrfach an Feldzügen gegen die Eingebornen teil, 1535 bis 1545 Gouverneur der Festung von Hispaniola, gestorben 1557 zu Valladolid) wurde in höherem Lebensalter zum Chronisten für Indien ernannt. Er verfaßte als solcher seine *Historia general y natural de las Indias.* Der erste Teil enthält eine naturgeschichtliche Beschreibung der westindischen Inseln (eine erweiterte Bearbeitung des *Sumario de la Natural Historia de las Indias*, das zuerst Toledo 1526 im Drucke erschien; wiederholt in den *Historiadores primitivos de Indias* I [1852]) und eine Geschichte der Eroberung der Inseln. Die zwei übrigen Teile behandeln die Eroberung von Mexiko, Peru und anderer Gegenden in Amerika. Nur der erste Teil wurde zu Lebzeiten des Autors vollständig publiziert (Sevilla 1535); das ganze Werk wurde erst 1851 bis 1855 von Amador de los Rios veröffentlicht. — Vgl. die Einleitung Amadors zu der Ausgabe, Prescott, *Conquest of Mexico* b. IV ch. 8; Menéndez y Pelayo, *Historiadores* 234 ff.

Oviedo verfaßte außerdem noch zwei umfangreiche Werke zur spanischen Geschichte, die sog. *Quincuagenas de la Nobleza de España* (1556 abgeschlossen), mit deren Publikation im Auftrage der spanischen historischen Akademie 1880 Vincente de la Fuente begonnen hat, und die unvollendeten und noch unpublizierten *Quincuagenas dialogales* (in *Batallas* abgeteilt und daher zum Unterschiede von den anderen *Quincuagenas*, mit denen sie öfter verwechselt worden sind, gewöhnlich *Batallas* genannt). Beide Werke tragen stark memoirenhaften Charakter und verbreiten sich hauptsächlich über die (adeligen) Familien und Persönlichkeiten, die in Spanien unter den katholischen Königen und unter Karl V. eine Rolle spielten. Damit verbunden sind zahlreiche kulturhistorische Schilderungen, moralische Expektorationen u. a. m.

Mit Oviedo ging die ethnographische Richtung noch einen Schritt weiter. Sie kam nicht mehr nur in ausführlichen Exkursen neben der Erzählung zu Wort: sie errang sich einen besondern Platz und nahm sogar eine dominierende Stellung ein. Oviedo war zuerst Ethnograph und Naturforscher und dann erst Geschichtschreiber. Aber er faßte trotzdem seine Tätigkeit als eine historische auf, und darum gebührt ihm auch in diesem Zusammenhange eine Stelle.

Oviedo hatte den Vorzug, daß er seinen Stoff als Praktiker kennen gelernt hatte. Er war ein Mann der Tat und Forscher zugleich. Er hatte als Soldat und Staatsmann beobachten gelernt. Er war von der klassizistischen Bildung unberührt geblieben; er *wußte*, wie sein Gegner Las Casas behauptete, *kaum, was Latein sei.* Er folgte keiner Theorie und vertrat keine Tendenz.

Er stand, wie natürlich, auf seiten der Konquistadoren. Aber man kann nicht behaupten, daß er sich als Apologet fühlte. Er versuchte weder die Grausamkeiten der Eroberer zu beschönigen, noch die Eingeborenen gehässig in ein schlechtes Licht zu stellen, wie ihm der Fanatiker Las Casas vorwarf. Er war allerdings zu gescheit, um den doktrinären Theorien des Dominikaners zu folgen. Er lehnte dessen phantastisches Idealgemälde vollständig ab. Aber er betrachtete, wenn ihm schon sentimentale Regungen ganz fern lagen, die

Indier weder mit Haß noch mit Verachtung. Sie erschienen ihm vor allem als ein interessantes naturgeschichtliches Sammelobjekt.

Freilich, auch Oviedo hat nicht ungestraft die literarische Bildung seiner Zeit ignoriert. Wohl stören weder Theorien noch klassizistische Reminiszenzen seine Beobachtung; die wenigen Zitate aus Plinius, die er kannte, konnten keinen Schaden anrichten. Aber seine Darstellung ermangelte dafür auch aller künstlerischen Anlage, beinahe aller Disposition. Er überließ sich bei der Niederschrift seines Werkes vielfach ausschließlich der Ideenassoziation des Augenblicks. Er mischte ungescheut eigene Erlebnisse ein. Er versuchte wohl, seine Materialien unter bestimmte Titel einzuordnen; aber er ließ sie unverarbeitet. Er fügte Kapitel an Kapitel, Buch an Buch, bis schließlich ein Werk entstand, das niemand drucken wollte.

Er war dabei auch nicht kritisch nach Art der Humanisten. Direkt ließ er sich allerdings kaum etwas vormachen. Aber wenn er Berichte anderer wiedergab, fiel er öfter ganz kindlichen Erfindungen zum Opfer. Es zeugt für seine Unbefangenheit, daß er Informationen von verschiedenen Seiten aufnahm (er hat z. B. zum Unterschied von Martyr auch der Kolumbus feindlich gesinnten Tradition Raum gegeben); aber es bezeichnet seinen Mangel an kritischem Sinn, daß er unter seinen mannigfaltigen Nachrichten keine Scheidung vornehmen konnte. Sein Werk ist eine Fundgrube wertvoller historischer Notizen, aber keine historische Darstellung.

d) Las Casas.

Bartolomé de las Casas (geboren 1470 zu Sevilla, Theolog, kommt 1502 nach Amerika, 1510 in St. Domingo zum Priester geweiht, später auf Kuba, von dieser Zeit an eifrig für die Befreiung der Eingeborenen tätig, tritt mehrmals in Spanien gegen die *Repartimientos* auf, von der spanischen Regierung deshalb mit dem Titel eines *Procurador de los Indios* bedacht, gründet 1520 auf dem amerikanischen Festlande [zu Cumaná] eine Ansiedlung, wo die Eingeborenen mit Hilfe von Dominikanern zu friedlichen Bauern und Christen erzogen werden sollten, schließt sich dann, als das Experiment mißlang, gänzlich dem Dominikanerorden an, 1544 zum Bischof von Chiapa in Perú ernannt, von 1547 an wieder in Spanien, gestorben 1566 zu Madrid) beendigt in den Jahren 1552 bis 1561 eine *Historia de las Indias* (von Kolumbus bis 1520), die er nach der Vorrede bereits 1527 begonnen hatte. Sie wurde erst 1875/76 als Band 62 bis 66 der *Colección de Documentos inéditos* gedruckt, aber schon von Herrera (u. S. 301 f.) im Manuskript eifrig benutzt. — Im Anhange zu der Ausgabe in den *Doc. inéd.* sind auch einige Kapitel aus Las Casas' *Historia apologética de las Indias* publiziert, die ursprünglich als Beilage zu der „Geschichte" gedacht war.

Historisch wertlos, aber auf die Beurteilung der Eroberung Amerikas in öffentlicher Meinung Europas von entscheidendem Einflusse war Las Casas' 1542 Karl V. überreichte *Brevísima Relación de la Destruyción de las Indias* (zuerst gedruckt 1552 Sevilla). Eine Abhandlung *De las antiguas gentes del Perú* wurde 1892 von Marcos Jiménez de la Espada als Bd. 21 der *Colección de libros españoles raros ó curiosos* herausgegeben. — Vgl. Prescott, *Conquest of Mexico* b. II ch. 8; Menéndez y Pelayo, *Historiadores* 244 ff.; O. Waltz, *L. C.* 1905; A. M. Fabié, *Vida y Escritos de B. de l. C.* in den *Docum. inéd.* 70/71. Dort auch eine abweichende Redaktion der *Br. Rel.*

Las Casas steht zu seinem Zeitgenossen Oviedo im stärksten Gegensatze. Er ist ein fanatischer Theoretiker, ein vollkommener Doktrinär, der auch aus den schlimmsten Erfahrungen keine Lehre ziehen kann.

Sein ganzes Werk dient einer These: er will beweisen, daß die ursprünglich mit allen Tugenden ausgestatteten, friedliebenden, sanftmütigen Eingebornen in Amerika erst von den Spaniern verdorben wurden. Er erfindet phantastische Angaben über die früher ungemessen große Zahl der Indier (Phantasien, die heute noch in der populären Geschichtsliteratur nachklingen), um der spanischen Brutalität dann einen ganz ungeheuerlichen Rückgang der Bevölkerung zur Last legen zu können. Man kann nicht einmal behaupten, daß sein Werk als Korrektur der übrigen Darstellungen nützliche Dienste leistete. Denn auch Oviedo war z. B. nichts weniger als ein blinder Apologet der Konquistadoren und utopische Schilderungen wie die Las Casas' waren unter allen Umständen geeignet, die ethnographische Forschung in falsche Bahnen zu leiten.

Dabei war Las Casas nicht einmal als Schriftsteller Oviedo überlegen. Oviedo war ein Autodidakt mit allen seinen Fehlern, Las Casas ein mittelalterlich verbildeter Gelehrter. Er war ebensowenig imstande, künstlerisch zu komponieren wie jener. Nur daß er seine Unfähigkeit hinter pedantischen Floskeln versteckte. Er verfügte über eine große Masse toter Gelehrsamkeit und versäumte keine Gelegenheit, den Leser mit Proben seines scholastisch-theologischen Wissens zu belästigen. Er kannte und zitierte zwar einige Humanisten (z. B. Sabellicus); aber der humanistischen Bildung stand er ganz fremd gegenüber.

e) Gómara.

Francisco López de Gómara (geboren um 1510 zu Sevilla, Kaplan in der Familie Hernando Cortés') publizierte 1552 zu Zaragoza seine *Hispania victrix*; *Historia general de las Indias.* Der erste Teil erzählt die Eroberungen und Entdeckungen in Amerika bis 1552; der zweite die Eroberung Mexikos. Das Werk wurde 1553 von der spanischen Regierung verboten; die späteren Ausgaben sind unvollständig. Wiederholt auch in den *Historiadores primitivos de Indias* I (1852). — Vgl. Prescott, *Conquest of Mexico* b. V ch. 7. — Gómara verfaßte außerdem eine *Crónica de los Barbarojos* (herausgegeben im *Memorial histórico español* VI).

Oviedo hatte sich der humanistischen Form nicht angeschlossen, weil es ihm an schulgerechter Bildung fehlte. Bei Gómara lagen die Verhältnisse anders. Er war mit der vollen literarischen Kultur seiner Zeit ausgerüstet. Er hielt sich trotzdem von der Darstellungsweise der humanistischen Historiographie fast gänzlich fern. Er schloß sich nicht der antikisierenden Geschichtschreibung an, sondern schuf sich eine ganz neue Form. Keiner hat wohl so gut verstanden wie er, zugleich das ethnographische Interesse und das Bedürfnis nach künstlerischer Komposition zu befriedigen. Er verweigerte dem annalistischen Anordnungsprinzipe die Gefolgschaft. Ebenso der Gewohnheit, ethnographische und kulturgeschichtliche Erörterungen nur dann in die Erzählung einzulegen, wenn es zu deren Verständnis unbedingt nötig erschien. Er stellte die Eroberung jedes Landes für sich im Zusammenhange dar und fügte jedesmal eine eingehende ethnographische Schilderung des unterworfenen Volkes hinzu. Dabei wußte er sehr wohl den Forderungen nachzukommen, die das gebildete Publikum an seine Autoren stellt. Er verleugnet nirgends seine höhere Bildung. Er

verliert sich nie in die geschwätzige Chronikmanier, sondern hebt mit glücklicher Hand meist nur das Wesentliche heraus. Er behandelte seine Vorlagen intelligent und mit Kritik und fiel nur selten wundersamen Tiergeschichten oder rationalistischen Interpretationen zum Opfer. Er übertrieb in den Charakteristiken, die er von den Eingeborenen entwarf, weder nach der guten noch nach der schlechten Seite. Ebensowenig idealisierte er die spanischen Eroberer. Sprache und Stil sind angenehm durchgebildet; der affektiert einfache Satzbau ermüdet zwar auf die Länge, aber der Ausdruck ist stets präzis und sachlich. Wenn er tadelt, bedient er sich gern und mit Glück der Ironie. Die Auffassung geht nicht tief; aber der Verfasser urteilt immer als verständiger, kluger Mann.

Gómara hätte unter diesen Umständen das klassische Werk über die Eroberung Amerikas durch die Spanier schreiben können, wenn ihn nicht seine abhängige Stellung zu einer nicht gerechtfertigten ungleichen Behandlung des Stoffes genötigt hätte. Er stand im Dienste der Familie Cortés und mußte daher den Taten seines Herrn, d. h. der Eroberung Mexikos, ebensoviel Seiten einräumen, wie allen andern spanischen Unternehmungen in Amerika zusammen. Dadurch wurde nicht nur mancher Teil der Erzählung in ein falsches Licht gerückt (die doch durch die Eroberung Mexikos angeregte Unternehmung Pizarros wird z. B. früher erwähnt als der Zug Cortés'), sondern Gómara mußte sich, wenn er auf Cortés zu reden kommt, wie ein offiziöser Apologet ausdrücken. Alles Licht fällt auf die Person des Eroberers. Nur sein Genie und seine Energie haben das große Werk zu einem glücklichen Ende geführt.

Selbst die Form der Darstellung mußte sich der veränderten Stellung zum Stoffe anpassen. Da der Autor durch sein Dienstverhältnis gezwungen war, die dramatisch-poetische Fiktion, daß der richtige Held seine Erfolge allein eigener Kraft verdanke, Cortés gegenüber auch in der Geschichte zu vertreten, so konnte er nicht vermeiden, Darstellungsmittel der antiken rhetorischen Historiographie anzuwenden. Er legte in seinem zweiten Teile z. B. Reden ein: wie ein antiker Feldherr muß Cortés vor dem Antritte seiner Fahrt seinen Soldaten Mut einflößen, und zwar mit Hilfe eines Gemeinplatzes aus der antiken Populärphilosophie. Glücklicherweise bot schon die wahre Geschichte einen Helden und einen Siegespreis, mit dem es selbst die Erfindungen der Ritterromane nicht aufnehmen konnten. Die glorifizierende Tendenz des Autors hat daher hier weniger Schaden gestiftet als anderwärts: wenn die Historiographen italienischer Kondottieri, um ihre Herren gebührend zu loben, die ärmliche Wirklichkeit mit Hilfe rhetorischer Fiktionen zu phantastischen Theaterszenen umwandeln mußten, so hatte bei dem Stoffe, den Gómara behandelte, die Märchenwelt selbst Realität gewonnen.

Trotzdem ist gerade diesem Werke das eigentümliche Schicksal widerfahren, daß seine individualistisch-heroische Stilisierung von der in der Darstellung nur als Staffage behandelten *Masse* nicht ohne Protest hingenommen wurde.

Der Capitan Bernal Díaz del Castillo (geboren 1492 zu Medina del Campo, von 1514 an in Amerika, kämpft in Darien, Yucatan, Florida etc., vor allem aber in Mexiko unter Cortés, gestorben um 1581), der auf einer Encomienda in Guatemala von den Strapazen des mexikanischen Feldzuges ausruhte, fühlte sich durch Gómaras Werk, *das Ruhm und Preis allein dem Marqués Hernando Cortés erteilt und keinen unserer tapfern Hauptleute und braven Soldaten erwähnt* (c. 18 der alten Ausgabe), zu einer Gegenschrift, einer *wahrhaften* Beschreibung der mexikanischen Expedition wogen, in der der Standpunkt der Armee zur Geltung kommen sollte (*Verdadera historia de los sucesos de la conquista de la Nueva-España.* Beendigt im Jahre 1568; zuerst gedruckt [stark verändert] Madrid 1632, wiederholt in den *Historiadores primitivos de Indias* II [1853]; erste Ausgabe nach dem Autograph 1904 von Genaro García). — Vgl. Prescott, *Conquest of Mexico* b. V ch. 7; González Obregón *B. D. d. C.* 1894.

Bernal Díaz del Castillo hat eines der lebensvollsten Werke der militärischen Memoirenliteratur geschaffen, das wir kennen. Seine Erzählung macht uns wie keine andere mit der Mannschaft der Konquistadoren bekannt. Sie ist als Quelle unschätzbar. Aber in einer Geschichte der Historiographie kann sie nur kurz erwähnt werden. Díaz ist für einen Soldaten kein schlechter Schriftsteller. Wenn er auch öfter unwichtige Dinge breit erzählt, häufig abschweift, die Sprache nicht immer korrekt handhabt und sich allzugern seiner Heldentaten rühmt, so erzählt und beschreibt er doch außerordentlich lebendig und anschaulich. Aber die Ereignisse, von denen er berichtet, historisch zu würdigen, ist ihm natürlich nie in den Sinn gekommen. Sein Werk gehört nicht der Geschichte, sondern der Gattung der militärischen Memoiren an, die sich gerade in Spanien besonders stark entwickelt hat (vgl. o. S. 237 ff.).

f) Herrera.

Antonio de Herrera y Tordesillas (geboren 1549 zu Cuellar, zuerst im Dienste Vespasiano Gonzagas, Herzogs von Mantua, der später zum Statthalter von Navarra ernannt wurde, gestorben 1625 zu Madrid) wurde nach dem Tode seines ersten Gönners von Philipp II. zum Historiographen von Indien gewählt. Er verfaßte als solcher sein Hauptwerk, die *Decades ó Historia general de los hechos de los Castellanos en las islas y tierra firme del Mar Oceano*, gewöhnlich *Historia general de las Indias Occidentales* genannt, eine Geschichte der neuen Welt von der Entdeckung durch Kolumbus an bis zum Jahre 1554. Erste Ausgabe der vier ersten Dekaden Madrid 1601, der übrigen vier 1615. — Vgl. Prescott, *Conquest of Mexico* b. III ch. 9.

Herrera hatte bereits früher eine *Historia de Portugal y conquista de las islas de los Azores* (1582 f.) verfaßt, erschienen Madrid 1591. Über weitere historische Werke vgl. L. Wachler, *Gesch. der hist. Forschung* I, 533.

Auch Gómaras Geschichte war noch zu selbständig und persönlich gehalten, als daß sie den Anforderungen des literarisch gebildeten Publikums hätte Genüge tun können. Es fehlte noch das Werk, in dem die Geschichte der Entdeckungen nach dem Schema der humanistischen Historiographie dargestellt worden wäre. Diese Lücke füllte Herrera aus.

Seine historiographische Bedeutung beruht so gut wie ausschließlich auf dieser formalen Eigentümlichkeit. Man kann ihn am ehesten mit Historikern wie Sabellicus oder Mariana zusammenstellen. Er darf wie diese auf das Verdienst Anspruch erheben, daß er einen großen historischen Stoff zum ersten Male zusammengefaßt und nach den Regeln der klassizistischen Historiographie bearbeitet hat. In jeder andern Beziehung steht er hinter seinen Vorgängern zurück.

Die Disposition seines Werkes ist ganz unglücklich. Er übertrug das Prinzip der annalistischen Gliederung sogar auf die Geschichte

der Entdeckungen, wo es weniger angebracht war als irgendwo sonst. Die humanistischen Stadtannalisten hatten es wenigstens mit einem einfachen Stoffe zu tun; Guicciardini hatte wenigstens Ereignisse zu erzählen, die gegenseitig aufeinander einwirkten. Herrera berichtete von Expeditionen, die meistens untereinander überhaupt keinen Zusammenhang besaßen. Er hielt trotzdem an der annalistischen Methode fest und warf nun die verschiedenartigsten Begebenheiten durcheinander. Auf ein Fragment über Las Casas' projektierte Gründung in Cumaná läßt er z. B. eins über die Abfahrt Cortés' folgen; daran schließt sich eine Notiz über die Zurüstungen zu der Reise Magelhaens' (Dec. II l. 4).

Herrera arbeitet auch sonst genau nach den humanistischen Vorschriften. Er malt gerne aus und erweitert Aussprüche, die in den Quellen nur angedeutet sind, zu großen Reden. Unästhetische Details werden umschrieben: statt wie die Quellen eine bestimmte Geldsumme zu nennen, spricht er etwa nur von einer *cuantidad necesaria.* Er nennt seine Vorlagen nirgends mit Namen.

Als Kritiker blieb er wie die andern auf halbem Wege stehen und verwarf nur das grob Unwahrscheinliche. Die ethnographischen Schilderungen seiner Vorlagen werden bei ihm, im Gegensatz zu seiner sonstigen Manier, meist stark gekürzt. Für die Kultur der Eingeborenen besaß er kein Interesse mehr. Er betrachtete die Besonderheiten der amerikanischen Völkerschaften nur als Abweichungen von den allein richtigen europäischen und christlichen Begriffen. Der skeptische Italiener Martyr hatte die Erzählungen, die ihm als Schöpfungslegende westindischer Stämme mitgeteilt wurden, ausführlich mitgeteilt; Herrera nimmt auf diese Sagen nur mit verächtlicher Kürze Bezug: *Lassen wir diese und viele andere falsche Behauptungen (ignorancias); wir wissen ja, daß wir alle von Adam und Eva abstammen und daher müssen die Indier auch von uns abstammen* (Dec. I l. I c. 6). Verzeihlicher ist es, daß Herrera als offizieller Chronist über politische Maßregeln stets vom Standpunkte der spanischen Regierung aus urteilte.

Trotz dieser Mängel hat Herreras Werk sich seiner bequemen Vollständigkeit halber lange Zeit als Autorität erhalten. Er schuf die Vulgata für die Tradition über die Geschichte der Entdeckungen. Noch heute leben Kolumbus und die übrigen Entdecker beim großen Publikum in der Gestalt weiter, die sie in Herreras *Dekaden* erhalten haben.

Noch enger schloß sich wenn möglich an die klassische Form ein Spezialwerk an, das nach Herrera geschrieben wurde, die *Eroberung Mexikos* von Antonio de Solís. Der Autor, der wie Herrera Historiograph für Indien war, wurde zu seinem Thema nur durch ästhetische Rücksichten geführt. Die Geschichte der Eroberung Mexikos erschien ihm als ein *argumento de historias grandes*, reich an gefeierten Heldentaten und wunderbaren Schicksalsfügungen. Dieser dankbare Stoff war, meinte er, bei Herrera der annalistischen Anordnung wegen nicht recht zur Geltung gekommen.

Solís durfte sich als Stilist seinem Vorgänger wohl überlegen fühlen. Er beherrscht seine Kunst vollkommen. Die Kapitel sind gewandt abgerundet, die-

Sprache ist wohlklingend; geschickt aufgeputzte Sentenzen, hübsche Vergleichungen, glatte Reden unterbrechen die Erzählung in angemessenen Abständen. Seine Geschichte ist wie ein Drama angelegt; Cortés ist ein Romanheld ohne Furcht und Tadel. Historischen Wert besitzt sein Buch freilich nicht. Es teilt alle Fehler der humanistischen Historiographie — die rhetorische Stilisierung, die unerlaubte Ausmalung, die Unterdrückung technischer Details, die unkritische Benutzung der Quellen, die falsch idealistische Psychologie und es kommt noch dazu, daß Solís seinem Stoffe viel verständnisloser gegenübersteht als die meisten älteren Humanisten dem ihrigen. Er ist ein fanatischer Orthodoxer und Absolutist. Für die mexikanische Kultur und den selbständigen Geist der Konquistadorenmannschaft hat er keinen Sinn. Für alles, was von den Anschauungen der zeitgenössischen spanisch-absolutistischen und rechtgläubigen Regierungspolitik abweicht, hat er nur Worte bitterer Verachtung. Er hat so seine Figuren noch stärker travestiert als etwa die italienischen Humanisten, die einen Kondottiere als Hannibal darstellten. Es ist kein Wunder, daß sein Buch unter diesen Umständen in Spanien von Anfang an für ein klassisches Geschichtswerk erklärt wurde.

Antonio de Solís (geboren 1610 zu Alcalá de Henares, Literat, Sekretär des Vizekönigs Graf von Oropesa, 1666 zum Priester geweiht, gestorben 1686) wurde 1661 zum Sekretär der Königin-Mutter und zum Historiographen für Indien gewählt. Er verfaßte als solcher seine *Historia de la conquista de Méjico, población y progresos de la América septentrional*, zuerst Madrid 1684; dann sehr häufig, auch in den *Historiadores de sucesos particulares* II (in der *Bibliot. de Aut. Españ.* 28). — Vgl. Prescott, *Conquest of Mexico* b. VI ch. 8.

2. Werke über einzelne Staaten und Landschaften.

Diesen zusammenfassenden Darstellungen stehen zahlreiche Relationen und Monographien über einzelne Expeditionen zur Seite. Ihr historiographischer Wert ist meist nicht groß. Der Geschichtschreibung gehören sie nur soweit an, als sie über Staaten handeln, in denen sich bereits vor der Ankunft der Europäer Ansätze zu einer historischen Tradition gebildet hatten, d. h. über Peru und Mexiko. Besonders die Geschichte des Inkareiches wurde eifrig bearbeitet.

Ein Werk war dabei von besonderem Glücke begünstigt. Es war schon an sich ein merkwürdiger Zufall, daß das Inkareich nachträglich noch seine humanistische Landesgeschichte erhielt, in der die patriotische Legende einheitlich zusammengefaßt wurde. Aber der Bearbeiter, Garcilasso de la Vega, der für das alte Peru etwa das leistete, was Boethius für Schottland, verfügte dazu noch über eine Kraft der Phantasie, die ihn die blassen Bilder der europäischen Humanisten, weit in den Schatten stellen ließ. Seine Geschichte des Inkareiches hat auf die Poesie und die Spekulation der europäischen Nationen eine so große Wirkung ausgeübt, wie kein anderes humanistisches Geschichtswerk.

a) Peru.

1) Kleinere Werke.

Zuerst handelte eingehend über das alte Peru Pedro Cieza de León (geboren um 1519 wahrscheinlich zu Llerena, von 1534 an in Amerika, kämpft unter den Konquistadoren, gestorben um 1560 zu Sevilla, wohin er, wie es scheint, um 1550 zurückgekehrt war.) Seine groß angelegte *Chronik Perus*, von der lange nur ein kleiner Teil bekannt war, enthält in ihrem ersten Teile eine tüchtige Schilderung von Land und Leuten und eine Topographie und Ethnographie des alten Peru (*La primera parte de la Crónica del Perú*, begonnen 1541, beendigt zu Lima 1550,

zuerst gedruckt Sevilla 1553, auch in den *Historiadores primitivos de Indias* II [1853.]. Der zweite Teil gibt eine gute Geschichte und Beschreibung des Inkareiches nach den Schilderungen der Eingeborenen (herausgegeben 1880 von M. Jiménez de la Espada als *Segunda parte de la Crónica del Perú* in der *Biblioteca Hispano-Ultramarina*). Von den späteren Büchern über die Eroberung ist publiziert nur das 3. Buch des 4. Teiles, das von Jiménez de la Espada unter dem Titel *Tercero libro de la guerras civiles del Perú* 1877 ebenfalls in der *Bibliot. Hisp.-Ultr.* herausgegeben wurde. — Vgl. Prescott, *Conquest of Peru*, am Schlusse des 1. Teils, wo Ciezas 2. Teil als Werk des Präsidenten Juan de Sarmiento besprochen wird, und b. IV ch. 9; L. Contzen, *Die Historiographen der Conquista I.: Cieza de León und Inca Garcilasso de la Vega* 1891.

Kürzer, wenn auch keineswegs schlechter handelte über die Zustände in Peru vor Pizarro Agustín de Zárate, der 1543 als kastilianischer Rechnungsrevisor (*contador de mercedes*) mit dem Vizekönig Blasco Nuñez nach Peru geschickt wurde. Er ist theologisch weniger befangen als Cieza de León. Seine *Historia del Descubrimiento y Conquista de la provincia del Perú* (zuerst Antwerpen 1555; auch in den *Historiadores primitios de Indias* II; das Original durchlief vor dem Drucke die Zensur Florián de Ocampos [S. 224], das Autograph Zárates befindet sich noch in Simancas: Prescott, Appendix 14) ist im übrigen hauptsächlich der Eroberung und den darauf folgenden Bürgerkriegen bis zur Pazifikation unter Gasca gewidmet. — Vgl. Prescott, *Conquest of Peru* b. V ch. 4.

Nach Art der europäischen Königsannalen erzählte ferner Pedro Sarmiento de Gamboa (geboren um 1530 zu Alcalá de Henares, Soldat, kämpft ungefähr von 1555 an in der neuen Welt, ungefähr von 1557 an in Peru; später als Seefahrer berühmt, gestorben nach 1592) die Geschichte des Inkareiches.

Er verfolgte mit seinem Werke eine bestimmte Tendenz. Seine auf Anregung des Vizekönigs von Peru D. Francisco de Toledo, verfaßte, 1572 Philipp II. überreichte Geschichte des Inkareiches, die ursprünglich den zweiten Teil einer (ungeschrieben gebliebenen) *Historia general llamada Indica* bilden sollte (zum ersten Male herausgegeben von R. Pietschmann in den *Abhandlungen der Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen, phil.-hist. Klasse* N. F. Bd. 6 Nr. 4 [1906]) sollte den Nachweis leisten, daß die Spanier von Peru rechtmäßig Besitz ergriffen hätten, insofern die Inkas Eindringlinge und illegitime Tyrannen gewesen und nur durch Gewalt zur Herrschaft gekommen seien. Sarmiento ist dadurch aber, wie es scheint, nicht daran gehindert worden, die Tradition der Eingeborenen getreu wiederzugeben. Seine Darstellung beruht auf einer vom Vizekönig angeordneten Enquete, und er ließ sich seine Angaben von Eingeborenen offiziell bestätigen. Stärker scheint für die Authentizität seiner Aufzeichnungen zu sprechen, daß auch offenkundige Widersprüche nicht getilgt sind. Sarmiento ist im übrigen ein unbedeutender Schriftsteller und seine Kritik bleibt an der Oberfläche haften. — Vgl. Pietschmann in den *Gött. Gelehrt. Anzeigen* 1909 S. 151 ff.

2) Garcilasso de la Vega.

Garcilasso de la Vega, der Sohn eines Spaniers und einer eingeborenen Mutter aus königlich peruanischem Geschlechte, daher *Inka* zubenannt (geboren 1540 zu Cuzco, von 1560 an in Spanien, Soldat, später Literat, gestorben 1616 zu Córdoba, wo er sich in seinen späteren Jahren beständig aufgehalten hatte) verfaßte *Comentarios reales que tratan del origen de los Incas* etc. Zwei Teile: der erste behandelt die Geschichte des Landes unter den Inkas, der zweite die Eroberung durch die Spanier. Der erste Teil erschien zuerst Lissabon 1609, der zweite Córdoba 1617. Vgl. Prescott, *Conquest of Peru* b. II ch. 4; Contzen (o. unter Cieza); Menéndez y Pelayo, *Orígenes de la Novela* I (1905), 390 ff.

Garcilasso verfaßte außerdem *La Florida del Inca. Historia del Adelentado Hernando de Soto, gobernador y capitan general del reyno de Florida* (Lissabon 1605).

Bei Herrera hatte die humanistische Manier auf die Disposition des Stoffes und die Verarbeitung der Quellenberichte einen schäd-

lichen Einfluß ausgeübt. In einem anderen Falle wirkte die antike Schulbildung noch viel tiefer und viel gefährlicher ein. Der *Inka* Garcilasso de la Vega verdankt es ihr, wenn seine Schilderung des alten Inkareiches beinahe zu einem lehrhaften Staatsromane wurde. Garcilasso erfand sich mit Hilfe antiker populär-philosophischer Konstruktionen wie Naturrecht, natürliche Vernunft u. dgl. ein Utopien, das dann allerdings gerade wegen seiner Mängel im 17. und 18. Jahrhundert eine große Popularität gewann, wissenschaftlich genommen aber gegenüber den älteren Darstellungen einen Rückschritt bedeutete. Sogar das viele wertvolle Material, das sich bei ihm aufbewahrt findet, ist durch die klassizistische Einrahmung beinahe der historischen Forschung entzogen worden.

Garcilasso widmet der Ethnographie einen größeren Raum als die meisten früheren Historiker. Aber er schildert das alte Inkareich nicht mehr als fremder unabhängiger Beobachter. Bei ihm spricht der Patriot. Er war eine merkwürdige Doppelnatur. An dem Ruhme der mütterlichen Ahnen war ihm ebensoviel, wenn nicht noch mehr gelegen, als an der Ehre des spanischen Namens und der Ausbreitung des katholischen Glaubens.

Er hatte vor den spanischen Bearbeitern, die vor ihm über das alte „Peru“ geschrieben hatte, die Kenntnis der Landessprache und mancher Familientraditionen voraus. Er war auch ein fleißiger und gewissenhafter Arbeiter, zog mündliche und schriftliche Quellen eifrig zu Rate und war einer absichtlichen Fälschung nicht fähig. Aber er stand noch auf der Stufe des Wilden oder des Kindes, die Wahrheit und Lüge nicht unterscheiden und sich vor ihren eigenen Phantasiegebilden fürchten können. Er schrieb in patriotischem Eifer und ohne Kritik. Er wollte das Reich der Inka zu einem Idealstaate machen, wie ihn die gebildete Philosophie der Zeit träumte. Er schenkte den Legenden über die Herrlichkeit des alten Reiches, die er in seiner Jugend hatte erzählen hören, unbedingten Glauben. In der langen Zeit zwischen Erzählung und Niederschrift ließ dann seine schon früh mit antiken Vorstellungen befruchtete Phantasie die sagenhaften Erinnerungen seiner Kinderzeit zu einem vollständigen Gemälde auswachsen. Eine Phantasie von solcher Lebendigkeit und Fülle, daß heute noch jeder harmlose Leser an den aufgeklärten Sonnenstaat glauben wird. Sogar die Einrichtungen und Begebenheiten, die bei Garcilasso selbst mit diesem Idealbilde im Widerspruch stehen, vermögen diesen Eindruck nicht aufzuheben. So stark ist die Suggestionskraft des gläubigen Erzählers.

Wahrheit und Dichtung haben bei ihm, ohne daß er sich dessen bewußt ist, einen Bund geschlossen: neben der realistischen anschaulichen Schilderung von Dingen, die er selbst noch gekannt hat, stehen unvermittelt Phantasien über einen imaginären weisen Priesterstaat.

Und wie die Auffassung ein Kompromiß ist zwischen dem Inkareiche der Wirklichkeit und der Republik Platos, so ist die Form der

Darstellung ein Mittelding zwischen der ethnographischen Methode Oviedos oder Gómaras und der Annalistik der Brunischule.

Garcilasso stand auch als Stilist ganz unter dem Einflusse der antiken Bildung. Er legte sein Werk nach dem Muster der Humanisten in Annalenform an. Er gibt eine fortlaufende Königsgeschichte von dem angeblichen Gründer der Dynastie (Manco Capac) an — ebenso schematisch mit Schlachtenschilderungen ausgefüllt und ebenso glaubwürdig wie die analogen Partien bei Livius oder Buchanan. Nur um den Leser nicht zu ermüden (vgl. l. II c. 9), machte er der Ethnographie wenigstens die eine Konzession, daß er die korrekte Erzählung der Regierungsperioden ohne inneren Grund von Zeit zu Zeit durch lange kulturhistorische Exkurse unterbricht. Geschichte und Beschreibung sind so bei ihm willkürlich durcheinander geschüttelt — ein unglücklicher Versuch, die humanistische Anordnung nach Jahren mit der ethnographischen Natur des Stoffes zu vereinigen.

Bedeutend und einflußreich war übrigens nur der erste Teil der *Comentarios reales*, der Teil, der die Schilderung des Inkareiches enthält. Der zweite, der die Kämpfe der Spanier in und um Peru behandelt, ist eine bloße Kompilation aus früheren Darstellungen, vermehrt um einige Jugenderinnerungen und Wachtstubentraditionen. Er besitzt historiographisch keine selbständige Bedeutung.

In ähnlich apologetischem Sinne, aber ohne Garcilasso *an Schönfärberei und Dreistigkeit der Abrede zu erreichen*, beschrieben zwei Abkömmlinge einheimischer Regentengeschlechter, die früher unter den Inka gestanden hatten, die Geschichte Perus. Ihre Werke unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von den *Comentarios reales*, daß ihre Verfasser erstens nicht die Bildung Garcilassos besassen und zweitens nicht vom Standpunkte der alten Zentralregierung, sondern von dem ihrer Provinz aus urteilten. Der eine war Felipe Guaman Poma de Ayala, dessen 1613 geschriebene *Nueva Corónica y Buen Gobierno* (des alten und neuen Perus) 1645 Philipp III. überreicht wurde (Pietschmann in den *Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen*, Phil.-hist. Klasse 1908, 637 ff.). Der andere war Joan de Santacruz Pachacuti Yamqui aus einem Häuptlingsgeschlechte der Colla im südlichen Hochlande von Peru, der 1613 oder 1620 eine *Relación de Antigüedades deste reyno del Pirú* verfaßte (herausgegeben von M. Jiménez de la Espada in den *Tres Relaciones de Antigüedades Peruanas* 1875). Beide Autoren schreiben ein ungelenkes, mit indianischen Brocken untermischtes Spanisch. Von der europäischen Bildung sind sie so gut wie unberührt.

b) Mexiko.

Das alte Aztekenreich war weniger vom Glücke begünstigt. Unter den Nachkommen der einheimischen Herrscher fand sich kein Garcilasso de la Vega. Und das Werk, das der gewissenhafte Franziskanermissionar Bernardino de Sahagun (aus dem spanischen Orte gleichen Namens, von 1529 an in Mexiko, gestorben daselbst 1590) über die Geschichte des Landes verfaßte (*Hist. general de las cosas de Nueva España*) wurde zunächst nicht publiziert.

Sahagun schrieb seine Arbeit zuerst in mexikanischer Sprache, fertigte dann aber selbst eine spanische Übersetzung an. Das druckfertig hinterlassene Werk wurde zuerst 1829 in Mexiko und 1830 im 6. Bande der Sammlung Lord Kingsboroughs (*Antiquities of Mexico*) veröffentlicht. Die ersten 11 Bücher behandeln das alte Aztekenreich, das 12. die Eroberung durch die Spanier. Besonders ausführlich sind die religiösen Verhältnisse besprochen. Vgl. Prescott, *Conquest of Mexico* b. I ch. 3.

Sahaguns Werk wurde schon frühzeitig von Torquemada ausgenützt, dem Provinzial des Franziskanerordens, der um 1550 nach Mexiko kam. Er schuf daraus und aus anderen Werken seine *Monarchía Indiana* (Sevilla 1615). Torquemada überlud im übrigen seine Darstellung mit viel wüster Gelehrsamkeit, wie er denn auch für nötig hielt, seine Beschreibung des alten Mexiko mit der Erschaffung der Welt beginnen zu lassen. — Vgl. Prescott, *Mexico* b. I ch. 2.

C. Die Begründung der modernen gelehrten Geschichtschreibung.

I. Allgemeines.

Die Reaktion gegen den Humanismus. Um die Wende des 16. Jahrhunderts setzte in den meisten Ländern eine Reaktion gegen den Humanismus ein. Zum erstenmal in der modernen Zeit fing die wissenschaftliche Forschung an, die Geltung überlieferter Autoritäten prinzipiell in Zweifel zu ziehen.

Noch die Humanisten waren von der populären Vorstellung ausgegangen, daß die „Wahrheit" in der Hauptsache bereits in den Schriften der Vergangenheit enthalten sei und nur bisher nicht an der richtigen Stelle gesucht oder dann mißverstanden worden sei. Sie unterschieden sich nur dadurch von ihren Gegnern, daß sie die Kirchenväter und den scholastischen Aristoteles durch die antike, d. h. in der Hauptsache durch die alexandrinische römische und griechische Literatur zu ersetzen versuchten. Als Historiker hatten sie zu den römischen Autoren als Muster aufgesehen. Sie hatten ihre Methode Livius, Sueton oder Cäsar nachgebildet und die Berichte antiker Geschichtschreiber auf ihre Richtigkeit nicht zu kritisieren gewagt.

Dieses Abhängigkeitsverhältnis blieb nun zwar im ganzen und großen noch lange bestehen. Definitiv hat ihm, was die Geschichtschreibung betrifft, erst die Aufklärung ein Ende bereitet. Aber schon vorher hatte sich eine große Schule die Anregungen der modernen Philosophie und Naturwissenschaft, wie sie Descartes und Galilei inauguriert hatten, zunutze gemacht. Seitdem die naturwissenschaftliche Forschung das Experiment an die Stelle überlieferter Meinungen und fremder Beobachtungen gesetzt hatte, fühlte sich auch ein Teil der ernsthaften Geschichtsforscher bewogen, die traditionellen geschichtlichen Tatsachen systematischer und exakter als bisher geschehen, auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. Man begann gewissenhafter als bisher auf die ältesten Quellen, gleichsam auf die Natur selbst, zurückzugehen und spätere Ansichten, gleichsam die Schulautoritäten, auf die Seite zu schieben. Man begann schärfer als bisher Unterschiede zwischen den historischen Zeugnissen zu machen, verschiedene Grade von Zuverlässigkeit festzustellen. Man begann zugleich der antiken ästhetischen Doktrin den Krieg zu er-

klären und Geschichtswerke nicht mehr mit einem Maßstab zu messen, der höchstens für die Beurteilung literarischer Kunstwerke zulässig war.

Gegensatz der neuen Richtung in Frankreich zu der Blondusschule. Ähnliches hatte allerdings schon die Blondusschule erstrebt. Aber diese war nicht nur in Italien durch die Gegenreformation ihrer Freiheit beraubt worden und hatte außerhalb Italiens in der Regel der patriotischen Legende starke Konzessionen machen müssen, sondern ihre gelehrte Arbeit hatte stets etwas Dilettantisches und Willkürliches behalten. Allzuoft hatten ihre Jünger ihre Untersuchungen auf ein unsicheres Fundament, auf einen mangelhaft hergestellten Text oder auf eine ungenügende philologische Interpretation der Quellen aufgebaut. Auch fehlte ihren Forschungen die Kontinuität. Die wissenschaftliche Arbeit war nicht organisiert. Was einzelne bedeutende Forscher geleistet, blieb auf die Entwicklung der Studien ohne Einfluß. Die neuen Wege, die Calchi einschlug, haben in der italienischen Geschichtschreibung ebensowenig tiefere Spuren hinterlassen, wie die Untersuchungen Beatus Rhenanus' in der deutschen. Es fehlte nicht nur an Anstalten, um die Methode fortzupflanzen. Die Methode selbst war nicht systematisch ausgebildet. Wenn einzelne Forscher, rein empirisch vorgehend, gelegentlich halb unbewußt die richtige Methode trafen, so konnte dies den Mangel einer ordentlichen wissenschaftlichen Ausbildung nicht ersetzen.

Es ist natürlich nicht möglich, zwischen den Begründern der neuen gelehrten Richtung und den Nachzüglern der Blondusschule eine scharfe Grenzlinie zu ziehen. Die neue Methode der historischen Forschung unterscheidet sich prinzipiell zu wenig von der alten, als daß die Anhänger der beiden immer auseinandergehalten werden könnten. Auch außerhalb Frankreichs finden sich besonders in Italien und England um die Wende des 16. Jahrhunderts bemerkenswerte Ansätze zu einer gründlicheren Prüfung der historischen Tradition. Aber im allgemeinen kann doch kein Zweifel daran bestehen, daß die moderne gelehrte Geschichtsforschung im 17. Jahrhundert in Frankreich gegründet worden ist, und daß sie hier ihre Pflege vor allem den Ordensgesellschaften verdankt, unter denen dann wieder die Mauriner die erste Stelle einnehmen. Nirgends sonst sind die Prinzipien der neuen gelehrten Forschung so planmäßig durchgeführt und auf die Geschichtschreibung angewendet worden, wie im Lande und unter der Generation Mabillons und Tillemonts. Es ist ja auch an sich durchaus normal, daß die ernsthafte gelehrte Geschichtschreibung im 17. Jahrhundert ihre eifrigste Pflege in Frankreich fand, in dem Lande, dem damals die Führung im Kulturleben Europas zugefallen war. Die humanistische Historiographie war auch nicht zufällig in Italien und Florenz gegründet worden.

Die neue Richtung unterschied sich zunächst vor allem von ihren Vorgängern durch die sorgfältige und systematische Pflege der Hilfswissenschaften. Chronologie, Diplomatik, Paläographie, Lexikographie und Epigraphik sind von ihr, wenn auch nicht eigentlich gegründet,

so doch zum ersten Male in großem Umfange und systematisch bearbeitet worden. Zum ersten Male wurde ferner der Versuch gemacht, die Quellen über bestimmte Abschnitte der Geschichte vollständig zu sammeln. Zum ersten Male war der Historiker in die Lage versetzt, das Material über gewisse Perioden zu übersehen, das Echte vom Falschen nach methodischen Grundsätzen zu scheiden, die Texte philologisch exakt zu interpretieren.

Die zweite Hauptneuerung war, daß man mit den Konzessionen an die humanistische oder ästhetische Geschichtschreibung vollständig brach.

Die früheren gelehrten Historiker hatten in der Regel eine schwankende Haltung eingenommen. Sie hatten ihre trockenen Quellenauszüge mit Reden verbrämt, wie Blondus es tat, oder den Text ihrer Urkunden aus stilistischen Rücksichten umgemodelt wie Sigonius, oder alte und neue Sagen mit urkundlichen Tatsachen in verwirrenden Zusammenhang gebracht wie Tschudi. Fast alle hatten ihre gelehrten Vorarbeiten im Texte nach Möglichkeit zu verbergen gesucht. Sie sprachen wohl gerne in Romanphrasen von alten Chroniken und Urkunden, die sie herangezogen hätten; aber sie unterließen es, ihre Angaben im einzelnen zu belegen, ihre Quellen genau zu zitieren. Selbst gewissenhafte Gelehrte wie Zurita, die eine Kontrolle nicht zu scheuen brauchten, führten die Autoritäten, die sie ihren Darstellungen zugrunde legten, nur ausnahmsweise mit Namen an. Eine andere Methode befolgten nur die theologischen Historiker, die in der dogmatischen Polemik an genaues Zitieren der Belegstellen gewöhnt worden waren und diese Gewohnheit in der Kirchengeschichte um so weniger aufgeben konnten, als ihre Werke polemischen Zwecken dienten und sie ihre Behauptungen daher beweisen mußten.

Bei den gelehrten Geschichtschreibern des 17. Jahrhunderts wurde die Gewohnheit, genau zu zitieren, zu einer festen Regel. Der Vorgang der konfessionellen Kirchengeschichtschreibung war dafür übrigens sicherlich nicht ohne Bedeutung. Die Geschichtschreiber waren ja in ihrer Mehrzahl Geistliche und an den Werken eines Baronius u. a. geschult. Die gelehrten Laien anderseits wurden in Frankreich meist durch rechtshistorische Interessen zur Geschichte geführt und hielten sich an das Muster juristischer Argumentation. Jedenfalls kamen beide nicht vom Humanismus her. Sie fühlten nicht das Bedürfnis, ihr Material der klassizistischen Doktrin zuliebe ästhetisch zu arrangieren. Ihnen lag nichts daran, den Schein literarisch freier Form aufrecht zu halten. Obwohl ihre historischen Darstellungen mehr sein sollten als bloße Nachschlagewerke, so war doch in Tat und Wahrheit die lexikographische Anlage ihr Ideal. Ihre Prätensionen gingen in der Regel nicht weiter, als die gute Überlieferung vollständig und klar wiederzugeben; den historischen Stoff geistig oder künstlerisch zu verarbeiten, lag nicht in ihrer Absicht.

Historiographische Bedeutung der Richtung. Ihre darstellenden Werke haben daher, historiographisch genommen, keine große Be-

deutung. Was die Mauriner und ihre Geistesverwandten als Gelehrte und Lexikographen geleistet, ist vielfach noch für die moderne Forschung von großem Wert. Aber als Geschichtschreiber nehmen sie keinen hohen Rang ein. Nicht nur begnügte sich ihre Kritik in der Regel damit, die echten von den falschen Dokumenten auszuscheiden, die ältere Überlieferung gegenüber der jüngeren zur Geltung zu bringen und stellte sich kaum je die Frage, ob der in einer echten Urkunde bezeugte Rechtsakt denn auch wirklich vollzogen, ob die Aussagen zeitgenössischer Quellen nicht bestimmten Tendenzen zuliebe erfunden sind. Nicht nur lebten sie des naiven Glaubens, daß die gute Überlieferung, d. h. die relativ besten Zeugnisse mit der historischen Wahrheit schlechtweg identisch seien. Sondern es fehlten ihnen vor allem historische (soziologische) Gesichtspunkte. Die Tatsachen der Geschichte hingen ihnen nur äußerlich — chronologisch, genealogisch — zusammen. Sie gaben bloß geschichtliche Repertorien. Sie hatten keinen Sinn für das, was man seither organische Entwicklung genannt hat. Ließ doch auch die politische Doktrin der Zeit den Staat aus lauter Menschenatomen zusammengesetzt sein, eine Auffassung, die für die historische Spekulation so ungünstig war wie möglich.

Das Material war kritisch gesichtet, die Bausteine lagen bereit. Aber es fehlte der große Geist, der sie zu einem Gebäude zusammengefügt hätte. Auch die Aufklärung hat dann dieses Geschäft nur ganz ungenügend besorgt. Es fehlte ihr nicht an Ideen, wohl aber an Muße und Geduld. Sie ist an den gelehrten Arbeiten der Benediktiner meist mit einem Gefühl unbehaglichen Respektes vorübergegangen, ohne von ihnen Nutzen zu ziehen. Es ist vielleicht nicht zum wenigsten diesem Umstande zuzuschreiben, daß nach dem Vorgange Voltaires viele Historiker der Aufklärung ihre Werke bescheiden-mißtrauisch als *Versuche* bezeichneten. Sie waren sich bewußt, daß, besonders für die Geschichte des Mittelalters und der alten Kirche, die Mauriner und ihre Nachfolger Materialien bereitgelegt hatten, die auch der modern denkende ernsthafte Forscher nicht ignorieren durfte. Die übertriebene Schätzung, deren sich Gibbon und auch Johannes von Müller lange Zeit, im Gegensatz zu anderen, größeren Historikern der Aufklärung erfreuten, beruhte wohl nicht zum mindesten darauf, daß diese beiden es auch als Gelehrte mit der unbequemen Gründlichkeit der Benediktiner schienen aufnehmen zu können.

Die Geschichtschreibung hat so zunächst aus den Untersuchungen der Benediktiner viel weniger Nutzen gezogen, als man hätte annehmen sollen. Erst die gelehrte Forschung des 19. Jahrhunderts hat sie eigentlich fruchtbar gemacht. Daß sie das tun konnte, ist allerdings das größte Lob, das man Maurinern und ihren Geistesverwandten spenden kann.

Tendenzen der maurinischen Historiker. Die Mauriner waren keineswegs ganz unbefangen. Sie verfolgten apologetische Zwecke so gut wie die älteren kirchlichen Historiker. Aber auf eine ganz eigentümliche Art. Sie gingen von dem Glauben aus, daß die geschicht-

liche Wahrheit, richtig erkannt, die kirchliche Lehre stets bestätigen müsse.

Diese Annahme war, so wie die Verhältnisse damals lagen, nicht so naiv wie es den Anschein hat. Die historischen Angriffe der Protestanten und Freidenker waren in der Regel wissenschaftlich schwach fundiert, und wenn sie einen gefährlichen Charakter trugen, schienen sie nur Außenwerke zu bedrohen, die von der strengen gelehrten Kritik unter allen Umständen hätten preisgegeben werden müssen. Während nun die Jesuiten versucht hatten, die gegen Katholizismus und Papsttum gerichtete Kritik der Protestanten durch kecke historische Skepsis zu übertrumpfen, wollten die Benediktiner mit Hilfe eines mit ungeheuerem Fleiße gesammelten Materials die Behauptungen der Gegner methodisch widerlegen. Ohne polternde Polemik und ohne unehrliche Advokatenkünste: sie waren überzeugt, daß die historische Wahrheit sich am besten verteidige, wenn sie unbefangen enthüllt werde. Und daß diese Wahrheit zu ihren Gunsten lauten werde, stand ihnen unzweifelhaft fest.

Daß diese frommen Gelehrten den historischen Stoff so ehrlich behandelten, bezeichnet freilich auch ihre geringe Weltkenntnis. Sie zogen sorglos an Abgründen vorbei, die von den Jesuiten vorsichtig abgesperrt worden waren. Sie dachten in ihrer Unschuld nicht daran, daß auch einmal die Gegner sich der gelehrten Waffen bedienen könnten und dann aus den von ihnen zum Ruhme Gottes und der Kirche gesammelten Materiale gottlose Schlüsse ziehen würden. Tillemont meinte, mit seiner Kaisergeschichte ein gutes Werk zu tun, eine Apologie des Christentums zu liefern: der Autor, der seine Untersuchungen benützte, war aber nicht ein gläubiger Theologe, sondern der Voltairianer Gibbon. Man vergleiche etwa mit Tillemont oder Mabillons *Annalen des Benediktinerordens* die *Acta Sanctorum* der Bollandisten. Man wird die Arbeit der Jesuiten vom moralischen Standpunkte vielleicht niediger einschätzen; man wird aber nicht bestreiten können, daß sie ihre apologetische Aufgabe ganz anders geschickt erfüllten und dem Gegner nicht solche Blößen boten, wie die gewissenhafteren, aber minder weltklugen Mauriner und Jansenisten.

Die Bedeutung der Ordensorganisation. Die gelehrten Benediktiner, die sich zur Kongregation des heiligen Maurus zusammenschlossen, haben es gewiß verdient, daß die neue Richtung der Geschichtsforschung nach ihnen den Namen führt. Keine andere Gruppe hat so Großes geleistet, keine andere verkörpert den Geist der neuen gelehrten Geschichtschreibung in so vollkommener Weise. Aber es steht nun doch nicht so, daß die Benediktiner oder die französischen Ordensgesellschaften überhaupt im 17. Jahrhundert allein die gelehrte historische Forschung gefördert hätten. Was Laien wie Valesius, Ducange u. a. geleistet, darf den Arbeiten der Benediktiner wohl an die Seite gestellt werden. Es wäre deshalb auch verkehrt, wollte man die gelehrte Tätigkeit der Benediktiner ausschließlich mit ihrem geistlichen Stande motivieren. Trotzdem kann kein Zweifel darüber be-

stehen, daß ohne die Klosterorganisation ein großer Teil ihrer Werke anders ausgefallen oder überhaupt nicht geschrieben worden wäre. Wo gab es damals außerhalb der großen Ordensgesellschaften eine wissenschaftliche Institution, die zweckmäßige gelehrte Arbeitsteilung und Kontinuität der Forschung garantierte und zugleich ihre Mitglieder vor den Launen der Regierung und des Publikums sicherstellte? Man denke daran, mit welchen Schwierigkeiten selbst ein angesehener Beamter wie Leibniz zu kämpfen hatte, und wie sehr er als Historiker auf die dynastischen Ansprüche seines Hofes Rücksicht nehmen mußte. Niemals hätte eine von einem Monarchen gegründete Akademie im 17. und 18. Jahrhundert so unbefangen Geschichte schreiben können, wie es die Orden taten. Die Benediktiner waren an sich nichts weniger als revolutionär gesinnt. Aber von einer königlichen Gesellschaft hätte man nicht nur Loyalität verlangt. Man hätte sich nicht damit begnügt, daß ihre Arbeiten keinen Anstoß erregten. Die Regierung hätte ihren Gelehrten den Wunsch zukommen lassen, ihre historischen Themen so zu wählen, daß der Nutzen des Landes und der Ruhm des Herrschergeschlechtes gemehrt werde. Nur die Orden stellten ihre gelehrten Forscher finanziell und politisch selbständig.

Die naturwissenschaftlichen Entdeckungen des 17. Jahrhunderts und die exaktere historische Forschung bringt schon Leibniz in Verbindung: *Entwürfe zu seinen Annalen von 1691 und 1692* ed. E. Bodemann (1885), p. 19 (auch in der *Zeitschr. des hist. Vereins für Niedersachsen* 1885).

Vgl. über die Benediktiner im allgemeinen G. Lanson *l'Érudition monastique aux XVIIe et XVIIIe siècles* in *Hommes et Livres* (1895) 25 ff.

II. Einzelne Werke.

1. Die Annalistik.

a) Mabillon.

Jean Mabillon (geboren 1632 zu Saint-Pierremont in der Champagne, 1653 Benediktinermönch, 1664 in das Kloster Saint-Germain-des-Prés zu Paris berufen, um Luc d'Achery bei seinen Arbeiten zur Geschichte des Ordens behilflich zu sein, gestorben 1707 zu Paris) verfaßte: *Annales ordinis s. Benedicti* (bis 1157). Paris 1703 bis 1739 (die zwei letzten Bände von Massuet und Martène beendigt). Vorangegangen waren die *Acta Sanctorum ordinis s. Benedicti* (1688 bis 1701).

Mabillon ist ferner der Verfasser der ersten wissenschaftlichen Diplomatik (*De re diplomatica* 1681).

Seine übrigen zahlreichen Schriften sind aufgezählt in der von H. Stein verfaßten Bibliographie (in den *Mélanges et Documents publiés à l'occasion du deuxième centenaire de la mort de M.* 1908 [darin auch ein Aufsatz von Lecomte über die *Annales*]). Vgl. ferner das fast ausschließlich biographische Werk von E. de Broglie, *M. et la société de l'abbaye de Saint-Germain-des-Prés à la fin du XVIIe siecle* 1888. Apologetisch gehalten sind Jadart, *D. J. M.* 1879; H. Bäumer, *J. M.* 1892. — Rosenmund, *Die Fortschritte der Diplomatik seit M.* 1897.

Briefe von Mabillon sind u. a. publiziert in den *Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienserorden* X und XI (1889 f.) (von Goldmann) und bei Gigas, *Lettres inédites de divers savants* II (1892). — Valery, *Correspondance inédite de M. et de Montfaucon* etc. 1846.

Das Meisterstück der neuen gelehrten Geschichtschreibung hat Mabillon geschaffen. Seine *Annalen des Benediktinerordens* bezeichnen den Höhepunkt der Gattung.

Mabillon kannte und beherrschte sein Material vollständig. Er war mit den urkundlichen Quellen ebenso vertraut wie mit den literarischen. Auf systematisch unternommenen Forschungsreisen hatte er die gesamte Überlieferung kennen gelernt.

Er hat sein Werk ruhig ausreifen lassen. Überlegtes Urteil und vollkommene Ehrlichkeit zeichnen sein Arbeiten aus. Jede Ansicht, die er vorbringt, ist sorgfältig durchdacht. Genauer als irgendeiner vorher schied er zwischen früheren und späteren Berichten. Zum ersten Male sind Urkunden und Formelbücher nicht nur angeführt und exzerpiert, sondern für die Geschichtschreibung fruchtbar gemacht. Besonders umsichtig werden chronologische Fragen besprochen. Auf die kirchliche Tradition oder den Ruf des Ordens nimmt er dabei keine Rücksicht. Er läßt sich durch keine Mittel sein Schweigen erkaufen. Sein Urteil ist bescheiden formuliert, aber in der Sache bestimmt; er geht der Polemik nicht aus dem Weg, wenn er schon stets den urbanen Ton wahrt. Wenig andere Geschichtswerke erwecken von der Persönlichkeit des Verfassers eine so anziehende Vorstellung wie Mabillons *Annalen*.

Mehr darf man freilich von ihm nicht verlangen. Daß er seinen kirchlichen Glauben nicht verleugnet, Wunder z. B., sobald sie in guten Quellen überliefert sind, als wahr nacherzählt und von den Idealen des Klosterlebens mit warmer Sympathie spricht, ist natürlich. Aber auch innerhalb der sehr weiten Schranken, die ihm seine Frömmigkeit ließ, wird man bei ihm keine Ansätze zu historischer Analyse nachweisen können. Über eine saubere, nach der äußeren Echtheit gesichtete Sammlung dessen, was der Überlieferung über die Geschichte des Ordens zu entnehmen war, kommt er nicht hinaus. Was in einer guten Quelle steht und aus chronologischen oder geographischen Gründen nicht geradezu unmöglich ist, gibt er unbedenklich weiter. Der Stoff ist in keiner Weise gegliedert. Es mochte sein, daß (wie er in der Vorrede ausführte) die rein chronologische Anordnung verhältnismäßig am wenigsten Inkonvenienzen zur Folge hatte. Aber damit war nicht gesagt, daß die annalistische Methode so pedantisch durchgeführt werden mußte, wie es in Mabillons *Annalen* der Fall ist. Die Folge ist, daß wir über die äußere Geschichte des Ordens auf das gewissenhafteste belehrt werden, über die innere Entwicklung und die wechselnde Stellung des Ordens innerhalb der Kirche aber nichts erfahren. Auch in die Psychologie der Ordenshelden hat Mabillon nie einzudringen versucht.

Mit Unrecht hat man etwa die *Annales ecclesiastici Francorum* (417 bis 845; Paris 1665 bis 1683) des Oratorianers Lecointe (1611 bis 1681) den Annalen Mabillons gleichgestellt. Dieses formlose Werk steht sowohl was Kritik als methodisch umfassende Gelehrsamkeit betrifft, hinter der Arbeit des Mauriners bedeutend zurück.

b) Tillemont.

Louis-Sébastien Le Nain de Tillemont (geboren 1637 zu Paris, in Port-Royal erzogen, wegen seiner jansenistischen Ansichten von der Regierung vielfach belästigt, gestorben 1698 zu Paris) hatte die Absicht, die Kirchengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte zu beschreiben. Während der Arbeit wurde ihm klar, daß die Geschichte der Kirche ohne die des Kaisertums nicht zu verstehen sei, und so entstanden seine zwei sich ergänzenden Werke *Histoire des Empereurs et des autres princes qui ont regné durant les six premiers siècles de l'Église* (bis 518) Paris 1690 bis 1738 und die *Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles* (bis 513) Paris 1693 bis 1712. — Tillemont schrieb ferner eine *Vie de saint Louis* (erste Ausgabe ed. J. de Gaulle für die *Soc. de l'Hist. de France* 1847 bis 1851).

Vgl. Sainte-Beuve, *Port-Royal* l. IV ch. 5; K. J. Neumann, *Entwicklung und Aufgaben der Alten Geschichte* (1910), 86 ff.

Viel unpersönlicher ist Tillemonts *Geschichte der römischen Kaiser* gehalten, die neben Mabillons Annalen am reinsten den Typus der neuen gelehrten Geschichtschreibung vertritt.

Der jansenistische Forscher führte seine Arbeit mit der ängstlichen Gewissenhaftigkeit aus, die überhaupt für die Gelehrten seiner Gesellschaft bezeichnend ist. Er ist noch viel weniger Historiker als Mabillon. Er getraute sich nicht, die Quellen auch nur im geringsten literarisch zu verarbeiten. Sein Ideal war, aus den Berichten der antiken Autoren ein unpersönliches Mosaik herzustellen. Eine *Harmonie* der Quellen. Soweit es möglich ist, sollte allein die Überlieferung zu Worte kommen. Seine erzählenden Partien sind daher beinahe Wort für Wort aus Fragmenten antiker Historiker zusammengesetzt. Wo er fürchtete, den Sinn des Originals in der Übersetzung nicht ganz genau getroffen zu haben, fügte er den lateinischen oder griechischen Wortlaut am Rande bei. Er bemerkt es stets, wenn er seine Vorlage nur resümiert; eigene Zusätze trennt er sorgsam durch Klammern ab. In den Abschnitten zur Verfassungs- und Literaturgeschichte usw. hielt er es ebenso mit den Aussagen moderner Autoritäten (Vossius, Lipsius u. a.). Von der Gewohnheit, die antike schriftliche Tradition unverfälscht wiederzugeben, wich er nur in den Fällen ab, wo die Erzählungen der antiken Autoren mit der asketischen Prüderie seines Ordens in Widerspruch gerieten. Im übrigen hat er nie einer unwissenschaftlichen Tendenz zuliebe seine Texte verändert.

Die annalistische Anordnung führte Tillemont dagegen weniger pedantisch durch, als später Mabillon. Er erzählte in Annalenform nur die politische Geschichte; den kulturgeschichtlichen Stoff verteilte er unter besondere Abschnitte. Am Ende jeder Regierungsperiode bespricht er z. B. die Schriftsteller, die unter dem eben behandelten Monarchen blühten; über die Sage von der Wiederkunft Neros läßt er sich im Anschlusse an den Bericht über den Tod des Kaisers aus usw. Auf der anderen Seite steht er insofern hinter Mabillon zurück, als er sich ausschließlich an die literarische Tradition hielt. Er hat weder Inschriften noch Münzen für seine Darstellung benutzt, ebenso wie er für seine Geschichte Ludwigs des Heiligen so gut wie gar nicht von Urkunden Gebrauch machte.

Tillemont hat so ein solides und jetzt noch etwa zu Rate gezogenes Nachschlagewerk geschaffen. Er hat dies damit erkauft, daß er auf eigenes Urteil und methodische Quellenkritik vollständig verzichtete. Der bescheidene Forscher hielt mit seiner eigenen Meinung soviel zurück wie möglich. Mußte er einmal aus seiner Reserve hervortreten, so verklausulierte er seine Ansicht so sehr, daß sie vor Unbestimmtheit allen Wert verliert. Nachdem er über den Dichter Lukan verschiedene scharfe Urteile angeführt hat, kommt er schließlich bloß zu dem Resultat: *Ce qu'on peut dire, c'est que si l'âge eût pu mûrir l'esprit de Lucain, ... on aurait pu voir en lui un poète achevé.* Freilich, man kann nicht sagen, daß die Geschichte durch diese Zurückhaltung viel verloren habe. Die wenigen persönlichen Bemerkungen, die Tillemont entschlüpfen — naive, moralisierende Sentenzen —, wären besser in einer Predigt, als in der Historie am Platze. Schlimmer ist, daß er weder zwischen früheren und späteren Darstellungen eigentlich unterscheidet, noch die Quellen auf Tendenz und Glaubwürdigkeit untersucht. Wenn eine Begebenheit bei Sueton, Tacitus oder Dio Cassius erzählt wird und mit den Berichten anderer Autoren nicht geradezu im Widerspruch steht, so akzeptiert sie Tillemont unbedenklich. Seine kritische Kunst beschränkt sich darauf, zwischen den Quellen eine oft sehr künstliche Harmonie herzustellen.

Die ganze Kirchengeschichte bearbeitete in der Art Tillemonts und Mabillons der Abbé Claude Fleury (geboren 1640 zu Paris, zuerst Advokat, später Geistlicher; 1672 zum Priester geweiht und zum Erzieher der Söhne des Prinzen von Conti ernannt, 1696 in die französische Akademie aufgenommen, gestorben 1723 zu Paris. — *Histoire ecclésiastique* Paris 1691 bis 1737. In den alten Ausgaben bis 1414 geführt, dann von anderen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts fortgesetzt. Die zunächst unpubliziert gebliebene Fortsetzung Fleurys selbst [bis 1517] wurde erst 1840 gedruckt). Von Tillemont entnahm er die Methode, soviel als möglich die Quellen selber sprechen zu lassen, von Mabillon lernte er auf Alter und Echtheit der historischen Zeugnisse acht zu geben. Er befolgte die Vorschriften beider Meister gewissenhaft, und sein Werk kann als die erste wissenschaftliche Darstellung der mittelalterlichen Kirchengeschichte bezeichnet werden.

Doch geht er nirgends über Mabillon hinaus. Seine Kritik kennt nur den Unterschied zwischen echt und falsch: er kann z. B. sämtliche Papst Clemens I. zugeschriebenen Werke bis auf die eine Epistel an die Korinther als untergeschoben verwerfen, daneben aber die unwahrscheinlichsten Dinge erzählen, wenn sie nur gut bezeugt sind. Allgemeine historische Gesichtspunkte darf man nicht bei ihm suchen; er hat nicht einmal gewagt, die Einteilung nach Jahrhunderten aufzugeben. Er ist übrigens nicht so unparteiisch wie seine Vorbilder. Die Darstellung verrät deutlich, daß ihr Verfasser extrem gallikanischen Ansichten huldigte und die Kurie hatte von ihrem Standpunkte aus ganz recht, wenn sie seine Kirchengeschichte auf den Index setzte.

Noch vor Mabillon, aber schon im Geiste seiner Richtung schrieb der spanische Pfarrer und Theologe Juan de Ferreras (1652 bis 1735) seine spanische Geschichte (*Historia de España* bis 1598; Madrid 1700 bis 1727). Er war ein fleißiger Arbeiter; als Gelehrter kam er allerdings seinen französischen Zeitgenossen in keiner Weise gleich. Immerhin ist es sein Verdienst, daß mit ihm die humanistischen Fälschungen, die noch Marianas Darstellung entstellt hatten, endgültig aus der spanischen Geschichte verschwinden. Er verwarf sowohl den falschen Berosus wie die *Cronicones*.

c) Leibniz und die gelehrte Annalistik in Deutschland.

Gottfried Wilhelm Leibniz, der berühmte Philosoph und Mathematiker (geboren 1646 zu Leipzig, gestorben 1716 zu Wien), erhielt von dem Gesamthause Braunschweig-Lüneburg, in dessen Diensten er stand, den Auftrag, die Genealogie des alten welfischen Geschlechtes zu erforschen. Die Frucht dieses Auftrages sind seine *Annales imperii occidentis Brunsvicenses* (768 bis 1005; unvollendet: als Endpunkt war ursprünglich das Jahr 1025 in Aussicht genommen). Geschrieben in den Jahren 1703 bis 1716. Erste Ausgabe von G. H. Pertz in *Leibnizens Gesammelten Werken* I. Folge 1 bis 3 (1843 bis 1846). — Auf Vorarbeiten von Leibniz beruhen ferner die *Origines Guelfiae* (1750 bis 1753). Die übrigen zahlreichen kleineren Schriften zur Geschichte, Editionen etc. können hier nicht angeführt werden.

Die ältere Literatur ist am besten bei Wattenbach, *Deutschlands Geschichtsquellen* in der Einleitung § 3 verzeichnet. Die historiographische Tätigkeit L. ist seither in einem großen Werke behandelt worden: L. Davillé, *L. historien, essai sur l'activité et la méthode historiques de L.* (1909), auf das für alle Einzelheiten verwiesen sei. Leider kennt Davillé gerade die historiographischen Leistungen seiner eigenen Landsleute nur ungenügend und schätzt deshalb Leibnizens Stellung zur Geschichtschreibung seiner Zeit nicht immer richtig ein.

Der erste, der in Deutschland die neue gelehrte Methode auf die Geschichte anzuwenden suchte, war Leibniz.

Der unruhige, vielgeschäftige Philosoph übernahm die Prinzipien der Mauriner, allerdings nicht in ihrer reinen Form. Er ging nicht von der gelehrten Geschichtsforschung, sondern von der Reichspublizistik (o. S. 200 ff.) aus (wie er denn auch einmal Pufendorfs Nachfolger als brandenburgischer Hofhistoriograph werden wollte), und die praktischen Zielen dienende reichsrechtliche Behandlung der Geschichte hat in allen seinen historischen Werken bis in seine *braunschweigischen Reichsannalen* hinein ihre Spuren hinterlassen. Er kombinierte auf merkwürdige und oft genug widerspruchsvolle Art verschiedene historiographische Interessen. Nationale, dynastische und wissenschaftliche Tendenzen kreuzten sich bei ihm auf mannigfaltige Weise. Wie er den großen historischen Editionen der Franzosen deutsche Sammelwerke an die Seite zu setzen suchte, dabei aber doch nie vergaß, seine Ausgaben so zu gestalten, daß auch das praktische Staats- und Völkerrecht, seine Landesfürsten und seine Konfession aus ihnen Nutzen ziehen könnten, so verfolgte er auch bei seiner historiographischen Tätigkeit immer nebenbei den Zweck, die genealogischen Ansprüche der Landesdynastie sorgfältiger als bisher geschehen, zu begründen. Wenn er die Geschichte gern auf Urkunden aufbaute, so hatte daran das Bestreben, juristisch sichere Belege herbeizuschaffen, ebenso großen Anteil, wie das durch die neuere Philosophie geweckte Bedürfnis nach schärferer Kritik der Überlieferung.

Leibniz hätte gern die gelehrte Geschichtschreibung in Deutschland auf die Bahnen geleitet, die in Frankreich und zum Teil auch in Italien eingeschlagen worden waren. Den Annalen Lecointes wollte er deutsche Reichsannalen zur Seite treten lassen, die *Scriptores* Duchesnes (1636 bis 1649) durch deutsche Scriptores ergänzen, die gelehrte Organisation der Mauriner durch ein *Collegium Historicum*

Germanicum ersetzen. Aber die Verhältnisse lagen in Deutschland zu ungünstig, als daß Leibniz diese Pläne hätte in vollem Umfange durchführen können. Für nationale gelehrte Arbeiten waren die Mittel nicht aufzutreiben. Unterstützung fand der Philosoph nur bei seinen Landesherren. Und diese dachten natürlich nur an ihr Territorium und ihre Dynastie, nicht an das Reich. So wurden aus den deutschen Skriptoren *Scriptores Brunsvicenses*, aus den Kaiserannalen *braunschweigische Reichsannalen;* das deutsche historische Institut kam überhaupt nicht zustande. Und die Reichsannalen, diese zu einer Geschichte der Karolinger und der sächsischen Kaiser erweiterte Geschichte der braunschweigischen Dynastie, wurden dazu nicht einmal veröffentlicht, und die darin niedergelegte Arbeit blieb für die Forschung verloren.

Leibniz befolgte im allgemeinen genau die historischen Prinzipien der Mauriner. Er teilte ihre Vorzüge wie ihre Mängel. Wie diese will er vor allem die gute Überlieferung zu Worte kommen lassen. Es liegt ihm mehr daran, die in den Quellen angeführten Tatsachen chronologisch und genealogisch zu bestimmen als historisch zu erklären. Er nimmt die innere Kritik der Quellen allerdings entschlossener in die Hand als Tillemont oder die Benediktiner. Aber er läßt es bei gelegentlichen intelligenten Bemerkungen bewenden. Wundergeschichten rationalisiert er wenn immer möglich. Im ganzen ist auch bei ihm der historische Stoff bloß gesammelt, nicht verarbeitet. Die Anordnung ist rein annalistisch; unvermittelt stehen Notizen über die verschiedenartigsten Gegenstände nebeneinander; Erzählung und Polemik sind nicht getrennt. So gut wie ausschließlich wird Personen-(Fürsten-)Geschichte gegeben.

Es wäre unrichtig, wollte man annehmen, Leibniz hätte im Gegensatz zu den Benediktinern die Geschichte philosophisch erfaßt oder analysiert. Seine Behandlung der Geschichte hat mit der Historiographie der Aufklärung nichts gemein. Man mag darin, daß er die historische Überlieferung einer schärferen Prüfung unterwarf als früher in Deutschland üblich war, einen Einfluß seiner mathematischen und philosophischen Schulung sehen. Aber er unterschied sich als Kritiker nur sehr wenig von den zum größten Teile kartesianisch gebildeten französischen Gelehrten. Die soziologischen, nationalökonomischen und politischen Probleme, die später in der Historiographie der Aufklärung behandelt wurden, sind Leibniz ganz fremd geblieben.

Nicht viel später schrieb Graf Heinrich von Bünau (geboren 1697 zu Weißenfels, unter König August II. mit den höchsten Staatsämtern betraut, unter August III. als Oberaufseher der Grafschaft Mannsfeld nach Eisleben entfernt, nach dem Tode Kaiser Karls VI. im Dienste des bayerischen Kurfürsten, später in seiner Heimat mit historischen Studien beschäftigt, gestorben 1762 zu Osmannstädt) seine *Genaue und umständliche Teutsche Kaiser- und Reichshistorie* (bis 918; eine z. T. druckfertige Fortsetzung blieb Manuskript) Leipzig 1728 bis 1743 (vorher [Leipzig 1722] war als Probe des ganzen Werkes ein *Leben Kaiser Friedrichs I.* erschienen).

Auch Bünau hatte von den Franzosen gelernt. Er beseitigte wenigstens offenkundige Fabeln und späte Erdichtungen. Wie Tillemont wußte er die Nachrichten seiner Gewährsmänner nicht ungeschickt, wenn auch meist recht platt, zu einer fortlaufenden Erzählung zu harmonisieren.

Besonders gern und ausführlich berichtet er über Hofintrigen. Bünau ist überhaupt der typische Staatsmann des 18. Jahrhunderts: er schätzte vor allem die Regenten, die für Ruhe im Staat und eine rationelle Verwaltung sorgen, war mit Maß aufgeklärt und unterhielt mit der *Klerisei* nur eine kühle Freundschaft. Streitfragen, die durch nationalistischen oder religiösen Eifer unbillig aufgebauscht worden waren, versuchte sein nüchterner Sinn auf ihren wahren Wert zurückzuführen. Mehr darf man nicht von ihm verlangen. Er war ein genügsamer Denker und war mit den geschichtlichen Problemen viel zu rasch zu Ende, als daß er die tiefere Erfassung der Historie hätte fördern können. — Vgl. Justi, *Winckelmann* I (1866), 193 ff.

Besser als er verstand es sein Zeitgenosse und Rivale Johann Jakob Mascov (geboren 1689 zu Danzig, 1719 Professor zu Leipzig, gestorben 1761), die historisch bedeutsamen Tatsachen auszuwählen (*Abriß einer vollständigen Historie des deutschen Reichs* Leipzig 1722; *Geschichte der Teutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie* Leipzig 1726, später [1737] bis zum Ausgang der Merowinger fortgesetzt, Fragmente aus der Fortsetzung, der *Geschichte der Teutschen unter den Karolingern* bei W. Görlitz, *Die historische Forschungsmethode J. J. M.* 1901 [Leipziger Studien ed. Buchholz, Lamprecht, Marcks und Seeliger VII, 4]; *Commentarii de rebus Imperii Romano-Germanici* von Konrad I. bis zu Heinrich III. [Leipzig 1741], später [1748 und 1753] bis zu Konrad III. fortgeführt).

Mascov verfolgte freilich auch ein anderes Ziel als Bünau. Jener war ein Staatsmann, er ein Professor. Er schrieb für seine Studenten und seine Werke sind vor allem gute Lehrbücher. Die umständlichen Erzählungen seines Vorgängers ersetzte er durch knappe Referate; statt über die Hof- und Palastintrigen der Merowinger gemeinplätzige Betrachtungen anzustellen, stellte er lieber die Facta übersichtlich zusammen, aus denen man den äußeren Verlauf der politischen Geschichte rekonstruieren konnte. Sein Stil verzichtet auf allen rhetorischen Schmuck. Besser noch als im Deutschen weiß er im Lateinischen den Ton des Handbuches zu treffen; es gelingt ihm nicht recht, in seiner Muttersprache die gedrungene Kürze des römischen Idioms nachzuahmen, im Deutschen sind Satzbau und Ausdrucksweise oft recht unbehilflich.

Im übrigen dringt sein Urteil nicht tiefer ein als das Bünaus, der ihm wohl, was die vollständige Sammlung des Materials und die Beherrschung der Hilfswissenschaften betraf, überlegen war. Er schloß sich wie dieser vor allem an Tillemont an. Die Worte, mit denen Görlitz seine Arbeitsmethode charakterisiert (vgl. besonders S. 10), würden sich beinahe unverändert auch auf den französischen Forscher anwenden lassen. — Vgl. über Mascov ferner noch G. Voigt in der *Histor. Ztschr.* XV (1866), 327 ff.

d) Muratori.

Lodovico Antonio Muratori (geboren 1672 zu Vignola bei Modena, mit 22 Jahren zum Vorsteher der Ambrosiana in Mailand ernannt, 1700 von Herzog Rinaldo von Este als Bibliothekar und Archivar nach Modena berufen, gestorben 1750) verfaßte *Annali d'Italia del principio dell'era volgare sino all'anno 1749.* Zuerst Venedig 1744 bis 1749; später von anderen fortgesetzt (von Coppi, Ghiron [bis 1870], P. Vigo [der die *Annali* bis 1900 führen will; der erste Band (bis 1878) ist 1908 erschienen]). — Gleichsam kulturhistorische Ergänzung zu den *Annali* hatte M. schon vorher in den *Antiquitates Italiae medii aevi* (Mailand 1738 bis 1742) gegeben, in denen Untersuchungen über Verfassungszustände, Denkart, Sitten und Gebräuche in Italien vom 5. bis zum 13. Jahrhundert zusammengestellt sind.

Diesen beiden großen Werken stehen zahlreiche kleinere Abhandlungen (vgl. die Bibliographie in den *Scritti inediti* [1872], 313 ff. und die *Opere minori* [Arezzo

1767 und Venedig 1790]) und Ausgaben (am berühmtesten die *Rerum italicarum Scriptores ab anno Chr. 500—1500* Mailand 1723 bis 1751) zur Seite.

Die *Studi intorno agli ‚Annali d'Italia'* von Troya (1869 bis 1877) beschäftigen sich nur mit den vier ersten Jahrhunderten. Vgl. ferner Reumont in den *Beiträgen zur italienischen Geschichte* III; C. Belviglieri in den *Scritti storici* (1881) (unbedeutende Festrede; zuerst separat 1872 erschienen); G. Sforza, *M. e la repubblica di Lucca* (in den *Memorie* der Turiner Akademie 1907). Manches Wichtige enthält auch der Briefwechsel Muratoris, von dem jetzt eine Gesamtausgabe im Erscheinen begriffen ist (ed. M. Campori). Schon früher sind vielfach einzelne Briefe publiziert worden; hingewiesen sei hier nur auf die ebenfalls von Campori edierte *Corrispondenza tra Muratori e Leibniz* (1892).

Vollkommener und in größerem Umfange als die deutschen Zeitgenossen wußte ein italienischer Historiker die Methode der Mauriner für die Geschichte seines Heimatlandes fruchtbar zu machen.

Muratori nahm sich Mabillon ausdrücklich und bewußt zum Muster. Seine *Annalen Italiens* sind genau den *Annalen des Benediktinerordens* nachgebildet. Er hat sein Vorbild in mancher Beziehung übertroffen.

Er hatte zunächst vor ihm voraus, daß er nicht als Mönch, sondern als ziemlich aufgeklärter Laie Geschichte schrieb: Berichte über Wunder und Vorzeichen verwirft er daher ebenso konsequent wie die älteren Humanisten. Er besaß dafür freilich auch nicht die historische Unbefangenheit des Mauriners. Wenn er von Streitigkeiten zwischen Kaisern und Päpsten zu erzählen hat, so nimmt er immer, soweit es angeht, für die weltlichen Potentaten Partei. Er ergreift jede Gelegenheit, um Baronius, diesem *saggio e zelante porporato*, etwas am Zeuge zu flicken; mit Vorliebe spielt er den Laien Sigonius gegen ihn aus. Daß er als amtlicher Sachwalter die Ansprüche seines Herzogs gegen die Kurie verteidigen mußte, hat auch in seinem Geschichtswerke Spuren hinterlassen. Doch griff er dabei nie wie ältere Gelehrte zu unredlichen Mitteln. Wenn er sein Werk mit einem Zitat aus Mabillon beschließt und erklärt, gleich diesem *wahren Meister* nur die Wahrheit suchen zu wollen, so war dies Versprechen sicherlich ehrlich gemeint. Er hat nie Tatsachen wissentlich entstellt oder verschwiegen.

Muratori ist noch in einer anderen Beziehung über Mabillon und Tillemont hinausgegangen. Er blieb nicht bei der etwas primitiven Quellenkritik des Meisters stehen. Er schied nicht nur schärfer als dieser zwischen früheren und späteren Berichten, sondern korrigierte auch die gute Überlieferung unbedenklich, wenn sie ihm aus inneren Gründen verdächtig schien. Keiner der älteren Historiker vor Voltaire hat so klar eingesehen wie Muratori, daß auch gute zeitgenössische Berichte tendenziös verfälscht sein können; keiner hat die Quellen daraufhin verhältnismäßig so sorgsam untersucht. Dabei steht er als gelehrter Arbeiter keineswegs hinter Mabillon zurück. In der Chronologie und Diplomatik hat er sich ganz die Grundsätze des Meisters zu eigen gemacht und seine in der Praxis gewonnene Erfahrung hat ihn dabei zu Resultaten geführt, die erst lange nach ihm in die

offizielle Urkundenlehre Eingang fanden. Er lehnte es ab, wegen einer falschen Indiktion eine Urkunde für unecht zu erklären: *di simili sbagli commessi nelle Segretarie e Cancellerie de' Principi, ne abbiamo più di un'esempio* (ad 968 in fine).

Nur im Stil hielt sich Muratori von Mabillon ganz unabhängig. Der Mauriner hatte der Rhetorik keine Konzessionen gemacht; aber seine geistliche Würde und der französische Stil der Zeit hatten ihm Schranken gezogen. Seine Ausdrucksweise überschreitet die Grenzen nicht, die der Sprache des *honnête homme* und Klerikers unter Ludwig XIV. gesetzt waren. Muratori kennt keine Skrupeln dieser Art. Er nimmt kein Blatt vor den Mund. Seine kräftige Sprache ist reich durchsetzt mit volkstümlichen und sprichwörtlichen Redensarten. Selbst in den Schlußbänden, wo er aus naheliegenden Gründen öfter in den Ton eines Hofjournals verfällt, verzichtet er nicht ganz auf seine realistische Ausdrucksweise. Seinen klaren praktischen Verstand und sein nüchternes politisches Urteil verleugnet er auch da nicht.

Eine eigentliche Geschichte Italiens, eine historische Verarbeitung des Stoffes, darf man freilich auch von den *Annalen Italiens* nicht erwarten. Wie sehr er auch im einzelnen seine eigenen Wege gehen mag — im allgemeinen gehört Muratori als Historiker doch durchaus zur Schule Tillemonts und Mabillons. Der Stoff ist in keiner Weise komponiert. Dargestellt wird nur die politische Geschichte. Seine verfassungs- und kulturgeschichtlichen Studien benutzt Muratori nur zur Erläuterung der politischen Ereignisse; er versucht nicht, eine selbständige Kultur- oder Verfassungsgeschichte zu geben. Dazu ist auch bei ihm Darstellung und Untersuchung nicht geschieden. Seine *Annalen* sind besonders in den älteren Zeiten eher chronologisch geordnete Studien zur italienischen Geschichte als ein Geschichtswerk zu nennen. Er gibt nicht nur die Resultate seiner Untersuchungen, sondern nötigt den Leser alle die Stufen zu durchlaufen, auf denen er zu seinem Ergebnisse gekommen ist. Auch seine *Annalen* sind wie die Kaisergeschichte Tillemonts im Grunde eine bloße Vorarbeit.

e) Rapin Thoyras.

Paul de Rapin Sieur de Thoyras, genannt *Rapin Thoyras* (geboren 1661 zu Castres, verläßt wegen seines hugenottischen Glaubens nach der Aufhebung des Edikts von Nantes sein Heimatland Frankreich und begibt sich mit Wilhelm von Oranien nach England, gestorben 1725) schrieb in Wesel, wohin er sich in höherem Alter zurückgezogen hatte, seine *Histoire d'Angleterre* (bis 1689), zuerst Haag 1723 ff. Später auch übersetzt und fortgesetzt. — Vgl. R. de Cazenove, *R.-Th., sa famille, sa vie et ses oeuvres* 1866.

Etwas abseits von der Geschichtsforschung der Benediktiner, aber doch in verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihr, steht der hugenottische Staatsmann Rapin Thoyras.

Rapin Thoyras war der erste, der die neue gelehrte Methode auf die englische Geschichte anwandte. Es ist für seine Arbeitsweise bezeichnend, daß er damit begann, aus Rymers *Foedera*, d. h. aus einer

Aktensammlung, einen vollständigen Auszug zu machen (diese seine Exzerpte sind später separat gedruckt worden). Er sammelte und benutzte überhaupt, was ihm von urkundlichem Material zugänglich war, mit unablässigem Fleiße, großer Gewissenhaftigkeit und intelligenter Kritik.

Er blieb nicht beim Sammeln und Zusammenstellen stehen. Er hatte ein Gefühl für historische Kontinuität. Er suchte die Theorien der englischen parlamentarischen Juristen, die da meinten, sie hätten nicht eine Revolution gemacht, sondern bloß das alte Recht des Landes behauptet oder wiederhergestellt, in geschichtliche Anschauung umzusetzen. Wenn die englische historische Auffassung für ihn im allgemeinen maßgebend blieb, so suchte er sie wenigstens ihrer juristischen Formulierung zu entkleiden. Er legte seiner Darstellung die zwei Postulate zugrunde, daß erstens die englische Regierungsform (das *gouvernement*) sich seit der Errichtung der Monarchie nicht geändert habe, ja beinahe noch dieselbe sei, wie bei den Sachsen in Germanien (Montesquieu hat wohl ihm den Gedanken entlehnt, daß die englische Freiheit in den germanischen Wäldern gefunden worden sei) und zweitens, daß auch der Historiker Fürst und Volk in England nicht trennen dürfe, denn sie bildeten eine Einheit, *un corps, qui a les mêmes intérêts et les mêmes vues.* Auch er betrachtete daher die Kämpfe um die politische Macht in England als bloße Rechtsstreitigkeiten. Schon die alten Sachsen, die Gründer der englischen Verfassung, läßt er ihre Staatsform aus wohlüberlegten Vernunftgründen entwerfen.

Rapins allgemeine historischen Betrachtungen bezeichnen daher kaum einen Fortschritt. Wohl aber weiß er vortrefflich zu raisonnieren, wenn er sich über ein e i n z e l n e s Ereignis, eine bestimmte Situation auszulassen hat. Er hatte das englische Parteileben genau und aus der Nähe beobachtet und die englischen Parteischriftsteller aufmerksam gelesen. Er hatte politisch denken gelernt, ohne zum Parteimanne zu werden; er blieb der uninteressierte Zuschauer. Er hat, weil er sich als Ausländer über die Schlagworte der Parteien erhob, wie man ihm mit Recht nachrühmt, die erste u n p a r t e i i s c h e Geschichte der englischen Revolution geschrieben. Man glaubt wohl zu erkennen, daß er sich als Hugenott zu den Presbyterianen stärker hingezogen fühlte als zu anderen Parteien. Aber er hat dieser seiner Sympathie zuliebe nirgends die Tatsachen tendenziös entstellt. Er war wohl der erste Historiker, der in bewußtem Gegensatze zu den englischen Quellen Cromwell mit Verständnis, ja mit Bewunderung behandelte. Er maß nicht nach einer doktrinären Schablone und hütete sich vor generalisierenden Urteilen über Parteien und Personen. Die kirchlichen Verhältnisse bespricht er beinahe ebenso eingehend wie die politischen: ein bedeutender Fortschritt sowohl gegenüber ausschließlich politischen Historikern wie Clarendon als auch gegenüber den Puritanern, die die politischen Konflikte gerne als Kämpfe um das Reich Gottes darstellten (vgl. z. B. die Biographie

des Obersten Hutchinson). Nur auf wirtschaftliche Probleme geht auch er gar nicht ein: die Navigationsakte würdigt er z. B. nur nach ihrer momentanen Bedeutung für die Politik Cromwells.

Rapins *Englische Geschichte* ist, obwohl sie mit den anderen Schöpfungen der gelehrten Schule den Fehler der allzugroßen Vollständigkeit teilt, von großem Einflusse auf die politische Auffassung der kontinentalen Nationen gewesen. Erst durch sie ist eigentlich die englische Parteigeschichtschreibung (o. S. 174ff.) außerhalb Englands bekannt geworden. Rapin hat neben Clarendon (der auf dem Kontinente im Original weniger bekannt war) wesentlich zur Bildung der traditionellen Vorstellungen über die englische Revolution beigetragen. Stofflich blieb die spätere Forschung noch lange von seinem Werke abhängig.

Über den Einfluß englischer Ideen auf Montesquieu vgl. jetzt J. Dedieu, *M. et la tradition politique anglaise en France. Les sources anglaises de l'Esprit des lois* 1909.

f) Die englische Weltgeschichte.

An dieser Stelle mag auch die große englische Weltgeschichte erwähnt werden, die ihres gelehrt-apologetischen Charakters halber wohl mit den Arbeiten der Benediktiner zusammengestellt werden darf.

Man mag bei flüchtiger Betrachtung geneigt sein, die *Universal History from the earliest account of time to the present* (zuerst London 1736 bis 1765) mit der Historiographie der Aufklärung in Verbindung zu bringen. Denn diese englische Kompagniearbeit ist die erste Weltgeschichte, die ihren Namen wenigstens einigermaßen verdient. Sie ist die erste, die prinzipiell über das altchristliche (jüdisch-antike) Weltbild hinausgreift und neben Europa und Nordafrika nicht nur Vorderasien, sondern den ganzen asiatischen Kontinent behandelt. Sie ist seit Sabellicus' *Enneaden* die erste Darstellung der Weltgeschichte, die das Schema des Hieronymus aufgibt.

Aber es wäre durchaus unrichtig, wollte man daraus auf eine innere Verwandtschaft mit der Historiographie der Aufklärung schließen. Erstens haben die Verfasser die theologische Auffassung nicht überwunden, sondern nur den Umfang der Weltgeschichte äußerlich erweitert. Sie nahmen ihren Ausgangspunkt nicht außerhalb der altchristlichen Geschichtstheorie. Sie füllten vielmehr ihren neuen Wein in die alten Schläuche. Sie suchten die Geschichte der dem Altertum unbekannten Teile der Erde so gut es ging, in das System des Hieronymus einzufügen. Des langen und breiten versuchten sie z. B. zu erweisen, daß Fo-hi, der *Gründer des chinesischen Reiches*, mit Noah identisch sei (Buch 16 Kap. 1). Sie glaubten noch an die Wirksamkeit abergläubischer Gebräuche: harmlos stellten sie Angaben der antiken populär-philosophischen Literatur zusammen, die über die *Wissenschaft der Magie* bei den Ägyptern handeln (1. Band 3. Hauptstück § 565 d). Wenn schon ihr Werk wegen seines englischen Ursprungs von *manchen* in Deutschland für anstößig erachtet wurde und selbst Baumgarten seiner Übersetzung *Prüfungen und Widerlegungen* beigeben mußte (vgl. seine Vorrede zu der deutschen Übersetzung, Halle 1744 p. 52), so ist doch von irgendwelcher Hinneigung zur Aufklärung nichts zu spüren. Die englische Weltgeschichte ist ein gläubig frommes Werk und die Erzählung der biblischen Geschichte verfolgt sogar apologetische Zwecke.

Die Verfasser der Weltgeschichte bewegten sich im übrigen durchaus in bewährten Bahnen. Die Geschichte der europäischen Länder besteht aus einer Reihe

Haupt- und Staatsaktionen; ethnographische und kulturhistorische Schilderungen werden nur von außereuropäischen Nationen entworfen. Von den Gelehrten, die an der Weltgeschichte mitwirkten, war wohl der wichtigste John Campbell (1708 bis 1775), der die älteste Geschichte und den größten Teil der neueren Geschichte bearbeitete. Ihm standen zur Seite der Koranübersetzer George Sale (ca. 1697 bis 1736), dem die orientalische Geschichte zugewiesen wurde), Rev. John Swinton (1703 bis 1777), der die Geschichte der Karthager, Türken, Mongolen, Chinesen, Inder etc. beschrieb, der Jesuit Archibald Bower (1686 bis 1766), der die römische Geschichte behandelte, der berüchtigte südfranzösische Betrüger Georg Psalmanazar (1679? bis 1763), der die jüdische, griechische etc. Geschichte darstellte, u. a. m. Die Zuteilung an die einzelnen Verfasser ist im übrigen nicht immer mit Sicherheit durchzuführen.

Einen Auszug aus dieser großen Weltgeschichte verfertigten später mit anderen zusammen John Gray und William Guthrie. Ihre Arbeit, die den Titel führt *A General History of the World* erschien zuerst London 1764 bis 1767. — Vgl. auch K. J. Neumann, *Entwicklung und Aufgaben der alten Geschichte* (1910), 28 ff.

2. Die Literatur- und Kulturgeschichte.

Französischen Benediktinern ist auch die erste kritisch gelehrte Bearbeitung der Literaturgeschichte eines modernen Volkes zu danken. Die *Histoire littéraire de la France* (Paris 1733 ff.), begründet von dem Mauriner Antoine Rivet de la Grange (1683 bis 1749) und fortgeführt von verschiedenen Ordensbrüdern, leistete für die Geschichte der französischen Literatur (bis zum 12. Jahrhundert) dasselbe, was Tillemont für die Geschichte der römischen Kaiserzeit und Mabillon für die Geschichte des Benediktinerordens. Sie hat dieselben Vorzüge, allerdings, als Literaturgeschichte betrachtet, auch dieselben Mängel wie die Arbeiten der beiden genannten Forscher.

Die *Histoire littéraire* nahm sich zum Muster der italienische Literarhistoriker Girolamo Tiraboschi. Sein Werk, die *Storia della letteratura italiana* (von Augustus bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts; zuerst Modena 1771), ist als gelehrte Arbeit vielleicht noch bewundernswürdiger, insofern es nicht von einer Gesellschaft, sondern von einem einzelnen verfaßt wurde. Es ist aber ebenfalls kein Geschichtswerk. Es ist kaum mehr als ein allerdings außerordentlich kritisch und sorgfältig angelegtes Repertorium, ein Resümee eigener und fremder Untersuchungen. In seiner Begeisterung für die nationale Literatur ist Tiraboschi übrigens nicht ganz frei von Tendenz; an Unbefangenheit kommt er den Benediktinern nicht ganz gleich.

Beide Werke behandeln die gesamte literarische Produktion ihrer Länder, also nicht nur die Belletristik, sondern auch die gelehrte Fachliteratur, die Autoren, die lateinisch schrieben, ebenso wie die, die sich der Landessprache bedienten. Sie stehen damit in scharfem Gegensatz zu den nach der Romantik geschriebenen Literaturgeschichten, die nur das Volkstümliche gelten ließen und in sonderbarer Begriffsverwirrung nur die Werke als national ansahen, die in einer modernen Sprache abgefaßt sind. Man wird kaum bestreiten können,

daß diese willkürliche Scheidung der historischen Erkenntnis der mittelalterlichen und Renaissanceliteratur vielfach schädlich gewesen ist.

Bemerkenswert ist, daß die Franzosen insofern von der registrierenden Methode abweichen, als sie zu Beginn der Jahrhunderte (die *Histoire littéraire* ist wie die Zenturien nach Jahrhunderten gegliedert) selbständig gehaltene Abschnitte einlegten, in denen sie versuchten, den Bildungsstand einer bestimmten Periode im Zusammenhang darzustellen. Diese Übersichten, mit *État des lettres en France pendant le . . . siècle* überschrieben, können als die ersten Ansätze zu einer gelehrten Kulturgeschichtschreibung betrachtet werden.

Die Arbeit an der *Histoire littéraire* wurde wie andere wissenschaftliche Unternehmungen der Mauriner durch die französische Revolution unterbrochen. Sie wurde später von der *Académie des Inscriptions* wieder aufgenommen. Der erste Bearbeiter der neuen Serie war noch ein ehemaliger Benediktiner selbst, Dom Brial.

Über Tiraboschi (geboren 1731 zu Bergamo, zuerst Professor der Rhetorik an der Brera, 1770 zum Vorsteher der modenesischen Bibliothek ernannt, gestorben 1794) ist zu vergleichen Sandonnini, *Commemorazione di G. T.* 1894. Ferner verschiedene Brief-Publikationen: *Corrispondenza fra G. T., L. S. Parenti e A. P. Ansaloni* 1894 (*R. Deputaz. di Stor. patria per le prov. moden.*); Guaitoli, *Carteggio fra l'abbate G. T. e l'avv. Eustachio Cabassi* 1894/95 (*Memorie storiche e Doc. sulla città e sull'antico principato di Carpi VI*); *G. T., lettere al padre Ireneo Affò* ed. Frati 1895 u. a. m.

Tiraboschi hatte so wenig eigentliche Vorgänger wie die Mauriner. Der als Gründer der Akademie der Arkader bekannte Erzpriester Crescimbeni (geboren zu Macerata 1663, gestorben zu Rom 1728) hatte zwar schon im Jahre 1698 eine *Istoria della volgar poesia* herausgegeben. Aber nicht nur war darin nur ein kleiner Teil der italienischen Literatur behandelt, sondern der Stoff war noch ganz kritiklos und wirr zusammengehäuft. Crescimbenis *Istoria* ist, obwohl als erster Versuch nicht ohne Verdienst, doch noch ein rechtes Produkt der wüsten Gelehrsamkeit des 17. Jahrhunderts.

Nach derselben Methode arbeitete Sainte-Palaye (Jean-Baptiste de la Curne de Sainte-Palaye, geboren 1697 zu Auxerre, gestorben 1781 zu Paris, Mitglied der Académie des Inscriptions und der französischen Akademie). Er war der erste, der einen kulturgeschichtlichen Stoff methodisch und gründlich aus den Quellen (schöne Literatur, Rechtsdenkmäler, Chronisten) um seiner selbst willen darstellte. Mit seinen *Mémoires sur l'ancienne chevalerie* (Paris 1759 bis 1781) beginnt ebenso die gelehrte Kulturgeschichte wie die gelehrte Literaturgeschichte mit der *Histoire littéraire* ihren Anfang genommen hatte. Seine Grundsätze sind die der Benediktiner: er ist kritisch, soweit es darauf ankommt, auf die ältesten Quellen selbst zurückzugehen, sammelt sein Material so vollständig wie möglich, strebt nach sorgfältiger philologischer Interpretation (er arbeitete an einem *Dictionnaire historique de l'ancien langage français*, der dann freilich erst 1875 bis 1882 ediert wurde) und ist unparteiisch, insofern er weder der romantischen Sehnsucht mancher Zeitgenossen nach den idealeren Zeiten des Rittertums, noch der summarischen Verachtung, die die Aufklärung eben diesen Zeiten entgegenbrachte, Einfluß auf seine Darstellung gewährte. Gelehrte und Ungelehrte in Frankreich und

anderwärts schöpften dann längere Zeit ihre Kenntnisse über das Ritterwesen fast ausschließlich aus dem Werke Sainte-Palayes.

3. Die historische Kritik.

Die bisher besprochenen Autoren legten zum größten Teile auf das vollständige Sammeln des Materials größeres Gewicht als auf das kritische Sichten. Es mögen im folgenden einige Werke behandelt werden, die es als ihre Hauptaufgabe betrachten, an den Quellen und der Überlieferung Kritik zu üben.

Die Mauriner haben in dieser Beziehung wenig geleistet. Die Ehre, das erste große quellenkritische Unternehmen gegründet zu haben, fällt vielmehr den Jesuiten zu.

a) Die *Acta Sanctorum.*

Hätten die Bollandisten keinen anderen Zweck verfolgt, als das Material zur Geschichte der Heiligen so vollständig wie möglich zu sammeln, so verdienten die *Acta Sanctorum* (begonnen 1643 zu Antwerpen durch den Jesuiten Bolland, unterbrochen im Jahre 1794, als bis zum 14. Oktober geführt, neu aufgenommen im Jahre 1837 zu Brüssel) hier ebensowenig eine Erwähnung als andere Quellenpublikationen. Aber die *Acta* hatten sich ein höheres Ziel gesetzt. Sie verfolgten apologetische Tendenzen. Sie suchten den Heiligenkult gegen die Angriffe der Protestanten und Humanisten dadurch zu retten, daß sie von den Legenden, die die Spottsucht der Gegner am stärksten herauszufordern geneigt waren, soviel wie möglich opferten.

Zu einem guten Teile brauchten sie sich dabei nur der Mittel der gewöhnlichen historischen Kritik zu bedienen. Die törichten Heiligenfabeln, die den Humanisten Anlaß zu Gelächter gegeben hatten, entstammen ja meistens einer späteren Periode der Legendenbildung und konnten schon aus wissenschaftlichen Gründen zugunsten älterer, schlichterer Berichte als unglaubwürdig erklärt werden. Aber auch so darf gesagt werden, daß die Prolegomena, die die Bollandisten den Biographien der einzelnen Heiligen vorsetzen, die ersten Beispiele methodischer Quellenkritik sind. Zum ersten Male wurde dort in großem Umfange der Versuch gemacht, die Quellenautoren systematisch nach Alter und Glaubwürdigkeit zu ordnen.

Vgl. Abbé Pitra, *Études sur la collection des Actes des Saints* 1850; Renan, *Études d'histoire religieuse* p. 301 ff.

Die Bollandisten eröffneten die gelehrte historische Kritik, entwickelten sie aber nur soweit, als es sich mit den Grundsätzen ihres Ordens vertrug. Einen weiteren Aufschwung nahm sie erst, als sie in die Hände von Laien und Weltgeistlichen fiel.

b) Bayle.

Es ist üblich geworden, in Pierre Bayle (geboren 1647 zu Carla, gestorben 1706) einen Vorläufer der Aufklärung zu sehen. Das mag

richtig sein, soweit es sich um die Aufklärung im allgemeinen handelt. Mit der Historiographie der Aufklärung und deren Hauptvertreter, Voltaire, darf man aber die gelehrte Kritik des freidenkerischen Publizisten kaum in Verbindung bringen. Selbst die Ideen, die der Historiker Voltaire aus Bayle entlehnt haben mag, sind dann doch bei diesem ganz anders entwickelt und für die Geschichte fruchtbar gemacht worden: wie durchaus verschieden hat Voltaire z. B. die Nützlichkeit und politische Notwendigkeit der religiösen Toleranz zu begründen versucht als der Verfasser des *Dictionnaire historique et critique.*

Vor allem aber hat der historische Skeptizismus Bayles mit der Sachkritik Voltaires und der Aufklärung nichts gemein. Voltaire hatte sich auf Grund eigener und fremder praktischer Erfahrungen feste Ansichten darüber gebildet, was historisch möglich sei und was nicht, und kritisierte darnach die geschichtliche Überlieferung; Bayle war ein Gelehrter und zweifelte an der Richtigkeit der herkömmlichen Geschichtsdarstellungen, weil die Autoritäten unter sich im Widerspruch waren. Der eine ging vom Leben aus, der andere von der Literatur. Die historische Forschung hat der ungeheuer ausgedehnten Belesenheit und dem unermüdlichen Fleiße Bayles vieles zu verdanken; die historische Erkenntnis hat er kaum gefördert.

Um so mehr, als Bayle die Vielseitigkeit der Interessen gänzlich fehlte, die Voltaire und andere Historiker der Aufklärung auszeichnete. Er hat den Umfang der Geschichte in keiner Weise erweitert. Die Fürsten-, die Kirchen- und die Gelehrtengeschichte — aus diesen drei setzt sich auch bei ihm die Historie zusammen. Für ökonomische oder soziologische Probleme besaß er kein Interesse. Auch in dieser Beziehung hatte die Geschichtschreibung der Aufklärung nichts von ihm zu lernen.

Ebensowenig was die schriftstellerische Kunst betraf. Die breite formlose Manier Bayles steht im stärksten Gegensatze zu dem epigrammatischen Stile der Aufklärer.

Bayle gehört so, wie sehr auch sein religiöser Skeptizismus sich von der frommen Gläubigkeit der Mauriner unterscheiden mag, durchaus zu der gelehrten Schule, deren typische Vertreter Tillemont und Mabillon sind. Die antiquarische Forschung bereitete ihm an sich Vergnügen; sie war ihm beinahe Selbstzweck. Auch seine historische Kritik verfolgt kein bestimmtes Ziel. Er ist nur darin von den Benediktinern verschieden, daß seine maliziöse Kritik vor keiner Autorität, mag sie noch so geheiligt sein, haltmacht und daß er, ob er nun angreift oder *rettet*, der Neigung zur Paradoxie stärker nachgibt, als sich mit ernsthaftem Forschen verträgt. Man merkt seinen Werken an, daß ihr Verfasser vom Publikum und den Buchhändlern abhängig war: er mußte versuchen, die Leser durch pikante Übertreibungen zu verblüffen und anzuziehen, wie er denn auch zu den häufigen Abschweifungen seines *Dictionnaire* aufs erotische Gebiet durch den Wunsch des Verlegers will bewogen worden sein.

Bayle hat schärfer und wirkungsvoller als die Mauriner den Kampf mit der gedankenlosen, autoritätsgläubigen Polyhistorie aufgenommen, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts den größten Teil der Geschichtsforscher unter ihren Bann gezogen hatte. Er hat dadurch manche nützliche Untersuchung angeregt. Aber seine Verdienste um die Geschichte selbst sind nicht groß. Es fehlte seiner historischen Kritik an Ideen und an Methode.

Bayles Hauptwerk, der *Dictionnaire historique et critique* (Rotterdam 1695 ff.) ist kein vollständiges Lexikon, sondern setzt sich nur zum Ziel, den Dictionnaire von Moréri zu berichtigen und zu ergänzen. Wichtig für Bayles historische Ansichten ist auch seine *Critique générale de l'Histoire du Calvinisme du Père Maimbourg* (Amsterdam 1682; vgl. o. S. 267). Vgl. über B. das panegyrisch gehaltene Buch von A. Cazes, *P. B.* (1905), wo auch die ältere Literatur z. T. verzeichnet ist.

Ganz anders radikal und selbständig gingen zwei andere Autoren der herkömmlichen Geschichtsauffassung mit den Waffen der gelehrten Kritik zuleibe.

c) Beaufort.

Das eine Werk, Louis de Beauforts (gestorben 1795 zu Mastricht) scharfsinnige *Dissertation sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire romaine* (Utrecht 1738; umgearbeitet Haag 1750) ist besonders dadurch bemerkenswert, daß mit ihm die historische Kritik auch vor der Geschichte des Altertums nicht mehr haltmachte.

Beaufort war nichts weniger als ein Skeptiker oder Aufklärer. Er griff die Autorität der Antike nur vorsichtig an. Er ging ähnlich wie Bayle nicht von prinzipiellen historischen Bedenken aus. Er verwarf die Erzählungen des Livius nicht deshalb, weil sie ihm mit der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit in Streit zu stehen schienen, sondern ihn beunruhigten bloß die Widersprüche der antiken Autoren selbst, und dann die Angaben des Livius und Polybius, die darauf schließen ließen, daß aus den ersten Jahrhunderten der römischen Geschichte echte Zeugnisse überhaupt nicht existieren könnten. Er arbeitete im Grunde nur mit den kritischen Waffen, die ihm die antike historische Literatur bot. Aber es gehörte trotzdem ein ungeheuerer Mut dazu, auch nur von diesen ehrlich Gebrauch zu machen. Beaufort wagte wenigstens antike Historiker ebenso unbefangen zu kritisieren wie moderne. Er konnte etwa die Hypothese aufstellen, daß manche der bei Livius erzählten Fabeln nur Produkte patriotischer Geschichtsverfälschung seien. Der Bruch mit dem Humanismus, der den Bestrebungen der gelehrten Schule überhaupt zugrunde liegt, tritt wohl nirgends so deutlich zutage, wie in der *Dissertation* Beauforts.

Positive Kritik hat freilich Beaufort ebensowenig geleistet, wie irgendein anderer Zeitgenosse. Er suchte zwar die römische historische Tradition genetisch zu erklären und begnügte sich nicht damit, sie als unbeglaubigt zu verwerfen. Er verwies als auf ihre wahrscheinliche Quelle auf die griechischen Gründungssagen, die Leichenreden,

die alten Lieder, die Versuche, Beinamen zu interpretieren, und vor allem die Traditionen der Geschlechter. Aber als er glaubte, erwiesen zu haben, daß die gesamte Überlieferung über die ersten fünf Jahrhunderte unzuverlässig sei, hielt er seine Arbeit für getan. Er dachte nie daran, daß in den von ihm verworfenen Fabeln ein historischer Kern stecken könne. Die kombinierende Phantasie fehlte ihm wie allen Jüngern der gelehrten Schule. Nur das eine Lob wird man ihm wenigstens nicht versagen können, daß er zu keinem schwächlichen Kompromisse die Hand geboten hat.

Vgl. H. Taine, *Essai sur Tite-Live* ch. III § 1. — Auf die Bedeutung der *Cantica* für die Entstehung der historischen römischen Tradition sowie auf die Unsicherheit der Nachrichten über die Zeit vor dem gallischen Einfall hatte vor Beaufort unter anderem bereits Perizonius hingewiesen (*Animadversiones historicae* Amsterdam 1685 c. 5 und 6). Doch war der holländische Philolog in seinen mit vielem unnötigen antiquarischen Detail überladenen *Bemerkungen* weder so scharf kritisch noch so systematisch vorgegangen wie Beaufort. Erst dieser hat aus gelegentlichen Notizen einen prinzipiellen Angriff gemacht und die kritischen Konsequenzen gezogen.

d) Dubos.

Beinahe gleichzeitig erschien in Frankreich die erste kritische verfassungsgeschichtliche Arbeit, die wirklich diesen Namen verdient.

Der Abbé Jean-Baptiste Dubos (1670 bis 1742; zuerst Diplomat, später ständiger Sekretär der französischen Akademie), der Verfasser der *Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules* (Amsterdam 1735), ist einer der bedeutendsten historischen Köpfe des 18. Jahrhunderts. Er ist der erste Verfassungshistoriker, der unabhängige historische Prinzipien vertritt. Die ältere staatsrechtliche Schule der französischen Historiker hatte die Geschichte der Merowinger nach Präzedenzfällen für die Verfassungsfragen der Gegenwart durchsucht; die Aufklärer benutzten dann die Geschichte, um ihr Anregungen und Belege für politische Reformen zu entnehmen. Dubos stand diesen beiden Richtungen ganz fern. Er wollte bloß erfahren, wie es gewesen war. Seine These — die Ansicht, daß die kaiserlich-römische Verwaltung in Gallien nie aufgehoben, sondern durch die Merowinger nur umgebildet worden sei — hatte mit den zeitgenössischen politischen Verhältnissen kaum etwas zu schaffen.

Abbé Dubos war dabei nichts weniger als nur ein antiquarischer Sammler. Er war zwar ein gewissenhafter gelehrter Arbeiter und konnte es als solcher wohl mit den Benediktinern aufnehmen. Aber er blieb nicht bei deren äußerlicher Kritik stehen. Ein klarer, nüchterner Kopf, mit einem guten Blicke für die Realitäten des politischen Lebens begabt, ging er mit selbständigem Urteile an die Quellen heran und lehnte dilettantisch simple Erklärungen ebenso bestimmt ab wie romantische Schwärmereien. Er verglich außereuropäische Völker ebenso unbedenklich mit europäischen, wie bald nachher Voltaire. Er hatte ein Gefühl dafür, daß große Veränderungen im Leben der Völker sich nur allmählich vollziehen. Davon und von dem Wesen

der geschichtlichen Entwicklung überhaupt hatte er eine deutlichere Vorstellung als irgendeiner der Aufklärer. Man kann ihn in dieser Beziehung nur mit Möser zusammenstellen, der gleich Dubos im Staatsdienste praktisch tätig gewesen war. Der Geschichtschreiber Osnabrücks stand denn auch unter seinen deutschen Zeitgenossen ebenso allein, wie Dubos unter den Franzosen des 18. Jahrhunderts.

Dubos hatte darunter zu leiden, daß er zu früh kam. Er hat in der Geschichte der Historiographie kaum irgendwelche Spuren hinterlassen. Die ältere Zeit hatte für verfassungsgeschichtliche Untersuchungen, deren Resultate die Rechtsverhältnisse der Gegenwart nicht tangierten, kein Interesse; erst die Romantik hat dann die These aufgestellt, daß die nationale Rechtsgeschichte das Fundament der *wahren historischen* Auffassung vom Rechte bilden müsse. Außerdem zeigte Dubos keine Neigung, dem ungelehrten Publikum Konzessionen zu machen. Seine *Histoire critique* setzt die Kenntnis der äußeren Vorgänge bereits voraus. Sie ist eher eine Sammlung verfassungsgeschichtlicher Betrachtungen und kritischer Untersuchungen als eine Darstellung der älteren französischen Geschichte zu nennen. Gerade weil er häufig die Methode des 19. Jahrhunderts antizipiert (Dubos ist einer der wenigen älteren Historiker, die eine ihnen unrichtig erscheinende Ansicht nicht bloß bekämpfen, sondern ihrer Entstehung systematisch nachgehen), ist er zu seiner Zeit beinahe ohne Einfluß geblieben. Die Aufklärung hat ihn ignoriert; nur Montesquieu setzte sich mit ihm, unbefriedigend genug, im *Esprit des lois* auseinander. Den Gelehrten anderseits schien er, weil er (ähnlich wie Fustel de Coulanges, mit dem er überhaupt große Verwandtschaft zeigt) seine These, unbekümmert um traditionelle Ansichten, bis in die letzten Konsequenzen ausarbeitete, zu sehr zur Paradoxie zu neigen, als daß sie sich ernsthaft mit ihm beschäftigt hätten.

Mit dieser Ansicht von der wissenschaftlichen Methode Dubos' steht nicht im Widerspruch, daß sein Werk nicht als blosse Untersuchung gedacht war, sondern auch eine Entgegnung in monarchischem Sinne auf die vom aristokratischen Standpunkte aus geschriebene *Histoire de l'ancien gouvernement de la France* des Grafen Boulainvilliers (1727) sein sollte. — Vgl. über diesen Streit vor allem Aug. Thierry in den *Considérations* vor den *Récits des Temps mérovingiens* (1840), 65 ff.

Selbständige Ansätze zur Kritik der Überlieferung über die fränkische Geschichte finden sich lange vor Dubos bereits bei Hadrianus Valesius (Valois; 1607 bis 1682 königlicher Historiograph). Doch gehen dessen *Rerum Francicarum libri* (bis Pipin; Paris 1646 bis 1658) auf verfassungsgeschichtliche Fragen nicht ein.

4. Die Hilfswissenschaften.

Die Geschichte der Historiographie hat sich mit der Geschichte der historischen Forschung und Kritik an sich nicht zu befassen. Aber auch sie kann das Werk nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, durch das Mabillon die Diplomatik als Wissenschaft konstituiert hat. Seitdem die Geschichtschreibung in immer größerem Umfange Urkunden heranzog, war es auch für sie von entscheidender Bedeutung, daß die Kritik der Dokumente der Willkür und dem Dilettantismus entzogen wurde.

Charakteristisch ist, wie sich auch hier Jesuiten und Benediktiner unterscheiden.

Man weiß, daß Mabillon zu seinen diplomatischen Untersuchungen durch den Jesuiten Papebroch angeregt wurde, dessen kecke, aber unmethodische Kritik alle Diplome vor Dagobert I. für Fälschungen erklärt hatte (1675). Mabillon setzte diesen kühnen Behauptungen sein großes Lehrgebäude, die Frucht mehrjähriger Arbeit, entgegen (*De re diplomatica* 1681). Er ließ sich nicht auf eine Polemik ein, sondern zermalmte seinen Gegner durch unermüdliche positive Arbeitsleistungen.

Mabillon zur Seite steht sein Ordensbruder Bernard de Montfaucon (1655 bis 1741), der Begründer der griechischen Paläographie (*Palaeographia graeca* Paris 1708) und Verfasser des ersten vollständigen und kritischen Werkes über die klassische Archäologie (*l'Antiquité expliquée et représentée en figures* Paris 1719, mit einem Supplement 1724). Montfaucon war der Tillemont der antiken Kunstgeschichte. Wie groß der Abstand war, der ihn von der Kunstgeschichte und die Mauriner überhaupt von der Historie trennte, sieht man am besten, wenn man sein Hauptwerk mit dem Winckelmanns vergleicht.

Montfaucon gab daneben auch *les Monuments de la monarchie française* heraus (Paris 1729 bis 1733). Vgl. über sein Leben E. de Broglie, *B. de M. et les Bernardins* 1891.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen zu schildern, was die Mauriner und ihre Geistesverwandten durch ihre zum Teil für ihre Zeit mustergültigen Ausgaben und Lexika für die Geschichtsforschung geleistet haben. Es mag nur angeführt werden, daß die Nachwirkungen dieser ihrer Tätigkeit bis ins 19. Jahrhundert hinein nachweisbar sind. Auch die unter dem Einflusse der Romantik in Deutschland entstandene gelehrte Geschichtsforschung hat sich dem Vorbilde der Benediktiner enger angeschlossen als in der Regel betont wird. Die *Monumenta Germaniae* sind ihrer Anlage nach den *Scriptores* Dom Bouquets und Muratoris verwandt, die Annalenform Tillemonts und Mabillons lebt gleichsam in den Jahrbüchern des deutschen Reiches weiter. Daß man der *Gallia christiana* und der *Italia sacra* nicht auch eine *Germania sacra* nachbildete (wozu schon im 18. Jahrhundert die Absicht bestand; vgl. A. Brackmann in der *Hist. Ztschr.* 102 [1909], 325 ff.), ist ein Übelstand, unter dem die dem deutschen Mittelalter gewidmeten Studien jetzt noch zu leiden haben.

5. Fälschungen.

Die Kritik der älteren Humanisten, die gegenüber der mittelalterlichen Tradition auf antike und frühmittelalterliche Quellenberichte zurückzugehen suchten, hatte die erfundenen Chroniken und Historiker des Annius von Viterbo und seiner Schule ins Leben gerufen (o. S. 135 f.). Diese Fälschungen waren noch ziemlich plump ausgeführt worden. Nachdem die neue gelehrte Schule angefangen hatte, methodisch die Echtheit der historischen Zeugnisse zu untersuchen, mußten auch die Fälscher vorsichtiger vorgehen. Diplomatik und Paläographie waren wissenschaftlich bearbeitet worden und eine Fälschung hatte nur dann Aussicht durchzudringen, wenn sie den Kriterien Mabillons und seiner Jünger Genüge tat.

Die Fälscher wußten sich denn auch den neuen Verhältnissen anzupassen. Am besten natürlich in Frankreich. Die alte Fälscherschule hatte ihren Ausgang von Italien genommen; es war natürlich, daß die neue in dem Lande am raffiniertesten betrieben wurde, das einen Mabillon erzeugt hatte. Der Meister der neuen (wie der alten) war ein geistlicher Beamter. Der Elsässer Abbé Philippe André Grandidier, Archivar des Bistums Straßburg (gestorben 1787), darf den Ruhm in Anspruch nehmen, am geschicktesten von allen Fälschern auf die neuesten Ergebnisse der Forschung Rücksicht genommen zu haben. Die von ihm fabrizierten Urkunden und Chroniken galten lange Zeit als echt; ja seine *Annales Argentinenses breves* (ediert 1787 in der *Histoire ecclésiastique, militaire, civile et littéraire de la province d'Alsace*), sind erst in neuester Zeit als Fälschung entlarvt worden. Vgl. H. Bloch *Die elsässischen Annalen der Stauferzeit* in den *Regesten der Bischöfe von Straßburg* I, 1 (1908).

D. Die „galante“ oder novellistische Geschichtschreibung.

I. Allgemeines.

Das Versiegen der humanistischen Historiographie. Während sich so neue Richtungen neben der humanistischen Historiographie entwickelten, verlor diese selbst immer mehr an Lebenskraft. In der Theorie behauptete zwar die antikisierend-rhetorische Form ihre kanonische Geltung noch lange; sie verlor diese erst, als der Klassizismus überhaupt dem Untergange verfiel. Aber die Produktivität der humanistischen Geschichtschreibung war um die Mitte des 17. Jahrhunderts erloschen.

Die Zahl der Geschichtswerke nahm nicht ab. Das Bedürfnis nach Information über die Zeitergebnisse und die jüngste Vergangenheit hatte sich nicht vermindert, und mit dem Anwachsen des lesenden Publikums und der Verbesserung der technischen Vervielfältigungsmittel ging die journalistische Fabrikation von Zeitgeschichten immer mehr in die Breite. Aber die humanistische Geschichtschreibung im großen Stile hörte beinahe ganz auf. Was das Ziel und der Stolz des Humanismus gewesen war, die einheitlich stilisierte, zusammenfassende Darstellung der Landesgeschichte, wurde so gut wie gar nicht mehr gepflegt.

Dieser Wandel kann nicht nur dadurch hervorgerufen worden sein, daß die Schöpfungen der älteren humanistischen Historiographie vielfach in ihrer Art nicht zu übertreffen waren, daß z. B. eine schottische Geschichte im humanistischen Stile n a c h Buchanan eine *Ilias post Homerum* gewesen wäre. Es gab der Lücken noch genug auszufüllen, der Gegenstände genug, die noch nicht in der klassizistischen Manier behandelt worden waren. Man wird auch nicht der strengeren Zensur, die in den meisten Ländern nach der Gegenreformation einsetzte, die Schuld daran beimessen dürfen. Der Jesuit Mariana hat im absolutistisch regierten Spanien Philipps II. eine Geschichte seiner Heimat verfaßt, die keineswegs hinter dem Durchschnitt der älteren humanistischen Historiographie zurücksteht. Der Absolutismus war an sich der Geschichtschreibung allerdings nicht günstig. Aber er hat später auch nicht verhindern können, daß Voltaire mit seinen Geschichtswerken den Grund zur Historiographie der Aufklärung legte.

Ein tieferer Grund muß hier den Ausschlag gegeben haben. Das Versiegen der humanistischen Produktion steht wohl mit der allgemeinen Reaktion im Zusammenhange, die sich am Ende des 16. Jahrhunderts in Italien und im 17. Jahrhundert in Europa überhaupt gegen die künstlerischen Tendenzen des Humanismus erhob. Seitdem die geistig führenden Kreise ihre Aufmerksamkeit den Naturwissenschaften und der Philosophie zuwandten, hatte die Geschichtschreibung, wie sie der Humanismus verstand, bei ernsthaft denkenden

Männern ihre Geltung verloren. Sie überließen die Bearbeitung der Geschichte im herkömmlichen Stile Literaten und gelehrten Kompilatoren. Gleichgültige und unsichere historische Details rhetorisch aufzuputzen, die Erzählungen mehrerer alter Autoren zu einer neuen zusammenzuschweißen, war nicht ihre Sache.

Die neue gelehrte Schule, deren Entwicklung im vorhergehenden Abschnitte geschildert worden ist, versuchte nun allerdings den Forderungen der naturwissenschaftlich gebildeten Gesellschaft entgegenzukommen. Aber ihre Werke boten doch nur einen partiellen Ersatz für die humanistische Historiographie. Sie konnten das Bedürfnis nach nüchterner, exakter Belehrung wohl besser befriedigen als die klassizistischen Historiker. Aber ihre Autoren waren in der Regel philosophisch (soziologisch) so wenig gebildet und leisteten auf schriftstellerische Komposition und Kunst so vollständig Verzicht, daß ihre Geschichtsbücher außerhalb der Fachkreise beinahe nur als Nachschlagewerke gelten konnten. Das gebildete Publikum, das an den Darstellungen der Humanisten Geschmack gefunden hatte, wandte sich von den Folianten der Benediktiner ab.

Die Entstehung der galanten Geschichtschreibung. Für das Publikum, das in der Geschichte nur Unterhaltung suchte, bildete sich dagegen eine neue Gattung der Historiographie aus, die man wohl am besten als die *galante Geschichtschreibung* bezeichnet.

Die galante Historiographie steht zu der humanistischen, deren Bastardkind sie ist, ungefähr in demselben Verhältnisse, wie die Salonmythologie der Rokokopoeten zu dem lebenskräftigen Heidentum der großen Renaissancedichter. Sie suchte wie ihre Vorgängerin mit der schönen Literatur zu wetteifern. Aber während diese die rhetorisch-pathetische Poesie Virgils und die Tragödien Senecas als ihre Muster betrachtet hatte, diente nun als Vorbild der galante und der Intrigenroman.

Die neue Schule verengerte die humanistische Form und nahm ihr allen Gehalt. In der Geschichtschreibung Brunis und seiner Jünger hatten lebendige politische Kräfte Ausdruck gefunden. Die galante Geschichtschreibung war völlig nichtig. Weder Autor noch Publikum besaßen historische Interessen. Die Geschichte wurde zu einer Sammlung unterhaltsamer und spannender Novellen.

Die Geschichtschreibung dieser Art wird nie aussterben. Aber sie hat nie so geblüht und sich nie eines solchen Ansehens erfreut, wie in dem Jahrhundert zwischen 1650 und 1750. Erst die Historiographie der Aufklärung und ihr Führer Voltaire haben dann ihre Autorität erschüttert.

Es ist natürlich, daß diese Gattung besonders eifrig in Frankreich gepflegt wurde. Fällt doch ihre Blüte in die Zeit, da die französische Kultur überhaupt in Europa herrschte und gehörten doch auch die literarischen Vorbilder, nach denen sie sich richtete, zu einem guten Teile der französischen Literatur an.

Ich habe den Ausdruck *galant* gewählt, weil er mir besser als andere diese Form der Geschichtschreibung zeitlich zu lokalisieren scheint. Sagt man *novellistisch*, so hebt man eine Eigenschaft hervor, die diese mit vielen anderen Richtungen der Geschichtschreibung teilt. Natürlich ist das Wort ohne die jetzt übliche erotische Nebenbedeutung gebraucht. Es ist in demselben Sinne verwendet wie in der Musikgeschichte, die gerade in dieser unserer Periode einen *galanten Stil* unterscheidet.

II. Einzelne Autoren.

Der bedeutendste und erfolgreichste Autor dieser Gattung ist der Abbé von Saint-Réal (aus Chambéry; ca. 1650 bis 1692). Er wagte es bisweilen nicht mehr, sich als Historiker zu bekennen. Seine *Geschichte des Don Carlos* (Amsterdam 1672), die dank Schiller seinen Namen in Deutschland lebendig erhalten hat, nannte er geradezu eine *nouvelle historique*. Er war aber nicht immer so ehrlich. Andere Werke wie die *Verschwörung Spaniens gegen Venedig* (*Conjuration des Espagnols contre la république de Venise en 1618* Paris 1674) sind ebenso gut Romane, obwohl sie sich den Anschein der Wahrheit geben. Übrigens keine schlechten Romane; als Erzähler konnte es der federgewandte weltmännische Abbé unbedenklich mit den gefeiertsten Unterhaltungsschriftstellern seiner Zeit aufnehmen.

Saint-Réal hat nicht nur von der schönen Literatur Anregungen empfangen. Er nahm sich für Einzelheiten auch die Historiographie der großen Florentiner zum Muster. Er wollte wie diese belehren und wenn auch nicht Politik, so doch wenigstens Weltklugheit dozieren. Seine Einleitung zu der *Verschwörung gegen Venedig* enthält deutliche Reminiszenzen an das berühmte Kapitel über Verschwörungen in Machiavellis *Discorsi*. Damit hören dann freilich auch die Ähnlichkeiten auf. Machiavelli, Davila u. a. hatten die Geschichte gelegentlich arrangiert, um sie pädagogisch brauchbar zu machen; Saint-Réal verfolgte bei seinen Erfindungen nur das Ziel, den Leser zu unterhalten. — Vgl. über seinen *Don Carlos* Ranke in den *Historisch-biographischen Studien* (Werke 40/41), 467 f.; über die *Verschwörung gegen Venedig* denselben *Zur venezianischen Geschichte* (Werke 42), p. 144 ff.

Der bekannteste Vertreter der galanten Richtung neben Saint-Réal war dessen Lehrer Antoine de Varillas (aus Guéret; 1624 bis 1696). Varillas ging gern geheimen Akten nach und wußte auch manches aufzustöbern. Er versetzte aber, was er gefunden, so stark mit eigenen Erfindungen, daß seine Werke allen wissenschaftlichen Wert verloren. Bereits Daniel (o. S. 144 f.) nannte in seinem *Précis de l'histoire de France* Varillas *Geschichte der Minderjährigkeit Ludwigs des Heiligen „un véritable roman“*.

Nicht ganz so romanhaft arrangierte der Mailänder Gregorio Leti (geboren 1630, gestorben 1701 zu Amsterdam, zeitweise Historiograph Karls II. von England) die Geschichte. Aber im ganzen und großen gehört doch auch dieser populäre Vielschreiber durchaus der novellistischen Richtung an. Ein Titel wie der folgende *Istoria ovvero vita di Elisabetta, regina d'Inghilterra, detta per sopranome la Commediante Politica* (Amsterdam 1693) sagt in seiner romanhaften Form genug. Sein berühmtestes Werk, die *Vita di Sisto V.* (zuerst Lausanne 1669) ist von Ranke eingehend analysiert worden (*Analekten* zur *Geschichte der römischen Päpste*, 4. Abschnitt).

Viertes Buch.

Die Geschichtschreibung der Aufklärung.

A. Allgemeines.

Verhältnis der Historiographie der Aufklärung zur Aufklärung überhaupt. Es kann nicht die Aufgabe der vorliegenden Darstellung sein, die Bewegung, die man Aufklärung genannt hat, als solche zu schildern. Sie würde damit ein Thema berühren, das nur in einer allgemeinen Geschichte des europäischen Geisteslebens behandelt werden kann. Sie muß vielmehr die Geschichte der Aufklärung selbst als bekannt voraussetzen und sich darauf beschränken, Entstehung und Entwicklung der Aufklärungshistoriographie zu beschreiben.

Sie darf dies um so eher tun, als die Geschichtschreibung der Aufklärung eine durchaus selbständige Ausbildung erfahren hat, die mit der Entwicklung der Aufklärung überhaupt nicht ohne weiteres in Parallele gesetzt werden darf.

Die humanistische Historiographie war ein normales, sozusagen notwendiges Produkt der humanistischen Bewegung. Es war natürlich, daß der Versuch, die Gattungen der alexandrinisch-römischen Literatur zu erneuern, dazu führte, daß auch die rhetorische Annalistik der Römer nachgebildet wurde; denn die Geschichtschreibung galt als eine literarische Gattung so gut wie das rhetorische Epos oder die rhetorische Elegie. Die humanistische Historiographie zeigt, obwohl durch das Genie Brunis und die politischen Verhältnisse Italiens individuell modifiziert, die typischen Symptome der neuen Bildung; ihre Geschichte fällt in ihren großen Zügen mit der des Humanismus überhaupt zusammen.

Anders liegen die Verhältnisse bei der Historiographie der Aufklärung.

Die Aufklärung im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. der Versuch, die überlieferten theologischen Anschauungen auf Grund der neuen naturwissenschaftlichen Bildung umzugestalten, regte an sich zur Pflege der Geschichtschreibung in keiner Weise an. Beide Parteien bedienten sich wohl etwa historischer Argumente; einzelne Freigeister schrieben auch etwa polemische Traktate in der Form kirchen- oder religionsgeschichtlicher Abhandlungen (wie z. B. die nicht ganz

mit Recht mit *Geschichte* überschriebene *Histoire des oracles* von Fontenelle 1687). Aber die allgemeine Geschichtschreibung, die politische Geschichte vor allem, blieb zunächst von der Aufklärung unberührt.

Dies hing wohl zu einem guten Teile damit zusammen, daß die Aufklärung in der ersten Zeit am eifrigsten in England gepflegt wurde und dort ihre ersten großen prinzipiellen Kämpfe ausfocht.

In England lagen die Verhältnisse so, daß die Aufklärer keinen Grund hatten, sich eifrig mit politischen Problemen zu befassen. Die glorreiche Revolution des Jahres 1688 hatte eine Situation geschaffen, die in der Hauptsache alle Parteien befriedigte. Es bestand weder der Wunsch nach politischer Reform, noch hätte ein Versuch, das herrschende Regierungssystem zu ändern, Aussicht auf Erfolg gehabt. Auch die Aufklärer selbst hatten keinen Grund zu Beschwerden. Die englische und die schottische Staatskirche hatten zwar ihre Privilegien zum größten Teile behalten. Aber das Prinzip der Toleranz war so allgemein anerkannt, der Presse wurde so uneingeschränkte Freiheit gelassen, und die Kirche übte ihre Machtbefugnisse so nachsichtig aus, daß die Propaganda der Aufklärer freie Hand hatte. Sie hatten nicht wie anderwärts zuerst die staatliche Gesetzgebung zu reformieren, bevor sie ihren Ideen freie Wirksamkeit verschaffen konnten. Sie hatten vor allem das kirchliche System nicht deshalb anzugreifen, weil es durch seine Verbindung mit dem Staate politischen, ökonomischen und sozialen Mißständen Schutz zu gewähren schien. Ihr Kampf war in der Hauptsache rein geistiger Natur. Ihr Ziel war wirklich nur *aufzuklären*, die religiösen Begriffe und Anschauungen des Publikums mit den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschung in Übereinstimmung zu bringen. Daher der friedliche Charakter, den die englische Aufklärungsbewegung behielt, so heftige Töne auch in den literarischen Kontroversen angeschlagen wurden: weder die herkömmliche politische Machtverteilung, noch die Regelung der ökonomischen Verhältnisse wurde von der englischen Aufklärung ernsthaft zur Diskussion gestellt. Jedenfalls nicht in den ersten Jahrzehnten; erst in dem Vierteljahrhundert vor der französischen Revolution unternahmen es unter dem Einflusse der französischen Aufklärung auch englische Autoren, radikale politische Reformvorschläge zu formulieren.

Wie hätte hier der Trieb zur Umgestaltung der herkömmlichen Geschichtschreibung erwachen können! Es gab keine politische Spekulation, die der Historie Nahrung gegeben hätte. Was unter diesem Namen ging, waren Parteimanifeste, mit überlebten Schlagworten gespickt. Wenn deren Autoren etwa Betrachtungen über geschichtliche Ereignisse anstellten, so kam sie nicht über weltmännisch oberflächliche Epigramme oder flüchtige Generalisierungen hinaus.

Man weiß, wie sehr sich die französischen Verhältnisse in dieser Beziehung von den englischen unterschieden. Die Kritik des herrschenden Regierungssystems, die in den letzten Jahren Ludwigs XIV. eingesetzt hatte, nahm immer schärfere Formen an, je mehr die Mißerfolge in der auswärtigen und Finanzpolitik und die Miß-

stände in Marine und Armee die Mängel des absolutistischen Regiments hervortreten ließen. Die politische Spekulation, der Drang nach Reform der politischen Einrichtungen erwachte. Er fand sich bei Konservativen und Revolutionären, bei Frommen und Ungläubigen. Er hatte an sich mit der religiösen Aufklärung nichts zu tun. Aber er verband sich bei den einen mit dieser auf eine merkwürdige Weise.

Das alte Regierungssystem hatte mit der Kirche eine enge Verbindung eingegangen. Man konnte an ihm nicht rütteln, ohne zugleich die Privilegien der Geistlichkeit zu gefährden. Es war daher klar, daß politische Reformbestrebungen um so eher durchdringen konnten, je weniger ihnen die Behörden aus Respekt vor der Kirche Hindernisse entgegenstellten.

Die Aufklärer griffen deshalb die überlieferte staatlich-kirchliche Gesetzgebung nicht nur deshalb an, weil sie von dieser (im Gegensatz zu England) auf Schritt und Tritt belästigt wurden. Sie wollten nicht nur Gedankenfreiheit, sondern sie wandten sich gegen sie, weil sie sie als das wichtigste Hindernis der politischen und administrativen Reform betrachteten, die sie im Verein mit manchen Altgläubigen erstrebten, der Reform, die vor allem erlauben sollte, den Vorsprung des (toleranten und freigeistigen) englischen Reiches wieder einzuholen.

Zwei ganz verschiedene Strömungen mischten sich daher in der Historiographie der französischen Aufklärung. Politisch spekulative Gedanken, wie sie ähnlich die Geschichtschreibung der großen Florentiner befruchtet hatten, auf der einen Seite; Kampf gegen Aberglauben und theologische Geschichtsbetrachtung auf der anderen. Historiographisch sind die Leistungen der Aufklärungshistoriker um so origineller, je mehr die Tendenzen der ersteren Art überwiegen. Hier haben sie sich eigentlich schöpferisch erwiesen und haben Anregungen gegeben, die bis zum heutigen Tage in der Geschichtschreibung nachwirken. Ihre Kritik der religiösen Geschichtsauffassung war von geringerer Bedeutung. Die Historiker der Aufklärung griffen dabei vielfach nur Prinzipien neu auf, die bereits von den italienischen humanistischen Geschichtschreibern durchgeführt worden waren, und legten Kriterien an die geschichtliche Überlieferung an, die wenigstens in der Profangeschichtschreibung auch während des 17. Jahrhunderts innerhalb und außerhalb der Aufklärung häufig angewandt worden waren. Freilich konsequenter als ihre Vorgänger: erst sie haben wieder die ganze Geschichte — auch die biblische und die antike — zu säkularisieren gewagt.

Die Verschiebung des historischen Standpunktes. Noch wichtiger war eine andere Eigentümlichkeit der neuen Geschichtschreibung, die ebenfalls als eine Folge der französischen politischen Verhältnisse bezeichnet werden kann.

Auch frühere Historiker hatten an die Erzählung der Begebenheiten politische Raisonnements angeknüpft und die Geschichte vor

allem als eine Sammlung von Exempeln zur politischen Belehrung betrachtet. Die Schule der großen Florentiner hatte die Geschichte nie anders aufgefaßt. Aber alle diese Versuche, die übrigens seit den Aufkommen des Absolutismus keine Nachfolger mehr gefunden hatten, unterschieden sich prinzipiell durchaus von der Geschichtschreibung der Aufklärung. Die Historiker hatten bisher, wenn sie geschichtliche Ereignisse selbständig zu kritisieren wagten und nicht bloß dem Informationsbedürfnisse des Publikums dienten wie die von Jovius ausgehende journalistische Schule, immer vom Standpunkte der Regierungen aus geurteilt.

Bei den meisten Geschichtschreibern lag dies schon in ihrer offiziellen Stellung begründet. Wer im Dienste eines Potentaten schrieb, hatte natürlich auch dessen Ansichten zu vertreten. Aber selbst die großen Florentiner und ihre Schüler, wie etwa Bacon, dachten, wenn sie schon unabhängig waren, im Prinzip nicht anders. Sie gehörten den regierenden Klassen an, hatten meist an der Staatsverwaltung teilgenommen und bestimmten ihre Werke für Staatsmänner. Von selbst ergab sich daraus, daß sie als Historiker an alle Dinge einen politischen Maßstab anlegten und nur das schätzten, was sich für den Staat unmittelbar in Macht umsetzen ließ. Sie mochten als Privatleute vielleicht zu Kunst oder Wissenschaft ein enges Verhältnis unterhalten. Aber was hatten solche Liebhabereien mit den Interessen des Staates zu tun? Was hatte es der Republik Florenz genützt, daß sie große Künstler, Dichter und Schriftsteller ihr eigen nannte? Man vergaß das Volk nicht durchaus. Allein wie hätte man besser für das Wohl der Bürger sorgen können, als wenn man auf Stabilität und gutes Funktionieren der Staatsverwaltung bedacht war?

Die Historiker der Aufklärung riefen hier eine vollständige Wandlung hervor. Sie waren die ersten, die die Geschichte vom Standpunkte der Untertanen (in Frankreich des wohlhabenden dritten Standes) aus beurteilten, eine Betrachtungsweise, die bisher nur etwa in der Kirchengeschichte zur Geltung gekommen war. Sie brachten in der politischen Geschichtschreibung die Anschauungen und Forderungen der erwerbenden Klassen, der nicht an der Regierung beteiligten Bourgeoisie, zum Ausdruck. Es ist klar, daß das Urteil über historische Ereignisse schon dadurch wesentlich verschoben wurde. Begebenheiten, die bisher nicht der Aufzeichnung für würdig erachtet worden waren, erschienen wichtiger als andere, die in den offiziellen Annalen des langen und breiten erzählt worden waren. Die Geschichte des Handels, der Industrie und der Kultur erhielt einen selbständigen Wert.

Die neuen historischen Probleme. Die Historiographie der Aufklärung wurde in Frankreich von Männern geschaffen, die von der aktiven Politik ausgeschlossen waren, die politisch keine Verantwortung und vielfach keine Sachkenntnis besaßen. Sie gefiel sich daher nicht ungern darin, über Regenten und Minister schnellfertig und verständ-

nislos abzuurteilen. Aber sie war dafür unabhängig und verstand es tiefer einzudringen, als die Geschichte schreibenden Praktiker, die fast ausnahmslos historische Ereignisse nur nach ihren nächsten und unmittelbaren Folgen gewertet hatten. Sie warf historische Probleme auf. Sie versuchte, den versteckten Ursachen großer historischer Wandlungen nachzugehen, wie es von den Historikern der Neuzeit früher nur Machiavelli gelegentlich getan hatte. Sie arbeitete öfter mit groben Mitteln. Aber sie war die erste Richtung, die von der theologischen Geschichtstheorie abstrahierend die Historie philosophisch betrachtete, das Typische und allgemein Gültige von dem Zufälligen zu scheiden versuchte. Während die Geschichtschreibung der großen Florentiner nur einen kleinen Ausschnitt des Lebens behandelt hatte, unterwarfen die Aufklärer so gut wie alle Gebiete des menschlichen Gruppenlebens ihrer Kritik und Analyse. Sie gründeten die neue Art der politischen Geschichtschreibung, die sich dann auch noch im 19. Jahrhundert im ganzen und großen in der Herrschaft behauptete: Geschichte, geschrieben nicht von Staatsmännern und Militärs zur Belehrung der Fachgenossen, auch nicht von Gelehrten zur antiquarischen Unterhaltung, sondern von Bürgern mit der Absicht, über die großen politischen Probleme der Gegenwart Klarheit zu schaffen. Zugleich emanzipierten sie die Historie vom Staate. Sie wurden zwar vielfach von den Regierungen in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt und sorgfältig überwacht. Aber sie empfingen ihre Direktiven nicht mehr von diesen. Was früher die Regel war, wird nun zur Ausnahme: nur selten werden nunmehr große historische Werke im Dienste und Auftrage der Behörden geschrieben. Die bedeutenden historischen Arbeiten, die der Geschichte der Historiographie neue Bahnen gewiesen haben, entspringen nun alle der Initiative ihrer Verfasser.

Vorwürfe, die im 19. Jahrhundert gegen die Historiographie der Aufklärung erhoben wurden. Man hat die Historiographie der Aufklärung allzuoft ausschließlich an der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts gemessen. Man hat sie nicht mit den Richtungen verglichen, die ihr vorangingen, sondern mit denen, die ihr nachfolgten und die ihre Anregungen und ihre Kritik bereits ausnutzen konnten. Man hat ihre Werke vielfach mit Arbeiten zusammengestellt, die überhaupt nicht zur Geschichtschreibung im eigentlichen Sinne des Wortes gehören. Man hat z. B. etwa Saint-Simons Memoiren gegen Voltaires *Jahrhundert Ludwigs XIV.* ausgespielt und darauf hingewiesen, daß der Darstellung des Aufklärers das Leben fehle, das die Aufzeichnungen des Herzogs erfülle. Als wenn der ernsthaften Historie nicht andere Aufgaben gestellt wären als der Memorialistik! Man hat der Geschichtschreibung der Aufklärung vielfach Mängel zum Vorwurf gemacht, die nicht ihr allein, sondern der ganzen älteren Historiographie eigentümlich sind, und die zum Teil bei dieser in größerem Umfange angetroffen werden, als bei Voltaire und seiner Schule. Die Historiographie des Humanismus und des 17. Jahrhunderts war den

meisten Beurteilern ganz unbekannt. Es mögen im folgenden einige Punkte herausgegriffen werden, die besonders häufig Anlaß zu Tadel gegeben haben.

Man wirft erstens der Geschichtschreibung der Aufklärung unhistorisches Urteil vor; man vermißt an ihr die Fähigkeit, sich in andere Zeiten und Menschen hineinzuversetzen.

Dieser Tadel ist im allgemeinen sicherlich berechtigt. Die Historiker der Aufklärung schlossen von ihrer Zeit allzuleicht auf frühere. Sie hatten gesehen, wie absolute Monarchen mit Dekreten Städte und Industrien gründeten. Sie hatten gesehen, wie von weltlichen und geistlichen Fürsten die Religion vielfach nur als Mittel zum Zweck gebraucht wurde. Sie hatten nicht beobachten können, wie selbständige politische Neubildungen von unten herauf entstehen. Die Korporationen, die sich einen Rest ihrer alten Unabhängigkeit bewahrt hatten, gingen zu ihrer Zeit nur darauf aus, ihre überlebten Privilegien auf Kosten der allgemeinen Prosperität zu behaupten. Sie setzten nun vielfach voraus, daß es in anderen Zeiten ebenso gewesen sei. Wenn sie in der Geschichte auf eine *weise* Verfassungsbestimmung stießen, so mußte diese von einem Gesetzgeber oder Despoten dekretiert worden sein. Religionen konnten nicht anders als von schlauen Priestern zu eigenem Vorteil erfunden worden sein. Das Volk, die Masse, schien ihnen in der Geschichte nicht eigentlich aktiv mitzuwirken: sie taten bloß, was die regierenden Stände anzuordnen für gut fanden.

Steht nun die frühere Geschichtschreibung in dieser Beziehung irgendwie höher?

Dies könnte nur behaupten, wer glaubt, daß in der theologischen Interpretation der Geschichte eine tiefere Wahrheit verborgen liege und daß der alte populäre Glaube, wonach den Staaten der Menschen von einem göttlichen Monarchen Glück und Unglück nach ihrem religiösen oder sittlichen Wohlverhalten zugemessen werde, dem Wesen der geschichtlichen Entwicklung näher stehe, als die Theorie der Aufklärer. Aber selbst wenn dies wahr wäre, so bliebe immer noch die Tatsache bestehen, daß die theologische Auffassung sich an dem konkreten historischen Stoffe nur mit Hilfe willkürlicher und gewaltsamer Emendationen demonstrieren läßt und vieles überhaupt nicht erklärt. Die theologische Geschichtstheorie setzt der Wirkungssphäre der regierenden Individuen engere Schranken, als die von den Leistungen des (aufgeklärten) Despotismus geblendete Aufklärung. Aber sie zwängt dafür die Geschichte in ein Schema ein, das der Wirklichkeit ganz fremd ist, und das dem unbefangenen Betrachter auf den ersten Blick in nichts zerfallen muß.

Außerdem war dieses Schema nur von theologisch gebildeten Geschichtschreibern und in der Regel nur innerhalb der Kirchengeschichte angewandt worden. Die Laien unter den Historikern hatten dagegen, wenn sie überhaupt auf diese Fragen eingingen und Ursachen

und Wirkungen in der Geschichte zu verbinden suchten, nicht anders gedacht als die Aufklärer. Hatten die großen Florentiner, hatten Machiavelli und Guicciardini Verfassungen und Religionen anders entstehen lassen als aus kluger Berechnung? Die naive, anthropomorphistische Vorstellung, wonach politische Organisationen nicht aus dem Kampfe verschiedener Mächte und Bedürfnisse hervorgehen, sondern von *weisen Gesetzgebern* planmäßig fabriziert werden, liegt ja überhaupt dem soziologisch ungeschulten Denken nahe.

Und selbst wenn die Aufklärer sich nur damit begnügt hätten, diese populäre Auffassung systematisch in der Geschichte durchzuführen, hätten sie sich um die historische Erkenntnis ein großes Verdienst erworben. Denn die älteren Historiker hatten mit Ausnahme der Florentiner und ihrer Schüler in der Regel der Verknüpfung der Ereignisse überhaupt keine Aufmerksamkeit zugewandt. Die humanistischen Annalisten hatten die Geschichte in eine Reihe unzusammenhängender brillanter Erzählungen aufgelöst. Die antiquarischen Historiker hatten gelehrte Notizen äußerlich chronologisch aneinandergereiht. Nur ganz selten hatten sie sich die Frage vorgelegt, inwiefern etwa die Ereignisse, die sie erzählten, von früheren hergeleitet werden könnten, und ob nicht scheinbar ganz verschiedenartige Maßregeln (z. B. eine Neuerung in der Finanzgesetzgebung und eine gleichzeitig eintretende Schwenkung in der auswärtigen Politik) in einem inneren Zusammenhange stehen könnten. Die Aufklärer haben dadurch, daß sie zum ersten Male systematisch Ursachen und Wirkungen in der Geschichte festzustellen suchten, die Aufmerksamkeit auf alle diese Probleme hingelenkt. Sie haben dabei oft sehr voreilig geschlossen und ihre Kausalketten recht summarisch und grob äußerlich gebildet. Aber sie haben dem gedankenlosen Kompilieren definitiv ein Ende bereitet und zuerst versucht, geschichtliche Hergänge zu erklären. Sie haben die rohen Vorstellungen der früheren Geschichtstheoretiker zum ersten Male zu kritisieren gewagt. Es ist nicht richtig, daß die individualistische Erklärungsweise in den Geschichtswerken der Aufklärung ihren Höhepunkt erreicht habe. Bei den bedeutenden Historikern der Aufklärung ist diese Theorie vielmehr zum ersten Male wenigstens zum Teil überwunden. Die Frage, ob der Verlauf der Geschichte nicht auch durch unbewußte Mächte („Geist der Zeiten", „Nationalcharakter" u. ä.) bestimmt werde, ist überhaupt erst von der Aufklärung diskutiert worden. Die früheren Historiker hatten mit ganz wenigen Ausnahmen dieses Problem entweder ganz ignoriert, oder mit Hilfe der Hypothese einer unerforschlichen göttlichen Weltregierung umgangen. Die Aufklärer haben nicht mehr, sondern weniger unhistorisch gedacht als ihre bedeutendsten Vorgänger, die Renaissancehistoriker: sie hatten wenigstens das Bestreben, neben den Mächten, die sie zu ihrer Zeit die Regierung der Staaten führen sahen, noch andere anzuerkennen. Sie haben nicht so einseitig aus ihrem beschränkten Erfahrungskreise allgemeine historische Schlüsse gezogen, wie die Florentiner des 16. Jahrhunderts.

Und ist denn die nachfolgende Zeit, die die Aufklärung wegen ihres unhistorischen Sinnes so heftig kritisierte, von diesem Fehler frei gewesen? Haben nicht dann einige der größten Historiker in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ihre Zeit vom Kampfe konservativer und liberaler Tendenzen erfüllt sahen, diese Beobachtung ungebührlich generalisiert und die ganze Geschichte in einen Kampf verschiedener Prinzipien aufgelöst?

Ganz ähnlich steht es mit dem zweiten Vorwurf (der mit dem ersten zum Teil zusammenfällt), daß die Historiker der Aufklärung zwischen Menschen und Menschen keinen Unterschied gemacht und Individuen der verschiedensten Zeiten und Länder, als wenn es mathematische Größen wären, einander gleichgesetzt hätten.

Auch dieser Fehler ist keineswegs der Historiographie der Aufklärung eigentümlich. Die Aufklärung hat ihn vielmehr zum ersten Male zu überwinden gesucht. Ihre Historiker waren die ersten, die ein Gefühl dafür hatten, daß Naturvölker nicht nach denselben Prinzipien beurteilt werden dürften wie Kulturnationen. Ihre Versuche, ethnographische Unterschiede im einzelnen festzustellen, fielen allerdings in der Regel nicht sehr glücklich aus, zum Teil weil das Material ungenügend war, zum Teil weil sich die Tendenz, gegen die Behauptung von dem moralischen Einflusse des Christentums die Tugenden heidnischer Völker auszuspielen, störend einmischte. Aber deshalb bleibt die Tatsache doch bestehen, daß die (französische) Aufklärung zum ersten Male den aus der antiken Populärphilosophie stammenden Satz von der Gleichartigkeit aller Menschen einzuschränken gewagt hat.

Allerdings hat auf der anderen Seite auch mit diesem Satze, soweit sie ihn anerkannte, erst die Historiographie der Aufklärung Ernst gemacht. Die älteren Geschichtschreiber hatten noch viel naiver gedacht als die Aufklärer; aber sie hatten viel zu gedankenlos gearbeitet, als daß sie aus ihren Voraussetzungen immer die Konsequenzen gezogen hätten. Sie hatten, wenn sie einmal die Psychologie historischer Persönlichkeiten zu rekonstruieren versuchten, sich derselben Mittel bedient wie die Aufklärer, und unbedenklich von ihrer Zeit und Umgebung auf die Vergangenheit geschlossen. Aber sie unterließen es vielfach, sich die Ereignisse, die sie erzählten, ordentlich vorzustellen. Sie berichteten deshalb allerdings sonderbare Geschichten und exotische Legenden als wahr, die dann von den Aufklärern, z. T. mit Unrecht, als unglaubwürdig oder unmöglich verworfen wurden. Aber sie begriffen das, was sie erzählten, ebensowenig wie diese. Sie besaßen nur nicht den Mut, der Überlieferung so keck zu Leibe zu rücken, wie die Aufklärer es dann taten, und vor allem — sie wollten lieber unterhalten als belehren. Je *curieuser* ein Bericht war, um so besser; der Leser mochte dann selbst sehen, was davon zu halten war. Die Aufklärer haben schonungslos alle historischen Erzählungen zerpflückt, in denen die Menschen nach Motiven zu handeln schienen, die ihnen unverständlich waren. Sie haben damit allerdings zusammen mit vielem Wust auch wertvolle historische Notizen vorschnell weggefegt.

Aber es war eine nötige Vorarbeit. Die Fälle sind sehr selten, wo eine von den Aufklärern angegriffene Geschichte im wörtlichen Sinne (nicht nur ihrem *historischen Kern* nach) als wahr zu gelten hat. Und als eigentlich, nicht nur etwa symbolisch wahr waren die von der Aufklärung verworfenen Sagen ja früher angesehen worden. Und selbst dann, wenn die Aufklärer eine Nachricht nur deshalb verwarfen, weil sie sie nicht verstanden, erwiesen sie der Geschichtsforschung einen größeren Dienst, als wenn sie sich überhaupt keine Gedanken gemacht hätten. Wie viele fruchtbare historische Untersuchungen sind dadurch angeregt worden, daß die Aufklärer behaupteten, eine Geschichte könne nicht wahr sein, weil sie gegen den gesunden Menschenverstand oder die tägliche Erfahrung verstoße!

Ähnlicher Art ist der dritte Vorwurf, der den Pragmatismus der Aufklärungshistoriker betrifft.

Auch dieser ist an sich gewiß berechtigt. Da die Aufklärung gerne geschichtliche Ereignisse aus dem bewußten Handeln einzelner Individuen herleitete, so war es natürlich, daß sie die Motive, die für diese Individuen bestimmend gewesen sein sollten, zu rekonstruieren versuchte; da sie die Staatsmänner der Vergangenheit sich gerne unter dem Bilde zeitgenössischer Durchschnittsregenten vorstellte, so war es nicht verwunderlich, daß sie mit Vorliebe kleinliche und platt utilitaristische Beweggründe zur Erklärung heranzog.

Aber auch hier muß gesagt werden: die Aufklärung hat den Pragmatismus nicht erfunden, sondern nur ehrlicher und offener angewandt, als die frühere Historiographie. Die pragmatische Ausdeutung der Geschichte ist auch in der älteren Historiographie die Regel, sobald der Geschichtschreiber belehrende Zwecke verfolgt. Sind die Geschichtswerke der großen Florentiner nicht ganz pragmatisch abgefaßt? — Vielfach war allerdings der Pragmatismus nur latent vorhanden, insofern der Historiker nur Notizen kompilierte und gar nicht versuchte, seine Personen leben zu lassen. Bezeichnete demgegenüber nicht schon der konsequente Pragmatismus der Aufklärer einen Fortschritt?

Vor allem aber waren die nüchternen pragmatischen Erklärungsversuche der Aufklärer eine heilsame Reaktion gegen die humanistische und die galante Geschichtschreibung.

Die früheren Historiker hatten mit Ausnahme der großen Florentiner die Berichte der Quellen noch ganz anders ausgeschmückt und willkürlich interpretiert als die Aufklärer. Die Humanisten hatten aus ihren historischen Figuren altrömische Theaterhelden gemacht, die galanten Historiker Lustspielintriganten. Die Aufklärer gingen wenigstens von der Wirklichkeit aus. Ihre platte Psychologie versagte allerdings vielfach, wenn sie komplizierte Naturen und Persönlichkeiten, bei denen das Gemüt über den Verstand herrschte, erklären sollte. Aber sie vergewaltigten die Quellen und die Historie immer noch weniger, als es die rhetorischen Fiktionen der Klassizisten und die Romanphantasien der galanten Historiker getan hatten. Und

dann sind sie auch die ersten, die gegen die ausschließliche Anwendung der pragmatischen Methode Front gemacht haben. Einseitige Pragmatiker sind nur die kleinen Geister der Aufklärung; die Führer haben den Pragmatismus bereits zum Teil überwunden.

Mit Unrecht hat man deshalb auch Voltaire den Vorwurf gemacht, er leite gerne große Ereignisse aus kleinen Ursachen ab. Allerdings lassen sich Stellen von ihm auftreiben, die diese Ansicht zu bestätigen scheinen. Aber wer so spricht, vergißt, daß die Gewohnheit, große geschichtliche Wandlungen aus persönlichen Zufälligkeiten und Hintertreppenintrigen zu erklären, keineswegs der Aufklärung eigentümlich ist, sondern in der älteren Geschichtsphilosophie gang und gäbe ist. Skeptiker und Fromme hatten von jeher gerne die Nichtigkeit der großen Politik und menschlichen Strebens überhaupt damit zu erweisen gesucht, daß sie welthistorische Veränderungen auf futile Ursachen zurückführten. Montaigne hatte im Anschluß an Bodin den Untergang Karls des Kühnen auf den Streit um ein paar Schaffelle zurückgeführt (*Essais* III, 10; vgl. P. Villey, *Les livres d'histoire moderne utilisés par Montaigne* [1908], 68 f.); Pascal hatte gemeint, daß die ganze Erde ein anderes Aussehen hätte, wenn Kleopatras Nase kürzer gewesen wäre (*Pensées* I. Partie, Art. 9 § 46; vgl. die ähnliche Bemerkung über Cromwell, Art. 6 § 7). Diese Theorie ist also keine Erfindung der *oberflächlichen* Aufklärung. Im Gegenteile, gerade Voltaire ist der erste gewesen, der sich (im Gegensatze auch z. B. zu Bolingbroke) gegen diese Auffassung erhob und dem unbewußten Einflusse geographischer Verhältnisse und nationaler Eigentümlichkeiten einen großen Anteil an der geschichtlichen Entwicklung zuschrieb.

Ähnlich steht es schließlich mit der rationalistischen Kritik der Wundergeschichten, die man der Historiographie der Aufklärung öfter zum Vorwurf gemacht hat.

Es ist nicht richtig, daß die *vernünftige* Verballhornung von Sagen und Legenden von der Aufklärung erfunden worden sei oder von ihr besonders eifrig geübt worden sei. Die Aufklärung zeichnete sich im Gegenteil dadurch von früheren Richtungen der Geschichtschreibung aus, daß sie wunderbare Berichte lieber ganz verwarf, als im einzelnen korrigierte. Die herkömmliche Ansicht rührt in der Hauptsache daher, daß man die (protestantische) Kirchengeschichtschreibung der (deutschen) Aufklärung als typisch für die Historiographie der Aufklärung überhaupt ansah. Dazu war man aber in keiner Weise berechtigt.

Es ist allerdings für die Historiographie der Aufklärung charakteristisch, daß nun auch einzelne Theologen es wagten, die aus der antiken Populärphilosophie stammende Methode der rationalistischen Umdeutung, die innerhalb der Profangeschichte schon lange und von den italienischen Humanisten allgemein angewandt wurde, auch auf die Kirchengeschichte, ja wohl auch auf die biblische Geschichte auszudehnen. Aber die Führer der Aufklärung blieben bei dieser Halbheit nicht stehen. Sie waren mehr als bloße Fortsetzer der italienischen Humanisten. Sie gaben ihrer Polemik gegen kirchliche Wundererzäh-

lungen nicht nur eine antireligiöse Spitze, sondern sie verwarfen solche Geschichten ganz und gar und machten dabei keinen Unterschied, ob die Legenden, die sie als Priestertrug ansahen, bei einem kanonischen Schriftsteller überliefert seien oder nicht. Man darf die radikale Kritik der Aufklärung, wie sie besonders in Frankreich geübt wurde, nicht nach den schwächlichen Kompromißwerken deutscher Universitätstheologen beurteilen.

Die Aufklärer hatten als Kritiker vor allem das eine vor den Humanisten voraus, daß durch die moderne Naturwissenschaft der Glaube an die Autorität des Altertums erschüttert war. Gerade die rationalistische Kritik im gewöhnlichen Sinne des Wortes hatte an den Historikern des Altertums ihre festeste Stütze. Hatte nicht der römische Musterhistoriker Wundergeschichten gegenüber immer gerne zu rationalistischen Erklärungsversuchen gegriffen? Hatten nicht gerade antike Universalhistoriker wie Diodor u. a. die Manier gepflegt, alte Mythologeme in schale Haupt- und Staatsaktionen umzusetzen? Die polyhistorische Forschung des 16. und 17. Jahrhunderts hat wenige Mängel, die nicht durch die Autorität des Altertums gedeckt werden konnten. Seitdem diese, soweit die Naturwissenschaften in Betracht kamen, endgültig gestürzt war, hatten es die aufgeklärten Historiker leichter, die zum Teil nach Analogie der antiken Gründungssagen erfundenen Stammesgeschichten moderner Völker radikal zu beseitigen. Der Humanist Buchanan deutete die Fabeln der schottischen Königsgeschichte rationalistisch um; der Aufklärer Robertson entfernte sie mit e i n e m kühnen Schnitte.

Die historische Katastrophentheorie. Die Historiographie der Aufklärung scheint vor allem dadurch über den Pragmatismus der älteren Richtungen hinausgeführt worden zu sein, daß sie neben der politischen Geschichte auch der des Handels und der Industrie und der Entwicklung der Kultur ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Es ist klar, daß es scheinbar viel leichter ist, einen p o l i t i s c h e n Aufschwung aus den klug berechneten Maßregeln eines Regenten herzuleiten, als eine Periode allgemeiner Prosperität in Handel und Industrie oder der *Blüte von Künsten und Wissenschaften*, besonders wenn solche Fortschritte der Kultur in mehreren Ländern gleichzeitig einsetzen (in den Perioden, für die man damals den unbestimmten Namen *Jahrhundert* wählte, z. B. *Jahrhundert Leos X.* oder *Ludwigs XIV.*, weil man keinen Staat in den Mittelpunkt der Darstellung stellen wollte). Es ging offenbar nicht an, solche Erscheinungen ausschließlich auf die Launen eines Despoten zurückzuführen. Man mochte den Einfluß merkantilistischer Staatsmänner und fürstlicher Mäcene noch so hoch anschlagen: es lag auf der Hand, daß internationale Bewegungen durch die Regenten eines einzelnen Staates wohl befördert, aber nicht hervorgerufen werden konnten. Hier, wo der Pragmatismus versagte, setzten nun die Erklärungsversuche ein, die man wohl am besten unter dem Namen der *historischen Katastrophentheorie* zusammenfaßt.

Die Katastrophentheorie ist gleichsam das normale Seitenstück zu dem geschichtsphilosophischen Systeme, das Religionen und Staatsverfassungen durch einen einmaligen Willensakt aus dem Nichts entstehen ließ. Sie kennt wie dieses kein langsames, allmähliches Wachsen, keine versteckten inneren Einwirkungen, wie sie von Erziehung, Tradition, Lebenshaltung, Philosophie usw. ausgehen können. Sie läßt die Vorsehung oder den Zufall ebenso abrupt in den geschichtlichen Verlauf eingreifen, wie es die aufgeklärten Despoten in die Einrichtungen ihrer Staaten zu tun pflegten. Auch zu neuen Kulturerscheinungen muß nach ihr ein bestimmtes augenfälliges Ereignis den Anstoß gegeben haben. Humanismus und Renaissance (das *Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften*) führte so die Aufklärung auf die Eroberung Konstantinopels und die Vertreibung griechischer Gelehrter nach Italien zurück, den Feudalismus und den Aufschwung der italienischen Städte im späteren Mittelalter auf die Kreuzzüge, durch die man außerdem die europäischen Völker zum ersten Male mit der orientalischen Kultur bekannt werden ließ — Theorien, die nicht nur chronologisch unmöglich sind, sondern vor allem den Fehler haben, Einwirkungen von Volk zu Volk und von Kultur zu Kultur nur da anzunehmen, wo grobe äußere Zusammenstöße nachweisbar sind. Man ließ eine einmalige Katastrophe, z. B. einen verwüstenden Krieg, an einem (wirklichen oder angeblichen) Rückgang der Bevölkerung schuld sein und bedachte nicht, daß plötzliche große Unglücksfälle, wenn sie ein sonst gesundes Land betreffen, in der Regel leichter zu heilen sind, als unbedeutend scheinende Mißstände, die langsam, aber kontinuierlich die Prosperität eines Staates untergraben.

Freilich, auch hier wird man der Historiographie der Aufklärung nicht gerecht, wenn man an dieser Theorie nur das sieht, was roh und dilettantisch ist. Man darf nie vergessen, daß es überhaupt erst die Historiker der Aufklärung waren, die sich mit diesen Problemen der Kulturgeschichte beschäftigten, und daß krude Theorien wohl keiner Wissenschaft im Anfang erspart bleiben. Hat doch die gleichzeitige Naturwissenschaft ihre Probleme zum Teil mit ebenso simpeln und ungenügenden Mitteln zu lösen versucht. Wenn manche historische Theorien der Aufklärung unverdient lange in Geltung geblieben sind und sogar etwa noch in der Gegenwart in Schulbüchern und populären Geschichtswerken weiterleben, so ist dafür nicht die Aufklärung, sondern die Gedankenlosigkeit der auf sie folgenden Zeit verantwortlich.

Rückschritte, die durch die Aufklärungshistoriographie verschuldet wurden. Auch die Katastrophentheorie bezeichnete an sich einen Fortschritt der historischen Auffassung. Sie war ungenügend, aber taugte doch mehr, als was vorangegangen war. In anderen Punkten blieb die Historiographie der Aufklärung dagegen hinter dem zurück, was die Geschichtschreibung bisher geleistet hatte.

Zunächst in ihrer schiefen Stellung zur gelehrten Arbeit.

Die Historiker der Aufklärung befanden sich in einer schwierigen Position. Auch die Geschichtschreiber der humanistischen Schule hatten vielfach die nötigen gelehrten Vorarbeiten unterlassen und ihre Darstellungen auf unsicheren Fundamenten aufgebaut. Aber ihre Werke standen, selbst wenn nur sekundäre Quellen zugrunde gelegt waren, wissenschaftlich immer noch höher als die gedankenlosen und ganz unkritischen Kompilationen des Mittelalters, die sie ersetzten. Sie waren solider gearbeitet, als gelehrte Abhandlungen es damals im Durchschnitt zu sein pflegten. Selbst die großen Florentiner, die zu Untersuchungen antiquarischer Natur noch geringere Neigung besaßen als die Klassizisten, arbeiteten wenigstens ihre Darstellungen aus der Zeitgeschichte so gewissenhaft aus, als es die damalige Forschung nur irgend verlangen konnte.

Die Ansprüche waren seitdem gewachsen. Die neue gelehrte Schule Mabillons und Tillemonts hatte den Grundsatz aufgestellt, daß Geschichte nur schreiben könne, wer ihr Material vollständig beherrsche und diplomatisch kritisch zu sichten imstande sei. Die Historie wurde den Fachleuten reserviert, die einen Teil ihres Lebens ungestört der Bearbeitung eines kleineren Gebietes widmen konnten. Das Material gewissenhaft zu sammeln und zu rubrizieren, erschien als das höchste Ziel.

Die Aufklärung konnte sich damit nicht zufrieden geben. Sie strebte nach Synthese, nach Geschichtsdarstellungen, die das „unnötige“ Detail beiseite ließen und nur das Wesentliche mitteilten, d. h. das, was für ihre Reformprojekte von Bedeutung war. Das war nun an sich kein schlechtes historisches Programm. Aber damit es durchgeführt werden konnte, hätte es geduldiger und ausdauernder Arbeit bedurft, wie sie zu leisten die Mehrzahl der Aufklärungshistoriker nicht willens war. Übrigens nicht ganz mit Unrecht. Viele Aufklärer hatten sich so große Aufgaben gestellt, daß sie nie damit zu Ende gekommen wären, wenn sie nach der Methode der Benediktiner hätten arbeiten wollen. Und ihnen lag doch mehr daran, auf die Gegenwart zu wirken, als Bausteine für künftige gelehrte Forscher zurechtzuhauen. So blieben sie denn im ganzen bei der Arbeitsweise der Humanisten stehen und legten ihren Darstellungen lieber die Erzählungen früherer Autoren zugrunde, als daß sie aus den ursprünglichen Quellen die Tatsachen selbst zusammengetragen hätten. Sie kritisierten wohl die früheren Historiker. Aber den Stoff zur Kritik entnahmen sie in der Regel diesen selbst, nicht den von der Überlieferung beiseite gelassenen Dokumenten.

Die Zeit des sorglosen raschen Arbeitens war freilich vorbei. Die Aufklärer haben immer etwas wie ein böses Gewissen gegenüber den Leistungen der Mauriner empfunden. Sie hatten das Gefühl, daß deren Untersuchungen, besonders soweit sie die mittelalterliche Geschichte betrafen, an komplizierte Probleme gerührt hatten, die mit dilettantisch schnellfertigen Urteilen nicht zu lösen waren. Sie haben nicht vergebens die Geschichte des Mittelalters gerne gemieden. Wenn

sie sich trotzdem auf dieses Gebiet wagten, bezeichneten sie ihre Arbeiten darüber entweder nur als *Versuche* wie Voltaire, oder sie versteckten sie in einer Einleitung wie Robertson, oder sie suchten ihr Gefühl der Unsicherheit mit verächtlichen Seitenhieben auf ihre gelehrten Vorgänger zu verbergen wie Johannes von Müller. Sie bearbeiteten lieber das 16. und 17. Jahrhundert, wo sie sich auf sicherem Boden befanden und die Konkurrenz der gelehrten Historiographie kaum zu fürchten hatten. Wie bei den großen Florentinern sind die Werke am solidesten fundamentiert, die ihren Stoff der jüngsten Vergangenheit entnahmen, bei denen also mündliche Tradition die fehlende gelehrte Vorbildung ersetzen konnte: nicht zufälligerweise ist Voltaires *Jahrhundert Ludwigs XIV.*, wenn wir von Möser und Winkelmann absehen, das historische Werk der Aufklärung, das im einzelnen am zuverlässigsten gearbeitet ist.

Die unsystematische Arbeitsweise der Aufklärungshistoriker und ihre Willkür im Sammeln des Materials trat natürlich besonders dann zutage, wenn sie nur auf ihre eigenen Kräfte angewiesen waren.

Daher noch mehr in der Kulturgeschichte als in der politischen Historie. Die Gegenstände, die die Aufklärer hier behandelten, waren bisher überhaupt noch nie untersucht worden. Die früheren Geschichtschreiber brachten zur Geschichte des Handels, der Industrie und der geistigen Kultur nur abgerissene Notizen bei. Sie hatten sich mit diesen Gebieten nie eigentlich beschäftigt, sondern ihrer nur gedacht, wenn sie bei der Erzählung politischer Ereignisse dazu genötigt wurden. Die erste Aufgabe wäre demnach gewesen, das Material planmäßig aus den Quellen zu sammeln. Die Aufklärung ist dieser Arbeit in der Regel aus dem Wege gegangen. Sie hat sich vielfach damit begnügt, die gelegentlichen kulturhistorischen Nachrichten, die sie bei politischen und Kirchenhistorikern fand, zusammenzustellen und daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen. In keinem Gebiete hat sie daher so viel Anregungen und so wenig positive Leistungen hinterlassen, als in der Kulturgeschichte. Wenn diese auch im 19. Jahrhundert lange nicht über dilettantische Versuche hinauskam, so sind daran vielleicht zu einem guten Teile die blendenden, aber liederlichen Versuche der Aufklärung schuld. Auch die Fehler, die bei der Anwendung der Katastrophentheorie begangen wurden, sind nicht zum mindesten auf ungenügende Durchforschung des Materials zurückzuführen. Nur durch ihre Kritik hat die Aufklärung auch hier Bleibendes geleistet: sie hat wenigstens die Autorität biblischer und antiker kulturgeschichtlicher Konstruktionen vernichtet.

Die Historiographie der Aufklärung bezeichnete ferner insofern einen Rückschritt, als sie mehr als frühere Richtungen dazu dienen mußte, für bestimmte Tendenzen Propaganda zu machen.

Die Historiker der Aufklärung waren vom Staate und der Kirche frei. Sie schrieben nicht Geschichte im Auftrage und zur Verherrlichung eines Fürsten oder einer Partei. Aber sie waren um so mehr

abhängig von ihrer Doktrin. Ihre Werke waren Kampfmittel im Streit um den wahren Glauben. Sie wollten nicht bloß eine (politische) These erweisen wie Machiavelli und Commines; ihre historischen Arbeiten sollten die Ideen der Aufklärung verbreiten helfen. Montesquieu, der doch selbst zu den politisch Aufgeklärten gehörte, hatte nicht ganz unrecht, wenn er meinte, der Historiker Voltaire schreibe wie ein Mönch für sein Kloster. Die Aufklärer schätzten die Ereignisse der Vergangenheit nicht nach ihrem historischen, sondern nach ihrem polemischen Werte. Und zwar nicht nur die französischen und die deutschen. Auch die englischen Aufklärer gaben ihren historischen Werken gern eine Spitze, wenn auch nicht gegen die geltende Staatsordnung, so doch gegen die überlieferten religiösen und kirchengeschichtlichen Vorstellungen. Sie bedienten sich einer gemesseneren Sprache als die übrigen; aber ihre Haltung war darum nicht weniger feindselig. Sie griffen die theologische Interpretation der Geschichte nicht offen an, aber sie ignorierten sie gänzlich und traten ihr damit vielleicht ebenso wirksam entgegen wie die Franzosen. Die Frommen ließen sich denn auch nicht täuschen. Man lese nach, was der Methodistenführer Wesley in seinem Tagebuche über die historischen Werke Robertsons bemerkt, um zu sehen, in welchem Sinne die Zeitgenossen die behutsamen Äußerungen des schottischen Historikers interpretierten.

Es braucht nicht im einzelnen ausgeführt zu werden, wie sehr diese in die Geschichte hineingetragenen Tendenzen geeignet waren, Schaden zu stiften. Die meisten Fehler der Aufklärungshistoriographie rühren daher, daß die Geschichte zu Aufgaben mißbraucht wurde, die besser in der publizistischen Literatur behandelt worden wären. Gerade weil die Aufklärung vielfach zum ersten Male wissenschaftliche, soziologische Grundsätze in der Geschichtschreibung zur Anwendung brachte, nahm sich dieser Rückfall in die Gewohnheiten der theologischen Historiographie besonders übel aus. Wie viele unorganische Einschiebsel, wie viele vorschnelle Urteile sind allein auf polemische Nebenzwecke zurückzuführen!

Auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, daß der kosmopolitische, d. h. wissenschaftlich-politische Charakter der Aufklärungshistoriographie gerade durch die Vorherrschaft der antireligiösen Tendenzen gesichert wurde. Durfte der Historiker bei den Grenzen seines Vaterlandes stehenbleiben, wenn er an dem internationalen Kampfe gegen Aberglauben und Pfaffentrug mitwirkte? Vertrat er nicht die Sache der ganzen Menschheit? — Der erste Antrieb zur Historie entsprang patriotischen Erwägungen. Aber damit das eigene Land sich der Aufklärung sicher erfreue, war es nötig, daß die gesunde Philosophie überall zum Durchbruch gelange. Der typische Gegensatz zwischen Priester und *Philosophen* erschien historisch wichtiger, als der Unterschied zwischen den Angehörigen des eigenen Landes und den Ausländern. Wie auch sonst in vieler Beziehung, so erscheint auch hier die Historiographie der Aufklärung als eine Fortsetzung

der theologischen Kirchengeschichtschreibung, die ebenfalls die Konfession über die Nationalität gestellt hatte.

Literatur: Über den Ursprung der Aufklärungshistoriographie und deren Verhältnis zu den älteren Richtungen der Geschichtschreibung werden als das wichtigste Selbstzeugnis stets die beiden Briefe Voltaires, in denen das Programm zu dem *Jahrhundert Ludwigs XIV.* entwickelt wird, gelten müssen der Brief an den Abbé Dubos (o. S. 328 f.) vom 30. Oktober 1738 und der an Lord Hervey aus dem Jahre 1740.

Über den Einfluß der englischen Aufklärung auf die französische Historiographie herrschen vielfach ganz unklare Vorstellungen. Was sich in Humes *Essays* und bei Bolingbroke an geschichtsphilosophischen Bemerkungen findet, hat mit den neuen Grundsätzen der Voltairischen Historiographie recht wenig zu tun. Dazu wurde Bolingbrokes Hauptwerk, die *Letters on the Study and Use of History* (1752), erst noch später gedruckt als Voltaires schon 1735 begonnenes und 1750 abgeschlossenes *Jahrhundert Ludwigs XIV.*, nur die unbedeutenden *Remarks on the History of England* waren bereits 1733 publiziert worden (vgl. die Bibliographie bei W. Sichel, *Bolingbroke and his Times. The Sequel* [1902], 456 f.). Man könnte natürlich an einen mündlichen Gedankenaustausch der beiden Männer denken; aber die Ähnlichkeiten sind, abgesehen davon daß Voltaire und Bolingbroke prinzipiell auf dem Boden der Aufklärung stehen, so gering, daß man den Historiker Voltaire nicht wohl zu einem Schüler des englischen Freidenkers wird machen können. Man mag den allgemeinen Einfluß der englischen Aufklärung auf Voltaire und die Franzosen überhaupt so hoch anschlagen als man will — man bekommt damit nicht das Recht, daraus eine Abhängigkeit der französischen Historiographie zu konstruieren.

Das beste über die Historiographie der Aufklärung im allgemeinen hat W. Dilthey gesagt: *Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt* (*Deutsche Rundschau* 1901 III). Doch gibt er weder eine Geschichte der Aufklärungshistoriographie noch hat er versucht, die Historiker der Aufklärer mit ihren Vorgängern zusammenzustellen. Um so mehr sei dagegen auf ihn für die Autoren verwiesen, die im folgenden gar nicht oder nur ganz knapp behandelt werden konnten, weil sie sich nicht als Geschichtschreiber versucht haben. Die vorliegende Darstellung konnte natürlich hier so wenig wie sonst auf die Geschichte der Geschichtsauffassung eingehen. — Die englische politische Spekulation des 18. Jahrhunderts ist am besten charakterisiert in L. Stephens *History of English Thought in the Eighteenth Century* (zuerst 1876). — Vgl. ferner R. Fester, *Die Säkularisation der Historie* 1909 (aus dem 11. Jahrgang der *Histor. Vierteljahrsschr.*).

B. Die Begründung der Aufklärungs-Historiographie und die Schule Voltaires.

I. Voltaire.

François Arouet, genannt *M. de Voltaire* (geboren 1694 zu Paris, gestorben ebendaselbst 1778), der berühmte Publizist und Dichter, zählt in der Geschichte der Historiographie hauptsächlich durch die beiden Werke 1. *Siècle de Louis XIV*, begonnen um 1735, in seiner ersten Fassung beendigt 1739. Wiederaufgenommen und umgearbeitet zu Berlin 1750; dort auch gedruckt 1751 (datiert 1752). Ausgabe mit Einleitung von Bourgeois 1890 und 2. *Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, et sur les principaux faits de l'histoire, depuis Charlemagne jusqu'à Louis XIII.* Dieser Titel gibt den Inhalt des *Essai* in seiner ursprünglichen Gestalt an, aus der bereits 1744 und 1745 Bruchstücke erschienen und die vollständig zuerst 1754 im

Haag und zu Berlin als *Abrégé de l'Histoire universelle* gedruckt wurde. Die alte Geschichte fehlte in der ersten Redaktion, weil Voltaire anfänglich nur eine Fortsetzung von Bossuets *Discours sur l'histoire universelle* (o. S. 289 ff.) geben wollte. Diese Lücke ist nie eigentlich ausgefüllt worden; vielmehr ersetzte Voltaire später den zu seinem *Essai* recht wenig passenden *Discours* Bossuets bloß durch eine Anzahl unzusammenhängender Betrachtungen über Gegenstände der alten Geschichte, denen er den Titel *Philosophie de l'histoire* gab (1756 und 1769). Ferner wurden später das *Siècle de Louis XIV* und das *Siècle de Louis XV* an den *Essai* angeschlossen, so daß dieser schließlich seinem äußeren Umfange nach die ganze Weltgeschichte bis zur Gegenwart umfaßte. Der Titel *Essai sur les moeurs* wurde zum ersten Male im Jahre 1756 angewandt. Angeregt zu dem *Essai* wurde V. durch seine Freundin Madame du Châtelet, in deren Schlosse zu Cirey er sich 1734 bis 1749 aufhielt.

Die übrigen Werke (vgl. die Bibliographie bei Bengesco, *Voltaire, Bibliographie de ses oeuvres* 1882 bis 1890) können, obwohl zum Teil ebenfalls recht bedeutend, hier nicht alle aufgezählt werden. Genannt seien nur sein Jugendwerk *Histoire de Charles XII* als die Schrift, die gleichsam den Übergang von der novellistischen zur Aufklärungshistoriographie bezeichnet (erschienen zuerst 1731), und die verfassungsgeschichtliche Arbeit *Histoire du Parlement de Paris* (1769). Bestellte Arbeiten sind die *Annales de l'Empire* (bis zu Karl VI.), geschrieben für die Herzogin Luise Dorothea von Sachsen-Gotha (Colmar 1754), der *Précis du Siècle de Louis XV*, den V. als kgl. Historiograph verfaßte (1755 ff.; vollständig 1769) und die *Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand*, mit der V. einem Wunsche der Kaiserin Elisabeth nachkam (1759 bis 63).

Alle diese Schriften bringen prinzipiell nichts neues bei. Eher ist dies der Fall bei den zahlreichen Verteidigungs- und Programmschriften, die V. neben seiner eigentlichen historiographischen Tätigkeit hergehen ließ (*Le Pyrrhonisme historique* 1769, *Fragments sur l'histoire* 1773 u. a. m.). Von kleineren darstellenden Werken seien hier nur die *Fragments historiques sur l'Inde* genannt (1773). Zu den in den *Werken* (erste vollständige Ausgabe Kehl 1785 bis 1789) abgedruckten kritischen Abhandlungen sind noch hinzuzufügen die *Remarques autographes de Voltaire en marge d'un livre anonyme du P. Daniel* (o. S. 144f.; es betrifft dies dessen Bemerkungen zu Mézeray), publiziert bei Bavoux, *V. à Ferney* 1860.

Literatur: Voltaire als Historiker ist noch nie wissenschaftlich erschöpfend behandelt worden. Weder sein Verhältnis zu den Vorgängern noch der Umfang seiner Quellenbenutzung ist bisher systematisch untersucht worden. Bloß über die geschichtsphilosophischen Anschauungen V. besitzen wir eine gute zusammenfassende Arbeit, Richard Mayrs *Voltaire-Studien* in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 95 (1880). Gründlich untersucht wurde bisher nur die *Geschichte Karls XII.*, die für die Geschichte der Historiographie nur geringe Bedeutung hat (vgl. die Helsingforser Dissertation von J. R. Danielsen 1878 und Geoffroy, *le Charles XII de V. et le Ch. XII de l'histoire* in der *Revue des Deux-Mondes* 84 [1869], 378 ff.). J. G. Hagmann, *Über V.s Essai sur les moeurs* (1883) ist ungenügend.

Kürzere Aufsätze sind H. Morf, *Bossuet und V. als Universalhistoriker* in der Sammlung *Aus Dichtung und Sprache der Romanen* (1903); E. Fueter, *V. als Historiker* in der *Beilage zu Allg. Zeitung* vom 12. und 13. September 1905; P. Sakmann, *Die Probleme der historischen Methodik und der Geschichtsphilosophie bei V.* (*Hist. Ztschr.* 97 [1906], 327 ff.) und andere Arbeiten (aufgezählt in Sakmanns *Voltaires Geistesart und Gedankenwelt* [1910]). Ferner die hieher gehörigen Abschnitte in den allgemeinen Werken über Voltaire; vgl. speziell G. Lanson *V.* (1890).

Die Historiographie der Aufklärung ist begründet worden von Voltaire. Der große Publizist, der seine Kraft an eine Reform des französischen Staates setzte, — eine Reform von oben herab, im Rahmen des Erreichbaren — ist es auch gewesen, der die Geschichtschreibung im neuen Stile ins Leben rief.

Der Ausgangspunkt: Voltaires politische und religiöse Tendenzen. Voltaires Stellung in der Geschichte der Historiographie kann am ehesten mit der Machiavellis verglichen werden. Wie der große Florentiner trat er an die Geschichte mit einem (politischen) Reformprogramm heran: die Vergangenheit und das Ausland sollten ihm Material und Beweise für seine Theorien liefern. Nur daß seine Pläne vielseitiger, sein Geist beweglicher, seine Kenntnisse ausgebreiteter waren.

Voltaire hatte es nicht wie Machiavelli mit der Frage zu tun, auf welche Weise die Existenz eines Staates am besten sichergestellt werde. Frankreich war nicht wie Florenz in seiner Selbständigkeit bedroht. Was den florentinischen *Statisti* als Ziel vorschwebte, das bestand für Voltaire bereits: ein unabhängiges, mächtiges Gemeinwesen. Es kam nur noch darauf an, dieses Gemeinwesen innerlich zu stärken, d. h. vor allem finanziell zu kräftigen. Die Aufgabe der Regierung sollte darauf gerichtet sein, durch eine rationelle Verwaltung die Bevölkerung und die Prosperität des Landes zu heben. England (zu dem Voltaire ebenso als Vorbild emporsah wie Machiavelli zu Ferdinand von Aragonien und Ludwig XI.) war Frankreich als militärische Organisation an sich kaum überlegen. Wohl aber durch sein modernes, kirchlich tolerantes, vernünftiges Verwaltungssystem, das dem Erwerbssinne seiner Bürger keine Schranken setzte. Die Beseitigung aller der Hemmnisse, die Frankreich hatten hinter England zurückbleiben lassen, war Voltaires Ziel; diesem Programme diente auch seine Historiographie.

Allerdings nicht ausschließlich. In Voltaire vereinigten sich zwei verschiedene Tendenzen auf ganz eigentümliche Weise. Er war auf der einen Seite ein typischer Vertreter der arbeitsamen nüchternen französischen Bourgeoisie, des erwerbsamen dritten Standes, der dann in der Revolution die Herrschaft an sich reißen sollte. Er konnte sich gelegentlich so äußern, als wenn die Beförderung der materiellen Prosperität die einzige Aufgabe des Staatsmannes wäre, als wenn ein König nach dem Muster des künftigen Louis-Philippe das Ideal eines Regenten bilden würde. Aber er war zu sehr ein geistiger Genußmensch, ein Epikuräer des ästhetischen Vergnügens, als daß er sich in einem reinen Banausenstaate hätte wohl fühlen können. Eine Regierung, die nicht auch für *Künste und Wissenschaften* sorgte, konnte in seinen Augen keine Gnade finden. Der grobe Materialismus, der das Glück nur in äußerem Wohlergehen und komfortabler Lebenshaltung bestehen läßt, genügte ihm nicht. Besonders in seiner Jugend nicht. Sein *Jahrhundert Ludwigs XIV.* scheint in seiner ursprünglichen Gestalt vor allem den Zweck verfolgt zu haben, die Mäcenatentätigkeit des Sonnenkönigs gegen die unfreundliche Haltung auszuspielen, die die Regierung Ludwigs XV. gegen die Dichter und Künstler ihrer Zeit einnahm. In seinem Alter verschoben sich die Verhältnisse. Wie er die Dichtung um ihrer selbst willen so gut wie gar nicht mehr pflegte, so legte er nun der Befriedigung der ästhetischen Bedürfnisse geringere Bedeutung bei, als derjenigen sozialer. Seine Pro-

grammschriften aus den letzten Jahren verlangen vor allem wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen.

Die beiden großen Geschichtswerke, die in seinen reifen Mannesjahren ihre definitive Gestalt erhielten, nehmen in dieser Hinsicht eine schwankende Haltung ein. Im *Jahrhundert Ludwigs XIV.* halten sich die beiden divergierenden Tendenzen ungefähr die Wage. Im *Essai sur les moeurs* fallen über die Gewohnheit, Menschen und Zeitalter nach ihren künstlerischen Leistungen zu beurteilen, bereits harte Worte: Voltaire meint etwa, Lorenzo de'Medicis Titel *Père des Muses* könne den anderen *Père de la Patrie* nicht aufwiegen und preist als den verdienstlichsten Menschen im Mittelalter einen — Priester, Papst Alexander III.: denn diesem Vertreter des kirchlichen Systems (der die Künste gewiß nicht gefördert hat) verdankten hauptsächlich viele Städte ihren Glanz usw. Aber ganz gab er doch auch hier den Standpunkt des genießenden Ästheten nicht auf. Am höchsten stellte er die Perioden, in denen künstlerische und materielle Bedürfnisse gleichmäßig befriedigt wurden, wie das Zeitalter der Gegenreformation in Italien, wo im Innern Ruhe und Ordnung herrschten und sogar die Religion *Tempel würdig des Altertums* errichten ließ.

Man sieht wohl, welche Wünsche er in den Vordergrund stellt. Lieber die Herrschaft von Geistlichen ertragen, wenn ihre Verwaltung nur sicher funktioniert und der ästhetischen Kultur nicht geradezu Steine in den Weg legt, als vollständige geistige Freiheit, wenn diese mit unsicheren politischen Zuständen und barbarischen Sitten erkauft werden müßte.

Die Panazee für politische Übelstände sieht Voltaire im aufgeklärten Despotismus. Dieses Wort freilich im weitesten Sinne verstanden. Ob Monarchie oder Republik, macht keinen Unterschied: Voltaire war zu sehr Praktiker, als daß er wie einzelne Zeitgenossen auf Verfassungsformen Wert gelegt hätte. Die Hauptsache ist, daß die Regierung nicht in den Händen der *Canaille, die immer fanatisch* (d. h. religiös intolerant) *bleiben wird*, liegt, sondern in denen der aufgeklärten Klassen. Aristokratische Staaten wie Holland und England können dieses Ideal ebensogut erfüllen wie absolutistische. Die Aufgabe der Regierung besteht vor allem darin, für Ruhe und Sicherheit, geordnete Finanzen, gute Rechtspflege usw. zu sorgen. Sie soll daneben auch Künsten und Wissenschaften ihre Pflege angedeihen lassen; doch ist dies weniger wichtig. Damit die Ruhe im Innern nicht gestört wird, ist erforderlich, daß die Regierung religiöse Toleranz übt und die Geistlichkeit und die fanatischen Volksmassen im Zaum hält.

Voltaire tritt für die Glaubensduldung nicht aus prinzipiellen Gründen ein, sondern aus staatsmännischen, praktischen Erwägungen. Der Staat hat Religionsstreitigkeiten darniederzuhalten, weil diese leicht zu inneren Unruhen führen, die Bürgerkrieg, Entvölkerung und Störungen in der materiellen Prosperität mit sich bringen. Daher hört der öffentliche Schutz gegenüber staatsgefährlichen Doktrinen

auf: der Atheismus sollte nicht gepredigt werden dürfen, da die Masse ohne den Glauben an Gott nicht regiert werden könnte.

Voltaires politische Theorie hängt also mit seiner philosophischen Aufklärung nicht unmittelbar zusammen. Der kirchliche Glaube ist allerdings Aberwitz. Aber der Staatsmann hat mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen. Er hat darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Massen diesem Glauben anhängen und nicht zu bekehren sein werden. Er hat nur dafür zu sorgen, daß er keinen Schaden anrichten kann. Er hat dies sogar dann zu tun, wenn er persönlich gläubig sein sollte. Denn Intoleranz ist an sich politisch verderblich, welchen Glauben man auch vertritt. Und die Besserung muß von oben, nicht von unten kommen. Wie Erasmus wendet sich Voltaire an die regierenden Stände. Er will nicht das Volk aufklären und dadurch eine Revolution hervorbringen.

Die historiographische Verwertung dieser Tendenzen. Das „Jahrhundert Ludwigs XIV“. Diese Theorie ist nun dadurch für unsere Zwecke wichtig geworden, daß Voltaire sie ihrem ganzen Umfange nach für die Geschichte fruchtbar gemacht hat.

Manche Zeitgenossen mochten ebenso denken wie Voltaire. Aber er war der erste, der daraus die Konsequenzen für die Geschichtschreibung zog. Der historische Stoff und die Form der Darstellung wurden von Grund aus umgemodelt. Was gingen den Leser die Details von Feldzügen und Staatsaktionen an, die bisher beinahe den einzigen Inhalt der Geschichtsbücher gebildet hatten? Was sollte der Reformfreund aus dieser Masse unzusammenhängender Nachrichten lernen können? Warum enthielten ihm die Geschichtschreiber gerade das vor, was er vor allem zu wissen begehrte, die Geschichte der inneren Verwaltung, der Finanzen, der kirchlichen Verhältnisse, der Kultur? Warum griffen die Historiker lieber zu läppischen sensationellen Erfindungen, anstatt die Dinge nüchtern und wahrhaftig zu erzählen, damit der Staatsmann aus ihren Berichten etwas lernen könne? Warum stellten sie überhaupt die Erzählung in den Vordergrund und versuchten nicht, die Begebenheiten zu analysieren und das Typische herauszufinden?

Voltaire hat diese Grundsätze sein ganzes Leben vertreten; am vollkommensten und gleichmäßigsten hat er sie durchgeführt in seinem *Jahrhundert Ludwigs XIV*.

Er debütierte in der Geschichte mit einem Werke, das in der Hauptsache noch der galanten Geschichtschreibung angehört. Seine *Geschichte Karls XII.* ist zwar bereits viel sorgfältiger fundiert, als die Arbeiten eines Saint-Réal, und er hatte es bereits damals für nötig gehalten, sich, bevor er an die Niederschrift ging, über die wirtschaftlichen Verhältnisse Schwedens genau zu unterrichten. Auch steht seine Darstellung im Stil und in der Komposition höher als irgendeine der früheren Arbeiten. Aber das romanhafte Interesse überwiegt doch noch das historisch-politische. Dies Jugendwerk hatte für Voltaire im Grunde nur den Wert, daß es ihn die Unzulänglichkeit der

bisherigen Geschichtschreibung erkennen ließ: er hatte bei seinen Studien zur *Geschichte Karls XII.* gesehen, daß selbst ein gefeierter Geschichtschreiber wie Pufendorf vollständig versagte, wenn ein Forscher über die finanziellen Hilfsquellen eines Landes aufgeklärt zu werden wünschte.

Was er hier an anderen vermißte, führte er in seinem *Jahrhundert* nun selbst aus.

Voltaires *Jahrhundert Ludwigs XIV.* ist das erste moderne Geschichtswerk. Voltaire ist der erste, der die klassizistische Form der Annalistik, die sich beinahe zufällig aus der Geschichte eines Krieges herausgebildet hatte (durch Xenophon aus Thukydides) und für die neuere Zeit durch Livius kanonisiert worden war, resolut durchbrach. Sein *Jahrhundert* ist das erste Werk, das die annalistische Gliederung, ja die äußerlich chronologische Einreihung überhaupt aufgibt. Zum ersten Male werden die geschichtlichen Ereignisse nach ihrem inneren Zusammenhange, nicht bloß nach der Gleichzeitigkeit zu ordnen versucht. Zum ersten Male wird das gesamte Leben eines Staates dargestellt.

Die neue Form, die Voltaire in seinem *Jahrhundert Ludwigs XIV.* zum ersten Male anwandte, ist öfter herb getadelt worden. Man hat sie *Schubladensystem* gescholten. Die Teile, aus denen sich das öffentliche Leben zusammensetze (äußere Politik, Finanzen, Religion, Kunst usw.), seien säuberlich in Fächer geordnet; aber Voltaire habe vergessen, den organischen Zusammenhang nachzuweisen, der zwischen ihnen bestehe, ja durch seine Vernachlässigung der chronologischen Gliederung die Ursachen mancher Ereignisse später behandelt als diese selbst, z. B. die Handelspolitik Colberts erst nach den Kriegen, zu denen sie Anlaß gegeben.

Diese Vorwürfe sind nicht ganz unberechtigt, aber sie sind außerordentlich übertrieben. Wie alle Aufklärer ist Voltaire nur den Zusammenhängen nachgegangen, die sich unmittelbar, äußerlich materiell nachweisen lassen. Aber der Einfluß der finanziellen Verhältnisse und des Handelssystems Colberts auf die auswärtige Politik Ludwigs XIV. ist z. B. deutlich genug behandelt, und wenn Voltaire in den ersten Kapiteln, die den Kriegen des Königs gewidmet sind, für die Gründe, die zu deren Ausbruch führten, auf später verweisen muß, so trifft die Schuld kaum den Autor. Ist es doch überhaupt eine Eigentümlichkeit der Geschichtschreibung, daß sie Begebenheiten, die sich nebeneinander ereignen, nicht anders als nacheinander erzählen kann. Richtig ist dagegen, daß Voltaire den intimen Zusammenhängen, die etwa zwischen Staatswesen und Kultur bestehen, nie nachgespürt hat. Er hat sich nie gefragt, ob nicht der Architektur der Versailler Gärten oder der klassischen Tragödien und dem Regierungssysteme des Sonnenkönigs ein gemeinsamer Geist zugrunde liege. Vielleicht übrigens nicht einmal ganz mit Unrecht; denn sein klarer Kopf hat sich so wenigstens nicht in phantastische Kulturkonstruktionen verloren, wie sie dann im 19. Jahrhundert nur allzu reichlich errichtet wurden.

Wichtiger sind zwei andere Dinge. Es war erstens von der größten Bedeutung, daß wenigstens die gesamte Staatsverwaltung als ein Ganzes aufgefaßt und die äußere Politik nicht mehr losgelöst von der inneren, von Finanzen, Handel und Industrie, behandelt wurde. Man muß schon zu Machiavelli zurückgehen, um etwas Ähnliches zu finden. Und sogar die *Florentinische Geschichte* gibt im Grunde bloß gelegentliche Andeutungen. Zweitens hat die seitherige Entwicklung der Geschichtschreibung gezeigt, daß es durchaus nicht leicht ist, die Form Voltaires trotz ihrer Mangelhaftigkeit durch eine bessere zu ersetzen. Ist nicht eines der größten Geschichtswerke des 19. Jahrhunderts, nämlich Mommsens *Römische Geschichte*, noch ganz und gar nach dem Schema gegliedert, das Voltaire geschaffen hat?

Schärfer tadeln kann man, daß Voltaire in der Anordnung des Stoffes bereits im *Jahrhundert Ludwigs XIV.* den aufklärerischen Tendenzen Konzessionen gemacht hat.

Das Werk drückte in seiner ersten Gestalt (1739) schon durch die Anlage sein historisch-politisches Programm deutlich aus. Es schilderte zuerst nach einer Einleitung, die die feudal-anarchischen Zustände vor dem Absolutismus am Beispiel der Fronde illustrierte, die Kriege und die *innere Regierung* (*gouvernement intérieur*) Ludwigs XIV., die Geschichte des Handels, der Finanzen und der kirchlichen Angelegenheiten. Daran schloß sich gleichsam als Folge dieser geordneten absolutistischen Regierung eine glänzende Schilderung des blühenden Zustandes, dessen sich Literatur und Kunst unter Ludwig XIV. erfreuten. Eingeschoben waren Abschnitte über das Privatleben des Königs, Sitten, Kostüme usw. Die Theorie Voltaires war an einem eigentlichen Musterbeispiele dargelegt: der Anfang zeigte die Reform des Staates durch den Despoten, der Schluß das glückliche Resultat.

Als er sein Werk zwölf Jahre später umarbeitete, mischten sich antireligiöse Tendenzen ein. Die Abschnitte über Künste und Wissenschaften wurden gekürzt, dafür die über die kirchlichen Angelegenheiten erweitert. Die Kapitel über die religiösen Streitigkeiten wurden an den Schluß gestellt. Sie sollten zeigen, inwiefern Ludwig XIV. nicht als Vorbild für den aufgeklärten Despoten dienen könne: Ludwig war intolerant und gläubig; er handelte nicht wie der chinesische Kaiser, *le meilleur des princes*, der die christlichen Missionare als Beförderer von Aufständen auswies, wie in dem sonderbaren Schlußkapitel erzählt wird. Der organische Aufbau des Werkes wurde polemischen Zwecken zuliebe zerstört: bereits das *Siècle de Louis XIV.* sollte im Kampfe gegen Fanatismus und Aberglauben Dienste leisten, was dann die fast ausschließliche Aufgabe des *Essai sur les mœurs* werden sollte.

Voltaires nationale und politische Unbefangenheit. Im übrigen gibt es wenig historische Darstellungen, die von nationalen und politischen Vorurteilen so frei sind wie Voltaires *Jahrhundert Ludwigs XIV.*

Schon ausländische Zeitgenossen wie Chesterfield haben dies rühmend anerkannt. Voltaire lobt Ludwig XIV. und seine Minister nur soweit, als sie dem Ideale des aufgeklärten Despotismus gemäß handeln. Nirgends fällt ihm der Vorteil des eigenen Landes mit der Sache der Gerechtigkeit oder der Kultur zusammen. Über die Rechtsansprüche, auf die sich Ludwig XIV. bei seinen Eroberungen zu stützen behauptete, hätte sich der schlimmste Gallophobe nicht höhnischer ausdrücken können als Voltaire. Er erkannte das Gute, d. h. das, was seinen politischen Bestrebungen entsprach, überall an, wo er es auch fand. Sein Idealfürst ist weniger der Sonnenkönig als der lothringische Herzog Leopold, der *sein Land bevölkerte und bereicherte* (ch. 17). Und wie weiß er als sorgsamer Bourgeois die Ordnung in den holländischen Finanzen zu rühmen! Bewußt hütet er sich vor gehässigen Generalisierungen, diesem beliebtesten Fehler der Historiker. Er vermeidet es, für Ausschreitungen einer bestimmten Volksklasse, die vielleicht dazu noch in einen erregten Augenblick fallen, eine ganze Nation verantwortlich zu machen. Pöbel ist überall Pöbel; gelegentliche Exzesse der *populace* geben nicht das Recht, ein Volk als barbarisch zu verschreien.

Ebensowenig ist er h ö f i s c h. Man ginge durchaus in die Irre, wenn man sein Buch nach dem Titel als einen Panegyrikus auf Ludwig XIV. auffassen wollte. Er hat zwar aus Opposition gegen die unwahrscheinlichen Schauernachrichten unwissender Pamphletäre die Farben etwas feiner aufgetragen, als sich mit der historischen Wahrheit verträgt. Er fühlte sich dem Regimente Ludwigs XIV. wegen des Schutzes, den es den Künsten und Wissenschaften hatte angedeihen lassen, zu sehr verbunden, als daß er es mit dem realistischen Pinsel eines Saint-Simon hätte malen wollen. Aber er hat nicht, nach der Gewohnheit offiziöser Skribenten, die Verdienste der Untergebenen hinter denen des Monarchen verschwinden lassen. Er wahrte sich auch gegenüber Ludwig XIV. das Recht freier Kritik. Er hob scharf hervor, wie vieles Frankreich nur den Ministern und Generalen des Königs, den Colbert, Vauban, Louvois und Turenne, zu verdanken hatte. Er verwarf zwar die Fiktion, als ob Geschichte nur im getragenen Stile und in rhetorisch würdevoller Sprache erzählt werden dürfte, noch nicht so resolut wie in den späteren Werken. Aber er hielt seine Darstellung wenigstens von den konventionellen Verzierungen der Klassizisten ganz frei. Er legte weder Reden ein noch moralisierende Gemeinplätze. Er versuchte nicht, seine Erzählung antik zu stilisieren.

Wenn Voltaire es vermied, einzelne Vorfälle gehässig zu verallgemeinern, so hatte dies zu einem guten Teile seinen Grund darin, daß er überhaupt als der erste das T y p i s c h e an den geschichtlichen Ereignissen von den zufälligen Begleitumständen zu scheiden versuchte. Das *Jahrhundert Ludwigs XIV.* ist nicht nur das erste Geschichtswerk, dessen Verfasser es unternahm, aus der Masse der Überlieferung nur die historisch bedeutsamen Züge hervorzuheben; es ist auch das erste, in dem jede Nachricht darauf untersucht wird, ob die

Tatsache, die sie enthält, etwas prinzipiell Neues oder vom gewöhnlichen Verlaufe der Dinge Abweichendes ist. Wenn man von einigen florentinischen Renaissancehistorikern wie Guicciardini und Nerli absieht, so kann man sagen: Voltaires *Jahrhundert Ludwigs XIV.* ist das erste historische Werk, in dem die kompilierende Methode durchaus überwunden ist.

Der „Essai sur les mœurs“. Das *Jahrhundert Ludwigs XIV.* ist das klassische Geschichtswerk Voltaires. Plan und Ausführung decken sich vollständig. Er war mit dem Stoffe genau vertraut und konnte aus dem Vollen schöpfen. Die Polemik gegen die Feinde der Aufklärung nimmt einen geringen Raum ein. Das Material ist gleichmäßig verarbeitet, die Abschnitte wohl proportioniert. Die universalen Gesichtspunkte der französischen Aufklärung sind in vollem Umfange durchgeführt.

In der *Essai sur les mœurs* genannten Weltgeschichte klaffen Absicht und Leistung weit auseinander. Voltaire war erstens mit dem Stoffe nur ungenügend vertraut. Besonders dürftig waren seine Kenntnisse in der Kulturgeschichte, der er doch, um dem Titel seines Werkes gerecht zu werden, vor allem hätte seine Aufmerksamkeit zuwenden sollen. Er hatte dafür keine selbständigen Studien gemacht; er kannte nur, was die hergebrachte politische Geschichtschreibung an gelegentlichen Notizen enthielt. Er hat diese oft sehr scharfsinnig kritisiert und geistreich ausgenützt. Aber er hat sie nicht ergänzt, und darum fehlt seinen kulturhistorischen Ausführungen die Kontinuität. Die Kapitel über *Künste und Wissenschaften* oder über *Sitten und Gebräuche* stehen nicht nur mit der politischen Geschichte, sondern auch unter sich in keinem Zusammenhange. Wichtige Partien fehlen ganz. Die Scholastik ist z. B. überhaupt nicht behandelt worden; ihre Methode wird, ohne daß sich Voltaire dessen bewußt ist, bei Anlaß des Picus de Mirandula besprochen. Die Entstehung und Ausbreitung der Mönchsorden wird erst erzählt, nachdem die Rede auf den Augustinerbruder Luther gekommen ist, d. h. nachdem auch die politische Geschichte von den Bettelmönchen Notiz nehmen mußte.

Der *Essai sur les mœurs* muß zweitens in viel stärkerem Maße der aufklärerischen Propaganda dienen, als das *Jahrhundert Ludwigs XIV.* Geschrieben für eine ungläubige naturwissenschaftliche Freundin (die Marquise du Châtelet) und konzipiert im Gegensatze zu Bossuets *Discours* (o. S. 289 ff.), verfolgt er mehr den Zweck, die theologische Geschichtsauffassung, die Idee, daß eine göttliche Vorsehung die Geschicke der Menschen zum Guten leite, als unsinnig nachzuweisen, als eine neue selbständige wissenschaftliche Behandlung der Geschichte zu begründen. Der *Essai sur les mœurs* sollte eine Waffe sein im Kampfe gegen den Fanatismus, nicht eigentlich die unbefangene historische Erkenntnis fördern.

Trotzdem wäre es unrichtig, wollte man dem *Essai* allen historischen Wert absprechen. Auch dann sogar, wenn man die ungeheueren

Verdienste, die sich Voltaire durch seine Kritik der Tradition erworben hat, außer acht lassen wollte.

Der *Essai sur les mœurs* ist zunächst die erste wirkliche Weltgeschichte, das erste Geschichtswerk, in dem mit der universalhistorischen Betrachtungsweise Ernst gemacht wird. Voltaire hat nicht nur die theologische Geschichtsinterpretation, er hat auch die dieser zugrunde liegende europäozentrische Auffassung überwunden. Wohl nimmt die europäische Geschichte noch den größten Teil des Raumes ein. Aber dies lag nur in dem ungleichmäßigen Wissen Voltaires begründet, nicht darin, daß er den europäischen Völkern prinzipiell einen Vorrang vor den anderen, vor allem vor den ostasiatischen, zuerkannt hätte. Er verglich exotische Nationen unbedenklich mit europäischen und nicht immer zugunsten dieser. Und zwar nicht etwa so wie später Rousseau. Er war zu gescheit, um an die Phantasien von unschuldigen Naturvölkern zu glauben. Er spielte nicht den edeln Wilden gegen den verdorbenen Kulturmenschen aus, sondern er scheute sich nicht, die Europäer in ihrem eigentlichen Stolze, in ihrem Kulturhochmute zu treffen. Er hat wohl als der erste darauf hingewiesen, wieviel die mittelalterliche Kultur den Arabern verdankt. Er hat die vielen Hinrichtungen, die in England unter Heinrich VIII. stattfanden, unbefangen mit den Schlächtereien in den mexikanischen Tempeln zusammengestellt. Er hat den Satz gewagt, daß wir — im Mittelalter den Chinesen glichen, insofern wir uns damals ebenfalls für das einzige vernünftige Volk hielten. Indien wurde nach seiner Ansicht im 17. Jahrhundert so regiert, wie Europa zur Zeit der großen Lehenstaaten. Ein Aufstand gegen den Großmogul weist deutliche Analogien mit den Kämpfen zwischen Ludwig dem Frommen und dessen Söhnen auf. Die Geschichte des 17. Jahrhunderts wird bereits ganz geographisch gegliedert, und der Blick Voltaires reicht dabei von Frankreich bis China und Japan.

Die europäische Geschichte selbst verdankt ihm ferner vieles. Er war der erste, der es unternahm, die Geschichte des Mittelalters historisch zu resümieren, auf einige wenige große Linien zurückzuführen. Er hat auch hier gesucht, die politische Geschichte mit der Wirtschafts- und Finanzgeschichte in Verbindung zu bringen. Im allgemeinen allerdings flüchtig und unbefriedigend genug. Aber er hat Anregungen in reicher Fülle hinterlassen, die zum Teil schon von den Historikern der Aufklärung ausgenutzt wurden. Sein Werk war, wie der Titel andeutete, ein bloßer Versuch, oft voreilig, vielfach ganz ungenügend. Aber es führte zum ersten Male Prinzipien durch, die bei sorgfältiger und vorsichtiger Anwendung die Geschichtsforschung später unendlich gefördert haben.

Voltaire als historischer Kritiker. Voltaire ist als historischer Darsteller öfter von seinen Nachfolgern übertroffen worden. Wenn ihm schon als Stilist keiner der Aufklärungshistoriker gleichkommt, so stehen doch, was einheitliche Komposition und gleichmäßige Ver-

arbeitung des Stoffes betrifft, wenigstens die Werke der drei großen englischen Historiker höher, als z. B. der *Essai sur les moeurs*. Nur als Kritiker läßt er alle anderen weit hinter sich zurück.

Voltaire brachte zur Kritik vor allem e i n e Eigenschaft mit, eine absolute und ungeheuere Respektlosigkeit. Ihm imponierte keine Autorität. Er war ein durch und durch moderner Mensch. Der Nimbus des Altertums und der Gelehrsamkeit übte auf ihn keine suggestive Wirkung aus; er machte sich im Gegenteil ein Vergnügen daraus, den verschönenden Rost der Jahrhunderte höhnisch abzukratzen. Er besaß dazu eine so ausgebreitete praktische Weltkenntnis, wie kaum einer der früheren Historiker. Diplomatie und Politik hatte er durch seinen nahen Umgang mit Staatsmännern, ja auch durch eigene Betätigung, so genau kennen gelernt, wie die Politiker von Beruf, und vor diesen hatte er voraus, daß er auch außerhalb der Staatsgeschäfte Bescheid wußte. Er verfügte über einen soliden Stock nationalökonomischer Kenntnisse. Über literarische und zum Teil auch wissenschaftliche Gegenstände sprach er als Sachverständiger. Vor allem aber besaß er sehr ausgebreitete technische Kenntnisse (wie ja überhaupt die französische Aufklärung mit Vorliebe ihre Aufmerksamkeit Fragen der Technik zuwandte). Er war deshalb imstande, in einer ganz neuen Weise an den historischen Zeugnissen Kritik zu üben.

Er ging zunächst in der eigentlichen Q u e l l e n k r i t i k viel radikaler vor, als irgendeiner der früheren Historiker. Man wußte wohl im allgemeinen, daß offiziöse Historiographen nicht ohne weiteres zuverlässig seien und erhob auch, wenn es sich gerade um einen aktuellen Streitpunkt handelte, Klagen über Parteilichkeit. Aber die Historiker zogen daraus nicht eigentlich die Konsequenzen. Sie strichen wohl etwa allzu offenkundige Schmeicheleien, aber sie ließen die offiziöse Auffassung im allgemeinen bestehen. Voltaire machte gegen diese Gewohnheit prinzipiell Opposition. Er kannte die Parteischriften der Whigs und Tories und deren historische Entstellungen und sah nicht ein, warum man es in der Vergangenheit mit der Wahrheit sollte genauer genommen haben. Er kann in einer köstlichen Parodie ausführen, wie das Urteil der Historiker gelautet hätte, wenn Heinrich V. von England anstatt der Valois die Herrschaft in Frankreich behalten hätte. Er wußte ferner, wie sich zeitgenössische Journalisten und Pamphletäre das Material zu ihren Geschichtswerken verschafften, wie oft bloße Gerüchte Aufnahme fanden, wie unzuverlässig oft Memoiren sind. Er behandelte demgemäß die Nachrichten historischer Schriftsteller. Er war wohl der erste, der die tendenziös chargierten Geschichtchen aus dem Privatleben der römischen Kaiser, die bei Tacitus und Sueton aufbewahrt sind, nicht ohne weiteres für bare Münze nahm. Alle diese Anekdoten könnten, meint er, doch nur als Gerüchte gelten. Er glaubte nicht wie moderne Klassizisten, daß aus irgendeinem geheimnisvollen Grunde die Angaben eines antiken Historikers an sich zuverlässiger sein müßten, als die eines modernen. Xenophons *Cyropädie*, die die bisherige gelehrte Geschichtschreibung

gerne als historische Quelle benützt hatte (vgl. o. S. 290), bezeichnete er als *einen moralischen Roman in der Art des Télémaque.*

Noch lieber bediente sich Voltaire der Sachkritik. Er ist seit Giustiniani (o. S. 113 ff.) der erste Historiker, der sich immer und überall die Frage vorlegt, ob die Dinge, die die Überlieferung berichtet, überhaupt möglich seien. Seine praktisch-technischen Kenntnisse kamen ihm hier zustatten. Er kritisierte sehr verständig die phantastischen Bevölkerungs- und Heereszahlen, die sich bei den älteren Historikern finden. Er ging dabei wohl zuweilen in die Irre, weil sein ethnographisches Wissen sehr beschränkt war und er die *natürlichen* Anlagen der Völker, die er kannte, gern mit der menschlichen Natur überhaupt identifizierte. Aber auch hier hat seine öfter vorschnelle Kritik mehr Nutzen als Schaden gestiftet. Sie machte dem gedankenlosen Kompilieren ungereimter, *wunderbarer* Geschichten ein Ende und hätte noch größeren Nutzen gebracht, wenn die philologisch kritische Schule zu ihrem Nachteile dieses Gebiet der historischen Kritik nicht fast gänzlich vernachlässigt hätte.

Seine realistische Auffassung der Geschichte. Die Auffassung der Geschichte wurde dadurch überhaupt modifiziert. Man hatte bisher besonders die alte und die biblische Geschichte gerne in einem ehrwürdigen Halbdunkel gehalten; man hatte die griechisch-römische Geschichte unbewußt mit den Augen der antiken rhetorischen Überlieferung, die biblische mit den Augen kirchlicher Schriftsteller betrachtet. Über die Geschichte des Mittelalters hatten die offiziösen Humanisten einen falschen patriotisch-sentimentalen Schimmer gebreitet. Die farblose Nüchternheit der gelehrten Schule war dagegen eine gesunde Reaktion gewesen. Aber sie hatte die Geschichte vollends allen Lebens beraubt. Voltaire zog zum ersten Male die ganze Vergangenheit in das volle Licht des Tages. Seine Sachkritik, die nachwies, wie unzuverlässig die technischen und statistischen Angaben der antiken Historiker seien, setzte diese als Autoritäten nicht über, sondern unter moderne Geschichtschreiber. Es bestand nun auch kein Grund mehr, ihre politischen Urteile anders zu taxieren, als die zeitgenössischer Autoren. Voltaire brach auch über die Helden und Staaten des Altertums rücksichtslos den Stab, wenn sie sich von dem Ideale des aufgeklärten Despotismus entfernt hatten. Besonders hart wurden dabei natürlich die Griechen behandelt, die man sich nach Plutarch als tugendhafte weise Staatsmänner zu betrachten gewöhnt hatte. Kecke Vergleichungen mit modernen Verhältnissen müssen dazu dienen, die Geschichte ihrer falschen idealistischen Patina zu berauben. Voltaire hat den Weg eingeschlagen, den später besonders Mommsen und Renan befolgt haben. *Die Römer betrachteten die Juden wie wir jetzt die Neger. Die Versammlungen der ersten Christen liefen ab wie die der Quäker.* Er vergißt nie zu bemerken, wie klein manche Gebiete, wie unbedeutend manche Ereignisse waren, die in den herkömmlichen Geschichtsbüchern im Zentrum der Weltgeschichte stehen. Er verglich besonders gerne den Umfang von

Palästina mit dem moderner Staaten — eine etwas rohe Auffassung, aber immer noch besser als die alte Methode, die sich die Ereignisse überhaupt nicht geographisch vorstellte.

Voltaire konnte diese neue realistische Auffassung um so eher zur Geltung bringen, als er sich auch im Stile völlig vom Klassizismus freigemacht hatte. Ungleich den florentinischen Geschichtschreibern der Renaissance brach er vollständig mit der antiken Form. Es ist schon vorhin bei Anlaß des *Siècle de Louis XIV.* darauf hingewiesen worden. Im *Essai sur les mœurs* und in den späteren Werken ging er noch weiter. Er hatte seine wunderbare Quecksilbernatur im *Jahrhundert Ludwigs XIV.* noch einigermaßen im Zaum gehalten. Später setzte sich sein Temperament über alle Schranken hinweg. Der *Essai* ist voll *Bouffonerien* und *Gaminerien*, die einem Feuilleton besser anstehen würden, als einem wissenschaftlichen Werke.

Man mag Voltaire deshalb tadeln. Man sollte aber nie vergessen, daß es ihm trotzdem mit seinen historischen Arbeiten durchaus Ernst war und daß ihnen, wenn auch nicht eben ausgebreitete gelehrte Studien, so doch ernsthafte Denkarbeit zugrunde lag. Er war in seiner Art gewissenhafter als viele Gelehrte, die bloß ihre Vorlage kopierten oder der Überlieferung eine neue literarische Form gaben. Er hat alles sorgsam durchdacht. Er hat sich z. B. nicht damit begnügt, die Notiz, daß in der Schlacht bei Crécy zum ersten Male Kanonen gebraucht worden seien, einfach zu wiederholen, sondern er sagte sich: Ist diese Angabe richtig, so mußten sich in den darauffolgenden Schlachten Folgen dieser Erfindung nachweisen lassen. Da dies nicht der Fall ist, so liegt der Überlieferung wohl ein Irrtum zugrunde — ein Raisonnement, das insofern von Bedeutung war, als es zu richtigeren Vorstellungen über den geringen Einfluß des Schießpulvers auf die Kriegsführung im späteren Mittelalter den Weg bahnen konnte.

Voltaire als Geschichtsphilosoph. Am unbefriedigendsten sind die Abschnitte in den historischen Werken Voltaires, die man als Ansätze zu geschichtsphilosophischen Betrachtungen bezeichnen könnte.

Voltaire war nie ein großer Metaphysiker und seine historische Spekulation bildet keine Ausnahme von der Regel. Er hat zwar selbst den Ausdruck *Philosophie der Geschichte* geprägt und diesen Namen den Skizzen zur alten Geschichte vorgesetzt, mit denen er den *Essai sur les mœurs* einleitete. Aber er verstand unter diesem Worte nicht das, was die deutsche Spekulation später daraus gemacht hat: es soll kaum etwas anderes heißen, als *Geschichte vom Standpunkte der Philosophie* (d. h. Aufklärung) *aus*. Seine Ansichten über das Wesen der geschichtlichen Entwicklung sind merkwürdig unklar und widerspruchsvoll. Konsequent war er nur in seiner Ablehnung des theologischen Systems, d. h. des Gedankens, daß der Geschichte ein göttlicher Heilsplan zugrunde liege. Im übrigen wurde er nie mit sich einig, welchen Mächten er den entscheidenden Einfluß auf den Gang der Geschichte zuschreiben sollte. Bald ließ er die wichtigsten Veränderungen aus dem Willen eines Despoten hervorgehen und stellte

sich, als wenn die Völker nur eine durchaus passive Masse bildeten; bald sprach er vom *Geist der Zeit, der die großen Ereignisse der Welt leitet*, bald führte er allen Fortschritt wie später Buckle auf die Erweiterung naturwissenschaftlicher Kenntnisse zurück. Am häufigsten bediente er sich, wohl als der erste unter den Historikern, der Theorie, die dann im 19. Jahrhundert unter den sog. Rasseforschern so viele Nachfolger finden sollte, und erklärte geschichtliche Vorgänge mit dem eigentümlichen Geiste (*génie*) eines Volkes.

Voltaire ging hierbei ebenso naiv vor wie seine Jünger. Die charakteristischen Unterschiede der modernen europäischen Nationen, besonders der Unterschied zwischen Engländern und Franzosen, waren ihm außerordentlich deutlich zum Bewußtsein gekommen und er setzte nun ohne weiteres voraus, daß solche nationalen Eigentümlichkeiten als historisch konstant betrachtet werden könnten. Wie fest er diesem Glauben anhing, geht daraus hervor, daß er sich auf Grund davon sogar zu Prophezeiungen hinreißen ließ. Übrigens mit ebensowenig Glück wie andere: wenn er den Lawschen Krach darauf zurückführte, daß die von der Natur gesetzte Verschiedenheit zwischen Franzosen und Engländern die Errichtung einer Staatsbank in Frankreich unmöglich mache, so ist er schon ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode Lügen gestraft worden. Aber ein eigentliches System hat er auch aus dieser Lehre nicht gemacht.

Im allgemeinen hielt sich Voltaire lieber an näherliegende Erklärungsmittel. Er schrieb doch zunächst als Praktiker und für Praktiker, und diesen ist mit philosophischen Deduktionen über die tieferen Gründe der Ereignisse wenig gedient. Wer handeln will, muß die Situation nehmen, wie sie ist, und sich mit ihr abzufinden suchen, so gut es geht. Das ist ihm wichtiger, als daß er weiß, was für geheimnisvolle Kräfte vielleicht an der Entstehung dieser Situation mitgewirkt haben. Und Voltaire wollte für Staatsmänner schreiben. Er schlug die Wirkung individueller Aktionen nicht so hoch an wie Höflinge und bezahlte Literaten. Er nahm entschieden gegen das superkluge politische Raisonnement Stellung, das jedem unerwarteten Erfolg nachträglich einen geheimen Plan supponierte. Der Mensch kann nur innerhalb einer beschränkten Sphäre etwas leisten. Aber wenn die Geschichte wirklich lehren will, so darf sie ihren Blick nur so weit reichen lassen, als man von einer persönlichen Verantwortlichkeit reden kann. Darüber hinaus beginnt der Zufall.

Man sieht ohne weiteres, daß eine Historiographie dieser Art zu geschichtsphilosophischen Untersuchungen nur geringe Neigung haben kann. Man kann sagen, daß Voltaire in der Hauptsache nur durch seine Opposition gegen die kirchliche Geschichtstheorie auf allgemeine historische Probleme geführt wurde. Er suchte die transzendente Auffassung dadurch zu widerlegen, daß er auf die immanenten Kräfte hinwies, die den Gang der Geschichte bestimmt haben könnten; diese kritischen Gedanken zu einem System auszubauen, lag nicht in seiner Absicht, überstieg vielleicht auch seine Kräfte.

Wie Voltaires Tragödien, so ungenügend sie sein mochten, im 18. Jahrhundert in Frankreich keine ernsthaften Rivalen fanden, so ging es auch seinen historischen Werken. Keiner der französischen Historiker der Aufklärung verdient neben ihm auch nur genannt zu werden. Am wenigsten der Abbé Raynal (Guillaume-Thomas Raynal, geboren 1713 zu Saint-Geniez, zeitweise Jesuit, gestorben 1796 zu Chaillot), dessen *Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes* (Amsterdam 1771; anonym) lange Zeit unverdienten Ruhm genoß. Raynal war ein gewandter Journalist, der sich den Zeitströmungen anzupassen wußte. In seiner flüchtigen Arbeit sind handelsgeschichtliche Notizen, wie sie die Epoche der nationalökonomischen Theorien liebte, unorganisch mit Tiraden über Despotismus und Naturzustand in der Art Rousseaus verbunden. Über religiöse Gegenstände spricht er im Tone roher Verachtung. Daß er dabei vielfach fremdes Gut ohne weiteres übernahm, ist noch der geringste Fehler seines Buches. Raynal war kein unbegabter Mensch. Aber er kam nie über liederliche Vielschreiberei hinaus.

II. Die Schule Voltaires in England.

1. Allgemeines.

Ihre reifsten Früchte brachte die Historiographie der Aufklärung in England hervor.

Es rührt dies vor allem daher, daß die Engländer mit ihren historischen Werken keine praktischen politischen Zwecke verfolgten. Sie erstrebten keine Reform der Staats- und Kirchenverfassung. Was die Franzosen erst zu erlangen hofften, das besaßen sie schon. Ihre Werke tragen daher nicht eigentlich polemischen Charakter. Selbst ein Ungläubiger wie Gibbon spricht doch nur kühl, aber nicht feindselig über die Entstehung des Christentums: wozu hätte er sich über eine Institution ereifern sollen, die ihn vollständig in Ruhe ließ? Selten nur wird die geschichtliche Erzählung durch ungehörige Epigramme und vorschnelle Nutzanwendungen unterbrochen. Die Gegner der Voltairischen Aufklärung wie Herder hatten von ihrem Standpunkte aus durchaus recht, wenn sie die englischen Historiker über die französischen stellten.

Wir sind heute geneigt, anders zu urteilen. Der Drang nach allgemeiner Reform, der Voltaire und Montesquieu beseelte, trieb die Franzosen dazu an, tieferen Gründen geschichtlicher Erscheinungen nachzuspüren. Sie warfen wissenschaftlich-historische Probleme auf. Während die satte Selbstzufriedenheit der Engländer in den geschichtlichen Vorgängen in der Regel nur Selbstverständlichkeiten sah, fühlten die Franzosen mit den Unterdrückten mit. Sie durchsuchten die Geschichte nach Material zur politischen Belehrung und Aufklärung; die Engländer glaubten die volle Wahrheit schon zu besitzen. Einzig Robertson, der sich direkt und bewußt an Voltaire anschloß, hat aus den geschichtsphilosophischen Anregungen der Franzosen Nutzen gezogen; weder Hume noch Gibbon noch gar deren Schüler (Watson, Roscoe u. a.) haben dagegen soviel Verständnis für große historische Probleme oder soviel politische Vorurteilslosigkeit an den Tag gelegt wie Voltaire. Die Werke der Engländer sind gleichmäßiger, bisweilen

(Gibbon) auch solider gearbeitet als die der Franzosen. Sie machen den Tendenzen des Tages weniger Konzessionen. Aber ihre Raisonnements sind oberflächlicher. Sie bedienen sich in stärkerem Maße der pragmatischen Methode. Sie haben sich weniger als die Franzosen von den Vorschriften der Humanisten freigemacht. Die Erzählung steht der Analyse gegenüber im Vordergrund. Die realistischen Definitionen Voltaires werden durch farblos elegante Ausdrücke ersetzt. Die rhetorische Ausmalung von guten und schlechten Anekdoten wird wieder mit Vorliebe gepflegt. Die Darstellung soll wieder ästhetisch befriedigen. Die Erweiterung des historischen Stoffgebietes wird nur zum Teil imitiert; die Engländer halten im allgemeinen an der alten (Thukydideischen) Abgrenzung fest. Wer zu den Klassizisten gehörte, zog sie denn auch den Franzosen vor. Weil sie weniger modern waren, gingen sie den Lesern leichter ein, die sich ihren historischen Geschmack an Livius gebildet hatten.

Erst die Romantik hat dann Hume und Robertson zurückgedrängt. Am wenigsten noch in England selbst. Die empirische englische liberale Geschichtschreibung hat ihre Abstammung von Hume und Gibbon nie verleugnet. In Frankreich haben dagegen auch die Liberalen, so sehr sie sich im übrigen von der angelsächsischen politischen Dogmatik beherrschen ließen, nie ganz auf historische Synthese Verzicht geleistet. Sie haben die Anregungen nie vergessen, die von Montesquieu und Voltaire ausgingen.

2. Hume.

David Hume, der berühmte Philosoph (geboren 1711 zu Edinburg, gestorben ebendaselbst 1776), verfaßte *The History of England from the invasion of Julius Caesar to the revolution of 1688.* Zuerst erschien der letzte Teil, die Geschichte Englands unter den Stuarts, 1754 bis 1757 zu Edinburg und London unter dem Titel *The History of Great-Britain.* Dann folgte das Mittelstück mit der Geschichte Englands unter den Tudors (*History of England* 1759), zuletzt das Mittelalter (1761). Das ganze Werk wurde zusammen zum ersten Male 1763 herausgegeben. Später mehrfach fortgesetzt (von T. Smollett bis 1760). Mit der Ausarbeitung begann Hume im Jahre 1752, d. h. erst nachdem Voltaires *Siècle de Louis XIV* erschienen war.

Die Literatur über den Philosophen Hume enthält über den Historiker wenig, das Beachtung verdiente. Speziell mit der englischen Geschichte befassen sich H. Göbel, *Das philosophische in H.s Gesch. von England* 1897 (Göttinger Diss.); J. Goldstein, *Die empiristische Geschichtsauffassung D. H.s* 1903; Daiches *Das Verhältnis der Geschichtschreibung Humes zu seiner praktischen Philosophie* 1903 (Diss.).

Die Stellung Humes zu Voltaire. Es ist nicht leicht, die Stellung Humes zu Voltaire zu bestimmen.

Es ist zwar kaum zu bezweifeln, daß Hume erst durch das *Siècle de Louis XIV.* zur Geschichtschreibung angeregt worden ist. Der chronologische Zusammenhang legt wenigstens diese Annahme nahe. Aber wie weit darüber hinaus der französische Autor auf den englischen eingewirkt hat, ist schwer festzustellen. Hume war kaum viel jünger als Voltaire, und als das *Siècle* erschien, stand sein skeptisches System bereits in den Grundzügen fest. Er war außerdem ein zu

selbständiger Denker, als daß er sich einem Rivalen rückhaltlos hätte unterordnen können. Wenn er sich als Historiker mit Voltaire berührt, so dürfte dies vor allem auf gemeinsame Voraussetzungen zurückzuführen sein. Als sehr wahrscheinlich dürfen wir nur annehmen, daß er die Initiative zu seinem Werke Voltaire verdankt. Die Ähnlichkeit zwischen seinem Werke und dem Vorbilde springt besonders dann in die Augen, wenn man bedenkt, daß seine Geschichte ursprünglich bloß das 17. Jahrhundert behandelte, stofflich also gewissermaßen das *Siècle de Louis XIV*. nach der englischen Seite hin ergänzte.

Hume blieb als Historiker im allgemeinen ein typischer Vertreter der älteren englischen Aufklärung (vgl. o. S. 335). Die Geschichte bietet nach ihm nicht Belehrung, sondern Unterhaltung (*entertainment*). Unterhaltung vor allem dem philosophisch gestimmten Geiste, der sich am bunten Wechselspiele menschlichen Ehrgeizes und menschlicher Leidenschaften ergötzen will. Soziologisch-politische Bedeutung besitzt die Geschichte nicht. Hume hat nie daran gedacht, wie Montesquieu die Vergangenheit nach Material für die beste Form der Staatsverfassung oder der Gesetzgebung zu durchforschen. Warum hätte er auch ernsthaft wünschen sollen, daß das englische Regierungssystem wesentlich verändert würde? Auch ihm war wie den Franzosen die Herrschaft eines aufgeklärten Despoten sympathisch, — sympathischer jedenfalls als das Regiment fanatischer Sektierer. Aber so wie die Verhältnisse damals lagen, war ein Sieg des Puritanertums nicht mehr zu fürchten, und die Herrschaft der aufgeklärten Aristokratie schien gesichert.

Schon die Wahl des Themas ist bezeichnend. Voltaire schrieb eine Weltgeschichte und dachte universalhistorisch. Hume beschäftigte sich mit dem Gegenstand, der dem gebildeten Durchschnittsleser am nächsten liegt: mit der (neueren) Geschichte des eigenen Landes. Er wollte nicht wie der Franzose einen Beitrag zur Geschichte der Menschheit liefern.

Von all den Ansätzen zu einer tieferen Geschichtsbetrachtung, die sich bei Voltaire finden, zeigt sich bei Hume nichts. Er weiß nichts davon, daß auch stille Gewalten, Mächte, deren sich die handelnden Personen des Vordergrundes unbewußt sind, den Gang der Geschichte bestimmen können. Er fragte nie nach dem Einfluß von Handel und Industrie oder der geographischen Lage. Er ging noch hinter Guicciardini zurück: er ließ nicht nur alle Individuen aus wohlberechnetem Selbstinteresse handeln, sondern berücksichtigte dabei nicht einmal die Verschiebungen in den allgemeinen Machtverhältnissen, die doch das Handeln der einzelnen Staatsmänner erst verständlich machen können. Zur künstlerischen Kultur unterhielt er kein nahes Verhältnis: es war ihm gleichgültig, was frühere Zeiten in Kunst und Wissenschaft geleistet hatten.

Seine Behandlung der englischen Geschichte. Die drei Teile, aus denen sich seine *Geschichte Englands* zusammensetzt, sind von recht verschiedenartigem Werte.

Die Geschichte des Mittelalters ist der schwächste Abschnitt. Daß er das Mittelalter als eine Zeit der Unordnung und der Rechtlosigkeit im ganzen preisgeben mußte, war vom Standpunkte des aufgeklärten Despotismus wohl verständlich und berechtigt. Aber Hume ging viel summarischer und flüchtiger vor als der französische Zeitgenosse. Während Voltaire auch hier den selbständigen Denker nicht verleugnete und die kirchlichen Staatsmänner des Mittelalters, deren Bestrebungen sich seinem politischen Ideale näherten, mit warmem Lobe bedachte, blieb Hume bei dem Zerrbilde der älteren protestantisch-humanistischen Historiographie stehen. Was er gibt, ist kaum mehr als eine flüchtige und recht oberflächliche Nacherzählung der Tradition, mit monotonen Ausfällen gegen Klerisei und Barbarei gewürzt. Seine Tiraden gegen das Mönchtum hätten ebensogut bei den Zenturiatoren Platz finden können. Quellenkritik wie Voltaire hat er nie geübt.

Eine natürliche Sympathie zog ihn dagegen zu den Tudors hin. Doch ist auch der Abschnitt, der die Geschichte des 16. Jahrhunderts behandelt, nicht eben sehr originell. Eigene Bahnen geht er nur in seiner Bekämpfung der parlamentarischen Legende von den uralten Freiheiten des englischen Volkes: er versucht nachzuweisen, daß diese angeblichen Freiheiten unter den Tudors nicht existiert hätten.

Bei seinem eigentlichen Thema treffen wir Hume erst, wenn er die Geschichte der Stuarts behandelt. Dieser Teil erregte, als er herauskam, bei Whigs und Tories einen Sturm der Entrüstung. Keine Partei war mit ihm zufrieden. Das ist sehr wohl zu begreifen. Aber es wäre falsch, wenn man daraus schließen wollte, Hume habe seine Erzählung überhaupt frei von Tendenz gehalten. Er unterschied sich nur dadurch von anderen, daß er nicht nach dem Programm einer parlamentarischen Partei, sondern ausschließlich von seinem persönlichen Standpunkte aus urteilte.

Er war weder Absolutist noch Konstitutionalist. Aber als Freigeist und skeptischer Philosoph haßte er Fanatismus und Intoleranz und war deshalb geneigt, für Karl I. gegen den bornierten Sektierergeist der Puritaner Partei zu nehmen. Natürlich nur soweit, als der König seinem Ideal entsprach: daß er sich für das Episkopalsystem ins Zeug legte, vermochte er nicht zu billigen. Er nahm so seinen Standpunkt jenseits der offiziellen Phraseologie und der Parteischlagworte. Er hatte schon in dem Abschnitte über die Geschichte des Mittelalters versucht, über die übliche juristisch formale Behandlung hinaus in das Wesen der Verfassungsgeschichte vorzudringen. Aber er war dort meist auf halbem Wege stehen geblieben und hatte eigenen realistischen Ausführungen leeres publizistisches Phrasengerassel (*Freiheit und Übermaß der Freiheit*, *Tyrannei und Anarchie* usw.) beigemischt. Erst in seiner Darstellung des 17. Jahrhunderts ging er weiter. Er sah von den formellen Streitpunkten fast ganz ab, um die sich nach der Meinung der Legisten der Kampf zwischen Krone und Parlament bewegt hatte. Im Gegensatze zu Clarendon, der noch durch-

aus innerhalb des verfassungsrechtlichen Systems stehengeblieben war, suchte er die p o l i t i s c h e n Gründe zu eruieren, die Karls I. Vorgehen rechtfertigen konnten. Er legte sich die Frage vor, ob unter den gegen früher veränderten Verhältnissen die normale Vorherrschaft der Krone anders als durch Mißachtung der sinnlos gewordenen älteren Gesetzgebung aufrechterhalten werden konnte. Er behandelte so die Geschichte der englischen Revolution zum ersten Male, zwar nicht unparteiisch (unparteiisch, und zwar in viel höherem Grade als Hume, hatte bereits Rapin Thoyras geschrieben), aber doch historisch; er war der erste, der über die Deduktionen der Parteipublizisten hinaus tiefer einzudringen suchte.

Man sieht, Humes Historiographie hat, ganz im Gegensatze zu der Voltaires, in der Hauptsache nur insulare Bedeutung. Voltaire dachte kosmopolitisch; Hume brachte nur in den Anschauungen über englische Geschichte eine Änderung hervor. Er vermied es durchaus, allgemeine historische Folgerungen zu ziehen. Seine vielfach sehr unbedeutenden Sentenzen betreffen meist das Gebiet privater Lebensführung. Als historischer Psychologe hat er dadurch freilich gegenüber Voltaire den Vorteil, daß seine Figuren weniger leicht zu bloßen Typen werden; seine Charakteristiken sind liebevoller ausgeführt als die des Franzosen, und laufen weniger leicht auf malitiöse Antithesen hinaus. Aber auf der anderen Seite war er mehr Intellektualist als Voltaire. Er rechnete weniger als der Franzose mit blinden Affekten. Daß Staatsmänner sich von religiösen Motiven leiten lassen können, hielt er für unmöglich.

In der F o r m lehnte sich Hume viel stärker als Voltaire an das humanistische Schema an. Er teilt seine Geschichte nach den Regierungszeiten der Könige ein. Die äußere politische Geschichte, die Geschichte der Fürsten und Minister, der Kriege und diplomatischen Intrigen fällt bei ihm wieder mit der Historie fast ganz zusammen. Nur als Anhang sind vier Exkurse über Verfassung, Gesetzgebung und Sitten in den verschiedenen Zeiten beigegeben. Anekdoten werden wieder breit ausgemalt.

3. Robertson.

William R o b e r t s o n (geboren 1721 zu Borthwick in Schottland, 1743 Pfarrer zu Gladsmuir, 1758 zu Edinburg, 1759 Kaplan des Schlosses Stirling, 1761 *Principal* der Universität Edinburg, 1763 schottischer Historiograph, nahm als Führer der *gemäßigten Partei* eine einflußreiche Stellung in der *General Assembly* ein, gestorben 1793 zu Edinburg) verfaßte 1. *The History of Scotland* (bis 1603). London 1759. 2. *History of the Reign of the Emperor Charles V*, mit einer Übersicht über die Geschichte Europas vom Untergang des römischen Reiches bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, London 1769. 3. *History of America*. Die erste Ausgabe (London 1777) behandelt nur die Geschichte der spanischen und portugiesischen Kolonien; erst in der Ausgabe von 1794 ist auch die Geschichte Virginias (bis 1688) und Neuenglands (bis 1652) dargestellt. 4. *Historical Disquisition concerning the Knowledge, which the Ancients had of India* 1791. — Vgl. für das biographische Lord Brougham in den *English Men of Letters*.

Ist es schwer, über die Beziehungen Humes zu Voltaire ins reine zu kommen, so liegen bei Robertson dagegen die Verhältnisse ganz einfach. Robertson bekannte sich offen als Schüler des Franzosen (in der letzten Anmerkung zur Einleitung zur *Geschichte Karls V.*) und folgte dessen Spuren so getreu, als einem presbyterianischen Theologieprofessor im 18. Jahrhundert möglich war.

Sein Meisterstück, vielleicht der Ausführung nach überhaupt die bedeutendste Leistung der analysierenden Geschichtschreibung der Aufklärung, ist die Einleitung zur *Geschichte Karls V.* Das Werk selbst ist nicht mehr als eine glatte, oberflächliche Nacherzählung der Quellen und steht an Menschenkenntnis, politischem Urteil und kritischer Behandlung der Tradition weit hinter dem Vorbilde Voltaire zurück. Die Einleitung dagegen — eine Übersicht über die europäische Geschichte des Mittelalters — übertrifft Voltaires ähnliche Versuche durchaus. Ihr historisch-politisches Kriterium, die Methode, alle politischen Organisationen an dem geordneten, rationell verwalteten Staatswesen des aufgeklärten Despotismus zu messen, ist zwar ganz und gar Voltaire entlehnt. Aber erst Robertson hat den Stoff der mittelalterlichen Geschichte unter diesem Gesichtspunkte einheitlich durchdacht und hat die Entwicklung von der feudalen Anarchie zum Ordnungsstaate des modernen Territorialkönigtums planmäßig dargestellt. Er unternahm es zum ersten Male, die Verfassungsgeschichte der europäischen Staaten im Mittelalter in ihren großen übereinstimmenden Zügen zu schildern, und besser als manche Nachfolger verstand er dabei, zugleich die allgemeinen Wandlungen und die Besonderheiten in der Entwicklung der einzelnen (größeren) Staaten hervorzuheben. Wo Voltaire noch *Launen*, *Moden*, *Willkürlichkeiten* gesehen hatte, wies er einen Zusammenhang und kontinuierliches bewußtes Handeln nach. Die spätere Forschung ist nicht immer zu ihrem Vorteile von seinen Anregungen abgegangen.

Den insularen Standpunkt Humes gab Robertson ganz auf. Er dachte wie Voltaire kosmopolitisch. England tritt in seiner Einleitung ganz zurück. Er wählte sich die Geschichte Karls V. zur Behandlung, *weil seit dessen Zeit die europäischen Mächte ein politisches System bilden* (Vorrede), d. h. wegen ihrer allgemein europäischen Bedeutung. Er hat, was noch mehr sagen wollte, sogar die Vorurteile der protestantischen Geschichtsauffassung überwunden. Er lernte von Voltaire die mittelalterliche Kirche als zivilisatorische Macht schätzen; er ist wohl der erste protestantische Historiker, der sich von den tendenziösen Vorstellungen der Zenturiatoren freigemacht hat. Chateaubriand (*Génie du christianisme* p. IV l. 6 ch. 2) war durchaus im Rechte, wenn er gegen die Tiraden der Rousseaujünger über die Priester als Werkzeuge des Despotismus den protestantischen Schotten ausspielte, der in seiner *Geschichte Amerikas* (B. VIII) die philanthropischen Bestrebungen der spanischen Geistlichkeit zugunsten der Eingeborenen rühmend hervorgehoben hatte. — Robertson ist überhaupt von den Ideen Rousseaus noch ganz unberührt geblieben. Er spendete Guic-

ciardini hohes Lob und verzichtete darauf, pathetisch zu moralisieren. In den Kämpfen des mittelalterlichen Adels mit der Krone erblickte er keinen Konflikt zwischen Freiheit und Despotismus.

Im übrigen ist Robertson mehr ein begabter Schüler als ein selbständiger Denker. Seine historischen Werke haben vielfach kein anderes Verdienst, als daß sie die Methode der Aufklärungshistoriographie auf einen neuen Stoff übertragen. — In der Kritik der Quellen erreichte er sein Vorbild Voltaire nicht. Er war gegenüber der Tradition nicht so respektlos wie der Franzose und war auch nicht imstande, so wie dieser Sachkritik zu treiben. Dagegen kann nicht ins Gewicht fallen, daß er der gelehrten Schule einige Konzessionen machte und z. B. seine Gewährsmänner in der Regel genau zitierte.

Robertson ist vielleicht der wichtigste Vertreter der Katastrophentheorie (s. o. S. 344 f.). Hauptsächlich auf ihn scheint die lange übliche Überschätzung der Kreuzzüge zurückzugehen. Bereits in seiner *Einleitung* zur *Geschichte Karls V.* hatte er die Europäer erst durch diese mit der byzantinischen und arabischen Kultur in Kontakt treten lassen. Als er später die Handelsbeziehungen untersuchte, die in Altertum und Mittelalter zwischen Europa und Indien bestanden, führte er in einseitiger Weise auch die Prosperität der italienischen Städte allein auf die Kreuzzüge zurück. Er hat damit einige gelegentliche Bemerkungen Voltaires zu einem eigentlichen Systeme ausgebaut.

4. Gibbon.

Edward Gibbon (geboren 1737 zu Putney in Surrey, gestorben 1794 zu London) faßte, wie er berichtet, 1764 zu Rom den Plan zu seiner *History of the Decline and Fall of the Roman Empire* (bis 1453). Erste Ausgabe London 1776 bis 1788. — Von Gibbons übrigen Schriften sei hier nur die Autobiographie erwähnt, weil dies höchst charakteristische Schriftstück bis vor kurzem nur in der verstümmelten Form bekannt war, die ihm die Familie des Herausgebers Lord Sheffield gegeben hatte (in Gibbons *Miscellaneous Works* 1796). Die sieben originalen Entwürfe sind erst 1896 publiziert worden als *The Autobiographies of E. G. Printed from hitherto unpublished Manuscripts, edited by John Murray.* Vgl. ferner die Ausgabe der Biographie von Birbeck Hill 1901 und den Aufsatz von Fr. Harrison in dessen *Tennyson, Ruskin, Mill* etc. (1899) p. 199 ff. Ähnlich selbstherrlich war Sheffield übrigens mit Gibbons Briefen umgegangen; vgl. *Private Letters of E. G. Edited by R. E. Prothero* 1896. — Eine gute Charakteristik in dem Buche über G. von J. C. Morison (in den *English Men of Letters*) 1878. — *Proceedings of the Gibbon Commemoration 1794 till 1894* (*Royal Histor. Soc.*) 1895; M. Read, *Historic Studies in Vaud, Berne and Savoy* 1897.

Robertson machte sich die historiographischen Anregungen Voltaires in ihrem vollen Umfange zunutze; Gibbon entnahm den Werken des französischen Aufklärers nur die antikirchliche und antichristliche Tendenz. Er besaß weder die vielseitigen Interessen seines schottischen Zeitgenossen noch dessen historischen Blick. Wenn er größere Anerkennung gefunden hat, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß er der bedeutendere Historiker gewesen ist. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall.

Es kam Gibbon zugute, daß er in der Wahl des Stoffes eine sehr glückliche Hand hatte. Die Geschichte des alten Rom war von jeher ein beliebter Gegenstand der humanistischen Bildung gewesen und wer den *Niedergang und Fall des römischen Reiches* beschrieb, konnte schon nur durch den Klang des Namens wirkungsvolle Ideenassoziationen hervorrufen. Der Leser sah von selbst ein Bild majestätischer Größe vor sich aufsteigen. Die Erzählung bewegte sich dann innerhalb geographisch bekannter Gebiete; man wurde nicht wie im *Essai sur les mœurs* bis nach Indien und China geschleppt. Der Leser stieß von Zeit zu Zeit immer wieder auf bekannte Namen. — Wichtiger als dies alles war etwas anderes. Eines der bedeutungsvollsten historischen Probleme der Aufklärung, die Frage nach den Umständen, die die Entstehung und Ausbreitung des Christentums beförderten und begleiteten, wurde bei Gibbon zum ersten Male nicht nur kursorisch und epigrammatisch sondern eingehend und *ex officio* behandelt. Man weiß denn auch, daß gerade diese Abschnitte Gibbon berühmt gemacht haben.

Seine Auffassung ging nicht tief, und man kann nicht behaupten, daß er für religionspsychologische Probleme besonders qualifiziert war. Aber es war doch auch für die wissenschaftliche Geschichtschreibung von großer Wichtigkeit, daß endlich einmal die Axt an die Wurzel gelegt wurde und die bisher von der Historie ignorierte Entstehungsgeschichte der christlichen Kirche von skeptischer, wenn auch nicht gerade feindseliger Seite wie eine Frage der Profangeschichte erörtert wurde.

Dies um so mehr, als die Gegner Gibbon nicht wie dem Meister Flüchtigkeit der Arbeit und offene Gehässigkeit vorwerfen konnten.

Gibbon wußte ganz anders als Voltaire den Schein der Unparteilichkeit zu wahren. Voltaire verlangte praktische Reformen und sein Temperament drängte darauf hin, daß das *Écrasez l'infâme* bald ausgeführt werde. Gibbon war ein wohlhabender Gelehrter, der in selbstzufriedener Abgeschlossenheit lebte und mit seinem Buche nach keinem anderen Erfolge als nach schriftstellerischem Ruhme strebte. So wurde es ihm leichter gemacht, gerecht zu sein oder wenigstens zu scheinen; er war eine kühle, leidenschaftslose Natur und ließ sich kaum je zu summarisch absprechenden Urteilen hinreißen. Er wußte außerdem seinen Stoff klug zu beschränken. Sein Gebiet war nicht so groß, als daß er es nach den damaligen Anforderungen nicht hätte beherrschen können. Er konnte die Quellen zu einem guten Teile im Originale lesen. Er verfügte vollständig über seine Zeit; er brachte zu seiner Arbeit die Muße mit, die dem vielbeschäftigten Publizisten Voltaire immer gefehlt hatte. Sein Werk durfte bis zu einem gewissen Grade wohl den Anspruch erheben, als gelehrte Arbeit neben die Schriften der Mauriner gestellt zu werden.

Man darf nun aus alledem aber nicht schließen, Gibbon wäre in seinen historischen Ansichten irgendwie prinzipiell über Voltaire hinausgegangen. Im Gegenteil, er hat die historiographische Methode

des französischen Aufklärers beträchtlich verengert. Die Wirtschafts- und Finanzgeschichte wird bei ihm ganz vernachlässigt. Seine Kenntnis der Welt ist viel beschränkter. Der kritische Sinn ist weniger entwickelt. Gibbon kann wohl kirchliche Legenden und Autoren weltmännisch skeptisch kritisieren; aber gegenüber der antiken Profangeschichtschreibung ist seine Kritik beinahe ebenso hilflos wie die Tillemonts. Sein Stil ist allerdings glatter, gleichmäßiger durchgearbeitet als der Voltaires; ungehörigen Ausfällen und Witzen gewährt er weniger leicht Aufnahme. Aber sein Ausdruck ist blaß, seine Reflexionen vielfach banal, seine Psychologie oberflächlich. Von der klassizistischen Manier hat er sich nur zur Hälfte freigemacht. Er versuchte zwischen der pathetischen Redeweise der antiken rhetorischen Schule und dem leichten epigrammatischen Stile Voltaires einen Kompromiß zu schließen. Den Geschmack des großen Publikums hat er damit ausgezeichnet getroffen; wer jedoch auf Ursprünglichkeit des Ausdrucks Wert legt, wird an seinem seichten, unerlaubt klaren Stile, der weder französisch noch englisch, weder antik noch modern ist, wenig Freude haben können.

III. Die Schule Voltaires in Deutschland.

1. Allgemeines.

Die deutsche Aufklärungshistoriographie hat nur wenige Werke aufzuweisen, die den größten Leistungen der Franzosen und Engländer an die Seite gestellt werden können. Zu einem guten Teile lag dies daran, daß die deutschen Geschichtschreiber meistens dem akademischen Stande angehörten.

Die Historiker in Deutschland waren nicht nur meist Professoren, sondern — was wichtiger war — sie schrieben einen großen Teil ihrer Werke als Professoren d. h. für Studenten und mit Rücksicht auf den akademischen Unterricht. Sie wandten sich seltener an das allgemeine gebildete Publikum, als ihre Kollegen in Frankreich und England. Nur wenige gingen so vor wie Robertson, der seine historiographische Tätigkeit von seiner akademischen vollständig getrennt hielt. Die Autoren fühlten sich daher vielfach mehr als Pädagogen denn als Historiker. Sie huldigten gern einem geistlosen Eklektizismus. Als gewissenhafte Lehrer wollten sie lieber ihre Zuhörer mit den Gedanken der englischen und französischen Historiographie bekannt machen als ihnen eigene Ideen aufdrängen. Wie viele von ihnen bearbeiteten außerdem historische Gegenstände, nicht weil sie eine neue Auffassung zum Ausdruck bringen wollten, sondern weil es notwendig geworden war, die alten Lehrbücher mit den Anschauungen der Zeit in Einklang zu setzen!

Viele Kräfte sind dadurch der freien historischen Wissenschaft oder Kunst entzogen worden. Es ist kaum ein Zufall, daß Winckelmann

und Möser, die beiden größten und originellsten Historiker der deutschen Aufklärung, dem akademischen Betriebe ganz fernstanden.

Auf der anderen Seite hatten diese Verhältnisse dann freilich zur Folge, daß der Bruch mit der gelehrten Schule in Deutschland nicht so radikal vollzogen wurde wie z. B. in Frankreich. Die Gelehrsamkeit der meisten deutschen Aufklärungshistoriker ging zwar nicht eben tief. Sie beschränkte sich vielfach auf ungeordnetes polyhistorisches Wissen und gute Belesenheit in den französischen und englischen Geschichtschreibern. Aber die deutschen Historiker verachteten wenigstens nicht prinzipiell die gelehrte Arbeit. Sie wollten nicht nur als Schriftsteller sondern auch als Forscher ernst genommen sein. Sie waren zum größten Teile wenigstens durch ihre Sprachkenntnisse vor den Franzosen und Engländern im Vorsprunge. Die Scheidung zwischen gelehrter und gebildeter Geschichtschreibung wurde nicht so schroff durchgeführt wie in Frankreich.

Mit den Bedürfnissen des deutschen akademischen Unterrichts hing es dann auch wohl zusammen, daß die deutsche Aufklärung neben der Profan- auch die Kirchengeschichte bearbeitete. Die deutschen Universitäten hatten seit dem 16. Jahrhundert eifriger als die Anstalten anderer Länder die Welt- und Kirchengeschichte gepflegt. Dies hatte zur Folge, daß die Professoren unter den Aufklärern sich mit Gegenständen beschäftigen mußten, die anderwärts in der Regel mit einigen höhnischen Epigrammen abgetan wurden. Es kam hinzu, daß die Theologen wenigstens an einigen protestantischen Staatsuniversitäten sich dem Kirchenregimente gegenüber einer relativ sehr großen Freiheit erfreuten. Sie konnten, wenn sie nicht allzu unvorsichtig vorgingen, recht vieles von den Anschauungen der Aufklärung auf ihren Lehrstoff, also auch auf die Kirchengeschichte übertragen.

Am engsten schlossen sich in Deutschland an Voltaire Schlözer und Schmid an. Schlözer war der Theoretiker, der für die Voltairischen historischen Ideen, wie er sie verstand, Propaganda machte und den akademischen Unterricht, so gut es ging, gemäß dem Programm des *Essai sur les mœurs* zu reformieren suchte; Schmid setzte die Anregungen Voltaires in die Tat um und schrieb die erste deutsche Geschichte im Geiste der französischen Aufklärung.

2. Schlözer.

August Ludwig Schlözer (geboren 1735 zu Gaggstadt im Hohenlohischen, trieb zuerst theologische und orientalische Studien, 1755 Hofmeister in Stockholm, dann Wanderleben, 1761 bis 1769 in St. Petersburg, 1769 bis 1809 in Göttingen als Professor der Geschichte) verfaßte zahlreiche, meist wenig umfangreiche Schriften. Für unsere Zwecke die wichtigste ist die *Vorstellung seiner Universalhistorie* (Göttingen 1772; 1773 folgte ein 2. Teil, der nichts anderes ist als eine Antwort auf Herders Rezension in den *Frankfurter Gelehrt. Anzeigen* 1772, 60. Stück). Schlözer versuchte später das Programm, das er in dieser Schrift aufgestellt hatte, auszuführen; seine *Weltgeschichte nach ihren Hauptteilen im Auszuge und Zusammenhange* (1785 bis 1789) bricht aber bereits mit dem Jahre 500 n. Chr. ab.

Von seinen übrigen Werken verdienen vor allem die zur russischen Geschichte Erwähnung. Schlözer war von Katharina II. verpflichtet worden, in der (alten) russischen Geschichte zu arbeiten. Die Frucht dieses Auftrages sind die Schriften: *Neuverändertes Rußland*, Leipzig 1766—72; *Geschichte von Rußland* 1769; die Ausgabe des *Nestor*, Göttingen 1802 bis 1809 u. a. m.; auch die *Allgemeine nordische Geschichte* (Halle 1771) kann man hieher rechnen. Schlözer veröffentlichte ferner eine *Summarische Geschichte von Nordafrika* (Göttingen 1775); Beiträge zur Geschichte der Osmanen und Mongolen unter dem Titel *Kritisch-historische Nebenstunden* (Göttingen 1797) u. a. m. — Die publizistische Tätigkeit Schlözers, die seinen Namen zu seiner Zeit vor allem berühmt gemacht hat (*Staatsanzeigen* 1782 ff.), kann hier nicht besprochen werden.

Über Schl. als Historiker gibt es nur das Buch von H. Wesendonck, *Die Begründung der neueren deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer und Schlözer* (1876), das freilich in der Hauptsache nur als Materialsammlung Wert hat. Zu den biographischen Arbeiten über Schl. (aufgezählt in der *Allg. Deutsch. Biogr.*) ist neuerdings hinzugekommen F. Frensdorff, *Von und über Schl.* in den *Abhandl. der Götting. Gesellsch. der Wissensch.*, Phil.-hist. Kl., N. F. XI (1909).

Die universalhistorischen und historisch-politischen Prinzipien Voltaires wurden in Deutschland am vollständigsten von Schlözer übernommen.

Freilich aber auch sehr einseitig zugespitzt und stark vergröbert. Schlözer war wie Voltaire ein Anhänger des aufgeklärten Despotismus. Er setzte wie dieser Ordnung und Sicherheit über Freiheit und Unordnung. Er verachtete wie dieser die Griechen wegen ihrer politischen Unfähigkeit. Er sah wie dieser in materieller Prosperität und dichter Bevölkerung die Hauptkennzeichen eines guten Staatswesens. Aber er faßte diese Begriffe viel äußerlicher auf als Voltaire und ließ dazu neben ihnen so gut wie gar nichts mehr gelten. Die Überzeugung von der Superiorität des starken Despotenstaates über unruhige kleine Republiken vergröberte sich bei ihm zur Bewunderung asiatischer Sultanate oder der Mongolenreiche; wenn Voltaire als Gegner der theologischen europäozentrischen Weltgeschichte den geringen geographischen Umfang des jüdischen Staates oder auch des römischen Reiches verächtlich mit der Ausdehnung europäischer und ostasiatischer Großstaaten verglichen hatte, so wurde bei Schlözer daraus eine rohe Anbetung der großen Areale an sich. Der künstlerischen Kultur als solcher legte er gar keinen Wert bei. Wie er selbst für Kunst und Poesie kein Gefühl besaß (vgl. Wesendonck S. 87), so erkannte er dem Staate keine anderen Aufgaben als politische zu; die Erziehung des an sich zum Fortschritt unfähigen Volkes zur Ordnung durch eine intelligente Despotie ist das einzige Ziel, das sich ein Regent stecken darf. Wer diesem Gebote nicht Genüge tut, wie z. B. die alten Griechen oder die Vereinigten Staaten von Amerika, rangiert hinter den Osmanen oder Mongolen. Man sieht, es ist nicht ohne Folgen geblieben, daß Schlözer die entscheidenden Jahre des Mannesalters in Rußland unter Katharina II. zugebracht hat.

Als Kritiker erreichte Schlözer sein Vorbild bei weitem nicht. Er hat zwar den Stoff der herkömmlichen Weltgeschichte erweitert; aber er übernahm die Tatsachen der Tradition in der Regel so, wie

er sie vorfand. Besonders der biblischen und der alten Geschichte gegenüber versagte seine Kritik in der Hauptsache völlig. Zur Sachkritik, wie sie Voltaire so glücklich inauguriert hatte, fehlten ihm die Kenntnisse, wenn nicht der Mut. Voltaire hatte nachgewiesen, daß die phantastischen Bevölkerungszahlen der biblischen Geschichtsbücher unmöglich richtig sein können: Schlözer wagte es nicht, an den Angaben der Bibel zu rütteln. Freilich war dies auch nötig, wenn er die alten Hebräer für seine Weltgeschichte retten wollte; hätte er nicht geglaubt, daß dies *mächtige Volk im Zeitpunkt seiner Größe an Menge der Bürger dem heutigen preußischen Staate nichts nachgab* (*Vorstell. seiner Universalhist.* 123), so hätte er die jüdische Geschichte neben den Kriegszügen etwa der Tartaren überhaupt nicht erwähnen dürfen. Er hielt auch unbedenklich an der alten Zählung nach Jahren der Welt fest. Nur in der nordischen Geschichte räumte er wie andere Aufklärer mit den spätmittelalterlichen Stammesfabeln resolut auf.

Nur in einem Punkte war Schlözer Voltaire überlegen, in seiner solideren und umfassenderen Sprachenkenntnis. Er ist wie viele deutsche Forscher dann am erfolgreichsten, wenn er philologisch arbeiten kann. Er verwarf nicht nur wie auch Voltaire willkürliche Etymologien von Völkernamen, sondern vertrat bereits den Grundsatz, daß *Buchstaben sich nach Gesetzen ändern* (vgl. Wesendonck S. 257). Er stellte die These auf, daß die Verwandtschaft von Völkern nicht nach den Nachrichten literarischer Quellen, sondern nach den Sprachstämmen zu bestimmen sei — eine gefährliche Regel, aber immerhin besser als die alte Methode.

Man kann nicht sagen, daß Schlözer ein großer historischer Denker gewesen sei. Die geschichtsphilosophischen Anregungen Voltaires ließ er gänzlich fallen; er begnügte sich damit, die geschichtlichen Tatsachen zu registrieren und zu zensieren. Seine historischen Analogien sind roh und äußerlich.

Auch zur Geschichtschreibung besaß er nur geringe Begabung. Historische Phantasie ging ihm ganz ab. Auf die Darstellung verwendete er so gut wie gar keine Sorgfalt. Er meinte die Geschichte populär zu machen, wenn er vulgäre Redensarten einlegte.

Bei manchen seiner Schriften liegt die Vernachlässigung der schriftstellerischen Form allerdings im Wesen der Sache. Ein Buch, das dazu bestimmt ist, als Leitfaden für Universitätsvorlesungen zu dienen, kann nicht zugleich auch künstlerische Ansprüche befriedigen. Aber Schlözer nahm auch in den Werken, die auf das allgemeine Publikum berechnet waren, auf gebildete Leser keine Rücksicht. Er dachte nur an seine Studenten. Er war zufrieden, wenn er den Stoff übersichtlich tabellarisch angeordnet und durch allerlei Mittelchen (z. B. durch Abrundung der Jahreszahlen) das Memorieren erleichtert hatte. Platt moralisierende Ergüsse müssen oft das politische Raisonnement ersetzen.

Mit Unrecht hat man sich gewöhnt, den Namen Schlözers stets mit dem seines Kollegen Gatterer zu verbinden. Die beiden Männer hatten kaum etwas

anderes miteinander gemein, als daß sie zu derselben Zeit zu Göttingen Geschichte dozierten.

Johann Christoph Gatterer (geboren 1727 zu Lichtenau im Nürnbergischen, 1759 nach Göttingen berufen, gestorben 1799) gehörte im Grunde seines Wesens noch ganz der gelehrten Schule an, wie er denn auch gleich den Maurinern seine historische Tätigkeit mit Arbeiten zur Diplomatik, Genealogie und Chronologie begann. Er machte allerdings der Aufklärung einige Konzessionen. Er kannte Voltaire und suchte einige seiner Anregungen für den akademischen Unterricht auszunutzen. Er setzte ähnlich wie der Franzose neben die *Völker* (d. h. politische) *-Geschichte* eine *Menschen* (d. h. Kultur) *-Geschichte* (in dem *Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung Amerikens*, Göttingen 1792). Aber der Geist der Aufklärungshistoriographie blieb ihm immer ganz fremd. Er war ein Mann der schwächlichen Kompromisse. Wie die Verfasser der großen englischen *Weltgeschichte* (o. S. 332 f.) hat er die alte theologische Auffassung nicht überwunden, ebensowenig den Klassizismus. Er gibt zwar das Schema der vier Monarchien auf; aber seine Weltgeschichte beginnt immer noch mit Adam und die *erste Periode von 1800 Jahren* umfaßt die *Adamisch-Noachische Zeit* oder *Schöpfung bis Sündflut.* Die Fabeln römischer und griechischer Rhetoren trägt er unbedenklich vor; wenn eine Geschichte ihm allzu unwahrscheinlich erscheint, versucht er es mit einer platt rationalistischen Deutung. Seine kultur- und handelsgeschichtlichen Notizen entnimmt er den Mythen des Alten Testaments: die Geschichte der *Gärtnerei* von der Schöpfung bis zu Moses schildert er mit Hilfe von Angaben aus dem Buche Hiob. Wie die Engländer wagte er es allerdings, in einer Weltgeschichte auch von China zu reden. Aber das Zentrum der Geschichte blieb trotzdem Europa und Vorderasien. Er versuchte nicht gleich Voltaire und Schlözer wirklich universalhistorisch zu denken. In seinem *Handbuch der Universalhistorie* (Göttingen 1761 ff.) behandelte er nur darum die chinesische vor der neueren europäischen Geschichte, weil die Unruhen in den östlichen Teilen Asiens die Zerstörung des abendländischen Kaisertums und die jetzige Gestalt der europäischen Staaten veranlaßt hätten (II, 5), und in dem späteren *Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte* bespricht er die chinesische Geschichte nur ganz kurz; denn erst mit dem Jahre 200 n. Chr. wird *uns Europäern die Kenntnis des chinesischen Staates wichtig* (S. 407).

Gatterer wollte noch mehr als Schlözer nichts anderes sein als Schulmann. Seine Verdienste würden richtiger in einer Geschichte der Pädagogik besprochen. Seine weltgeschichtlichen Kompendien (außer den beiden genannten noch die unvollendete *Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange* 1785 bis 1787) können nur dann gewürdigt werden, wenn man bedenkt, daß sie bestimmt waren, die Werke Sleidans und seiner Nachfolger zu ersetzen. Für die Geschichte der Historiographie sind sie ohne Bedeutung.

Wie die alten Grundrisse sind auch sie nach einem tabellarischen System angelegt; einzelne (wie der *Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte*) enthalten überhaupt nur Stichworte. Die Weltgeschichte bleibt unter Gatterers Händen die herkömmliche geist- und zusammenhanglose Notizensammlung; nur der Umfang des Stoffes ist etwas erweitert worden. Schlözer hatte bei allen seinen Mängeln wirkliche historische Anlagen und war imstande, Voltaires historiographische Prinzipien selbständig weiterzubilden; von Gatterer kann man höchstens rühmen, daß er sich um den historischen Unterricht einige Verdienste erworben hat (Gründung des *historischen Instituts* 1764/66).

Man hat überhaupt kaum das Recht, von einer *Göttinger historischen Schule* zu sprechen. Richtig ist allerdings, daß sich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts viele bedeutende Historiker in Göttingen zusammenfanden und daß die große Mehrzahl von ihnen auf dem Boden der Aufklärung stand. Aber diese waren unter sich in ihren Ansichten und ihrer Methode stark verschieden und bildeten den übrigen Historikern der Aufklärung gegenüber keine besondere Gruppe. Wenn gerade in Göttingen viele tüchtige Geschichtswerke geschrieben wurden, so lag dies nur darin begründet, daß erstens die neu gegründete und vortrefflich verwaltete Universität hervorragende Männer anzuziehen verstand, und dann vor allem daran,

daß die Professoren für ihre Werke von der Zensur befreit waren. Dieser Unabhängigkeit ist hauptsächlich die Blüte der Geschichtschreibung in Göttingen zu verdanken.

3. Schmidt.

Michael Ignaz Schmidt (geboren 1736 zu Arnstein im Hochstift Würzburg, Weltpriester, 1771 Universitätsbibliothekar und Professor der deutschen Reichsgeschichte zu Würzburg, von 1780 an in Wien, gestorben 1794 als Direktor des kaiserl. Hausarchivs) verfaßte eine *Geschichte der Deutschen*. Die *ältere Geschichte* (Ulm 1778 ff.) reicht bis zum Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges (1544), die *neuere Geschichte* (1785 ff.) bis 1660. Später von anderen fortgesetzt.

Schlözer und Gatterer schrieben ihre historischen Werke für die akademische Jugend; Michael Ignaz Schmidt, der tüchtige Verfasser der lange populären *Geschichte der Deutschen*, war der erste deutsche Historiker der Aufklärung, der sich an das große Publikum wandte. Er wollte für Deutschland ungefähr das leisten, was Robertson für Schottland und die Anregungen der vielgelesenen französischen und englischen Aufklärungshistoriker für die vaterländische Geschichte fruchtbar machen.

Er war dazu wohl qualifiziert. Er war zwar kein sonderlich origineller Denker (in seinen historischen Anschauungen ist er ganz von Voltaire und dessen Schülern, besonders Robertson, abhängig), aber ein verständiger Mann, der sachlich und nüchtern zu urteilen verstand. Sein Raisonnement dringt nicht eben tief ein; aber man kann nicht sagen, daß seine historisch-politischen Betrachtungen hinter denen seiner Vorbilder zurückständen. Sein Vortrag ist ruhig, die Erzählung verhältnismäßig selten mit Epigrammen durchsetzt; nur in der Darstellung des Mittelalters ließ er sich als überzeugter Josephiner öfter zu boshaften antiklerikalen Ausfällen hinreißen. Seine Behandlung der Reformation, die von protestantischen Zeitgenossen heftig angegriffen wurde, wird von dem modernen Forscher wohl besonders geschätzt werden müssen: Schmidt ist der erste, der die Reformation leidenschaftslos und unparteiisch zu beurteilen versucht — unparteiisch natürlich, soweit dies für jemand möglich war, der prinzipiell durchaus auf dem Boden der Aufklärung stand.

Schmidt besaß dabei einen sicheren Instinkt für die guten Quellen. Er zog auch nicht literarische Zeugnisse heran und wußte gerade diese besonders geschickt auszunutzen. Novellistische Anekdoten beseitigte er stillschweigend: die Tellfabel wird bei ihm z. B. nicht einmal in polemischer Absicht erwähnt (VII. Buch 3. Kapitel). An nationaler Unbefangenheit kam er Voltaire und Robertson beinahe gleich. Er plaidierte gegenüber absprechenden Urteilen des Auslandes zwar gerne auf mildernde Umstände; aber es lag ihm ganz fern, die vaterländische Geschichte zu verherrlichen, und von wissentlichen Entstellungen kann vollends keine Rede sein.

In der Anlage seines Werkes schloß er sich ganz Voltaire an. Nach dem Vorbilde des *Essai sur les moeurs* legte er in die Erzählung der äußeren Hergänge von Zeit zu Zeit Abschnitte über Sitten und Kul-

tur, Wissenschaft und Bildung, Verfassung und Gesetzgebung usw. ein. Wie der Franzose widmete er dem Zustande der öffentlichen Finanzen besondere Aufmerksamkeit.

4. Spittler.

Ludwig Timotheus S p i t t l e r (geboren 1752 zu Stuttgart, zuerst Repetent am *Stift*, 1779 Professor zu Göttingen [von 1782 an für *bürgerliche Geschichte*], 1797 Geheimer Rat in württembergischem Staatsdienste, 1806 Minister und Studiendirektor, gestorben 1810 zu Tübingen) verfaßte neben zahlreichen kleineren historischen Schriften (vgl. die *Sämtlichen Werke* 1827 bis 1837) als p o l i t i s c h e r Historiker die *Geschichte Württembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge* (bis 1733), Göttingen 1783; die *Geschichte des Fürstentums Hannover seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des 17. Jahrhunderts*, Göttingen 1786, und den *Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten*, Berlin 1793 f.; als K i r c h e n historiker die *Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor*, Halle 1778, und den *Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche*, Göttingen 1782, der später (ungefähr vom Jahre 1785 im Texte an) von Planck (u. S. 379 f.) fortgesetzt wurde.

Vgl. über die kirchenhistorischen Schriften Chr. F. Baur, *Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung* (1852), 162 ff.

Verhältnis zu Voltaire. Spittler übertrug die historisch-politischen Ideen Voltaires auf die Geschichte der deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Auch er verfolgte bei seinen Werken, soweit sie nicht bloß Handbücher für den akademischen Unterricht waren, praktische Zwecke; auch er wollte für politische Reformen Propaganda machen. Aber seine Tendenzen sind weniger universal als die Voltaires.

Auch der Franzose hatte als Bourgeois geschrieben. Aber er hatte darüber nie vergessen, daß er einem großen, mächtigen Staate angehörte; er hatte nicht einseitig zugunsten des erwerbenden dritten Standes gegen den militärisch tätigen Adel Partei ergriffen. Er fühlte gegen unnütze Eroberungskriege eine starke Abneigung; aber er wußte die Bedeutung der militärischen Macht sehr wohl zu schätzen. Spittler legt dagegen von der Antipathie, die der arbeitende deutsche kleinstädtische Bürger gegen die ritterschaftlichen Gutsbesitzer empfand, in seinen historischen Werken deutlich Zeugnis ab. Seine politischen Wünsche waren befriedigt, wenn der fleißige Bürger ungestört seiner Arbeit nachgehen konnte. Sein Ideal war der friedliche deutsche Mittelstaat des 18. Jahrhunderts, dessen Fürst, womöglich unter Beihilfe der gebildeten Bourgeoisie, für eine geordnete Verwaltung sorgt und in dem der Stadtbürger vor den Übergriffen des Adels gesichert ist, *jene glückliche Mittelgröße, bei welcher der Untertan ebenso gewinnt, als Ruhe und Freiheit des Teutschen Staatensystems aufs neue dadurch gesichert* wird (*Gesch. des Fürstentums Hannover* I, 147). Nichts gefällt ihm so sehr an einem Fürsten, als wenn er *am stillen einheimischen Regimente Wohlgefallen* hat (ibid. I, 261; vgl. auch 331). Man sieht, er denkt nicht wie Voltaire an die ganze europäische Welt, sondern nur an die deutschen Verhältnisse seiner Zeit.

Als historischer Darsteller überragt Spittler so ziemlich alle anderen Schüler Voltaires. Er schloß sich näher an den Meister an als die Eng-

länder. Er versuchte nicht wie diese, mit der äußerlichen Eleganz der klassizistischen Richtung zu wetteifern. Er vermied alles falsche Pathos. Er schlug einen weltmännisch freien Ton an. Seine Erzählung ist einfach und geschmackvoll. Der Stoff ist selbständig durchdacht und verarbeitet: Spittler gehört zu den Historikern, die ein Ereignis nicht deshalb für wichtig halten, weil es in den Quellen als ein solches bezeichnet wird. Seine Betrachtungen sind von gesundem Urteile diktiert; man merkt ihnen an, daß der Verfasser den Regierungsbetrieb kennen gelernt hat.

Er war dazu ein sehr gewissenhafter Arbeiter. Er schöpfte seine Nachrichten fast durchweg aus den Akten. Er benutzte und kritisierte sein Material ganz anders sorgfältig und umsichtig als Voltaire. Er hatte sich freilich auch ein kleineres Gebiet ausgesucht. Wenn er seinen Horizont verengerte, so hatte er wenigstens den Vorteil, daß er seine Studien spezialisieren konnte.

Freilich ganz in seinem Element fühlt sich Spittler nur, wenn er die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts behandelt. Seine Abschnitte über das Mittelalter bezeichnen gegenüber Voltaire und Robertson unverkennbar einen Rückschritt — von Möser gar nicht zu reden, neben dem nicht nur Spittler sondern auch andere Aufklärer oberflächlich erscheinen. Kaum ein anderer Aufklärer hat so unhistorisch und auf Grund einer so beschränkten Erfahrung konstruiert wie hier Spittler. Er projizierte das idyllische deutsche Kleinstaatleben, wie er es in Hannover und Württemberg kennen gelernt hatte, in idealisierter Form in die Vergangenheit und gab diesem Phantasiegemälde den Namen Mittelalter. Voltaire und die Engländer hatten nie vergessen, daß es sich auch in der mittelalterlichen Geschichte um Machtfragen handelte. Spittler hat dies nie begriffen. Er machte gern aus der deutschen mittelalterlichen Geschichte ein fades Lustspiel mit trinkenden Haudegen und minniglichen Sängern, d. h. er erfand die *gemütliche* Auffassung des Mittelalters, die dann die volkstümliche Poesie in Deutschland auf lange Zeit hinaus beherrschte. Im Mittelalter erschien ihm, wie er einmal von der Zeit Heinrichs des Löwen bemerkt (*Hann. Gesch.* I, 123), der *ganze gesellschaftliche Zustand noch unschuldig teutsch und kunstlos natürlich.* Man braucht den Humor nicht von der Geschichte auszuschließen — am wenigsten bei einem Autor, der den Ausdruck so gut beherrscht wie Spittler. Aber es handelt sich hier nicht nur um eine Frage des Stils. Spittlers opernhaftes Mittelalter hat auch der historischen Erkenntnis Schaden gebracht.

Spittler als Kirchenhistoriker. Unbedeutender und weniger originell ist Spittler als Kirchenhistoriker. Er darf zwar das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß er zum ersten Male die Grundsätze der Aufklärung auf die ganze Kirchengeschichte (mit Ausnahme der ersten Zeiten, d. h. des Lebens Jesu und der Apostel) anwandte. Es ist auch richtig, daß er wohl als der erste protestantische Kirchenhistoriker nicht nur die orthodoxe sondern, was mehr heißen wollte, auch die antikatholische Auffassung wenigstens zum Teil überwand;

er hat von Voltaire gelernt, sich im Urteil über den mittelalterlichen Klerus zu mäßigen und in Papsttum und Mönchtum noch etwas anderes als bloße Hindernisse der reinen Lehre zu sehen. Aber er stand zu seinem Stoffe in einer schiefen Stellung. Wenn er über politische Verhältnisse urteilte, so war sein Urteil öfter einseitig und eng; aber seine Kriterien waren wenigstens einer politischen Doktrin entnommen. Die Helden und Ereignisse der Kirchengeschichte beurteilte er dagegen an Hand von Desideraten, die mit dem Wesen der Religion und Kirche überhaupt nichts zu tun haben. Mosheim hatte an sich von dem religiösen Bedürfnisse der Menschen kaum richtigere Vorstellungen als Spittler; aber er hatte wenigstens in der Kirche eine Anstalt zur moralischen Besserung gesehen. Spittler stellt sich so, als wenn die Kirche die Aufgabe hätte, die Aufklärung zu befördern. Wer dieser vorgearbeitet hat, erhält eine gute Zensur; wer sich ihr widersetzt hat, wie z. B. Calvin, der als *warnendes Beispiel eines Temperamentstheologen* angeführt wird, empfängt Tadel, auch wenn er sich um die Kirche große Verdienste erworben hat. Man sieht, Spittler nahm seinen Standpunkt durchaus außerhalb der Kirche und war doch noch nicht imstande, seinen Stoff religionspsychologisch oder wissenschaftlich zu behandeln; er setzte der Kirche willkürlich ein Ziel, das ihrer Geschichte ganz fremd ist.

Als geschmackvoller Schriftsteller zeigt sich Spittler allerdings auch in seinen Arbeiten zur Kirchengeschichte. In der Kunst, die Erzählung durch Epigramme zu beleben, kam er Voltaire so weit gleich, als in deutscher Sprache überhaupt möglich war. Er gab nicht nur, wie bereits Schröckh, die Gliederung nach Jahrhunderten auf, sondern teilte die Kirchengeschichte neu in sinngemäße Perioden ein.

Freilich sind die meisten dieser Perioden nur durch Individuen bezeichnet; so beginnt z. B. mit Gregor VII. ein neuer großer Abschnitt. Spittler hing eben wie die meisten Aufklärer der Katastrophentheorie an und ließ große historische Veränderungen so gut wie ausschließlich durch das zufällige, plötzliche Auftreten einzelner Persönlichkeiten hervorgerufen werden. Die Reformatoren greifen bei ihm ebenso selbstherrlich in die Entwicklung der *Aufklärung* ein wie die absoluten Monarchen in die Gesetzgebung ihrer Länder.

5. Planck.

Ein Schüler Spittlers war Gottlieb Jakob Planck (geboren 1751 zu Nürtingen in Württemberg, 1784 Professor zu Göttingen, gestorben dort 1833). Planck hat dadurch Bedeutung gewonnen, daß er die pragmatische Erklärungsweise auf die Geschichte des Dogmas ausdehnte. Spittler hatte in der Hauptsache Personengeschichte geschrieben. Er hatte das Handeln von Kirchenfürsten und religiösen Reformatoren wohl gerne aus kleinlichen Motiven hergeleitet; aber er hatte nicht eigentlich geschildert, auf welche Weise äußere Umstände die Veränderungen der christlichen Lehre bestimmt hatten. Diese Lücke füllte Planck aus.

Planck hat *ideengeschichtliche* Themen behandelt von der Art, wie sie später in der Hegelschen Schule (u. S. 439 ff.) beliebt waren. Um so wichtiger ist es, sich die Unterschiede klarzumachen, die ihn von den Theologen der romantischen

Zeit trennen. — Er hat erstens seine Aufgabe enger gefaßt. Sein erstes Hauptwerk, die *Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs* (erste, anonyme Ausgabe Leipzig 1781 bis 1800; eine Fortsetzung, die Geschichte der protestantischen Theologie von der Konkordienformel bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts enthaltend, erschien 1831), stellt nicht die Entwicklung des *Protestantismus* oder der *protestantischen Idee* dar, sondern nach nüchterner rationalistischer Weise bloß die Geschichte des *Lehrbegriffs*, d. h. des in ganz bestimmten Bekenntnisschriften niedergelegten protestantischen Dogmas. Viel wichtiger ist ein anderer Unterschied. Baur und die übrigen Schüler Hegels sahen die geschichtlichen Ideen als Organismen an, die sich aus sich selbst nach eigenen Gesetzen entwickelten. Planck bildet dazu den geraden Gegensatz. Er betonte ausschließlich die persönlich zufälligen, irrationalen Umstände und führte die Ausbildung der Dogmen nur auf willkürliche Kombinationen meistens politischer Natur zurück. Nicht als wenn er weniger gläubig wäre als die späteren Forscher. Im Gegenteil, er will durch seine pragmatische Behandlung der Reformationsgeschichte diese gerade *recht sichtbar als Werk Gottes darstellen, das er durch Menschen ausführte, die oft selbst nicht wußten, daß sie für ihn arbeiteten, wenigstens oft nicht wußten, daß sie zu dem bestimmten Zwecke für ihn arbeiteten, zu dem er ihre Entwürfe zu leiten wußte* (Vorrede S. XIII). D. h. gerade weil die Reformation nach ihm nur das Resultat unzählig vieler Zufälligkeiten war, schrieb er sie unbedenklich dem unerforschlichen Ratschlusse der Vorsehung zu.

Die pragmatische Methode übrigens einmal zugegeben, so kann man nicht leugnen, daß Planck sie mit großem Geschick angewandt hat. Sucht man nicht mehr als eine verständige Erzählung der äußeren Ereignisse, die auf die Ausbildung der lutherischen Dogmatik von Einfluß waren, so wird man sich mit seiner Darstellung wohl zufrieden geben können. Er versteht es, sich die Phasen einer Verhandlung klarzumachen, und vermeidet superkluges Raisonnement. Seine psychologischen Betrachtungen gehen zwar nicht tief, sind auch keineswegs unparteiisch (Planck steht durchaus auf der Seite der Protestanten); aber er gibt sich wenigstens Mühe, über die Gegner nicht unbillig abzusprechen. Auch er beurteilte zwar die Menschen der Vergangenheit einzig danach, ob sie dem gesunden Menschenverstande Folge leisteten und die Aufklärung beförderten oder nicht. Aber er konnte über diejenigen, die von diesem Kanon abweichen, sich nicht so hart ausdrücken wie Spittler; vielleicht zum Teil allerdings deswegen, weil sein weniger scharfer Verstand die Kluft, die die Aufklärer von den Reformatoren trennte, weniger klar erkannte.

Planck war überhaupt viel ängstlicher und viel mehr in den überlieferten Vorstellungen befangen als Spittler. Spittler war ein aufgeklärter Weltmann, Planck nur ein aufgeklärter protestantischer Theologe. Seine gläubig konservative Gesinnung tritt vor allem in seinem zweiten Hauptwerke, der *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung* (Hannover 1803 ff.), zutage. Er erhebt sich darin kaum über den Standpunkt der Zenturiatoren. Wie diese sieht er in der Organisation der katholischen Kirche das Produkt bewußter planmäßiger päpstlicher Politik. Schon in den ersten Zeiten der Kirche muß jeder Veränderung der Verfassung eine bestimmte Absicht zugrunde gelegen haben; alles, was damals geschah, hatte keinen anderen Zweck, als Innozenz III. und Bonifaz VIII. ihre Operationspläne zu erleichtern. Vgl. Baur, *Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung* (1852) 174 ff.

6. Friedrich der Große.

Friedrich II., der berühmte König (geboren 1724, gestorben 1786, seit 1740 König von Preußen), verfaßte 1. *Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg* (1415 bis 1740), Berlin 1751. 2. *Histoire de mon temps* (1740 bis 1745). Zuerst als 2. und 3. Teil der *Mémoires* (1) gedacht. Zwei Redaktionen: die erste (herausgegeben von M. Posner 1879 in den *Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven* IV; vgl. H. Droysen, *Beiträge zu einer Bibliographie der prosaischen Schriften Fr. des Gr.* 1905 [Programm des Königstädter Gymnasiums])

wurde 1746 abgeschlossen, die zweite 1775. Erste Ausgabe in den *Oeuvres posthumes* 1788. Fortsetzungen der *Histoire de mon temps* sind die *Histoire de la guerre de sept ans* (geschrieben 1763/64) und die *Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin du partage de la Pologne* (später bis zum Frieden von Teschen 1779), geschrieben 1775 und 1779; beide ebenfalls zum ersten Male ediert 1788. Neue Ausgabe in den *Oeuvres de Frédéric-le-Grand* 1 bis 7 (1846 ff.; dort auch einige hier nicht genannte kleinere Schriften). Dazu Max Lehmann in der *Hist. Ztschr.* 60 (1888), 255 ff.

Vgl. W. Wiegand, *Die Vorreden zur Histoire de mon temps* 1875 (*Quellen und Forschungen* V); Ranke in den *Abhandlungen und Versuchen* I² (1877), 115 ff.; M. Posner, *Miscellaneen zur Geschichte Fr. d. Gr.* 1878; H. Disselnkötter, *Beiträge zur Kritik der Hist. de mon temps* 1885 (in den *Histor. Studien*); Meusel in der *Hist. Ztschr.* 96 (1906) 434, 98 (1907) 560 ff. (wo weitere Literatur verzeichnet) und in der *Hist. Vierteljahrschrift* XVIII, I. Zu der *Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois* (1748/49) ist E. v. Möller in den *Forschungen zur brandenburg. und preuß. Gesch.* XXI, 2 zu vergleichen.

Ganz abseits von den übrigen Schülern Voltaires steht Friedrich der Große. Auch seine historischen Werke sind zwar durch Voltaire angeregt worden und wären ohne das *Siècle de Louis XIV* (das 1739 in der ersten Redaktion bereits vollendet war; vgl. o. S. 355) kaum denkbar. Aber Friedrich verfolgte als Historiker so ganz andere Ziele als sein Lehrer, daß er sich schließlich nur in einigen Äußerlichkeiten an diesen anlehnte. Das, was den Geschichtswerken des Philosophen von Sanssouci Wert verleiht, ist unabhängig von Voltaire entstanden.

Für die Geschichtschreibung im eigentlichen Sinne des Wortes fehlte dem Preußenkönig sowohl das Wissen wie das genuine Interesse. Er kannte den Stoff nicht so gleichmäßig wie Voltaire. Als Militärschriftsteller war er zwar, wie natürlich, dem französischen Publizisten weit überlegen; die technischen Probleme der Taktik und Strategie, die Friedrich mit Vorliebe bespricht, wird man bei Voltaire kaum erwähnt finden. Aber er ist auf einem Gebiete Spezialist, um die anderen desto weniger zu beherrschen. Wenn er auf größere Zusammenhänge zu reden kommt, so geht er nicht nur flüchtiger sondern auch oberflächlicher vor als Voltaire: er simplifiziert die Geschichte noch viel mehr als dieser; seine allgemeinen Sentenzen sind apodiktischer, aber auch einseitiger und weniger durchdacht. Die Abschnitte, die geschichtsphilosophischen Charakter tragen, sind weder bedeutend noch originell.

Dies sind beinahe allein die Partien memoirenhafter Natur, die übrigens auch dem Umfange nach durchaus überwiegen. Friedrich der Große schloß sich auch in diesen einer französischen historiographischen Gattung an, der Memorialistik (o. S. 148 ff.). Nimmt man die *Histoire de mon temps* und die *Geschichte des Siebenjährigen Krieges* als Vertreter der durch Commines inaugurierten halb historischen Memoirengattung, so wird man ihnen das höchste Lob nicht versagen können.

Sie haben die natürlichen Fehler ihrer Gattung: der Stoff ist ungleich behandelt, die Erzählung apologetisch angelegt, das Urteil durch persönliche Leidenschaften getrübt (Friedrich veränderte unbedenklich den Wortlaut der Briefe und Reden, die er einlegte). Aber sie haben dafür Vorzüge, deren sich wenig ähnliche Werke rühmen können.

Die Verhältnisse sind meisterhaft klar exponiert, die militärisch und politisch bedeutsamen Faktoren sind vortrefflich herausgearbeitet, moralisierende Betrachtungen werden vermieden. Es sind wie die Memoiren Commines' Bücher eines Staatsmannes für Staatsmänner. Das Raisonnement des Autors ist nur so weit von Wert, als es sich an einen bestimmten Fall anlehnt.

Wenn Friedrich sich die historiographischen Prinzipien der Aufklärungshistoriographie nur zum Teil zu eigen machte, so war daran nicht zum mindesten seine Stellung schuld. Es war natürlich, daß er als König sich nicht dazu verstehen konnte, die Geschichte vom Standpunkte des dritten Standes aus zu betrachten. Es finden sich zwar Bemerkungen in seinen historischen Schriften, die im Sinne der neuen Richtung gedeutet werden könnten. Aber diese Voltaire entnommenen Floskeln sind auf Friedrichs historisches Urteil ohne Einfluß geblieben. Er spricht wie die ältere Historiographie vom Standpunkte der Regierungen aus. Die Regenten sind für ihn so gut wie ausschließlich wieder die Akteure im geschichtlichen Drama. Er ist deshalb in viel stärkerem Maße pragmatischer Historiker als Voltaire. Die Devise von kleinen Ursachen und großen Wirkungen ist für seine Geschichtschreibung durchaus charakteristisch. Wie dies durchaus natürlich ist. Der Handelnde hat es in der Regel mit konkreten Personen und kleinlichen Leidenschaften zu tun; er ist nicht geneigt, allgemeinen Prinzipien, unbewußt wirkenden Mächten einen Einfluß zuzuschreiben. Er sieht wohl scharf in der Nähe; aber er ist nicht imstande, die tiefer liegenden, historischen Ursachen zu erkennen.

In der Anlage seiner Werke schloß sich Friedrich in der Hauptsache der alten Schule an. Nur der Stil ist ganz sein eigen. Man mag es auf Voltaire zurückführen, daß er seine Erzählung überreichlich mit Epigrammen würzt. Aber er ist viel boshafter als der Franzose. Der lustige Spott Voltaires schließt eine gewisse menschliche Sympathie mit dem Opfer nicht aus. Friedrich ist kalt und herzlos. Er hat den Zynismus Voltaires noch überboten. Er trifft öfter den Nagel auf den Kopf. Aber manche unbarmherzigen Urteile sind von persönlichen Rankünen mehr als billig bestimmt worden.

C. Die Schule Montesquieus.

I. Allgemeines.

Montesquieus Schriften können in einer Geschichte der Historiographie ebensowenig besprochen werden wie Machiavellis *Discorsi* über Livius. Sie gehören in eine Geschichte der politischen Wissenschaften, nicht der Geschichtschreibung. Aber man darf trotzdem eine Richtung der Historiographie nach seinem Namen bezeichnen. Zumal der *Esprit des Lois* (1748) hat auf manche Historiker so stark

eingewirkt, daß die Prinzipien Voltaires daneben fast ganz zurücktraten.

Es kann sich hier natürlich nicht darum handeln, die politisch-historischen Theorien Montesquieus auch nur im Umrisse zu charakterisieren. Ich muß mich darauf beschränken, die Züge hervorzuheben, durch die sich seine Lehre am bestimmtesten von der Voltaires unterscheidet.

Historisch-politische Theorien Montesquieus. Eine Eigentümlichkeit Montesquieus ist zunächst seine Theorie vom Klima. Voltaire folgerte aus den Veränderungen, die ein Volk im Laufe seiner Geschichte erfährt, daß die Bodenverhältnisse nur einen geringen Einfluß auf den Charakter der Staaten und Nationen ausüben; als Beispiele dienten ihm hauptsächlich Griechenland und Italien. Montesquieu brachte, wie bereits einzelne griechische Theoretiker, Klima und Staatsverfassung in einen engen Zusammenhang. Ein zweiter Unterschied ist der Glaube an die Wirksamkeit von Gesetzen und Verfassungsformen. Voltaire vermied, so gut es ging, die hergebrachten klassizistischen Schlagworte der Publizistik. Die äußere Form der politischen Organisation kümmerte ihn wenig; es kam ihm mehr auf das Wesen an, auf die tatsächliche Verteilung der politischen Macht. Der Jurist Montesquieu glaubte an die Wirkung klug berechneter Gesetzesbestimmungen, künstlich gemachter Verfassungen. Er hielt die Kategorien der aristotelischen Politik für selbständig wirkende Kräfte. Er vertrat zwar in der Theorie die Ansicht, daß *Gesetze* mit dem Klima, den Sitten, den Handelsverhältnissen usw. übereinstimmen müßten. Aber er glaubte daneben doch daran, daß ein Gesetzgeber der Entwicklung eines Landes willkürlich eine andere Richtung geben könne. Er meinte, daß die natürlichen Kräfte der Menschen, daß stark organisierte Gruppen durch geschickt ausgedachte Gesetze in Schranken gehalten werden könnten.

Man sieht, Montesquieu gehört viel mehr der älteren Richtung an als Voltaire. Seine Lehre vom Klima ist antiken Ursprungs, sein politischer Optimismus stammt zum guten Teil aus der antiken Popularphilosophie, wie sie seit dem Aufkommen des Humanismus dem höheren Unterrichte zugrunde gelegt wurde. Seine Berufungen auf das Altertum sind durchaus in dem klassizistischen Stile gehalten, den Voltaire vermied. Schlimmer als dies alles war, daß er auch in der Kritik durchaus auf dem Standpunkte der Benediktiner stehen blieb.

Sein Mangel an Kritik. Montesquieu war ohne allen kritischen Sinn. Er las seine Autoren wie die Juristen ihre Gesetzbücher: er ging bloß darauf aus, einen Text zu finden, der sich zur Sache anwenden ließ. Die historischen Werke und die Reisebeschreibungen, die er kannte, bildeten für ihn gleichsam einen Kodex, dessen Teile alle gleiche Gesetzeskraft haben. Er verfuhr wie der Richter der die Texte nicht zu kritisieren, sondern passend anzuführen und richtig zu interpretieren hat. Während Voltaire Nachrichten aus dunkeln Zeiten und exotischen Ländern prinzipiell mit Mißtrauen betrachtete, akzeptierte

Montesquieu die törichtesten Fabeln, wenn sie nur irgendwo gedruckt waren. Seine *Considérations sur la grandeur et la décadence des Romains* (1734) basieren auf der Voraussetzung, daß die Erzählung des Livius geschichtliche Wahrheit sei. Viele Kapitel des *Esprit des Lois* haben kein anderes Fundament als eine flüchtige Reisebeschreibung.

Dieser Mangel an Kritik wirkte um so ungünstiger ein, als Montesquieu dieses sein brüchiges Material dazu noch zu gewagten Schlußfolgerungen und vorschnellen Generalisierungen benutzte. Er war imstande, auf einer Tatsache, die selbst, wenn sie wahr wäre, doch immerhin nur einen Ausnahmefall bilden würde, eine allgemeine Theorie aufzubauen.

Seine Einwirkung auf die Historiographie. Es schlug den Historikern daher durchaus nicht immer zum Vorteil aus, wenn sie sich in seine Lehre begaben. Besonders die Vorstellung, als ob den verschiedenen Regierungsformen gewisse moralische Begriffe inhärent seien, hat in der Geschichtschreibung viel Verwirrung angerichtet. Die phantastischen Ansichten von der Wirkung des Klimas waren für gedankenfaule Forscher gefährlich bequem; meteorologische Unwissenheit paarte sich dabei vielfach mit historischer.

Es wäre aber ungerecht, wollte man Montesquieus Einfluß auf die Historiographie nur nach dem Schaden beurteilen, den er gebracht hat.

Es war erstens nicht von geringer Bedeutung, daß Montesquieu viele Neuerungen im Sinne der Aufklärung, die Voltaire in die Geschichtschreibung einführte, mit dem Gewichte seines Namens unterstützte. So die Erweiterung des Geschichtskreises über die ganze Erde hin, so vor allem die Ablehnung der theologischen Geschichtsbetrachtung in jeder Form. Montesquieu und Voltaire wichen oft voneinander ab; aber darin waren sie beide einig, daß sie historische Vorgänge ausschließlich aus natürlichen Ursachen erklärten.

Das ist nicht alles. Was bei Voltaire nur dürftig vorhanden war, besaß Montesquieu in reichem Maße: die Anlage zu spekulativem Denken. Er ging leichter in die Irre als jener, weil er ein soziologisches System bilden wollte, wo der andere nur vereinzelte Bemerkungen machte. Seine Synthese beruhte oft auf ungenauen Informationen oder oberflächlichen Beobachtungen, seine Gedankengänge stehen oft untereinander im Widerspruch, seine Bemerkungen sind oft mehr geistreich blendend als richtig; aber er versuchte sich wenigstens an einer Synthese. Die Anregungen, die er gab, waren für schwache Köpfe außerordentlich gefährlich; aber sie konnten starke Geister zu Resultaten führen, die mit der sauberen Methode Voltaires nie zu erreichen gewesen wären. Die Schule Voltaires ist im Grunde nie über den Meister hinausgekommen; die Historiker, die man als Jünger Montesquieus bezeichnen kann, haben vielfach Wertvolleres geleistet als der Verfasser des *Esprit des Lois*. Im guten Sinne fruchtbar für die Geschichtschreibung erwies sich besonders der Hinweis auf die Bedeutung des Handels für die Staatswohlfahrt. Auch Vol-

taire schenkte als Bourgeois den kommerziellen Verhältnissen große Aufmerksamkeit. Aber Montesquieu ging noch ganz anders ins Detail; es war vielleicht seiner juristischen Bildung zu verdanken, daß er den Zusammenhang zwischen kommerziellen und politischen Beziehungen, zwischen Handel und Gesetzgebung noch ganz anders eingehend erörterte als Voltaire.

Es kam hinzu, daß Montesquieu wenigstens in einer Beziehung Voltaire an Unbefangenheit überlegen war. Er war ebenso ungläubig wie jener, aber nicht ebenso kirchenfeindlich. Er hatte keine Anlage zum Revolutionär; wenn ihn die Kirche in Ruhe ließ, so mochte sie schon bestehen bleiben. Er ignorierte die christliche Lehre; aber er bekämpfte sie nicht. Auch in dieser Hinsicht gehörte er mehr dem Humanismus als der Aufklärung an. Aber gerade dies verschaffte seinen Schriften bei dem gebildeten ernsthaften Publikum Ansehen und Verbreitung. Selbst sein Spott besaß noch eine gezierte Würde; er stieß gelehrte und ungelehrte Respektspersonen nicht durch ungehörige antireligiöse Polemik vor den Kopf.

Der Einfluß Montesquieus auf die Historiographie kombinierte sich, besonders in Deutschland, vielfach mit dem Voltaires und später Rousseaus, so daß nur wenige Historiker als eigentliche Schüler bezeichnet werden können. Der echteste Jünger war der Genfer Jean-Louis Delolme (ca. 1740 bis 1807), der in seiner *Constitution de l'Angleterre* (Amsterdam 1771; erweiterte englische Ausgabe London 1775) kurz auch über die Geschichte der gefeierten Musterverfassung handelte. Die englischen Schüler begnügten sich dagegen im allgemeinen mit theoretischen Untersuchungen: Adam Ferguson (1723 bis 1816) *Essay on the History of Civil Society* 1767 und *History of the Progress and Termination of the Roman Republic* 1782; Joseph Priestley (1733 bis 1804), *Essay on the First Principles of Government* 1768 usw. Nur die deutschen Professoren, die sich Montesquieu anschlossen, warfen sich mit Vorliebe auf die Geschichte; sie vermieden so, aktuelle politische Probleme direkt zu berühren. Meistens kultivierten sie dabei nach Voltairischem Muster zugleich die Kulturgeschichte im Sinne der Aufklärung und die Gelehrtengeschichte im Geiste der im 18. Jahrhundert in Deutschland besonders eifrig betriebenen Polyhistorie. Der Typus dieser wenig originellen Popularisatoren ist der Vielschreiber Christoph Meiners (1747 bis 1810, Professor der Philosophie zu Göttingen) der u. a. eine *Geschichte der Ungleichheit der Stände unter den vornehmsten europäischen Völkern* (Hannover 1792) und eine *Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts in Rücksicht auf die Vorteile und Nachteile der Aufklärung* (Hannover 1793 f.) verfaßte.

Auch die später im Zusammenhang behandelten Historiker der Rousseauschule wie Herder verdanken Montesquieu vieles. Am reinsten sind die Anregungen des Franzosen aber von Heeren verwertet worden.

II. Heeren.

Arnold Hermann Ludwig Heeren (geboren 1760 zu Arbergen bei Bremen, habilitierte sich 1784 an der Göttinger Universität, 1794 Professor der Philosophie, 1801 der Geschichte, gestorben zu Göttingen 1842) verfaßte 1. *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt* (d. h. der Perser, Phönizier, Babylonier, Szythen, Indier, Karthager, Äthiopier, Ägypter und Griechen). Erste Ausgabe Göttingen 1793 ff., später mehrfach stark umgearbeitet. 2. *Geschichte der klassischen Literatur im Mittelalter* (bis zum Ende

des 15. Jahrhunderts, d. h. mit Einschluß der italienischen Humanisten) 1797—1801, der Anfang einer unvollendeten *Geschichte des Studiums der klassischen Literatur.* 3. *Handbuch der Geschichte der Staaten des Altertums mit besonderer Rücksicht auf ihre Verfassungen, ihren Handel und ihre Kolonien.* 1799. 4. *Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Kolonien* (von 1492 bis zur Gegenwart), Göttingen 1809.

Von seinen kleineren Schriften (gesammelt u. a. in den drei ersten Teilen der *Historischen Werke*, Göttingen 1821) seien genannt: *Versuch einer historischen Entwickelung der Entstehung und des Wachstums des britischen Kontinentalinteresse*; *Über die Entstehung, die Ausbildung und den praktischen Einfluß der politischen Theorien und die Erhaltung des monarchischen Prinzips in dem neuern Europa*; *Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa.* Seine *Biographischen und literarischen Denkschriften* (gesammelt 1823 als 6. Teil der *Historischen Werke*) enthalten eine Biographie seines Schwiegervaters Heyne (zuerst 1813 publiziert) und *Andenken an deutsche Historiker aus den letzten funfzig Jahren.* — 1829 gründete Heeren zusammen mit Ukert die bekannte *Geschichte der europäischen Staaten.*

Verhältnis zu Adam Smith und Montesquieu. Heeren war der bedeutendste Historiker aus der Schule Montesquieus. Er kam dem Meister nicht nur gleich, sondern übertraf ihn, als Historiker jedenfalls, bei weitem. Seine *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der Völker der alten Welt* lassen die handelsgeschichtlichen Skizzen des *Esprit des Lois* in jeder Beziehung hinter sich zurück.

Heeren hatte freilich einen Vorzug vor Montesquieu voraus. Zwischen dem *Esprit des Lois* und seinen *Ideen* war das große Werk Adam Smiths erschienen (1776). Die Nationalökonomie war als Wissenschaft konstituiert worden. Ein System und ein Begriffsapparat war erfunden worden; der Historiker konnte ganze Komplexe von ökonomischen Erscheinungen in wenige Formeln zusammenfassen. Zum ersten Male war der innere Zusammenhang zwischen den verschiedenen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens in klarer Weise nachgewiesen worden.

Für die starke Abhängigkeit Heerens von Adam Smith ist vor allem e i n Umstand charakteristisch. Smith hatte bekanntlich, wie der Titel seines Werkes deutlich sagt, hauptsächlich untersuchen wollen, wie sich *Nationen* bereichern; er hatte sich darüber Klarheit verschaffen wollen, welchen Einfluß handelspolitische und legislative Maßregeln auf die Prosperität eines V o l k e s ausüben. Die Frage, wie der durch Handel und Industrie erworbene nationale Reichtum am besten unter die Angehörigen des Staates verteilt werde, hatte er kaum berührt; er hatte sich z. B. nie die Frage vorgelegt, ob eine infolge des Handelsaufschwungs eintretende Vermehrung der Bevölkerung die Zunahme des nationalen Vermögens für den einzelnen Bürger illusorisch machen könnte. Er ging weder dem Bevölkerungsproblem noch der seither sogenannten sozialen Frage eigentlich nach. Es ist wohl nicht zufällig, daß Heeren seine wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen ganz ebenso beschränkte. Auch er wandte seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich dem Exporthandel, den Handelsbeziehungen zwischen Volk und Volk zu. Seine Interessen waren enger begrenzt als die Voltaires. Er bearbeitete sein Gebiet ganz anders systematisch und sorgfältig als der Franzose. Aber dessen Bemerkungen über Bevöl-

kerungszahlen und -probleme ließ er unbeachtet. Man merkt es den *Ideen* an, daß Heeren in diesen Fragen einer theoretischen Anleitung entbehrte. Malthus' berühmter *Essay* erschien erst fünf Jahre später (1798); er ist übrigens auch dann von Heeren nicht zu Rate gezogen worden.

Das wichtigste war aber, daß Heeren dank Adam Smith über die unklaren Vorstellungen und schiefen Analogien Montesquieus definitiv hinauskam.

Allerdings nur in seinen handelsgeschichtlichen Partien. Als politischer Denker ist er wenig originell. Seine politischen Anschauungen sind in ihren Grundzügen vom *Esprit des Lois* abhängig, und er arbeitete häufig genug noch mit schematischen Begriffen wie *Despotismus* und *Stand der Natur.* Seine Darstellungen aus der Staatengeschichte sind dadurch von Bedeutung geworden, daß sie die allgemeine Bedeutung von Handelsbeziehungen und Kolonialbesitz ins richtige Licht zu setzen versuchen: die rein politischen Probleme sind weniger scharf erfaßt.

Heeren als Bearbeiter der Handelsgeschichte. In seinem Elemente ist Heeren erst, wenn er die Ausführungen Montesquieus zur Geschichte des internationalen Warenaustausches zu verwerten sucht (gelegentlich in wörtlichem Anschlusse an den *Esprit des Lois*). Er ging noch über den Franzosen hinaus, insofern er sich an konkrete Tatsachen hielt und die Quellen nüchtern und kritisch auslegte. Er hütete sich davor, mit flüchtigen Verallgemeinerungen zu arbeiten und große Konstruktionen aus zufällig gesammelten Notizen zu errichten. Er vermied es, historische Untersuchungen mit aktuellen Anspielungen zu durchsetzen und die Geschichte publizistisch auszunutzen. Er hielt zwar noch an dem Glauben fest, daß das Altertum die Schule der Politik sei. Aber er zog aus diesem alten Satze der humanistischen Dogmatik nicht dieselben Konsequenzen wie die rhetorischen Historiker oder wie die Deklamatoren der Rousseauschule. Es lag ihm mehr daran, sich über die Lebensbedingungen der antiken Völker Klarheit zu verschaffen, als aus den Erfindungen griechischer und römischer Schulmeister politische Lehren zu ziehen. Dank dem *Wealth of Nations* war er imstande, diese Aufgabe ganz anders zu lösen als frühere Historiker.

Heeren ging wie Adam Smith ausschließlich von den materiellen Bedürfnissen des Menschen im eigentlichen Sinne des Wortes aus. Er wollte feststellen, wie die Völker, die er behandelte, für ihre Nahrung, Kleidung und Wohnung sorgten. Er wollte wissen, wie sie sich ihre Lebensmittel, ihre Kleidungs- und Farbstoffe, ihre Maschinen verschafften. In seinem Hauptwerke, das zwar den Titel *Ideen* führt, trotzdem aber durchaus nicht bloße Skizzen bringt, suchte er z. B. auf Grund der neuen Karawanenstraßen und geographischer Angaben bei antiken Autoren die Handelswege des Altertums zu rekonstruieren. Mit außerordentlichem Scharfsinne unternahm er es, aus den zerstreuten und oft undeutlichen Zeugnissen antiker Berichterstatter, die er mit Notizen über die zeitgenössischen Handelsver-

hältnisse im Orient kombinierte, die materiellen Grundlagen der antiken Staaten zu eruieren. Niemand hatte vor ihm in dieser Weise auf die Bedeutung des Warenverkehrs für die Geschichte aufmerksam gemacht und darauf hingewiesen, daß gewisse Völker ihre geschichtliche Stellung in der Hauptsache nur dem Umstande verdanken, daß sie auf die Erzeugung oder den Export notwendiger Urprodukte oder Stoffe ein Monopol besaßen. Während die ideologischen Geschichtschreiber aus der Schule Rousseaus als selbstverständlich annahmen, daß der Mensch leben könne, und bloß danach fragten, wie die Menschen ihre Würde und bürgerliche Freiheit wahren könnten, untersuchte Heeren einmal diese Voraussetzung.

Methode und Stil. Die Romantiker pflegten Heeren heftig anzugreifen. Manche ihrer Vorwürfe waren zum mindesten sehr übertrieben. Daß Heeren seiner Darstellung nicht ihre phantastischen Vorstellungen von der Einheit und Unzerstörbarkeit des Volkstums zugrunde legte und sich lieber an die konkreten Erscheinungen des Handels und der Politik hielt, wird man ihm jetzt vielleicht gerade als Vorzug anrechnen. Nur so weit waren die Romantiker im Recht, als Heeren überhaupt für organische Zusammenhänge kein Auge besaß. Er vermochte sowenig wie ein anderer Aufklärer — sowenig wie z. B. Voltaire — zwischen den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens eine innere Verbindung herzustellen. Handels- und politische, ja auch Sozialgeschichte gehen mehr nebeneinander her, als daß sie eigentlich verknüpft wären. Noch schlimmer war, daß Heeren sein Prinzip leicht übertrieb und geschichtliche Vorgänge einseitig mit Veränderungen des Handels und der Technik motivierte. Wie Adam Smith leugnete er nicht prinzipiell, daß die Menschen auch durch andere als materielle Bedürfnisse in ihrem Handeln bestimmt werden; aber er ging bei seinen Untersuchungen oft so vor, als ob diese Voraussetzung zu Recht bestände. Vor allem fehlte ihm das Verständnis dafür, daß neben den materiellen auch geistige Bedürfnisse eine selbständige Bedeutung haben können. Die Universalität Voltaires war ihm ganz fremd. Will man seine Ansichten gleichsam in einem Zerrbilde sehen, so lese man seine *Geschichte der klassischen Literatur im Mittelalter*. Die Existenz der geistigen Kultur hängt hier so gut wie ausschließlich davon ab, ob Bibliotheken und Lehranstalten bestehen oder nicht; technische Verbesserungen der Papierfabrikation haben einen Aufschwung der Bildung zur Folge usw. Die nüchterne Art der Aufklärung hat oft genug als Heilmittel gegenüber überspannten Behauptungen gute Dienste getan. Aber hier liegt nun doch eine sonderbare Verwechslung von Ursache und Folge vor.

Heeren ist unter den Historikern der Aufklärung einer der größten Schriftsteller. Gerade weil er von allem rhetorischen Schmucke absah und nie durch poetische Stilmittel zu wirken suchte. Wenn seine Schriften ästhetisch anziehend sind, so haben sie dies allein sachlichen Vorzügen zu verdanken. Er schrieb, wie er dachte und arbeitete: klar und sauber. Die anmutige Komposition, die durchsichtige Sprache,

die intelligente Ausdrucksweise spiegeln seine nüchternen wissenschaftlichen Tendenzen vollkommen wieder.

Heeren hat übrigens nicht nur sauber sondern auch sehr sorgfältig gearbeitet. Die philologisch-kritische Methode (s. u. S. 461 ff.) war ihm allerdings noch unbekannt. Aber an nationalökonomischen und technischen Kenntnissen übertraf er die meisten Historiker der nächsten Zeit bei weitem. Er trug von Auflage zu Auflage die Resultate der Forschung gewissenhaft nach, auch dann, wenn er als Rationalist mit ihnen nicht viel anfangen konnte (wie es mit den neuen Berichten über Indien der Fall war). Eduard Meyer (*Geschichte des Altertums* I, 2. Aufl., 1 [1907] S. 248), hat Heerens *Handbuch der Geschichte der Staaten des Altertums* als die bedeutendste Leistung auf ihrem Gebiete bezeichnet, der *die Folgezeit nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen vermocht hat.* Und das *Handbuch der neueren Staatengeschichte* ist von Hintze bezeichnet worden als eine *für seine Zeit relativ vollkommene Lösung der Aufgabe* (vgl. *Forsch. zur brand. und preuß. Gesch.* 19, [1906], 286).

D. Selbständige Richtungen in Deutschland (Winckelmann und Möser).

Die deutsche Historiographie der Aufklärung ist wie die englische abhängig von den Anregungen, die von Frankreich ausgingen. Nur zwei ihrer Vertreter stehen ganz abseits. Sowohl Winckelmann wie Möser haben zwar von Montesquieu Einwirkungen empfangen. Aber das wenige, was sie diesem verdanken, tritt durchaus zurück neben dem, was sie aus eigenen Kräften geleistet. Sie gehören überhaupt der Aufklärung sozusagen nur negativ an: sie haben mit den alten Vorstellungen ebenso konsequent gebrochen wie die Aufklärer; aber was sie an deren Stelle setzen, fällt aus den üblichen Bahnen der rationalistischen Denkweise völlig hinaus.

Sie hatten denn auch in ganz anderem Maße die Zukunft für sich als die Aufklärer. Ihre Ideen wurden zu ihrer Zeit kaum verstanden; aber sie wirkten im 19. Jahrhundert um so stärker ein. Auf Winckelmann geht die Kunstgeschichte zurück, so wie sie im 19. Jahrhundert betrieben wurde, auf Möser die Rechts- und Verfassungsgeschichte.

I. Winckelmann.

Johann Joachim Winckelmann (geboren 1717 zu Stendal, zuerst Konrektor zu Seehausen, 1748 im Dienste des Grafen Bünau (o. S. 317 f.), dem er bei den Vorarbeiten zu den unpublizierten Partien der *Reichsgeschichte* behilflich war, siedelt nach sechs Jahren nach Dresden über, erhält 1755 durch Vermittlung des Nuntius Achinto einen Auftrag, der ihn nach Rom führte, verlebt dort sein übriges Leben, 1768 zu Triest ermordet) verfaßte eine *Geschichte der Kunst des Altertums*, Dresden 1764 (*Anmerkungen* dazu 1767). Auch in den *Sämmtlichen Werken* ed. Fernow

u. a. 1808 ff. und ed. Eiselein 1825 ff. — Es muß hier genügen, über W. das klassische Buch von C. Justi anzuführen (erste Auflage 1866 bis 1872; zweite 1898).

Gegensatz zur Aufklärung und zur antiquarischen Kunstgeschichte. Kaum ein anderer Historiker steht so einsam innerhalb seiner Zeit wie Winckelmann. Er kannte wohl die großen französischen Geschichtschreiber der Aufklärung. Aber was er ihnen entnahm, hat mit dem genialen Kern seines Werkes nichts zu tun. Seine Bemerkungen über den Einfluß des Klimas auf die griechische Kunst wären ohne Montesquieu wohl nicht geschrieben worden. Aber es wäre verkehrt, wenn man in diesen Ausführungen die Bedeutung der *Kunstgeschichte* sehen wollte. Winckelmann hat zwar auch hier mehr gegeben als eine bloße Imitation Montesquieus. Er hat die Methode des Meisters wesentlich verfeinert. Aber diese seine einleitenden Bemerkungen stehen mit der Geschichte selbst nur in lockerem Zusammenhang. Wenn seine *Geschichte der Kunst des Altertums* in einem Zweige der Geschichtschreibung wenigstens eine eigentliche Revolution hervorgebracht hat, so hat sie das einem ganz anderen Umstande zu verdanken.

Der Unterschied zwischen der neuen und der alten Richtung kann nicht besser als mit Winckelmanns eigenen Worten angegeben werden. In der Vorrede seines Werkes sagt er, er wolle eine Geschichte der Kunst schreiben; bisher habe es nur die Geschichte der Künstler gegeben.[1])

Dies war etwas ganz Neues. Es ist früher ausgeführt worden, wie die humanistische Historiographie die Geschichte der Kunst, der Literatur und der Wissenschaft nur in Form einer Reihe Biographien darstellte (o. S. 93 f.). Spätere Perioden waren über diesen Standpunkt nicht hinausgekommen. Selbst da, wo man aus natürlichen Gründen die Werke ausführlicher behandelte als die Biographie des Schöpfers, wie in der Geschichte der Dogmatik oder der Philosophie, begnügte man sich damit, äußerlich Auszüge aus verschiedenen Systemen aneinanderzureihen. Winckelmann war der erste, der einen abstrakten Gegenstand zum Objekt der Geschichte machte.

Frühere Historiker hatten Kunst, Literatur usw. nur in ihren einzelnen konkreten Äußerungen in Betracht gezogen. Winckelmann schrieb eine Geschichte der Kunst selbst, eines Begriffes. Er ließ seine Abstraktion eine gesetzmäßige Entwicklung durchlaufen. Er ließ sie aus sich selbst verändern, ohne daß die schaffenden Künstler sich dieser Wandlungen bewußt waren. Ähnliches war früher nur etwa vom Staate gesagt worden; man kann an Machiavelli denken, der von einem Kreislauf der Staatsformen gesprochen hatte. Aber selbst dann hatten die Denker immer noch konkrete Formen der politischen Organisation im Auge gehabt, nicht bloße (Stil-) Veränderungen, die überhaupt erst von der Spekulation erschlossen werden müssen. In

[1]) Der Ausdruck *Kunstgeschichte* ist überhaupt erst von Winckelmann geprägt worden; vgl. Geiger, *Das Wort »Geschichte« und seine Zusammensetzungen* (Freiburger Diss. 1908) S. 57.

die Geschichtschreibung hatten dazu solche Theorien nie Eingang gefunden: noch nie war der Gedanke, daß es sich auch bei geistigen Größen um eine regelmäßige Entwicklung handeln könne, von einem Historiker mit Rücksicht auf ein bestimmtes Tatsachenmaterial durchgeführt worden. Nicht einmal mit der alten rohen anthropomorphistischen Vorstellung, daß Literatur und Sprachen wie Menschen eine Zeit der Kindheit, der Jugendblüte und des Altersverfalls durchmachen müßten, war dies der Fall gewesen. Man hatte die Formel zwar in Literatur- und Kunstgeschichten gebraucht (vgl. o. S. 96 f.), aber nie damit Ernst gemacht.

Man sieht ohne weiteres, wie sehr Winckelmanns Ansichten sich im Gegensatz nicht nur zu der älteren Auffassung sondern auch zur Aufklärung bewegten. In einer Zeit, die gerne geschichtliche Wandlungen auf bewußte Willensakte zurückführte, ließ er die Entwicklung der Kunst sich unbewußt vollziehen. In einer Zeit, die gern stolz auf die Vergangenheit zurückblickte und optimistisch an die Möglichkeit eines ewigen Fortschrittes glaubte, wies Winckelmann darauf hin, daß sich die bildenden Künste in Altertum und neuerer Zeit nach einer gesetzmäßigen Formel entwickelt hätten, deren Resultat keineswegs Vollkommenheit, sondern Niedergang war. In einer Zeit, der die Kunst im allgemeinen nur als eine angenehme Würze des Lebens galt, sprach ein Mann von ihr mit der Inbrunst des Gläubigen. Kein Wunder, wenn seine Einwirkung im 19. Jahrhundert stärker hervortrat als zu seiner Zeit: erst die Ästheten der folgenden Zeit, denen die Kunst die Religion ersetzen mußte, haben seine Anregungen eigentlich aufgegriffen.

Seine Auffassung der Kunstgeschichte. Winckelmann hat sich als Historiker zahlreiche Irrtümer zuschulden kommen lassen. Die neuere Forschung hat von seinen Konstruktionen wenig mehr stehen lassen. Aber wieviel auch an ihm auszusetzen sein mag — verglichen mit seinen Vorgängern bezeichnete er in jeder Hinsicht methodisch einen Fortschritt. Zunächst in Gelehrsamkeit und Kritik. Er hat die Benediktiner (Montfaucon) an Sorgfalt der Arbeit nicht nur erreicht, wie man es etwa auch Gibbon nachrühmen könnte, sondern übertroffen. Er schlug diese mit ihren eigenen Waffen. Er ging noch strenger als die Mauriner auf die Urkunden zurück und zeigte sich noch kritischer gegen Fälschungen und unhistorische Restaurationen. Er setzte an die Stelle des Arbeitens nach schriftlichen und literarischen Quellen oder nach Reproduktionen die Anschauung, an Stelle vager ästhetischer Urteile exakte Beschreibungen, an Stelle unbestimmter Angaben über Alter und Entstehungszeit präzise Mitteilungen über charakteristische Stilmerkmale.

Dann in der allgemeinen Methode. — Wir befinden uns gegenwärtig in einer Zeit der Reaktion gegen die historischen Konstruktionen, die komplizierte geschichtliche Mutationen mit einer einfachen Formel lösen wollen. Wir sind weniger geneigt als früher, Winckelmanns Versuch, die Entwicklung der alten und neuen Kunst nach einem beinahe

logisch aufgebauten Schema ablaufen zu lassen, unbedingt zu loben. Zu viele Umstände, vor allem auch die in der Kunst besonders bedeutungsvolle Individualität, scheinen uns dabei nicht genügend in Rechnung gezogen zu sein. Aber wir dürfen darüber nicht vergessen, welchen Fortschritt Winckelmann trotzdem (ähnlich wie später Hegel) gegenüber der älteren Art bezeichnet. Er hat, wenn auch in einseitiger Weise, zum ersten Male zwischen Kunstzeitaltern und Künstlerschulen eine historisch-genetische Verbindung herzustellen gesucht. Daß die Epochen der Kunst nicht zufällig aufeinander folgten, daß manchen eine Reaktion gegen frühere einseitige Richtungen zugrunde liege, daß die Tradition abgebrochen werden könne und an Stelle einer Fortsetzung eine Rückkehr zum alten Stile (der Archaismus) eintreten könne — das sind Vorstellungen, die in der Geschichtschreibung zum ersten Male durch Winckelmann vertreten wurden. Die Aufklärung hatte über das Wesen der historischen Kontinuität sehr krude Begriffe. Winckelmann hat diese, die Katastrophentheorie, z. B. vollständig überwunden.

Winckelmanns Auffassung hatte ferner, konsequent zu Ende gedacht, den e i n e n Vorzug, daß sie didaktische Nebentendenzen gänzlich ausschloß. Wer in der Geschichte der Kunst einen gesetzmäßigen Entwicklungsgang sah, proponierte die Ohnmacht des Individuums. Er konnte nicht mehr wohl wie Vasari daran denken, dem einzelnen Künstler Lehren zu erteilen. Daß Winckelmann sich trotzdem dieser Inkonsequenz schuldig machte und die Kunst — wohl zu ihrem Nachteil — in neue Bahnen leiten wollte, berührt sein Prinzip nicht.

Winckelmann als schriftstellerischer Künstler. Man mag darüber streiten, wieweit die antike Kunst dem von Winckelmann gepriesenen Ideal der edlen Einfalt und stillen Größe entsprochen hat. Kein Zweifel aber kann darüber herrschen, daß Winckelmann selbst als Schriftsteller das geleistet hat, was er an der alten Kunst rühmte. Seine *Geschichte der Kunst des Altertums* ist das größte historische Kunstwerk der Aufklärung. Es ist ein Werk des griechischen Stils, wie ihn der neue Klassizismus predigte. Nichts erinnert mehr an die rhetorischen Verzierungen der römischen Historiographie. Winckelmann suchte Schönheit der Darstellung nicht mehr durch äußeren Schmuck und glatte Form auf Kosten des Inhalts zu erreichen. Er sagt nur, was zur Sache gehört. Aber er gab das, was er fühlte und dachte, so vollkommen wieder, daß er die armseligen Stilkünste der Humanisten gänzlich in den Schatten stellte. Er wußte dem Leser seinen Enthusiasmus für die Kunst mitzuteilen, ohne in leere Redensarten zu verfallen. Wunderbar fein und anschaulich sind seine Beschreibungen von Bildwerken ausgeführt: sie schildern zugleich das Werk und den Eindruck, den der Verfasser von ihnen empfing. Die Darstellung ist systematisch gegliedert und wirkt doch wie ein frei konzipiertes poetisches Kunstwerk. Gerade weil Winckelmann nie mit den Ausdrucksmitteln der Poesie wetteifern will. Er bedarf solcher Krücken nicht. Das innere

Feuer, das ihn erfüllt, verleiht auch antiquarischen Details Leben. Er ist ein Priester, der von seinem Gotte spricht.

Winckelmann hat auf die allgemeine Historiographie mannigfach eingewirkt; aber er hat nur wenig eigentliche Nachfolger gefunden. Selbst die Literaturgeschichte hat seine Anschauungen nur zum Teil übernommen. Sie hat auch nach ihm lieber die Geschichte der Dichter und ihrer Werke als die der Literaturperioden und ihrer Stilmerkmale beschrieben. Noch heute ist die Kunstgeschichte viel strenger nach Schulen und Stilperioden gegliedert als die Literaturgeschichte.

II. Möser.

Justus Möser (geboren 1720 zu Osnabrück, gestorben 1794, Beamter, in verschiedenen Justizstellen seines heimatlichen Hochstiftes tätig) verfaßte eine *Osnabrückische Geschichte* (unvollendet). Die *Allgemeine Einleitung* erschien Osnabrück 1768; in *neuer und vermehrter Auflage* als *1. und 2. Teil* Berlin 1780. Der 3. Teil (1193 bis 1250) wurde erst nach des Verfassers Tode 1824 von C. Stuve herausgegeben; vieles daraus war aber bereits bei Lebzeiten Mösers in den *Westphälischen Beiträgen* erschienen. — M. schrieb ferner zahlreiche kleinere historische Aufsätze, die zum größten Teile in den *Patriotischen Phantasien* (Berlin 1774 bis 1778) erschienen; vgl. seine *Sämtlichen Werke* (Berlin und Stettin 1798 und 1842 f.).

Vgl. J. Kreyßig, *J. M.* 1857; auch Hatzig, *J. M. als Staatsmann und Publizist* 1909 (*Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens*, Bd. 27). — Ich kann Möser an dieser Stelle natürlich nur als Geschichtschreiber, d. h. als Verfasser der *Osnabrückischen Geschichte*, besprechen. Der Publizist M. geht öfter andere Wege. Die Bedeutung der Geschichtschreibung Mösers beruht nicht zum mindesten darauf, daß sie von seiner publizistischen Tätigkeit zwar befruchtet, aber nicht abhängig ist.

Gegensatz zur Historiographie Voltaires. Winckelmann stand außerhalb der geistigen Strömungen seiner Zeit, Möser im Gegensatz zu ihnen.

Er stimmte zwar insofern mit Voltaire und anderen Aufklärern überein, als er wie diese durch seine Geschichtschreibung die Wohlfahrt des Staates zu fördern suchte und lehren wollte, wie diese am besten zu erreichen sei. Aber in den Mitteln, die er dazu vorschlug, gingen er und die Aufklärer gänzlich auseinander. Voltaire und seine Schüler hatten das Heil des Staates im aufgeklärten Despotismus erblickt. Das Volk war ihnen eine auf immer zur Unwissenheit und zum Fanatismus verdammte Masse. Sonderrechte waren der Hort überlebter Bestrebungen und Anschauungen; sie mußten vor dem nivellierenden Absolutismus fallen, damit für dessen Reformen Platz geschaffen würde. Möser nahm den gerade entgegengesetzten Standpunkt ein. Die Prosperität des Staates beruht nach ihm nicht auf der Existenz einer starken zentralisierten Regierung, sondern auf der Freiheit und Sicherheit der *gemeinen Landeigentümer*. Er denkt sich als Schüler nicht den aufgeklärten Despoten, sondern den habhaften Mann aus dem Volk; er will, wie er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des ersten Teiles der *Osnabrückischen Geschichte* sagt, *insbesondere den Bürger und den Landmann lehren, wie er in den mancherlei Regierungsformen und deren sich immer verändernden Spannungen Freiheit und*

Eigentum am sichersten erhalten könne. Ist dies erreicht, so wird auch der Staat wohlfahren. Denn das Volk erkennt besser als die Bureaukraten, was ihm nützlich ist. Wertvolle Neuerungen nimmt es von selbst an; nur wertlose müssen ihm von oben aufgedrängt werden. *Ich bemerke*, sagt er einmal (2. Abschnitt § 4), *daß der Bauer nützliche Neuerungen geschwind genug fasse*, *und daß man mit Unrecht über ihn klage*, *wenn er langjährige Erfahrungen unsichern Vorschlägen vorzieht. Die nützlichen Kartoffeln haben sich geschwinder ausgebreitet als die Maulbeerbäume*; *und solange ihm das Flachsbauen gutes Brot gibt*, *wird er nicht wünschen*, *Seide zu bauen*, *um Kastanien zu essen.* Den Aufklärern war das Aufkommen der territorialen Landeshoheit sympathisch, weil sie darin eine Garantie für rationelle Verwaltung sahen. Möser sah in ihr einen Verfall der alten Freiheit, haßte die Städte und wünschte die Zeit wieder herbei, wo die Regenten noch keine Steuern erhoben hatten und bloß aus dem Ertrage ihrer Regalien gelebt hatten (vgl. seine Ausführungen im Leben des Bischofs Konrad I. [1227 bis 1238] in der *Osnabrückischen Geschichte*). Sein Ideal war die alte Selbstverwaltung, aufgebaut auf dem Prinzip der bäuerlichen Genossenschaft.

Es ist hier nicht der Ort, diese Theorien zu kritisieren. Die Geschichte der Historiographie hat nur danach zu fragen, wie Möser seine Ideen für die Geschichte fruktifiziert hat. Hätte sich seine *Osnabrückische Geschichte* allein zum Ziel gesetzt, die Lehre von dem segensreichen Wirken des aufgeklärten Despotismus zu bekämpfen, so verdiente sie an dieser Stelle kaum eine Erwähnung.

Die Genialität Mösers beruht nun aber nicht zum mindesten darauf, daß sein Werk mehr ist als ein polemischer Traktat gegen die politischen Tendenzen der Aufklärung. Er schuf etwas positiv Neues. Er urteilte zwar in seinem Geschichtswerke ebenso einseitig wie in seinen publizistischen Schriften. Aber er hatte sich durch die Doktrin seinen klaren Blick für die realen Verhältnisse nicht trüben lassen. Er schilderte Begebenheiten wie die Entwicklung der Territorialherrschaft nicht weniger ruhig und sachlich, weil sie ihm unsympathisch waren. Man merkt, daß er sich seine Anschauungen nicht auf dem Wege der Spekulation, sondern in praktischer Tätigkeit erworben hatte und dabei die Denkart beider Parteien hatte kennen lernen. Er beurteilte Verwaltungsmaßregeln wohl nach dem Nutzen, den sie dem Landeigentümer brachten; aber er hatte doch zuviel als Beamter gearbeitet, als daß er nicht die Motive der Regierungen sachkundig und realistisch hätte darlegen können. Er gab weder Karikaturen noch weltfremde Konstruktionen. Er war ein Konservativer, aber kein Romantiker, weder im allgemeinen noch im speziellen Sinne. Er trat dafür ein, daß die Reste der alten Selbstverwaltung der Markgenossenschaften erhalten blieben; aber nur weil er glaubte, daß die Bauern ihre Sache besser verstünden als die Bureaukraten, nicht um des historischen Rechtes willen. Er war ein Utilitarist wie die Aufklärer, nur auf andere Weise. Er hat das Mittelalter nicht verherrlicht, wie es dann bald

Mode wurde: das Hochmittelalter bezeichnete in seinen Augen bereits eine Zeit des Verfalls. Die religiöse Seite der mittelalterlichen Geschichte lag ihm ganz fern. Den pittoresken Formen alter Rechtssitten brachte er keine Verehrung entgegen. Es fiel ihm nicht ein, für die *glaubensstarken*, *edlen* Zeiten des Rittertums zu schwärmen. Er war ein kühler Realist, der vor den Menschen der Vergangenheit keinen Respekt empfand: seine geistlichen und weltlichen Herren des Mittelalters sind ungenierte egoistische Politiker.

Möser als Sozialhistoriker. Möser hat nicht nur die erste Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte geschrieben, die diesen Namen verdient. Er war nicht nur der erste, der mehr gab als eine Sammlung juristischer Präzedenzfälle und rechtsgeschichtlicher Altertümer und eine geschlossene Kausalkette aufstellte. Er führte auch ein ganz neues Gebiet in die Geschichtschreibung ein, die Sozialgeschichte. Selbst Voltaire, der universalste der früheren Historiker, hatte wohl das staatliche Finanzwesen, Handel und Industrie behandelt, war aber auf die soziale Gliederung der Bevölkerung nicht eingegangen. Möser ist der erste, der den Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen und der politischen Organisation eines Volkes historisch nachweist. Und nicht zwischen diesen allein. Möser war insofern weniger universal als die übrigen Aufklärer, als er der geistigen Kultur keinen selbständigen Wert zuerkannte. Die Geschichte der *Künste und Wissenschaften* war für ihn — im bewußten Gegensatz zur Historiographie Voltaires — nur so weit von Bedeutung, als sie auf die Entwicklung der Staatsverfassung unmittelbar Einfluß ausübte. Aber er ist dafür als politischer Historiker so vielseitig wie keiner vor ihm und nur sehr wenige nach ihm. Er verliert die militärischen Momente nie über den ökonomischen aus den Augen. Er isoliert nie seinen Stoff, er vergißt nie, daß er keine allgemeine Reichsgeschichte zu schreiben hat, und zieht doch die allgemeine und die Reichsgeschichte immer herbei, wo es zum Verständnis unentbehrlich ist. Er kennt die technischen Bedürfnisse des öffentlichen Verwaltungsapparates; er kennt aber auch die allgemeineren Bedürfnisse der Bevölkerung, die mit der Forderung nach glatter Erledigung der Geschäfte leicht im Widerspruch stehen.

Möser hat im 19. Jahrhundert manche Nachfolger gefunden. Aber mit ihm verglichen sind alle diese Spezialisten. Am meisten hat wohl Niebuhr von ihm gelernt. Die übrigen haben ihm nur einzelne Gesichtspunkte entlehnt und diese willkürlich isoliert und vergröbert. Wie beschränkt erscheint selbst der historisch-politische Gesichtskreis Riehls, der doch ein Schüler Mösers sein wollte, wenn man seine Werke mit der *Osnabrückischen Geschichte* zusammenhält! Möser ist der Voltaire der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte: manche seiner Aufstellungen haben verworfen werden müssen, vieles, das er nur kurz berührte, ist später von anderen genauer untersucht und gründlicher geprüft worden; aber seine Vielseitigkeit hat keiner mehr

erreicht. Keiner hat mehr so gleichmäßig politischen, militärischen und sozialen Problemen seine Aufmerksamkeit zugewandt.

Bewundernswürdig wird es immer bleiben, wie Möser Individual- und Kollektivgeschichte zu verbinden gewußt hat. Möser läßt politische und militärische Organisationen sich nicht von sich aus nach einer Formel entwickeln, wie es Winckelmann mit der antiken Kunst gehalten hatte. Aber ebensowenig läßt er Verfassungen durch weise Gesetzgeber und aufgeklärte Despoten aus dem Nichts hervorgehen. Er wahrt den Individuen ihr Recht; aber sie wirken bei ihm nur innerhalb der Grenzen, die ihnen die allgemeinen Verhältnisse lassen: sie modifizieren die Entwicklung, aber sie schaffen sie nicht. Man muß, um Mösers Bedeutung zu würdigen, sich daran erinnern, wie unbefriedigend frühere Historiker sich mit diesem Probleme abgefunden hatten. Wie wenig hatte selbst Machiavelli in seiner florentinischen Geschichte die alte individualistische Auffassung überwunden und wie widerspruchsvoll und unklar hatte sich Voltaire zu der Frage, ob aus kleinen persönlichen Ursachen große Wirkungen entstehen könnten, geäußert! Möser hat sich ebensowohl von den Übertreibungen der klassizistischen politischen Doktrin wie von denen der geschichtsphilosophischen Spekulation ferngehalten. Es war wohl nicht ohne Folgen, daß er von der Sozialgeschichte ausging. Verfassungsformen, auch Handel und Industrie konnte man sich von einem Despoten hervorgerufen denken (man denke an die Wirksamkeit Colberts, die Voltaire in seinem *Jahrhundert Ludwigs XIV.* verherrlicht hatte); wer einmal den Zusammenhang der wirtschaftlichen Verhältnisse mit den politischen erkannt hatte, war nicht geneigt, die Formen von Regierung und Verwaltung auf willkürliche Dekrete eines absoluten Monarchen zurückzuführen. Denn die sozialökonomischen Zustände, die die politische Entwicklung bestimmten, waren offenbar durch Kräfte gebildet worden, die sich von einem Individuum nicht mehr dirigieren ließen.

Arbeitsmethode und Darstellung. Wie Winckelmann war Möser den Aufklärern nicht nur durch seine historischen Prinzipien sondern auch durch seine Arbeitsmethode überlegen.

Bereits die Mauriner und die Reichspublizisten hatten in reichem Maße Urkunden zur Erläuterung und Bekräftigung der Geschichte herangezogen. Aber keiner hatte so aus den Urkunden Geschichte geschrieben wie Möser. Er war der erste Historiker, dem die Urkunden mehr waren als Beweisstücke für eine genealogische oder antiquarische Untersuchung. Sie waren ihm ein Stück lebendiger Geschichte. Er konnte allein mit ihrer Hilfe Persönlichkeiten und soziale Kämpfe rekonstruieren, gerade weil er das Zeugnis der Urkunden nicht so gläubig annahm, wie es die Gewohnheit der Benediktiner gewesen war. Diese hatten bloß danach gefragt, ob ein Dokument echt oder falsch sei. Möser nahm auch die innere Kritik an die Hand, ohne doch in die flüchtige Manier der Aufklärer zu verfallen. Diese hatten (wie die älteren protestantischen Kirchenhistoriker) es z. B. gern für

bare Münze genommen, wenn ein Dokument davon sprach, daß ein geistlicher oder weltlicher Fürst des Mittelalters eine moralische Reform unter seinem Klerus vornehmen wollte. Konnte die Korruption der Geistlichkeit im Mittelalter besser bewiesen werden als durch solche offiziellen Aussagen? Möser war schon durch seine praktische Erfahrung gegen diese bequeme Argumentation gefeit. Er erzählt einmal davon, daß Bischof Gerhard die Stiftung zu Herssebrock reformierte (1208), . . . es sei nun aus dem und dem Grunde *oder auch* (*weil*) *die Klosterzucht*, *wie es hieß und allemal heißt*, *wenn man reformieren will*, *wirklich zerfallen war* (§ 7 im Leben des Bischofs [1193 bis 1216]).

Möser ist in der Form der Darstellung durchaus originell. Er paktierte ebensowenig wie Winckelmann mit der ästhetischen Auffassung der Geschichte. Er schrieb ein wissenschaftliches Werk und verbarg dem Leser Vorarbeiten und Belege nicht. Er gliederte die Darstellung ausschließlich nach sachlichen Prinzipien. Er vermied direktes Raisonnement nach Kräften: die Geschichte soll für sich selbst sprechen. Es lag ihm mehr daran, die Ereignisse zu begreifen als zu kritisieren. Noch weniger war er geneigt, zu moralisieren. Die Proportion zwischen äußerer und innerer Geschichte ist bei ihm gegenüber Voltaire zugunsten der letzteren verschoben: die Erzählung der äußeren politischen Ereignisse ist kaum mehr als eine Einleitung in die Geschichte der Verfassung und Verwaltung. Er schilderte nur die Geschichte eines kleinen Landes und suchte nicht zu typisieren. Aber seine Erzählung wurde dadurch, daß sie das Hauptgewicht auf die großen Züge der Entwicklung legte, von selbst zu einem typischen Stücke mittelalterlicher Geschichte. Seinem Buche liegt eine These zugrunde. Aber es scheint, als wenn während der Arbeit die politisch-publizistischen Tendenzen zugunsten rein historischer Interessen zurückgetreten wären. Er arbeitete schließlich ganz wissenschaftlich: der Stoff hat ihn gepackt; er möchte nur wissen, *wie es gewesen ist*.

Ungerecht ist, Möser aus seinen etymologischen Erklärungsversuchen einen Strick drehen zu wollen. Seine Abschweifungen in die Philologie sind allerdings so verfehlt wie möglich. Er mischte sich dabei in ein Gebiet, von dem er nichts verstand. Aber er teilte diese Schwachheit mit vielen anderen großen Denkern und seine Kritiklosigkeit *in philologicis* ist für seine historische Methode durchaus nicht bezeichnend.

E. Die Historiographie der Aufklärung in Deutschland unter dem Einflusse Rousseaus.

I. Allgemeines.

Es ist bekannt, welch mächtigen Einfluß Rousseau auf die klassische schöne Literatur in Deutschland ausübte. Die Verhältnisse lagen in der Geschichtschreibung nicht anders. Die jüngere Generation der Aufklärungshistoriker ging ins Lager Rousseaus über; sie unter-

schied sich von der älteren Richtung nicht weniger als die Dichter des Sturm-und-Drangs von Lessing und Nicolai.

Rousseau. Die Schule Voltaires hatte die Grundsätze des aufgeklärten Despotismus vertreten. Sie hatte versucht, die Welt mit den Augen des Staatsmannes anzusehen. Sie hatte Reformen im Sinne der Aufklärung empfohlen, weil sie auf diese Weise den Wohlstand, die Population und die militärische Leistungsfähigkeit des Staates zu heben hoffte. Sie hatte den Standpunkt der wohlhabenden Bourgeoisie vertreten; die Existenz eines gewerbfleißigen Mittelstandes schien ihr die wichtigste Bedingung für die Wohlfahrt des Staates und den *Pöbel* hielt sie der Teilnahme an der Regierung für unfähig. Es ist bekannt, daß Rousseau mit diesen Anschauungen vollständig brach. Er betrachtete den Staat vom Standpunkte des *Volkes*, des unterdrückten Untertanen aus. Er ging davon aus, daß der *Mensch frei geboren ist und doch überall in Ketten schmachtet.* Der Despotismus schien ihm die Menschenrechte zu mißachten, die Menschenwürde zu zerstören, die eine gute Staatsverfassung doch vor allem schützen sollte.

Die harten Notwendigkeiten der politischen Organisation scheinen dem freilich zu widersprechen. Aber sie s c h e i n e n es nur. Mit ihnen findet sich Rousseau durch seinen Optimismus ab. Man braucht, meint er, die Menschen nur in ihrer natürlichen Freiheit handeln zu lassen, damit sie gut handeln; wenn dies jetzt nicht immer geschieht, so liegt dies nur daran, daß sie durch die künstliche Erziehung (die *Gesellschaft*) verdorben sind. Ist die Erziehung einmal reformiert, so werden die Menschen auf die Stufe des unverdorbenen Naturmenschen zurückkehren.

Man sieht ohne weiteres, wodurch diese bekannten Sätze, die hier nur in ihren groben Umrissen angeführt werden konnten, von den Lehren Voltaires und Montesquieus sich unterscheiden. Sie gehen von einem radikal anderen Standpunkte aus. Voltaire und seine Schule wollten die Übelstände beseitigen, die einer rationellen Verwaltung des Staates im Wege standen. Bei Rousseau gibt das in seiner Würde gekränkte Ehrgefühl des Untertanen, der pathologisch gesteigerte Zorn über die Herrschaft moralisch verkommener Menschen, das Mitleid mit den Opfern der Ungerechtigkeit den Ausschlag. Rousseau fragt nicht, ob die Leiden, über die er klagt, mit der Natur des Staates unzertrennlich verbunden sind. Die Natur ist gut, und warum sollte ein *natürlich* freies Volk nicht ein Leben wie im Paradiese führen können?

Bei Rousseau äußerten sich Gefühle, die innerhalb der alten Staatsverfassung schlechterdings keine Befriedigung finden konnten. Allerdings auch Gefühle, die von den realen Bedingungen menschlicher Organisationen absolut abstrahierten. Die Anhänger des aufgeklärten Despotismus rechneten vielfach zu wenig mit der Zeit, mit dem natürlichen Widerstande der Tradition. Sie nahmen ihr Tempo zu rasch. Die Jünger Rousseaus waren Utopisten. In ihren Werken nimmt die Deklamation einen größeren Raum ein als das Raisonnement.

Sie übten gerade darum einen viel größeren Einfluß aus. Sie appellierten an die Leidenschaft und nicht an die ruhige Überlegung. Ihre Anhänger fanden sie vor allem unter den Ständen, die von der Regierung ferngehalten wurden und unter den Launen des Despotismus zu leiden hatten. Nicht nur Voltaire selbst sondern auch einzelne seiner deutschen Schüler wie Spittler standen mit den regierenden Kreisen in engem Kontakt. Der Bohémien Rousseau hielt sich von den Despoten fern, die er bekämpfte. Er fand unter den Regenten seiner Zeit kaum einen einzigen wirklichen Anhänger. Er mochte vornehme Damen dazu bringen, daß sie mit Opfern staatlicher Ungerechtigkeit sentimental mitfühlten. Aber ernsthafte Folgen hatten bei diesen solche Gemütserregungen nicht. Seine eigentlichen Jünger erwarb er sich im Kleinbürgertume und unter den Angehörigen liberaler Berufsarten, besonders unter denen, die sozial auf niedriger Stufe standen (Winkeladvokaten, Landärzte, gelehrte Proletarier usw.).

Rousseau und die deutsche Historiographie. Es war daher nicht auffallend, daß sein Einfluß literarisch vor allem in Deutschland zutage trat. Die kleine französische Bourgeoisie war damals, wie das Beispiel der Madame Roland zeigt, den Ideen Rousseaus ebenso ergeben wie ihre Standesgenossen in Deutschland. Aber in Frankreich hing die Literatur von den aristokratischen Salons ab; in Deutschland lag die literarische Produktion fast ausschließlich in den Händen des Kleinbürgertums und der Akademiker. Es kam dazu, daß sich die Schattenseiten des Despotismus in den deutschen Kleinstaaten besonders fühlbar machten. Den guten Seiten des aufgeklärten Absolutismus fehlte die Wirkung ins Große, die mit den Härten des Systems versöhnen konnte. Das Bürgertum fand leichter Anlaß, sich über die Tyrannen zu empören; es hatte weniger Gelegenheit als anderswo, sich durch Teilnahme an den großen Aufgaben des Staates Befriedigung zu verschaffen. Der deutsche Bürger besaß außerdem nicht einmal die gesellschaftliche Gleichberechtigung, deren sich seine englischen und französischen Standesgenossen erfreuten. Der Unterschied etwa zwischen *Werthers Leiden* und der *Neuen Heloise* ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch. Dem nach Gleichheit strebenden Bürgertume, das seine Würde fühlte, stellten sich in Deutschland stärkere Schranken, zopfigere Privilegien entgegen als in den beiden Weststaaten. Man merkt, daß eine große Hauptstadt mit ihrem ausgleichenden Einflusse fehlte. Wie es denn auch kein Zufall ist, daß in Berlin das Bürgertum sozial größere Freiheiten genoß als anderswo. Aber Berlin war nur die Hauptstadt eines Staates, nicht der geistige Mittelpunkt des ganzen Reiches.

Dies erklärt wohl hauptsächlich, warum Rousseau unter den Historikern Frankreichs keinen einzigen bedeutenden Nachfolger fand, unter denen Deutschlands dagegen eigentlich Schule machte. Es kam allerdings noch hinzu, daß gerade der Mangel an bestimmten politischen Zielen die Anhänger Rousseaus in Deutschland gerne ihre Aufmerksamkeit der Geschichte zuwenden ließ. Die Historie war für

sie das bequemste Agitationsmittel. Praktische Reformprogramme auszuarbeiten, gab man ihnen keine Gelegenheit. Wo hätten sie ihre politischen Gefühlsergüsse besser anbringen können als in der Geschichte? Sie wählten daher vielfach Themen aus, die an sich schon für ihre Tendenzen günstig waren: die Geschichte eines Freiheitskampfes oder dann die Geschichte eines korrupten Sultansregiments, dessen Lasterhaftigkeit die Tugenden des Bürgertums in hellem Lichte erstrahlen ließ.

II. Schiller.

Friedrich Schiller, der berühmte Dichter (geboren 1759 zu Marbach, gestorben 1805 zu Weimar), verfaßte an Geschichtswerken: 1. *Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung*; *erster Teil* (bis 1567). Der Anfang erschien zuerst im *Deutschen Merkur* 1788, das ganze Werk dann noch in demselben Jahre selbständig zu Leipzig. Die 2. Auflage (1801) ist erheblich verändert. Später von anderen fortgesetzt. 2. *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.* Zuerst in den Jahrgängen 1791 bis 1793 des *Historischen Kalenders für Damen*, dann separat Leipzig 1793. Auch dieses Werk wurde bei der späteren Ausgabe (1802) überarbeitet. 3. *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* Eröffnungsvorlesung, gehalten 1789 zu Jena, gedruckt damals im *Deutschen Merkur.* 4. Kleinere historische Schriften; s. die Ausgaben der *Werke.*

Literatur: Das Beste über Sch. als Historiker in den verschiedenen Arbeiten von R. Fester: *Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie* (1890), 87 ff.; Vorrede zu den historischen Schriften in der Säkularausgabe von Schillers Werken XIII (1905); *Euphorion* XII, 78 ff. und XV, 456 ff.; *Deutsche Rundschau* XXXV (1909), 48 ff. Vgl. ferner O. Lorenz bei K. Tomaschek, *Sch. in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft* (1862) und *Zum Gedächtnis von Schillers historischem Lehramt* (1889); G. Schmoller, *Über Schillers ethischen und kulturgeschichtlichen Standpunkt* (1863; wiederholt in dem Buche *Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften* 1888); F. Überweg, *Sch. als Historiker und Philosoph* (1884); J. Janssen, *Sch. als Historiker* (1863; vgl. dazu die Rostocker Dissertation von J. Moll desselben Titels ca. 1875); R. Boxberger im *Archiv für Literaturgeschichte* II (1872), 159 ff.; Kükelhaus in Bellermanns Ausgabe von Schillers Werken VI, VII und XIV. — E. F. Koßmann, *Schillers Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Abfall der Niederlande* im *Euphorion* VI (1899), 511 ff.

Schiller und Rousseau. Der größte Schüler Rousseaus und zugleich der, der die sentimentale Einseitigkeit des Meisters am meisten überwand, war unter den deutschen Historikern Schiller.

Die historischen Arbeiten bilden, wie man weiß, in dem Schaffen Schillers nur ein nicht durchaus freiwilliges Intermezzo. Sie haben eine fragmentarische Gestalt und wurden rascher zu Ende geführt, als sich mit gründlicher gelehrter Arbeit verträgt. Sie lassen trotzdem eine Entwicklung von Rousseau weg erkennen, die mit der Entwicklung der Schillerischen Dramatik manche Analogien aufweist.

Der Historiker Schiller begann als absoluter Rousseauschüler. Als er endigte, war sein Glaube an die Lehre des Genfer Bürgers bereits erschüttert. Er blieb zwar immer im Banne der Probleme stehen, die Rousseau aufgeworfen hatte. Seine Phraseologie erinnerte bis zuletzt an den *Contrat social.* Aber er blieb, je mehr seine Ansichten reiften, um so weniger bei der unklaren und schwärmerischen Formulierung stehen, die der Meister den neuen politischen Doktrinen ge-

geben hatte. Er war ein zu scharfer Denker, als daß er nicht über Rousseau hätte hinauswachsen müssen. Er kam seinem Vorbilde an Originalität und universalhistorischer Wirkung nicht gleich; aber als politischer Denker und als gestaltender Künstler war er ihm überlegen.

Schiller war der erste, der die Rousseauischen Prinzipien auf die Geschichtschreibung im eigentlichen Sinne des Wortes anwandte. Er hat die Historie ähnlich umgewandelt wie Rousseau den Roman. Man kann mit den Ausdrücken seiner Terminologie sagen, daß er sie aus einer *naiven* zu einer *sentimentalen* Gattung machte. Die früheren politischen Geschichtschreiber hatten, soweit sie nicht von eigenen Erlebnissen berichteten, ihrem Stoffe als solchem kühl gegenübergestanden. Die Humanisten hatten die Geschichte zu eloquenten Tiraden benützt; die großen Florentiner und die Aufklärer aus der Schule Voltaires und Montesquieus hatten sie als Demonstrationsmaterial betrachtet; sie hatten die Historie seziert. Mit Schiller trat der mitfühlende Mensch an die Stelle des Analytikers, der mit Staaten und Völkern wie mit unempfindlichen Massen operiert hatte. Warmes Gefühl für Menschlichkeit und Menschenwürde nahm den Platz des voltairisch-spöttischen Lachens ein. Schiller begleitet jede Phase seiner Erzählung mit menschlicher Teilnahme. Seine Darstellung spannt wie ein Roman; der Ausgang ergreift wie der Schluß einer Tragödie.

Es ist klar, daß diese Methode sich von der wissenschaftlichen Geschichtsauffassung weiter entfernt als die Manier Voltaires. Sie führt leicht dazu, daß der Historiker über pathetischen Deklamationen und sentimentalen Ergüssen die Realitäten des Lebens außer acht läßt. Schiller hat sich von diesem Fehler besonders im Anfang nicht immer frei gehalten. Seine Einleitung in die *Geschichte des Abfalls der Niederlande* ist ein schlimmes Stück phrasenhafter Revolutionsrhetorik, und wenn seine Geschichtswerke das persönliche Geschick einzelner Helden in den Vordergrund stellen, so deutet dies darauf hin, daß der Geschichtschreiber lieber poetisch ergreifen als belehren will. Aber Schiller war zu gescheit, als daß er dem utopischen Optimismus Rousseaus treu geblieben wäre. Er sah tiefer und schärfer in die realen Machtverhältnisse als der Genfer Bohémien. Seine politischen Raisonnements legen zwar im Gegensatz zu Voltaire auf das Glück des *Volkes* das Hauptgewicht: ein Fürst, der seine Untertanen menschlich behandelt, steht ihm höher als einer, der für die Prosperität der Bourgeoisie besorgt ist. Aber er zeigt dabei eine so gute Einsicht in politische Notwendigkeiten und versteht die besonderen Umstände schwieriger politischer Situationen so klar zu erfassen, daß manche seiner Bemerkungen beinahe von Voltaire geschrieben sein könnten. Nicht mit Unrecht hat Fester darauf aufmerksam gemacht, daß sich bei Schiller eigentlich *machiavellistische* Gedankengänge nachweisen lassen (*Werke* [1905] XV, 454).

Historische Prinzipien und Methode. Freilich Schiller war zu sehr bloß im Nebenamte Geschichtschreiber, als daß er seine historische

Begabung eigentlich hätte ausnutzen können. Der Dichter hat dem Historiker vielfach den Weg verlegt. Wie vielverheißend fängt nicht die *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, sein historisches Meisterwerk, an! Ein klares und unparteiisches Exposé mit Ausblicken in allgemeine Zusammenhänge, dem in der Historiographie der Aufklärung kaum etwas Ähnliches an die Seite zu setzen ist. Aber bald zieht das Schicksal und die Psychologie der Hauptthelden, der Individuen, die Aufmerksamkeit des geborenen Dramatikers fast allein auf sich. Man darf die Worte, mit denen Schiller die unproportionierte Kürze des Schlusses zu entschuldigen suchte, gewiß nicht pressen. Er mochte in der Hauptsache nur an das Publikum denken, wenn er schrieb: *Gustav Adolf und Wallenstein, die Helden dieses kriegerischen Dramas, sind von der Bühne verschwunden, und mit ihnen verläßt uns die Einheit der Handlung, welche die Übersicht der Begebenheiten bisher erleichterte* (vgl. *Werke*, Säkularausgabe XV, 461). Aber es bleibt trotzdem charakteristisch, daß Schiller dabei in den Ton des Dramaturgen verfiel und das Mißverhältnis des letzten Buches mit einem Umstande begründete, der wohl für den dramatischen Künstler, nicht aber für den Geschichtschreiber etwas bedeutet.

Es kam hinzu, daß Schiller zu rasch arbeiten mußte. Er hat nicht nur die Quellen flüchtig gelesen und historische Zeugnisse nicht systematisch gesammelt. Das ließe sich schließlich in den Kauf nehmen, um so mehr, da er hinter dem Durchschnitte der Aufklärungshistoriker in dieser Beziehung nicht so weit zurückstand, wie schon behauptet worden ist. Schlimmer war, daß er sich nicht die Zeit nahm, seine historischen Stoffe so gewissenhaft durchzudenken und geistig zu verarbeiten, wie er es mit den Vorlagen zu seinen Dramen zu tun pflegte. Er brachte für seine Aufgabe außerordentlich wertvolle Eigenschaften mit: einen durchdringenden Verstand und große konfessionelle Unbefangenheit. Aber er hat aus diesen seinen Anlagen nur in beschränktem Umfange Nutzen gezogen.

Schillers schriftstellerische Kunst. Schiller kehrte in der Form der Darstellung scheinbar wieder zum humanistischen Stile zurück. Er stellte wie die Klassizisten die Individuen in den Vordergrund. Er sprach in seinen darstellenden Werken im Gegensatz zu Voltaire nur von Krieg und Politik. Aber die pseudopoetische Form der humanistischen Historiographie wurde unter seinen Händen in etwas Höheres verwandelt. Ein wirklicher Künstler, nicht bloß ein Rhetor nahm sich der Historie an. Ein moderner Künstler dazu: nur wenige Äußerlichkeiten erinnern direkt an die antike Form. Er fügte wohl noch Reden ein; aber er erfand diese nicht mehr ganz frei und brachte sie nicht mehr so schematisch an, wie es die Gewohnheit der Klassizisten gewesen war. Die annalistische Gliederung ist beseitigt. Er verwendete die alten Kunstmittel des humanistischen Stils; aber was anderen tote Schulvorschriften, ist ihm lebendige, natürliche Ausdrucksweise. Wundervoll sicher ist die Erzählung aufgebaut. Mit der kundigen Hand des Dramatikers sind Steigerungen angebracht und ist für Ab-

wechslung gesorgt; straff werden die Hauptfäden zusammengehalten, ohne daß dem Stoff im allgemeinen Gewalt angetan wird. Die Sprache ist lebendig und kräftig und mit dichterischem Schwung erfüllt; nur selten versinkt sie in leere Rhetorik. Was die alte humanistische Richtung erstrebte, was gleichzeitig Johannes von Müller vergeblich versuchte, das hat Schiller erreicht. Politische Geschichte wurde so erzählt, daß das Werk historische und ästhetische Bedürfnisse zugleich befriedigen konnte.

Schiller stand freilich seinem Stoffe auch unabhängiger gegenüber als die meisten früheren Historiker. Er schrieb nicht wie viele Humanisten Geschichte als ein bezahlter Publizist. Er hatte die Freiheit, die Geschichte unbefangen künstlerisch zu behandeln.

III. Müller.

Johannes Müller (1793 geadelt) (geboren 1752 zu Schaffhausen, 1771 bis 1773 Professor des Griechischen daselbst, dann bei Freunden in der französischen Schweiz lebend, von 1780 an in Deutschland [mit Unterbrechungen], 1782 Bibliothekar in Kassel, 1786 bis 1793 in kurmainzischen Diensten, dann nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen in kaiserlichen Diensten zu Wien, 1804 in preußischen Diensten [1806 Historiograph des Hauses Brandenburg]; 1807 im Dienste Napoleons, von König Jérôme zum Staatsrat und Generalstudiendirektor des Königreichs Westfalen ernannt, gestorben 1809 zu Kassel) begann schon frühzeitig an seinem Hauptwerke, den *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft*, zu arbeiten. Ein erster Band erschien zuerst 1780 zu Bern (*Boston*) unter dem Titel *Die Geschichten der Schweizer* (bis zur Schlacht bei Näfels 1388). Dieser erste Entwurf wurde aber nicht fortgesetzt; vielmehr verarbeitete M. den darin behandelten Stoff später in gänzlich neuer und stark erweiterter Form in den ersten Bänden seiner *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft* (bis 1489), die zuerst Leipzig 1786 bis 1808 gedruckt wurden.

Der *Schweizergeschichte* gingen zahlreiche kleinere historische Arbeiten zur Seite: die *Essais historiques* (1781), die *Reisen der Päpste* (1782), die *Darstellung des Fürstenbundes* (1787) u. a. m.; vgl. die *Sämtlichen Werke* 1810 bis 1819 und 1831 bis 1835. Das zweite größere Werk Müllers, die *24 Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit*, denen Vorträge, die er 1779 zu Genf hielt, zugrunde lagen, wurde erst nach Müllers Tode 1811 von seinem Bruder J. G. Müller herausgegeben. Die Darstellung ist in den *Allgemeinen Geschichten* bis zum Jahre 1783 geführt.

Über die ältere Literatur sind die Bibliographie bei G. v. Wyß, *Historiographie in der Schweiz* (1895) und die kritischen Ausführungen von E. Guglia im *Euphorion* XVII (1910), 396 ff. zu vergleichen. Seither ist abgesehen von einigen neu publizierten Briefen hinzugekommen der erste Band einer Biographie: K. Henking, *J. v. M.* 1909.

Die Schweizergeschichte wurde später fortgesetzt von U. R. Glutz-Blotzheim bis 1516 (1816), J. J. Hottinger bis 1531 (1825 bis 1829), L. Vulliemin bis 1718 (1840 bis 1842) und Ch. Monnard bis 1815 (1844 bis 1851). Vulliemin und Monnard schrieben französisch.

Bei wenigen Historikern besteht zwischen dem Ansehen, das sie bei den Zeitgenossen genossen, und ihrem wirklichen Werte ein so großer Gegensatz wie bei Müller. Lange Zeit galt er als der größte deutsche Historiker und war so populär wie kaum einer seiner

Rivalen; die Forschung der Gegenwart kann ihn als Historiker kaum mehr ernst nehmen.

Es ist freilich nicht leicht, über Müllers historiographische Bedeutung ins reine zu kommen. Der Leser der *Schweizergeschichte* glaubt nicht nur einem großen Gelehrten sondern auch einem reichen Geiste, einem großen historischen Denker gegenüberzustehen. Es braucht einige Zeit, bis er gewahr wird, daß ihr Verfasser weder das eine noch das andere ist.

Müller eine rezeptive Natur. Müller war eine ausschließlich rezeptive Natur. Aber er besaß eine Rezeptivität und ein Gedächtnis ohnegleichen. Es gibt kaum einen Autor und kaum ein Dokument, das Müller nicht gelesen und zitiert hätte; es gibt kaum einen Gedanken der französischen und englischen Aufklärungshistoriographie, der bei ihm nicht Spuren hinterlassen hätte. Aber der Stoff, den er aus unzähligen Quellen zusammenlas, ist nicht kritisch gesichtet oder methodisch verarbeitet, die Gedanken der verschiedensten Art, die er früheren Historikern entnahm, sind nicht ausgereift oder auch nur ordentlich zu Ende gedacht; sie sind bloß rhetorisch schillernd nachgezeichnet, ohne daß Widersprüche ausgeglichen wären.

Müller hatte vieles gehört, nur zu vieles gelesen (schon seine Freunde warfen ihm etwa seine *ardeur de tout engloutir* vor; vgl. Henking I, 218) und hatte von allen Strömungen der Aufklärung Kenntnis genommen; aber er hatte wenig ernsthaft gedacht. Er nahm sich nie die Mühe, die Voraussetzungen seiner historischen Auffassung zu untersuchen. Er hatte bisweilen geistreiche Einfälle; aber er ließ es dabei bewenden. Wie alle rezeptiven Naturen war er außerdem von Umgebung und momentanen Eindrücken stark abhängig. Er war im allgemeinen ein Jünger Rousseaus und schwärmte wie dieser für Freiheit und Gleichheit — er glorifiziert einmal, unhistorisch genug, die *schweizerischen Grundsätze der Gleichheit* (*Gesch. der Schweiz. Eidg.* II. Buch 7. Kap.); seine Begeisterung für die Berner Verfassung, die ihm seine aristokratischen Berner Freunde suggeriert hatten, paßte dazu wie eine Faust aufs Auge. Er verband unbedenklich den *common sense* Schlözers (bei dem er als Student gehört hatte) mit dem deklamatorischen Freiheitsenthusiasmus Rousseaus. Sein Leben weist starke Kontraste zwischen Theorie und Praxis auf; in seinen Briefen stehen revolutionäre Tiraden neben servilen Ergüssen. Seine historischen Schriften sind nicht weniger reich an krassen Widersprüchen. Noch viel mehr als etwa denjenigen Voltaires fehlt ihnen die innere Einheit; nur der schimmernde Stil hält die *Schweizergeschichte* zusammen.

Müller und Rousseau. Wenn Müller einmal sagt (*Gesch. der Schw. Eidg.* I. Buch 9. Kap. in fine), für den Geschichtschreiber sei *historische Kritik nicht hinreichend, sowenig als historische Kunst, es müsse eine Seele in ihm sein*, so hätte es seiner wahren Überzeugung besser entsprochen, wenn er gesagt hätte, der Geschichtschreiber brauche

nur eine *Seele.* Er hätte damit die Eigenschaft angeführt, durch die sich seine Geschichtswerke am meisten von den früheren unterscheiden und die ihm in Deutschland und auch sonst unter der für Rousseau schwärmenden jüngeren Generation hauptsächlich Anhänger erworben hat.

Die Leser, die ihn als großen Historiker feierten, dachten nicht an den historisch wissenschaftlichen Wert, den die Schweizergeschichte haben mochte. Sie wurden hingerissen durch den *sentimentalen* Ton, in dem Müller, ähnlich wie gleichzeitig Schiller, Geschichte schrieb. Noch vollständiger, wenn auch mit geringerer künstlerischer Begabung als der schwäbische Dichter, führte Müller den Stil des *Contrat social* in die Geschichte ein. Hält man dies im Auge, so begreift man auch, warum er mit seinem scheinbar wenig dankbaren Stoffe weit über das Publikum der Heimat hinaus Leser finden konnte. Gab es für den Historiker eine bessere Gelegenheit, historische Figuren im Stile Rousseauischer Freiheitskämpfer zu drapieren, als wenn er den Ursprung der Schweizerischen Eidgenossenschaft erzählte? Die patriotische Legende hatte ihm schon seit Jahrhunderten vorgearbeitet; er brauchte nur die modernen Begriffen unverständlich gewordenen Ausdrücke mittelalterlicher Privilegien leicht umzudeuten, um der älteren Schweizergeschichte den Anschein eines Kampfes um die *ewigen Menschenrechte* zu verleihen.

Müller hat dies zu tun denn auch nicht versäumt. Seine rechtshistorischen Kenntnisse waren unbedeutend. Er konstruierte die alten Schweizer unbedenklich nach dem Rousseauischen Ideale des unverdorbenen Naturmenschen. *Unehrliche Unternehmungen*, heißt es z. B. II. Buch 7. Kap. zu Beginn, *pflegen in das Dunkel des Staatsgeheimnisses verhüllet zu werden. Aber die Schweizer, zur Verwaltung der althergebrachten Gesetze und Erhaltung ihrer stillen gerechten Freiheit, brauchten wenig Geheimnis, die Summe ihrer Politik, »mit Ehren frei zu leben und zu sterben«, konnte ganz Europa wissen.* Ein mächtiges Freiheitspathos durchzieht die Erzählung. Sie appelliert wie die Schillers überall an die Teilnahme des Lesers. Müller begleitete jede Phase mit pathetisch-sentimentalen Reflexionen. Es ist kein Wunder, daß der Dichter des *Tell* sich bei seinem letzten Drama von dem geistesverwandten Historiker inspirieren ließ.

Stil und Methode. Sogar der manierierte Stil kam dank dem damaligen Empiregeschmack dem Werke zugute. Müller war kein geborener Künstler wie Schiller. Sein Stil ist ein Produkt des Willens. Er wollte wie die Humanisten das rhetorische Pathos der römischen Historiker nachahmen. Wie Bembo oder Mendoza versuchte er die Landessprache zur Höhe des livianischen Stils heraufzuschrauben. Während Schiller den Perioden des Lateiners seinen schwungvollen deutschen Stil zur Seite setzte, strebte Müller schülerhaft nach dem *Color latinus.* Sein Deutsch liest sich oft wie eine schlechte Übersetzung aus Sallust oder Tacitus. Es brauchte die ganze Schwärmerei der damaligen Zeit für *antike* Würde, damit der Stil der *Schweizer-*

geschichte als künstlerisch schön empfunden wurde. Es ist für Müller charakteristisch, daß er nie erzählen lernte. Diese Naturgabe ließ sich nicht erzwingen.

Kehrte Müller als Stilist zur humanistischen Manier zurück, so suchte er als Gelehrter bei den Maurinern Anschluß. Er begann damit, sein Material vollständig zu sammeln, und zog Urkunden neben den erzählenden Quellen in reichem Maße heran. Aber es fehlte ihm an Geduld und Gewissenhaftigkeit. Er wollte mehr sein als die Muratori oder Tiraboschi und wurde darum weniger. Er hat die Berichte der Quellen nur gesammelt, nicht kritisch gesichtet. Alte und neue Darstellungen, Urkunden und Tradition (z. B. angeblich uralte Volkslieder) werden als gleichwertig benutzt.

Er arbeitete dabei durchaus nicht unbefangen. Patriotische Legenden hat er nicht einmal dann zurückgewiesen, wenn sie der gut beglaubigten Überlieferung direkt widersprachen. Es wird immer als ein bedenkliches Zeugnis für seine Ehrlichkeit gelten müssen, daß er die Sage vom Geßlerhut und vom Apfelschusse Tells in der ersten Bearbeitung der Schweizergeschichte überging, später aber — doch wohl nur mit Rücksicht auf das Publikum — wieder aufnahm (vgl. Henking I, 245).

Man hat etwa Müllers *Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft* (die trotz allem, was gesagt worden ist, sein Hauptwerk bleiben werden; den *24 Büchern allgemeiner Geschichten* kommt neben ihnen nur eine bescheidene Bedeutung zu) das Lob erteilt, sie hätten das Mittelalter rehabilitiert. In dieser allgemeinen Form ist diese Behauptung sicherlich unrichtig. Müller hat wie die italienischen Humanisten nur deshalb einen Stoff aus der Geschichte des Mittelalters gewählt, weil die Geschichte seines Vaterlandes, die er glorifizieren wollte, zufällig dem Mittelalter angehört. Er hat das Mittelalter ebensowenig gegen die neuere Geschichte ausgespielt als etwa Bruni oder Merula die mittelalterliche Geschichte gegen die antike. Richtig ist dagegen, daß er die Geschichte des Mittelalters auf eine ganz neue Weise dargestellt hat. Er wich insofern, wenn auch nicht von seinen antiken Vorbildern, so doch von den Humanisten ab, als er bewußt archaisierte, und zwar schweizerisch archaisierte. Er glaubte in den schweizerischen Chroniken eine kunstlos naive Sprache entdeckt zu haben und suchte nun als Rousseauschüler die alten Eidgenossen diese angebliche unverfälschte Sprache der Natur reden zu lassen. Vor den Romantikern strebte er so nach Lokalkolorit. Er wurde zwar dabei von ganz anderen Motiven geleitet als die Schule Chateaubriands und Walter Scotts. Aber sein biederes farbiges Mittelalter hat neben der neuen Richtung (und neben Spittler) noch lange nachgewirkt.

Nicht eben zum Vorteile der geschichtlichen Erkenntnis. Ausdrücke, die im Laufe der Zeiten ein ehrwürdiges oder poetisches Aussehen bekommen haben, pflegen, wenn sie ohne nähere Erklärung gebraucht werden, den Einblick in die realen Verhältnisse wesentlich zu erschweren. Sie enthüllen ihre wahre Bedeutung erst, wenn man

sie in die respektlose Sprache der Gegenwart übersetzt. Voltaire hatte dafür glänzende Beispiele gegeben, und auch in Deutschland waren ihm seine Schüler nachgefolgt. Müller vollzog auch hier einen Rückschritt zugunsten der falsch-pathetischen humanistischen Manier. Er liebte es, die Geschichte seiner Heimat in einen patriotisch-enthusiastischen Nebel einzuhüllen; altertümlich-feierlich klingende Ausdrücke, bei denen sich nichts Bestimmtes denken ließ, kamen ihm dabei gerade zupaß. Wenn man seine Geschichte liest, glaubt man Gestalten von anderem Wuchs gegenüberzustehen, als die entartete Gegenwart hervorzubringen vermag. Müller hat die ältere Schweizergeschichte ebenso falsch poetisch verklärt wie Livius die alte römische.

Die bewundernswürdigste Eigenschaft Müllers ist seine unerschütterliche Energie. Er besaß im Grunde kein tiefes Interesse an historischen Problemen als solchen. Aber er war von einer brennenden Ruhmbegierde getrieben. Er wollte wie die Humanisten allein durch die Kraft des Willens ein großer Geschichtschreiber werden, ein Werk schaffen, das gleich denen der Alten seinen Namen noch nach zweitausend Jahren lebendig erhalten könne. Sein Streben ist nicht ganz vergeblich gewesen. Er hat schon als Jüngling seine Umgebung unter seine Suggestion gezwungen. Auch bei der Nachwelt hat der Name des Historikers (wenn auch nicht der des Menschen) etwas von der monumentalen Gloriole bewahrt, die einst nur den Autoren des klassischen Altertums zuerkannt wurde.

IV. Herder.

Johann Gottfried Herder, der berühmte Theologe und Schriftsteller (geboren 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, gestorben 1803 zu Weimar), gehört der Geschichte der Geschichtschreibung fast nur durch seine *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (Riga 1784 bis 1791; unvollendet und nur bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts geführt) an. Die folgenden Ausführungen werden sich denn auch fast ausschließlich mit diesem Werke beschäftigen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Wandlungen in den geschichtsphilosophischen Anschauungen Herders, die durch die früheren Werke: *Versuch einer Geschichte der Dichtkunst* (geschrieben 1765; zuerst gedruckt in *Herders Lebensbild* 1846), *Von Entstehung und Fortpflanzung der ersten Religionsbegriffe* (1768), *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774), *Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts* 1774 bis 1776, *Vom Geist der ebräischen Poesie* 1782 f. u. a. m. bezeichnet sind, einzugehen. (Vgl. ferner *Adrastea und das 18. Jahrhundert* 1801.) Vgl. über diese Entwicklung des Geschichtsphilosophen Herder vor allem R. Fester, *Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie* (1890), 45 ff.; ferner H. Stephan, *H. in Bückeburg und seine Bedeutung für die Kirchengeschichte* (1905), 157 ff.; Buchholz, *Ursprung und Wesen der modernen Geschichtsauffassung* in Quiddes Zeitschrift II (1889), 17 ff.; J. Grundmann, *Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders »Ideen«* 1900 (Leipz. Diss.); Th. Genthe, *Der Kulturbegriff bei H.* 1902 (Jenaer Diss.); F. M. Bruntsch, *Die Idee der Entwicklung H.* 1904 (Leipz. Diss.); G. E. Burckhardt, *Die Anfänge einer geschichtlichen Fundamentierung der Religionsphilosophie* 1908; A. Farinelli, *L'»umanità« di H. e il concetto della »razza« nella storia evolutiva del spirito* 1908 (*Studi di filologia moderna*). Dann die allgemeinen Werke über Herder: R. Haym, *H. nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt* 1877 bis 1885; E. Kühnemann, *Herders Leben* (1895); R. Bürkner, *H.* 1903 u. a. m.

Herders Verhältnis zu Rousseau; die Humanitätsidee. Unter dem Einflusse Rouseaus und der von diesem aufgeworfenen Probleme stand auch die Geschichtschreibung und geschichtsphilosophische Spekulation Herders. Der deutsche Theologe übernahm von dem Genfer Dichter die Schwärmerei für den Naturzustand und den Haß des Despotismus. Er spielte gern wie jener den unschuldigen Wilden gegen den verdorbenen Europäer aus. *Sehet jene wilden Stämme an, wie unwilde sie unter sich leben! Da neidet keiner den anderen, da erwirbt sich und genießt jeder das Seine in Frieden. — Der Wilde ist ein wahreres Wesen als der gebildete Schatte. — Nicht Krieg, sondern Friede ist der Naturzustand des unbedrängten menschlichen Geschlechts* (*Ideen* 8. Buch 4. Kap. § 2f. und 5. Kap. § 3). Herder ging nur insofern über Rousseau hinaus, als er der entarteten Gegenwart nicht einfache Rückkehr zur Natur, sondern Fortschreiten auf dem Wege zur Humanität predigte. Er durchsetzte außerdem die ideologische Spekulation Rousseaus mit positiven historischen Gedanken, die er Montesquieu und Voltaire entnahm. Er bildete die Lehre des *Esprit des Lois* vom Einflusse des Klimas weiter aus, wies auf die Bedeutung der Bodengestaltung hin und betonte gleich Voltaire die Unveränderlichkeit des Nationalcharakters.

Herder kann nicht eigentlich unter die Geschichtschreiber gezählt werden. Auch sein historiographisches Hauptwerk, die *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, gibt nicht Geschichte, sondern Betrachtungen über Geschichte. Aber ganz darf die Geschichte der Historiographie doch nicht an ihm vorbeigehen. Machiavellis *Discorsi* über Livius konnten ignoriert werden, da sie auf die Geschichtschreibung keinen tiefen Einfluß ausgeübt haben. Herder hat auf die geschichtsphilosophische Spekulation und die Geschichtschreibung der Romantik so mächtig eingewirkt, daß sein historisches System auch an dieser Stelle kurz gewürdigt werden muß.

Die Prämissen, auf denen Herder seine Theorien aufbaut, sind vielfach unklar und widerspruchsvoll. Der Grundzug seiner geschichtsphilosophischen Spekulation ist ein stark ausgeprägter idealistischer Optimismus, der von den realen Bedürfnissen des Menschen gerne den Blick abwendet und mit Vorliebe dem Traum nachhängt, daß die Menschheit zur Humanität bestimmt sei. Und doch kann man nicht sagen, daß Herder als Historiker gänzlich von den natürlichen geographischen und physiologischen Bedingungen des menschlichen Gruppenlebens abstrahiert habe. Er setzt Betrachtungen in der Art Montesquieus und Voltaires neben Phantasien im Stile Rousseaus.

Der Einfluß seiner theologischen Bildung. Der widerspruchsvolle Charakter der *Ideen* liegt wohl hauptsächlich in der theologischen Bildung Herders begründet. Herder war ein sehr aufgeklärter Geistlicher. Er konnte sogar Gibbon gegen die britische Kritik in Schutz nehmen und meinen, der englische Historiker habe das Christentum sehr milde beurteilt (*Ideen* 17. Buch 3. Kap.). Er war mit der kirchen-

feindlichen Aufklärung durchaus vertraut und schreckte nie zurück, wenn es galt, unhaltbare Außenwerke aufzugeben, um das *Wesen* der Religion zu retten. Aber mit alledem hat sich Herder nie von der christlichen Theologie frei gemacht. Er hat sie aus den herkömmlichen dogmatischen Formeln gelöst und modernisiert, aber nicht geistig überwunden.

Schon der Plan der *Ideen* geht auf theologische Vorbilder zurück und ist ein Widerspruch in sich. Herder sieht in der Geschichte eine Erziehung des Menschengeschlechtes, durchgeführt von einer höheren Macht. Er legt mit anderen Worten der Geschichte einen göttlichen Heilsplan zugrunde. Diese Auffassung war nun vom alten theologischen Standpunkte aus sehr wohl zu verteidigen. Solange man an der Supposition einer allein seligmachenden Religion festhielt und die Weltgeschichte mit der Geschichte der Glaubensgenossen, d. h. der christlichen Völker in Vorderasien und Europa, identifizierte, war man wohl berechtigt, die Universalgeschichte nach dem Christentum zu orientieren. Wie konnte aber am Ende des 18. Jahrhunderts ein Historiker, der auch China und Japan behandelte und Vorgänger wie Voltaire und Schlözer hatte, noch von der Fiktion ausgehen, daß das Menschengeschlecht eine einheitliche Entwicklung durchlaufe? Herder bleibt hier in einer Halbheit stecken. Bald will er jeder Nation einen selbständigen Wert zuerkennen und spricht von Naturgesetzen der politischen Geschichte, also von Kausalketten, die unter bestimmten Voraussetzungen immer eintreten, bald (besonders in den letzten Büchern) denkt er nur an Europa und gibt den Begriff der Menschheit auf. Sein historisches Denken ist ganz theologisch orientiert. Sein Idealmensch, in dem sich die Humanität verkörpert, ist ebenso ein Geschöpf abstrakter Spekulation wie der sündlose Mensch (vor dem Fall) der Theologen. Seine Apologie der Vorsehung und seine Gewohnheit, sich auf deren dem Menschen unfaßbare Motive zu berufen, ist nur eine neue Auflage der theologischen Gottesverteidigung. Die biblische Schöpfungsgeschichte (die er, so gut es geht, rationalisiert und modernisiert) wird bei ihm allerdings nicht mehr auf Grund des Inspirationsdogmas verteidigt; aber die *mosaische Urkunde* muß ihm doch noch die älteste Tradition der Menschheit darstellen. Er handelt eingehend von der physischen Verwandtschaft der Menschen mit den Tieren, zieht dann aber den Strich zwischen Affen und Menschen doch wieder so willkürlich stark wie irgendein Theologe. Hatte Voltaire in seinem *Essai sur les mœurs*, dem historischen Seitenstücke zum *Candide*, immer wieder darauf hingewiesen, wie viele geschichtliche Begebenheiten nur dem Zufall, einem Irrtum oder menschlicher Dummheit zu verdanken seien und wie der Glaube, daß die Geschichte durch eine göttliche Vorsehung geleitet werde, unhaltbar sei, so lieferte Herder eine ausgeführte Apologie der Vorsehung, die sich gelegentlich auf nicht eben angenehme Weise dem Tone offiziöser Verteidigungsschriften nähert. Herder ging vielen Problemen tiefer auf den Grund als Voltaire. Er gab sich weniger leicht mit platten Erklärungsver-

suchen zufrieden. Aber sein Appell an die unerforschlichen Ratschlüsse der Vorsehung bedeutete methodisch einen Rückschritt.

Die Lehre vom unveränderlichen Nationalcharakter. Man erkennt leicht die Fäden, die von der Geschichtsphilosophie Herders zu der Hegels führen. Herder hat noch in einer anderen Beziehung auf die Romantik einen ungeheueren Einfluß ausgeübt. Es betrifft dies seine Lehre von der Unzerstörbarkeit der geistigen Rassenmerkmale. Herder ist der erste, der die Kultur eines Volkes als eine organische Einheit auffaßte. Er betonte, daß Sitten, Kunstformen, Rechtssätze nicht ohne weiteres von einem Volke auf ein anderes verpflanzt werden können, sich vielmehr nur da entwickeln, wo sie *genetisch* und *organisch* sind (wie seine zwei Lieblingsausdrücke lauten). Er hob hervor, daß hervorragenden Leistungen auf einem Gebiete eine geringere Begabung auf einem anderen zur Seite stehen müsse.

Dies alles waren nun gewiß sehr fruchtbare und anregende Gedanken. Herder schritt damit weit über Voltaire hinaus, der zuerst das Dogma von den unveränderlichen Nationaleigenschaften vertreten hatte. Aber er hat diese Theorie ebenso unklar formuliert und inkonsequent durchgeführt wie die meisten anderen seiner Ideen. Er weiß auf der einen Seite, wie sehr äußere Umstände, wie insulare Lage, der Verkehr mit mächtigen Nachbarn usw. auf die Bildung eines Nationalcharakters einwirken können, und spricht auf der anderen Seite doch wieder so, als wenn dieser Nationalcharakter ewig gleichbleiben müßte. Er hat z. B. das unvorsichtige Diktum gewagt, daß *Sinesen immer Sinesen bleiben werden.* Er weiß nichts von einer Entwicklung des Volkscharakters. Den Zirkelschluß, der darin besteht, daß man aus den Eigentümlichkeiten einer Literatur oder eines Rechtssystems (die vielleicht nur Charakteristika bestimmter sozialer Verhältnisse oder Kulturstufen sind) einen eigentümlichen Nationalcharakter folgert und mit diesem dann wieder Literatur und Recht erklärt, hat auch er sich öfter zuschulden kommen lassen. Er hat wohl gelegentlich mit außerordentlichem Scharfsinn aus einem supponierten Nationalcharakter Sitten und Geschichte eines Volkes abgeleitet. Aber er hat nie versucht, im einzelnen nachzuweisen, wie sich dieser Nationalcharakter gebildet und modifiziert hat. Er arbeitete auch hier mit fertig konstruierten und unveränderlichen Begriffen, nicht anders, als wenn er dem Urmenschen ein Gefühl für Humanität attribuierte.

Dabei ist Herder keineswegs, wie man ihm öfter nachgesprochen hat, in der Weise unparteiisch, daß er jede Kultur an ihrer Stelle gelten ließe. Er hat allerdings wie Rousseau gelegentlich den friedlichen Wilden über den modernen Europäer, das *verschwemmte Herz des müßigen Kosmopoliten*, gesetzt (*Ideen* VIII, 5 §3). Es ist auch richtig, daß er die antike Kultur nicht so durchaus als kanonisch betrachtet hat wie manche deutsche Zeitgenossen. Aber im allgemeinen entnimmt er doch seinen historischen Maßstab einem ganz bestimmten Ideale. Er beurteilt die Sitten fremder Völker vom Humanitätsstandpunkte eines Weimarer Kleinbürgers aus (Eroberungskriege und despotische

Regierungsformen sind ihm schlechtweg verhaßt), und sein Schönheitsideal ist doch im allgemeinen durch die Literatur und Kunst des alten Hellas gegeben. Für eine Kultur wie die chinesische fehlt ihm jedes Verständnis. Er hat überall über die Schranken der Aufklärungshistoriographie hinausgestrebt und dadurch mannigfache Anregungen hinterlassen; man kann aber nicht sagen, daß er die Auffassung der Aufklärung wirklich überwunden oder die Geschichtschreibung positiv gefördert habe.

Eichhorn.

In ähnlichem Sinne wie Herder, aber auf Grund einer viel gründlicheren Gelehrsamkeit wirkte ein weniger berühmter Zeitgenosse, der Theologe und Orientalist Johann Gottfried Eichhorn (geboren 1752 zu Dörrenzimmern, gestorben 1827 zu Göttingen, 1775 Professor der orientalischen Sprachen zu Jena, 1788 zu Göttingen). Eichhorn verfolgte wie Herder einen apologetischen Zweck und suchte den Angriffen der französischen Aufklärung auf das Alte Testament dadurch die Spitze abzubrechen, daß er den überweltlichen Charakter der *mosaischen Urkunde* preisgab und dafür den alttestamentlichen Kanon als eine *Sammlung echter Naturpoesien*, als *reine Sagen aus dem Kindheitszustand der Menschheit* und *schätzbarste Urkunden für die Geschichte der menschlichen Entwicklung* zu retten versuchte. Man wird ihm das Zeugnis nicht versagen dürfen, daß er als der erste gelehrte Theologe die Einleitungswissenschaft verweltlichte, den inspirierten Ursprung der Bibel (wenigstens des Alten Testamentes) aufgab und durch Vergleichungen mit der Profan- und der heidnischen Geschichte der *natürlichen* Erklärung der hebräischen Geschichte Bahn brach. Dagegen darf auch nicht verschwiegen werden, daß Eichhorns Kritik im einzelnen in recht konservativem Sinne geführt ist. Er hält an der traditionellen chronologischen Ansetzung des *mosaischen Gesetzes* fest. Er gab allerdings zu, daß in der Genesis zwei verschiedene Erzählungen zusammengefügt worden sind; aber er war nicht geneigt, weder den Bericht des Jahvisten noch den des Elohisten in ihrem *historischen Kerne* preiszugeben. Er hielt gegen Michaelis die Erzählung des Buches Esther in der Hauptsache für historisch. Er operierte wie Herder gern mit bequemen apologetischen Voraussetzungen (*erhitzte Phantasie der Morgenländer*, *Kindheitszustand der Menschheit* etc.).

Sein Verhältnis zu Herder verdiente einmal gründlich untersucht zu werden. Wir können an dieser Stelle um so weniger auf Eichhorn näher eingehen, als er nicht einmal in dem beschränkten Sinne zu den Geschichtschreibern zu zählen ist, wie es mit Herder der Fall ist. Sein Hauptwerk, die *Einleitung in das Alte Testament* (Leipzig 1780 bis 1783), gehört in die Gattung der theologischen Handbücher.

V. Schlosser.

Friedrich Christoph Schlosser (geboren 1776 zu Jever in Ostfriesland, 1812 Lehrer am Lyzeum zu Frankfurt a. M.. dann Bibliothekar, 1817 als Professor der Geschichte an die Heidelberger Universität berufen, dort gestorben 1861) begann mit Arbeiten zur Kirchengeschichte (*Abälard und Dulcin* 1807; *Theodor Beza und Peter Martir Vermigli* 1809; *Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reiches* 1812) und wandte sich dann der Weltgeschichte zu: *Weltgeschichte in zusammenhängender Darstellung* 1816 bis 1824. Dieses Werk blieb unvollendet; der erste Band erhielt später in der Umarbeitung den Titel *Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur* (1826 bis 1834). Populären Charakter trägt die später mit Kriegk zusammen herausgegebene *Weltgeschichte für das deutsche Volk* (1844 bis 1856). Sein Hauptwerk wurde die *Geschichte des 18. Jahrhunderts in gedrängter Übersicht* (1823), die später umgearbeitet und fortgesetzt wurde und dann den Titel erhielt: *Geschichte des 18. Jahrhunderts und*

des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung (1836 bis 1849).

Das Biographische am besten bei G. Weber, *Fr. Chr. Schl.* 1876 (wo auch die zuerst 1826 in den *Zeitgenossen* publizierte Selbstbiographie Schlossers neu abgedruckt ist). Die beste Charakteristik hat O. Lorenz gegeben in *Die Geschichtswissenschaft* . 1 ff. (1886; Umarbeitung einer in den *Sitzungsberichten* der phil.-hist. Klasse der Wiener Akademie 1877 erschienenen Abhandlung). Vgl. ferner B. Erdmannsdörfer, *S.* 1876 (Festrede); E. Marcks in den *Heidelberger Professoren* I (1903), 287 ff.

Schlosser ist längere Zeit von oberflächlichen Kritikern mit den Geschichtschreibern der liberalen Richtung zusammengestellt worden. Es ist Lorenz' Verdienst, diese Auffassung beseitigt zu haben. Lorenz wies mit Recht darauf hin, daß Schlossers Werke zwar zeitlich in die Epoche des Liberalismus und der Romantik fallen, ihrem Geiste nach aber echte Produkte der späteren, unter dem Einflusse Rousseaus stehenden deutschen Aufklärung sind. Schlossers Werturteile sind nicht der liberalen Dogmatik, sondern dem Moralsystem Kants entsprungen, der, wie man weiß, von Rousseau stark angeregt worden ist.

Schlosser verfolgte im Gegensatz zu den liberalen Historikern keine publizistischen Ziele. Er vertrat nicht ein politisches System, sondern wollte an der sittlichen Hebung des Menschengeschlechtes arbeiten. Er predigte nicht politische, sondern individuelle Moral. Er ging von der rousseauisch-optimistischen Behauptung Kants aus, daß die rigoristische philosophische Pflichtenlehre nicht nur im Privat-, sondern auch im öffentlichen Leben als Norm zu gelten habe und überall befolgt werden könne. Das alte theologische Sittengesetz war damit nur in eine neue Form gebracht. Der Historiker hat nicht zu untersuchen, ob nicht etwa besondere politische Verhältnisse einem Staatsmanne keine andere Wahl lassen, als sich gegen die Gebote der Privatmoral zu vergehen. Denn es gibt nur e i n Sittengesetz, das sind die Lebensregeln des *wahren und rechtschaffenen Mannes* (wie sich Schlosser ausdrückte), d. h. des ehrbaren deutschen Kleinstädters aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Es ist außerordentlich charakteristisch, daß Schlosser in Dantes *Divina Commedia* ein ewiges Vorbild für den Geschichtschreiber erblickte (Lorenz I, 49). Der Geschichtschreiber hat wie der theologisch gebildete Dichter sein Urteil nicht nach der politisch-historischen Bedeutung einer Handlung abzugeben, sondern nur nach der individuellen Sündhaftigkeit zu fragen. Historische, d. h. soziologische Probleme gibt es nicht.

Man muß es Schlosser lassen, daß er sein Programm so strikte durchgeführt hat wie selten ein Historiker. Wenn er an Dante vor allem die Unparteilichkeit schätzte, so hatte er das Recht, sich für dessen Nachfolger zu halten. Er wandte die Grundsätze der Lehre vom kategorischen Imperativ ebenso unbekümmert auf hoch und niedrig, auf Freund und Feind an wie der große florentinische Dichter die ethischen Prinzipien des Thomas von Aquino. Er war kein Demokrat, sein dogmatisches Moralurteil traf die unteren Stände mit derselben Vehemenz wie die oberen. Nicht ganz mit Unrecht hat man Schlosser Ranke gegenübergestellt: bei keinem Historiker sind

die Mängel der älteren Schule, denen der Verfasser der *römischen Päpste* von seinem ersten Werke an aus dem Wege gehen wollte, stärker ausgeprägt als bei dem Verfasser der *Geschichte des 18. Jahrhunderts.* Vorschnelles Aburteilen nach allgemeinen Prinzipien, schematische Psychologie, Befangenheit in Standesvorurteilen: diese allgemeinen Fehler der deutschen Aufklärungshistoriographie sind bei Schlosser bis zur Karikatur gesteigert.

Schlossers Geschichtsauffassung ist so in der Hauptsache noch von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts abhängig. Nur in einer Beziehung hat auch auf ihn die Französische Revolution einen Einfluß ausgeübt.

Schlosser war kein so vielseitiger Historiker wie Voltaire. Die Geschichte der öffentlichen Finanzen, des Handels und der Wissenschaften wird bei ihm kaum behandelt. Er gibt in der Hauptsache nur äußere politische Geschichte. Aber in einem Punkte ging er über Voltaire hinaus. Dieser hatte die Geschichte der schönen Literatur nur vom ästhetischen Standpunkte aus gewürdigt. Schlosser sah in der Literatur eine politische Potenz. Er meinte, aus der Geschichte der Französischen Revolution die Lehre ziehen zu können, daß politische Umwälzungen durch literarische Werke hervorgerufen werden könnten. Er versuchte daher, die Literatur der Vergangenheit nach ihrer historisch-politischen Bedeutung zu untersuchen. Er drang dabei nicht eben tief ein und ließ es häufig genug bei gut gemeinten moralisierenden Gemeinplätzen bewenden. Auch blieb sein Urteil immer noch stark ästhetisch orientiert. Aber er stellte damit doch zwischen zwei bisher in der Regel getrennt behandelten Gebieten eine innere Verbindung her, ähnlich wie gleichzeitig in Frankreich Villemain (u. S. 430 f.).

Freilich war der Stoff bei dem deutschen wie bei dem französischen Historiker beinahe zu geschickt ausgewählt. Es ist nicht schwer, zwischen der schönen Literatur des 18. Jahrhunderts und der gleichzeitigen Aufklärung einen Zusammenhang nachzuweisen; in anderen Perioden liegen die Verhältnisse viel komplizierter.

Leider blieb Schlosser auch in seiner Arbeitsweise durchaus auf dem Standpunkt der Aufklärungshistoriographie stehen. Er verachtete die philologische Methode Niebuhrs und verschmähte es, gleich Ranke politische Geschichte aus diplomatischen Korrespondenzen zu schreiben.

Die moderne kritische Forschung hat ihn schon bei Lebzeiten kaum mehr für voll genommen. Beim großen Publikum hat ihm freilich dieser Mangel zunächst nichts geschadet. Solange die Gebildeten in Deutschland dem Geiste der idealistischen Philosophie treu blieben, bewahrten sie dem strengen Kantianer ihre Hochachtung. Erst die realistische Richtung hat ihn dann endgültig entthront.

Sismondi.

Die Richtung Rousseaus, die in Deutschland so reiche Früchte trug, nennt auf dem französischen Sprachgebiet nur einen bedeutenderen Historiker ihr eigen, den Genfer Jean-Charles-Léonard Simonde de Sismondi (geboren 1773 zu Genf, gestorben ebendaselbst 1842). Dessen Hauptwerk, die *Histoire des Républiques italiennes au moyen âge* (1807 bis 1818) ist noch ganz in der doktrinären Phraseologie des *Contrat social* abgefaßt. Nur mit etwas schweizerischem Einschlag. Sismondi vertrat dem zentralisierenden Absolutismus gegenüber das System des Bundesstaates; er führte die Vernichtung der italienischen Freiheit um die Wende des 15. Jahrhunderts nicht auf den Mangel eines Einheitsstaates zurück — Spanien sei ja gerade untergegangen, weil es zentralistisch regiert wurde —, sondern meinte, die Rettung Italiens wäre in einer föderativ-republikanischen Verfassung zu finden gewesen (ch. 91).

Merkwürdig ist, daß Sismondi aus seiner nationalökonomischen Spekulation so gut wie gar keinen Nutzen für die Geschichte zog. Er war an sich durchaus kein unbedeutender nationalökonomischer Forscher, und seine *Nouveaux Principes d'Économie Politique* (1819) enthalten manche fruchtbare Gedanken, denen nur durch die damalige Vorherrschaft der klassischen Doktrin eine tiefere Wirkung versagt blieb. Aber der Historiker hat von dem Nationalökonomen nichts gelernt. Seine Bemerkungen über die kommerziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse der italienischen Republiken sind zwar in ungewöhnlichem Maße technisch präzis gefaßt. Aber er hat nie daran gedacht, nun auch die politischen Kämpfe dieser Städte nach ihren wirtschaftlichen oder sozialen Grundlagen zu untersuchen. Überdies steht die Kriegsgeschichte schon dem Umfange nach bei ihm durchaus im Vordergrund.

Sismondi ist einer der besten Schriftsteller unter den Historikern der Aufklärung. Er spricht in seinem Werke zwar mit hoher Anerkennung von Gibbon, nahm sich aber glücklicherweise dessen pathetischen Stil nicht zum Muster. Er erzählt lebendig, klar, nüchtern und verständig. Von der romantischen Vorliebe für Lokalkolorit ist er noch ganz unberührt. Sein letztes Werk, die *Histoire des Français* (1821 bis 1844; mit der Fortsetzung Renées bis 1789 reichend) machte deshalb, als es herauskam, beinahe den Eindruck eines Anachronismus.

Fünftes Buch.

Die Geschichtschreibung der Romantik und des Liberalismus.

A. Die Reaktion gegen die Aufklärung unter dem Einflusse der Französischen Revolution und die romantische Richtung.

I. Allgemeines.

1. Die neuen Ansichten über den politischen Wert der Geschichte und ihre Folgen.

Die neuen Ansichten über den Wert der Geschichte. Die französische Revolution und ihre nächsten Folgen brachten in den Anschauungen über den Wert und die Aufgabe der Geschichte eine vollständige Umwälzung hervor.

Die Französische Revolution hatte ein Experiment im Stile des aufgeklärten Despotismus dargestellt. Sie hatte auf Grund einer politischen Theorie versucht, auf dem Wege einer gewaltsamen, umfassenden Reform ein fertiges neues Gebäude an die Stelle des allmählich im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Baues zu setzen. Dies Experiment war mißlungen.

Es hatte wenigstens den Anschein. In Frankreich selbst war allerdings trotz der Restauration ein großer Teil des revolutionären Programms definitiv durchgeführt worden. Aber in den Nachbarländern war von den politischen Institutionen, die von den Anhängern der Revolution eingerichtet worden waren, so gut wie nichts erhalten geblieben. Die historischen Mächte, die alten Gewalten, die von den Theoretikern der Aufklärung gerne als unvernünftig gescholten wurden, hatten sich, für den Augenblick wenigstens, als stärker gezeigt als die nach den Regeln der Doktrin entworfenen politischen Gebilde.

Dies führte in den Ländern, die diesen Wandel erlebt, zu einer ganz neuen Wertschätzung der Geschichte.

Der Zusammenbruch der revolutionären Staatengründungen schien den Nachweis zu liefern, daß es unmöglich sei, lebensfähige politische Institutionen aus theoretischen Erwägungen heraus und mit bewußter

Absicht zu schaffen. Man meinte daraus die Lehre ziehen zu müssen, daß die Einrichtungen, die sich *unbewußt* im Laufe der geschichtlichen Entwicklung gebildet hätten, allein Bestand hätten. Man glaubte, in der Geschichte liege eine geheime Weisheit verborgen, die höher stehe als aller menschliche Scharfsinn. Man nahm an, der einzelne habe nicht das Recht, keck in den Lauf der Ereignisse einzugreifen, wie es die Aufklärung im Anschlusse an die Praxis der aufgeklärten Despoten empfohlen hatte, er habe sich vielmehr demütig innerhalb der Verhältnisse zu halten, die historisch geworden, d. h. gut sind.

Die Geschichte wurde damit zur Lehrmeisterin in einer ganz anderen Art, als dies früher etwa der Fall gewesen.

Ältere Geschichtschreiber hatten gemeint, aus historischen Vorfällen, die mit Ereignissen der Gegenwart Analogien aufzuweisen schienen, Lehren für das Verhalten lebender Staatsmänner ziehen zu können. Mit dieser Ansicht brach die romantische Richtung der Geschichtschreibung vollständig. Der Staatsmann soll nach ihr aus der Geschichte seines Landes nur die unverrückbaren Schranken seiner Handlungsfähigkeit kennen lernen. Er soll aus ihr erfahren, wie weit er gehen darf, ohne mit der gottgewollten historischen Ordnung der Verhältnisse in Konflikt zu kommen; er soll ihr Anweisungen entnehmen, wie weit er etwa frühere Verfehlungen gegen die einheimische Tradition wieder gut zu machen hat.

Die natürliche Folge war, daß im geraden Gegensatze zur Historiographie der Aufklärung die nationale Geschichte beinahe allein der Pflege für würdig erachtet wurde. Und von dieser wieder vor allem die Periode des Mittelalters. Denn diese war, meinte man sonderbar genug, in besonderem Maße als die Zeit selbständiger nationaler Entwicklung anzusehen. Der Gesichtskreis wurde damit gegenüber der Historiographie der Aufklärung in bedenklicher Weise verengert. Die Aufklärer hatten gern kosmopolitisch gedacht und die Einheitlichkeit aller Menschenrassen betont. Seitdem die politischen Gründungen der Revolution außerhalb Frankreichs an der Unvereinbarkeit des französischen Wesens mit dem nationalen Charakter in Deutschland, Spanien usw., wie man glaubte, gescheitert waren, kam man zu der Ansicht, daß es überhaupt nicht angehe, in die organische Entwicklung des eigenen Volkes einzugreifen und fremdes Gut zu importieren. Nur wer der Nationalität treu blieb, konnte hoffen, Dauerndes zu schaffen, und diese war nur aus der heimischen Geschichte zu erkennen. Ähnlich wie die liberale, wenn auch aus anderen Gründen, spezialisierte sich die romantische Geschichtschreibung auf Europa. Selbst Historiker wie Ranke, die die dogmatische Geltung der romantischen Geschichtstheorie verwarfen, wagten sich nur ungern über das Gebiet der *germanisch-romanischen Völker* hinaus, d. h. sie hielten sich innerhalb der Völkergruppe, die durch die *christlich-germanische* Tradition (eine bloße Erweiterung der nationalen Tradition) verbunden war.

Die offizielle Pflege des historischen Studiums. Diese Ansichten hatten zur Folge, daß vor allem in Deutschland das Geschichtsstudium

von Staats wegen so intensiv gefördert wurde wie nie vorher. In früheren Zeiten hatten Staatsmänner der Geschichtschreibung nur dann ihre Gunst zugewandt, wenn die Historiker publizistische Zwecke verfolgten und ihre Kräfte unmittelbar in den Dienst der Regierung oder einer Partei stellten. Diese Verwendung der Historie dauerte natürlich auch noch im 19. Jahrhundert fort; die offiziöse Geschichtschreibung wird ebensowenig aussterben wie die offiziöse Presse. Aber sie trat an Bedeutung durchaus zurück gegenüber der offiziellen Pflege der Geschichte im Interesse einer national-konservativen Gesinnung.

Die romantische Lehre schien erstens das beste Mittel, der revolutionären Propaganda entgegenzutreten. Zeigte die Geschichte nicht deutlich, daß auf dem Wege gewaltsamen Umsturzes in Nachahmung ausländischer Beispiele nichts zu erreichen war? Die Geschichte schien ferner allein die unentbehrlichen Vorkenntnisse für eine gedeihliche Wirksamkeit im Staatsdienste liefern zu können. Wenn man einmal glaubte, daß Recht und Verfassung nur im *organischen* Anschlusse an die nationale Tradition richtig fortgebildet werden können, so ergab sich daraus ohne weiteres, daß Staatsmänner und Gesetzgeber, die die Landesgeschichte nicht gründlich kannten, ihren Posten nur ungenügend ausfüllen konnten. Man weiß, daß diese Konsequenz denn auch gezogen wurde. Es erschien für den Juristen z. B. ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger, daß er in der (nationalen) Rechtsgeschichte Bescheid wußte, als daß er die geltende Gesetzgebung und die herrschenden modernen Rechtsanschauungen kannte.

Vorzüge und Mängel der romantischen Geschichtstheorie. Man sieht, die Geschichtsauffassung der Romantik stützte sich ebenso einseitig, wenn nicht noch einseitiger, auf die beschränkte Erfahrung der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart als die Aufklärung. Man kann bezweifeln, ob sie als Ganzes genommen einen Fortschritt bedeutete.

Sie half allerdings gerade durch ihre Einseitigkeit manche krude intellektualistische Vorstellung beseitigen, die die Aufklärung vom Klassizismus übernommen hatte. Die mechanistische Auffassung, die Verfassung und Recht, Religion, Kunst und Sprache als eine Anzahl künstlich gebauter Maschinen betrachtete, war seit der Romantik nicht mehr haltbar. Es verschwanden die (in der Hauptsache aus der antiken Spekulation stammenden) weisen Gesetzgeber, die eine Verfassung schaffen, die schlauen Priester, die eine Religion erfinden. Man sah ein, daß es nicht angehe, historische Gebilde aus bewußter individueller Absicht abzuleiten. Die Romantik lehrte ferner, allerdings ohne daß sie sich darüber eigentlich klar war, daß die Macht der Tradition als historische Potenz in Rechnung zu ziehen sei. Die Spekulation der Aufklärung hatte den Menschen gern von seiner Umgebung losgelöst und Angehörige verschiedener Völkerstämme wie gleichartige mathematische Größen behandelt. Die Romantik, durch den Widerstand, den die französischen Einrichtungen außerhalb Frankreichs gefunden, auf andere Gedanken gebracht, verwarf diese Theorie

gänzlich und bildete die Lehre von den fundamentalen Verschiedenheiten der Nationen aus.

Die Kritik der Romantik war so, wenn auch öfter übertrieben, im allgemeinen durchaus berechtigt und heilsam. Schädlich wirkte die Romantik durch das Neue, was sie an die Stelle der Aufklärung setzte. Ihre dogmatisch gefaßte Geschichtstheorie beruhte auf einer Reihe unbewiesener Voraussetzungen und vorschneller Generalisationen.

Hätten die Romantiker sich damit begnügt, hervorzuheben, daß der Staatsmann auf die Tradition Rücksicht nehmen müsse und ererbte Vorstellungen nicht mit e i n e m Schlage aus der Welt schaffen könne, so hätte man gegen ihre Ausführungen nichts einwenden können. Statt dessen dogmatisierten sie auf Grund eines einzigen, dazu noch ganz ungenügend beobachteten und voreilig beurteilten Falles. Sie hatten nur die erste Phase, das vorläufige Mißlingen der revolutionären Bewegung, gesehen und glaubten nun diese Partialerfahrung zu einem historischen Gesetze erheben zu können. Wie vieles von dem, was die Romantiker als chimärisch, als unvereinbar mit den geschichtlichen Verhältnissen und dem nationalen Charakter bezeichneten, ist seither mit Erfolg durchgeführt worden! Wie vieles war zuerst nur mißlungen, weil es zu früh und zu abrupt proponiert wurde! Und doch meinten die Romantiker aus dem, was sie erlebt, die Folge ziehen zu dürfen, daß der Staatsmann sich aller gewaltsamen Eingriffe in die bestehenden Verhältnisse enthalten müsse. Weil ein politisches Experiment beim ersten Versuche mißraten war und richtige Gedanken sich dabei mit utopischen Phantasien gemischt hatten, glaubten sie im politischen Quietismus die beste Regierungsmaxime gefunden zu haben.

Diese Auffassung hat der geschichtlichen Erkenntnis vielfach Schaden gebracht. Sie zeigte sich nicht nur unfähig, die Geschichte des Absolutismus im 17. und 18. Jahrhundert zu würdigen (sie hat diese Zeit schlimmer mißverstanden als die Aufklärer — angeblich — das Mittelalter), sie hat vor allem die Perioden, denen sie eine besondere Vorliebe zuwandte, entstellt. Sie schaltete die schaffenden, handelnden Menschen und die realen Kräfte aus und setzte an deren Stelle geheimnisvoll wirkende geistige Potenzen. Sie hypostasierte Begriffe wie Volkstum, nationales Recht, nationale Kunst, religiösen Glauben und ließ diese die Geschichte aus sich hervorbringen. Sie verwarf nicht nur prinzipiell alle historischen Bildungen, denen offenkundig bewußte Absicht zugrunde lag, sondern sie weigerte sich, planmäßiges Vorgehen da zu erkennen, wo die historische Tradition nichts von einem solchen berichtete. Die Romantiker hatten natürlich das Recht, darauf hinzuweisen, daß geschichtliche Wandlungen sich meistens vollziehen, ohne daß ihre direkten Urheber sich der weitreichenden Folgen ihrer Taten bewußt sind. Sie waren auch im Rechte, wenn sie nicht nur die Volksmassen sondern auch ihre Führer, nicht nur die Gläubigen sondern auch die Religionsstifter als von unbewußten Gefühlen getrieben betrachteten. Aber statt diese Gefühle nüchtern zu

analysieren und auf soziale, physiologische oder geistige Bedürfnisse zurückzuführen, trieben sie mit ihnen einen naiven Kultus und versperrten sich dadurch das historische (soziologische) Verständnis. Statt zu untersuchen, warum bestimmte Bedürfnisse so und nicht anders Befriedigung suchten, sahen sie in der Entstehung und Ausbildung z. B. einer Religion oder einer Verfassung einen mystischen Vorgang, der sich fern von den realen Machtkämpfen und den Konflikten widerstreitender menschlicher Bedürfnisse abspiele.

Besonders charakteristisch ist, wie die romantischen Geschichtsphilosophen gegenüber der englischen Geschichte versagten. Der erste große Theoretiker der romantischen Präskriptionslehre (Burke) stammte bekanntlich aus England, und bis zuletzt haben die Vertreter der romantischen Doktrin gern auf England als ihr Musterland hingewiesen (H. Taine). Man hätte denken sollen, die Romantiker hätten unter diesen Umständen der Geschichte Englands ein besonders eindringliches Studium zugewandt und ihre Auffassung an diesem Beispiele im einzelnen durchzuführen gesucht. Von alledem ist nichts geschehen. Die Romantiker haben nie ernsthaft untersucht, warum denn eigentlich England zum Unterschied von den anderen europäischen Ländern im 17. oder 18. Jahrhundert nicht zu einem absolutistisch regierten und militärisch zentralisierten Staate wurde. Sie haben weder die Folgen der normännischen Eroberung (die Vernichtung des territorialen Partikularismus) noch die der insularen Lage (deren militärische Bedeutung besonders seit der Vereinigung Englands mit Schottland hervortritt) in Betracht gezogen. Sie träumten lieber von einem angelsächsischen Volksgeiste, der gewaltsamen Revolutionen und spekulativen Konstruktionen an sich abhold sein sollte. Sie machten die Angelsachsen, die seither in Australien, Neuseeland und den Vereinigten Staaten häufiger politische Experimente auf Grund von Theorien gewagt haben als die Angehörigen irgendeines anderen europäischen Volksstammes, zu Vertretern politischen Konservativismus und betrachteten die Franzosen, deren Geschichte ein eigentliches Muster politischer Kontinuität ist, als die geborenen Revolutionäre.

Die Reaktion gegen die Historiographie der Aufklärung; die dogmatische Lehre von der Nationalität. Die Reaktion gegen die Aufklärung führte ferner dazu, daß das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde. Die Romantik war so sehr von Abneigung gegen die Aufklärung erfüllt, daß sie nicht einmal da an Voltaire und Montesquieu und deren Schüler anknüpfen wollte, wo diese bereits die individualistische Erklärungsweise überwunden hatten. Ihr Abscheu vor der superklugen utilitaristischen Politik des aufgeklärten Despotismus und ihre Verehrung der geheimnisvoll wirkenden Kräfte in der Geschichte gingen so weit, daß sie jede Interpretation geschichtlicher Vorgänge, die andere als *sittliche* Mächte in Rechnung zog, perhorreszierte. Hatten sich denn die materialistischen Theorien der französischen Aufklärung nicht als unrichtig erwiesen? Hatten sich geistige Potenzen, die von

den Aufklärern verächtlich als Einbildungen und Aberglauben beiseite geschoben worden waren, nicht stärker gezeigt als die materiellen Machtmittel, deren Hebung das Ziel des aufgeklärten Despotismus gebildet hatte? — Wenn Voltaire und seine Schüler versucht hatten, die politische Geschichte mit der Geschichte des Handels und der Wirtschaft in Verbindung zu setzen, so fanden sie unter den echten Romantikern keine Nachfolger. Diese verschmähten, ihre Ansätze zu einer realistischen Erklärung der Geschichte auszubauen. Sie gaben sich überhaupt nicht gern mit nationalökonomischen Studien ab. Sie beriefen sich zur Begründung geschichtlicher Begebenheiten lieber auf die mystische Potenz, der sie den Namen Volksgeist gaben.

Sie faßten die modernen Sprachgemeinschaften, die sie Nationalitäten nannten, als Größen auf, die von jeher selbständig existiert und auf die historische Entwicklung Einfluß ausgeübt hätten. Der *Geist* eines solchen *Volkes* sollte von sich aus Verfassung und Recht, Kunst und Literatur, soweit sie lebenskräftig waren, hervorgerufen haben. Wer sich diesem zu widersetzen und aus eigener Kraft etwas zu schaffen versuchte, war zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Seinen Schöpfungen fehlte das triebfähige Leben; sie hatten ebensowenig innere Wahrheit wie die Staatengründungen der Französischen Revolution oder die Kunstpoesie des 18. Jahrhunderts.

Es ist hier nicht der Ort, diese Theorie zu kritisieren. Einzelnes wird bei der Besprechung der Autoren, die ihr Gefolgschaft leisteten, bemerkt werden. Die Geschichte selbst hat seither genugsam gezeigt, wie unsicher das Fundament ist, auf dem die Lehre von der Unveränderlichkeit der sog. Rasseeigenschaften ruht; es hat sich deutlich ergeben, daß die Ableitung aus einem hypothetischen Volksgeist in vielen Fällen nur historische oder soziologische Unkenntnis maskiert. Anderseits hat auch die Lehre vom Volksgeist ihr Gutes gewirkt. Sie hat die Historiker gezwungen, ihren Blick aufs Ganze zu richten. Es war nicht mehr möglich, die Religion, das Recht, die Kunst eines Volkes zu behandeln, ohne auf die allgemeinen Zustände Rücksicht zu nehmen, unter denen sie erwachsen waren. Man erkannte, daß Einrichtungen, die nach der bisherigen Ansicht nur äußerlich nebeneinander existiert hatten, innerlich verbunden sein könnten.

Was bereits Voltaire und besonders Herder angedeutet hatten, wurde nun systematisch durchgeführt. Nur mit dem Unterschiede, daß, was bei diesen als bloße Beobachtung mitgeteilt worden war, nun zu einer Vorschrift erhoben wurde. Die früheren Historiker hatten etwa darauf aufmerksam gemacht, daß der *Geist* (französisch *le génie*) eines Volkes gewisse Einrichtungen ausschließe. Die Romantiker behaupteten dogmatisch, daß n u r zuträglich sei, was aus dem Geist des Volkes geboren sei. Eine Lehre, die nicht nur ganz unklar formuliert ist (woran soll man den Geist eines Volkes erkennen?), sondern, wenn sie bedeuten soll, daß Imitationen ausländischer Vorbilder unter allen Umständen schädlich sind, mit der Geschichte in absolutem Widerspruche steht.

Es war kein Zufall, daß diese Auffassung zwar auch in Frankreich häufig vertreten wurde, ihre größte Verbreitung aber in Deutschland fand. In Deutschland bildeten zur Zeit der Restauration Sprache und Kultur das einzige einigende Band. Im Zusammenhang damit hatte sich neben der Philosophie die Philologie besonders stark entwickelt. Es lag nahe, die neuen Ansichten von der selbständigen Entwicklung der Sprachen auf die Geschichte überhaupt auszudehnen. Der Satz, daß Sprachen sich nur nach eigenen, ihnen innewohnenden Gesetzen abwandeln, war zwar nicht durchaus richtig; aber er stand so viel höher als die alte rohe Auffassung, daß man wohl hoffen konnte, damit den Schlüssel zu den Rätseln der Geschichte gefunden zu haben.

Es blieb so nicht ohne Folgen, daß viele deutsche Historiker damals philologische Studien trieben. Sie konstruierten die Rechtsgeschichte gern nach Analogie der Sprachgeschichte. Sie überschätzten überhaupt die Bedeutung der Sprachgemeinschaft. Sie meinten, die Verfassungs- und Kulturgeschichte der verschiedenen Nationen lasse sich ebenso genau voneinander trennen wie die Geschichte der Sprachen. Schien die Gegenwart dieser Auffassung nicht durchaus recht zu geben? Existierte in Deutschland nicht trotz der politischen Zerklüftung ein einheitliches Nationalgefühl, das sich vor allem auf die gemeinsame Sprache stützte? Ob dieses auch ohne die Erinnerung an eine frühere politische Verbindung sich lebendig zeigen würde, bedachten die Romantiker ebensowenig, wie sie sich die Mühe nahmen zu untersuchen, ob auch in der Vergangenheit und bei anderen Völkern Sprachgemeinschaften immer als politische Bindemittel wirksam gewesen seien.

Die romantische Theorie und die Geschichtschreibung. Die romantische Theorie verträgt sich wie jede dogmatisch gefaßte geschichtsphilosophische Lehre schlecht mit der Geschichtschreibung. Sie hat ihre bedeutendste Ausbildung in den Händen von Männern gefunden, die sich mit der Historie wenig befaßten. Ihr hauptsächlicher Begründer, der Engländer Edmund Burke, war kein Historiker, sondern ein politischer Schriftsteller. Die Autoren, die später auf dem Kontinent das System des *alten Whig* weiter ausbauten und es um das Prinzip der Nationalität erweiterten, waren zum größten Teil entweder Staatsmänner, die aus ihr praktisch Nutzen zu ziehen hofften, oder spekulierende Philosophen. Erst längere Zeit nachher hat ein eigentlicher Historiker die politische Theorie der Romantik mit der Methode empirisch-wissenschaftlicher Forschung zu vereinigen gesucht (H. Taine). Die älteren Historiker der romantischen Schule haben dagegen wenigstens in d e n Werken, die der Geschichtschreibung angehören, die romantische, politisch-nationale Doktrin nur mit Modifikationen angewandt, ja gelegentlich beinahe geleugnet. Nur die Konzeption ihrer Werke und viele ihrer Urteile beruhten auf dieser, und auch wo sie sie bekämpften, bewegten sie sich vielfach in Gedankengängen, die von der politischen Dogmatik der Romantik abhängig sind.

Einzelne Forscher. Unter den Forschern, die unter dem Einflusse romantischer Anschauungen die vorher als selbständige historische Gattung überhaupt noch nicht existierende Rechtsgeschichte schufen, ist Karl Friedrich Eichhorn, der Sohn des Theologen E. (o. S. 411) (geboren 1781 zu Jena, habilitiert sich 1803 an der juristischen Fakultät zu Göttingen, 1805 Professor zu Frankfurt a. d. O., 1811 nach Berlin berufen, 1817 nach Göttingen, wo er bis 1829 bleibt, 1838 in Berlin zum Staatsrat ernannt, gestorben 1854 zu Köln) wohl der bedeutendste. Seine *Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte* (1808 bis 1823) begründete eigentlich die neue Disziplin. Sein Lehrer Gustav Hugo (1764 bis 1844), dem man mit Unrecht häufig dieses Verdienst nachrühmt, war noch durchaus in den Ansichten der Göttinger empiristischen Schule stecken geblieben; er hatte wohl Daten und Literatur zur (römischen) Rechtsgeschichte zusammengestellt, aber nicht versucht, die Entwicklung des (nationalen) Rechtes genetisch nachzuweisen. Erst Eichhorn hat das (deutsche) Recht als ein *einheitliches im Volke gewordenes Ganzes* betrachtet, dessen nationalen Charakter betont und dessen Geschichte dazu benutzt, den Geist des geltenden Rechtes zu erkennen, mit der Absicht, die *vernünftige Kontinuität der Rechtsentwicklung als einer volksmäßigen zu fördern* (vgl. J. F. v. Schulte, *K. F. E.* 1884, spez. 102 ff.). Leider war Eichhorn so wenig Schriftsteller, daß er an dieser Stelle nur kurz erwähnt werden kann.

Den geraden Gegensatz zu Eichhorn bildete in dieser Beziehung Friedrich Karl v. Savigny (geboren 1779 zu Frankfurt a. M., 1803 Professor zu Marburg, 1808 zu Landshut, 1810 zu Berlin, 1842 preußischer Minister, gestorben 1861), der einer der besten Stilisten der romantischen Schule war.

Als Historiker nimmt er eine merkwürdige Stellung ein. Es ist bekannt, daß er als Publizist in seiner Schrift *über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft* (1814) die romantischen Anschauungen über die Entstehung des Rechtes aus dem Volksgeist schroffer als irgendein anderer dogmatisiert hat. Seine historiographische Tätigkeit läßt sich nicht schlechtweg aus diesem Programme ableiten. Sein Hauptwerk, die *Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter* (1815 bis 1831), nimmt zwar ebenfalls gegen die Ansicht der Aufklärung von der Schöpferkraft des absoluten Despotismus scharf Stellung. Savigny betont, daß das Rechtsstudium in Bologna *nicht durch den Willen einer Regierung, sondern durch innere Notwendigkeit hervorgerufen* wurde und daß die *Gunst der schwäbischen Kaiser* nicht zur Erklärung herangezogen werden dürfe (III, 76 und 80). Aber es ist charakteristisch, daß er als Historiker nicht versucht, die Theorie vom Ursprunge des Rechtes aus dem Volksgeiste an einem Beispiele nachzuweisen. Savigny setzt in seinem Werke bloß die Tradition an die Stelle des Schaffens aus dem Nichts. Er schildert keinen mystischen Vorgang, sondern das Weiterleben eines ganz konkreten, kodifizierten Rechtes. Romantiker ist er nur insofern, als er aus Reaktion gegen die pragmatische Richtung die Geschichte des Rechtes allzusehr von der politischen Geschichte löste: der Rechtszustand der neueren Zeiten geht bei ihm aus dem Zustande des weströmischen Reiches durch bloße Entwicklung und Verwandlung hervor (vgl. spez. die Vorrede p. V).

Im Stile hielt sich Savigny von der romantisch schillernden Art ganz frei. Er war ein klarer Kopf und ein scharfer Denker und liebte es, sich bestimmt auszudrücken. Für Fabeln und Märchen fühlte er keine Verehrung; er pries Niebuhr als sein Vorbild. Es wird immer zu bedauern sein, daß seine Geschichte, die schriftstellerisch ein Meisterwerk der deutschen Historiographie hätte werden können, vom dritten Bande an unorganisch in eine Literaturgeschichte der Romanisten ausläuft, so daß die Geschichte des römischen Rechtes nur zur Hälfte behandelt wird. — Vgl. Ed. Müller, *F. K. v. S.* 1906. Über alle diese Rechtshistoriker gibt jetzt am besten E. Landsberg, *Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft* III, 2 (1910) Auskunft. In den *Noten* zum zweiten Halbband findet sich auch die Literatur zur romantischen Rechtsphilosophie zusammengestellt.

Die Eröffnung der Archive. Die Französische Revolution hat nicht nur auf die Geschichtsauffassung eingewirkt; sie hat auch das Geschichtsstudium

wesentlich erleichtert. Es war nicht von geringer Bedeutung, daß durch die radikalen Umwälzungen, die sie zur Folge hatte, eine große Anzahl historischer Dokumente ihre rechtliche Geltung verlor. Es gab vorher wenig Urkunden, die neben ihrer historischen nicht auch eine praktisch-juristische Bedeutung besaßen. Das öffentliche Recht war in der Regel nicht auf allgemeinen Rechts- oder Verfassungsgrundsätzen, sondern auf zahlreichen einzelnen Privilegien und Verträgen basiert. Sowenig wie heute noch in England waren vorher ganze Kategorien von Urkunden außer Kraft erklärt worden. Die Geschichtschreibung wurde dadurch auf Schritt und Tritt gehemmt; denn es konnte bedenkliche Folgen haben, wenn sich ein Unberufener in die Geheimnisse der Archive eindrängte, auch wenn er nur über längst vergangene Ereignisse antiquarische Untersuchungen anstellen wollte.

Die Französische Revolution beseitigte diese Gefahr in vielen Fällen. Zahlreiche Staaten wie die größeren italienischen Republiken und die allermeisten deutschen Reichsstädte verschwanden völlig; ganze Stände verloren mit einem Schlage alle ihre Privilegien wie der französische Adel am 4. August. Viele alte Rechtsansprüche wurden prinzipiell außer Kraft gesetzt. Eine große Masse Staatspapiere wurde dadurch rechtlich obsolet und konnte der Geschichtsforschung zu beliebiger Verwendung überwiesen werden. Bereits während der Französischen Revolution wurden die Archive in Frankreich für jedermann geöffnet. Man darf diesen äußeren Vorteil nicht unterschätzen, weil er der geistigen Erfassung der Geschichte keinen Nutzen scheint bringen zu können. Man stelle sich vor, was Ranke hätte leisten können, wenn ihm das venezianische Archiv nicht zugänglich gewesen wäre.

Erst allmählich wirkte dann das französische Beispiel auf *die* Staaten zurück, die sich nicht so gewaltsam von ihrer Vergangenheit getrennt hatten. Auch diese begannen ihre Archive, natürlich immer mit Ausnahme der Partien, die aktuelle politische Bedeutung besaßen, allmählich der historischen Forschung zugänglich zu machen. Es ist charakteristisch, daß England, das seinen Historikern an sich größere Freiheit ließ als irgendein anderes Land, mit der Eröffnung der Archive länger zurückhielt als die durch die Revolution umgestalteten Staaten des Kontinents: in England konnten eben noch im 19. Jahrhundert Präzedenzfälle aus dem Mittelalter als geltendes Recht angeführt werden, weil die Gesetzgebung nie kodifiziert wurde.

Nicht viel anders verhält es sich mit vielen Rechtsverhältnissen der katholischen Kirche. Auch hier besitzen zahlreiche Institutionen besondere Privilegien, die nie prinzipiell aufgehoben worden sind. Die Kurie hat deshalb erst in neuester Zeit, nachdem durch die modernen politischen Verhältnisse ein großer Teil der alten kirchlichen Gesetzgebung praktisch obsolet geworden war, ihr Archiv geöffnet.

2. Die historische Ideenlehre.

Die Entstehung der historischen Ideenlehre. Ebenso stark abhängig von den Erfahrungen der Französischen Revolution war die zum ersten Male von Wilhelm von Humboldt theoretisch formulierte historische Ideenlehre. Doch stand sie wissenschaftlich viel höher als die eigentlich romantische Geschichtstheorie. Sie verallgemeinerte zwar ebenfalls in unzulässiger Weise einen Spezialfall. Aber sie ging von einer tieferen und richtigeren Beobachtung aus und enthielt sich bequemer, dogmatisch gefaßter Werturteile. Sie wollte der Geschichte nichts vorschreiben. Sie suchte sie zu begreifen, die sie bestimmenden Ideen zu erkennen, nicht aber sie zu zensieren.

Man darf die historische Ideenlehre, deren größter Schüler bekanntlich Ranke gewesen ist, nicht mit der teleologischen Ideenlehre Hegels und seiner Schüler verwechseln, mit der sie nichts als den

Gleichklang des Namens gemein hat. Sie beruht nicht auf unklar theologischen Voraussetzungen wie diese. Sie hat ihren Ursprung in realen Verhältnissen, in guter, wenn auch ideologisch einseitiger Beobachtung.

Die politische Geschichtschreibung hatte bisher kaum etwas davon gewußt, daß rein geistige Mächte in die Gestaltung der Staaten eingreifen könnten. Sie hatte die politische Spekulation ignorieren zu können geglaubt. Sie hatte politische und religiöse Systeme erst dann behandelt, wenn sie eine konkrete Gestalt angenommen hatten, wenn bestimmt abgegrenzte Parteien, dogmatisch organisierte Kirchen entstanden waren. Spekulative Gedankengänge, die sich nicht auf diese Weise materialisiert hatten. waren von ihr als politisch bedeutungslos außer acht gelassen worden. Diese Methode versagte offenkundig, sobald sich der Historiker den Ereignissen der Französischen Revolution und noch mehr den Kämpfen der Restaurationsepoche in den nicht konstitutionell organisierten Staaten gegenüber befand.

Keine Revolution war, scheinbar wenigstens, so stark von der vorhergehenden Spekulation abhängig wie die Französische. Keine hatte so bewußt ein politisch-philosophisches System vertreten. Keine frühere Staatsumwälzung war so von Ideen mit selbständigem zähem Leben getragen worden, keine hatte eine so universale Bedeutung besessen und hatte in dieser Weise Grundsätze ausgestreut, die trotz aller Mißerfolge und Verkehrtheiten überall positiv oder negativ das politische Leben zu beherrschen schienen.

Und dies alles, ohne daß die neue Bewegung (in der Restaurationszeit wenigstens) durch eine feste äußere Organisation zusammengehalten war, ohne daß sie eine geschlossene Macht repräsentierte. Wenn man nicht ganz mit Unrecht die *Prinzipien der Französischen Revolution* eine Religion genannt hat, so sollte man nie vergessen, hinzuzufügen, daß sie keine Kirche gegründet haben. Ihre Anhänger hielt, im allgemeinen wenigstens, allein die *Idee* zusammen, dieselbe, die, wie man meinte, auch den Verlauf der Französischen Revolution bestimmt hatte.

Die historische Ideenlehre besteht in einer Verallgemeinerung dieser Beobachtung. Man begann auch frühere Bewegungen auf Ideen zurückzuführen, man begann den geistigen Hintergrund, die theoretischen Wurzeln großer historischer Mutationen bloßzulegen. Mit besonderer Vorliebe wurden die Veränderungen im Wesen der christlichen Kirche von Ideen hergeleitet. Die Geschichte der lutherischen Reformation bot freilich so viele Analogien mit der Französischen Staatsumwälzung, und das Christentum als eine dogmatisch gefaßte Religion bot, wie es schien, für die Ausbreitung von *Ideen* einen so günstigen Nährboden, daß es wunderbar gewesen wäre, wenn man diesem Stoffe nicht vor allem Beachtung geschenkt hätte. Die Sprache wurde um zahlreiche neue Ausdrücke bereichert. Das Wort *Protestantismus* erhielt erst jetzt recht Kurs (frühere Perioden hatten von *Lutheranismus* oder *Kalvinismus*, d. h. von den konkreten dogmatischen

Systemen der lutherischen und kalvinistischen Kirchen, gesprochen); der heute noch im Französischen und Englischen kaum vorhandene und erst in neuester Zeit häufiger verwendete Ausdruck *Gegenreformation*, der deutlich dem vielgebrauchten Worte *Contre-révolution* nachgebildet ist, wurde, wenn den Wörterbüchern zu trauen ist, überhaupt erst damals geprägt: er faßte nachträglich die als Einheit erkannten Bestrebungen der katholischen Reaktion zu einer Doktrin, einer *Idee*, zusammen.

Die historische Ideenlehre und die Romantik. Man sieht ohne weiteres, daß diese Lehre wissenschaftlich viel höher steht als die romantische politische Theorie. Sie erkannte prinzipiell alle *Ideen* als gleichberechtigt an. Der Historiker hatte nicht zu untersuchen, ob ihre Wirkung nach seiner Ansicht günstig gewesen war oder nicht: er hatte sich darauf zu beschränken, sie als geschichtliche Mächte anzuerkennen. Die Ideen der Französischen Revolution waren den allermeisten Historikern dieser Richtung nichts weniger als sympathisch; es konnte ihnen aber deshalb nicht einfallen, deren Einfluß zu leugnen.

Es kam noch etwas anderes hinzu.

Die Anhänger der historischen Ideenlehre standen der wissenschaftlichen Betrachtungsweise insofern näher als die eigentlichen Romantiker, als sie bewußt einen i m m a n e n t e n Standpunkt vertraten. Sie erkannten keine mystischen unbeweisbaren Mächte wie *Volksgeist* und *Weltgeist* an, die die Geschicke der Menschen und Staaten von außen her leiten sollten. Ihre Ideen waren keine überweltlichen Gebilde, sondern konkrete, in den Menschen selbst bewußt wirksame Triebe. *Die Idee kann nur in und an den Begebenheiten selbst erkannt werden* (vgl. Haym, *W. v. Humboldt* 465 f.).

Die Anhänger der historischen Ideenlehre hatten vieles mit den Romantikern gemein. Sie schlugen wie diese den Einfluß der Individuen gering an. Sie maßen die Persönlichkeiten nach ihrem typischen ideengeschichtlichen Wert. Sie stellten gerne d i e Gestalten in den Vordergrund, in denen sich ihnen die *herrschenden Tendenzen* einer Zeit am reinsten zu verkörpern schienen. Sie glaubten, die Ideen einer Epoche könnten eine solche Gewalt gewinnen, daß der einzelne ihnen ohnmächtig gegenübersteht. Aber sie suchten diese Ideen objektiv zu betrachten und faßten ihre Urteile nicht so dogmatisch wie die Romantiker. Sie verurteilten es nicht schlechtweg, wenn sich ein einzelner den herrschenden Tendenzen entgegensetzte — im Gegensatz zu Romantikern, die gewaltsames Eingreifen in die sich angeblich von selbst vollziehende Entwicklung als eine Sünde gegen den Geist der Geschichte bezeichneten. Sie waren deshalb imstande, den aufgeklärten Despotismus zu würdigen. Sie nahmen nicht gegen ihn Partei, wenn er im Sinne der modernen Staatsidee verrotteten ständischen Einrichtungen ohne Respekt vor der geheiligten Überlieferung ein Ende bereitete.

Die historische Ideenlehre entstand und fand ihre hauptsächliche Verbreitung in Preußen, d. h. in dem Lande, wo der Kampf zwischen dem *konservativen* und dem *liberalen* oder revolutionären Prinzip bis zu den vierziger Jahren nur auf geistigem Gebiete durchgefochten wurde. In den konstitutionellen Staaten Westeuropas, wo sich nicht nur Publizisten und Professoren sondern festgeschlossene Parteien befehdeten, gelangte sie in ihrer reinen ideologischen Form weniger zur Herrschaft.

Mängel der historischen Ideenlehre. Zwei Dinge sind der historischen Ideenlehre vor allem zum Vorwurf zu machen.

Sie generalisierte erstens eine Kausalverbindung, die durchaus nicht so sicher stand, wie man damals meinte. Das Problem der Französischen Revolution ist nicht so einfach zu lösen, wie die Historiker der ideengeschichtlichen Schule glaubten. Ein Zusammenhang zwischen den politischen Systemen der Aufklärung und den Staatengründungen der Revolution besteht zweifellos. Aber wie groß der Einfluß der aufgeklärten *Philosophie* auf den Verlauf der Revolution gewesen ist, ist heute bekanntlich noch strittig. Die Hilfsmittel, die den Historikern der Restaurationszeit zur Untersuchung dieser Frage zu Gebote standen, waren ganz ungenügend. Diese hätten, bevor sie vom Einflusse der Ideen in der Geschichte sprachen, zuerst feststellen sollen, ob die *Ideen der Französischen Revolution* nicht etwa bloß von denselben Zuständen produziert worden seien, die auch die Revolution hervorriefen, ob sie also nicht etwa bloß als Symptom statt als Ursache anzusehen seien. Ebenso hätten sie die Pflicht gehabt, nachzuforschen, wieviel an den konstitutionellen Ideen ihrer Zeit wirklich als *Idee* zu bezeichnen sei, wie vieles dagegen, unbewußt oder bewußt, nur dazu diente, reale Macht- und Interessefragen zu verhüllen.

Daß die Anhänger der historischen Ideenlehre diese Vorfrage zu untersuchen versäumten, hängt mit dem zweiten Mangel, den man ihnen zum Vorwurf machen kann, eng zusammen.

Die Historiker der ideengeschichtlichen Schule unterließen es danach zu forschen, wie die *Ideen*, die sie als die treibenden Kräfte der Geschichte betrachteten, entstanden sein könnten. Sie ließen diese geheimnisvoll aus unerforschlichen Ursachen in die Geschichte eintreten. Ob sie sich dabei theologisch klingender Formeln bedienten wie Ranke oder ungläubig fatalistischer, macht keinen Unterschied. Der Historiker hat nach ihnen die historisch wirksamen Ideen zu erkennen, ihrer Entwicklung und ihren gegenseitigen Beziehungen nachzugehen; er hat nicht danach zu fragen, wie und warum sie entstanden sind, sich verändert und ausgebreitet haben. Er hat die Bestimmungen der höheren Macht, die sich in der Geschichte geltend macht, gläubig zu verehren; er hat nicht nach ihren Absichten zu forschen.

Die Historiker der ideengeschichtlichen Schule nahmen freilich die Ideen in der Regel erst da auf, wo sie schon fertig geformt waren, bei Schriftstellern und Staatsmännern. Zu den Schichten des Volkes, die ihre Tendenzen nicht literarisch verfechten, auf die geschichtliche

Entwicklung aber meist von viel größerer Bedeutung sind, stiegen sie nicht gern herab. Sie waren außerdem meistens nationalökonomisch ganz ungenügend geschult. Sie waren nicht imstande, den wirtschaftlichen Untergrund einer politischen Bewegung zu erkennen, kaum den militärischen. Sie lehnten finanzgeschichtliche Untersuchungen nicht prinzipiell ab, aber sie vermochten nicht, diese für die Geschichte der Ideen fruchtbar zu machen. Sie versuchten sowenig wie die Romantiker, die wirtschaftsgeschichtlichen Anregungen der Aufklärungshistoriographie auszunutzen. Was hatte nicht Heeren aus den Lehren Adam Smiths zu machen gewußt! Den Historikern der ideengeschichtlichen Richtung würde man es nicht anmerken, daß seither Malthus und Ricardo geschrieben hatten. Ranke z. B. behandelte Angaben der Quellen über Bevölkerungsbewegungen naiver und kritikloser als Voltaire. Auf anderen Gebieten verhielt es sich ganz ähnlich.

Über all dem darf man den ungeheueren Fortschritt nicht verkennen, den die geschichtliche Erkenntnis der historischen Ideenlehre verdankt. Sie war die erste Richtung, die große geistige Bewegungen zu Einheiten zusammenfaßte. Sie beseitigte für ihren Bereich die unklaren und bequemen Ausdrücke *Geist der Zeit*, ja *Geist des Volkes*. Sie definierte ihre Ideen oft ideologisch-einseitig und überschätzte ihre praktische Bedeutung. Aber sie leitete den Verlauf der Geschichte nicht aus Konstruktionen ab, die nur in der Phantasie moderner Geschichtsphilosophen bestanden. Ihre *Ideen* hatten einmal wirklich existiert und realen Bedürfnissen zum Ausdruck gedient. Man ist gegenwärtig geneigt, die Vorzüge dieser Schule über ihren Mängeln zu übersehen. Man muß die ideengeschichtliche Schule mit den Romantikern zusammenstellen, um ihren wahren Wert zu erkennen.

Wilhelm v. Humboldts Aufsatz *Über die Aufgabe des Geschichtschreibers* (1821) erschien zuerst 1822 in den Abhandlungen der Berliner Akademie, seither häufig, in der Akademieausgabe der Werke I, 4 (1905), 35 ff. ed. A. Leitzmann. Vgl. darüber L. Erhardt in der *Hist. Ztschr.* 55 (1886) und E. Spranger ibid. 100 (1908), 541 ff. und die dort angeführte Literatur (besonders R. Fester, *Humboldts und Rankes Ideenlehre* in der *Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* VI). Vgl. ferner O. Kittel, *W. v. Humboldts geschichtliche Weltanschauung* 1901 (Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte VII, 3); Meinecke, *Weltbürgertum und Nationalstaat* (1908), 43 ff. — Über die Ideenlehre im allgemeinen hat ausführlich, aber nicht eben befriedigend J. Goldfriedrich gehandelt: *Die historische Ideenlehre in Deutschland* 1902. — E. Spranger, *W. v. H. die Humanitätsidee* 1909.

3. Die neuen Anschauungen über die politisch-nationale Bedeutung der schönen Literatur.

Die politische Bedeutung der schönen Literatur. Die neuen Ansichten über den politischen und nationalen Wert der Literatur sind ihrer Entstehung nach mit der historischen Ideenlehre nahe verwandt. Sie sind wie diese aus den Erfahrungen der französischen Literatur abstrahiert. Sie unterscheiden sich von ihr nur dadurch, daß sie philosophisch schwächer fundiert sind und dafür das romantische Dogma von der Nationalität stärker betonen.

Voltaire hatte zum ersten Male der schönen Literatur in einem Geschichtswerke einen Platz eingeräumt. Aber er hatte in ihr nur ein Objekt ästhetischen Genusses gesehen. Er hatte in ihr keine politische und nationale Macht erkannt. Er hatte sie in keine Verbindung mit dem geistigen, geschweige denn mit dem staatlichen Leben gesetzt.

Auch hier schien die Erfahrung des 18. Jahrhunderts etwas anderes zu lehren. Zumal die französische Literatur der Zeit war von den Tendenzen der Aufklärung so stark beherrscht und hatte die Poesie so oft der philosophischen Propaganda geopfert, daß sie nicht wohl nur nach künstlerischen Rücksichten gewürdigt werden konnte. Wenn man einmal annahm, daß die Aufklärung die Französische Revolution produziert hatte, so mußte man auch der schönen Literatur, die die Ideen der Aufklärung hatte verbreiten helfen, politische Bedeutung zuerkennen.

Dies hätte sich nun wohl hören lassen, wenn man nur diesen einzelnen, dazu noch ungenügend beobachteten Fall nicht ungebührlich verallgemeinert hätte. Die Auffassung Voltaires war notorisch unbefriedigend. Die Literatur war bei ihm aus ihrer natürlichen Verbindung mit den sozialen und politischen Zuständen und den religiösen Vorstellungen gelöst. Aber wenn die neue Schule einen guten Teil dieser Versäumnisse gutmachte, so neigte sie dafür oft dazu, willkürliche Zusammenhänge zu konstruieren und den Einfluß der Literatur auf das öffentliche Leben beträchtlich zu überschätzen. Besonders den moralischen Einfluß. Die *frivole* Literatur des 18. Jahrhunderts sollte ja nicht nur politisch zersetzend eingewirkt haben; sie sollte auch eine *sittliche Fäulnis* in Regierung und Volk herbeigeführt haben. Man hielt sich nicht mehr damit auf, frühere Zeiten genau auf ihre moralischen Zustände hin zu untersuchen; man begnügte sich damit, aus der Literatur auf diese Rückschlüsse zu ziehen.

Man hatte von der älteren Literatur der europäischen Völker zwar nur sehr fragmentarische Kenntnisse. Es passierte deutschen romantischen Kritikern, daß sie das spanische klassische Drama allein auf Grund des höfischen Calderon beurteilten, ohne von Lope de Vega auch nur ein einziges Stück zu kennen. Man unterließ auch, die populäre Literatur des 18. Jahrhunderts, die man kannte, mit der populären Literatur früherer Zeiten, die man nicht kannte, methodisch zu vergleichen. Man hielt sich an ein paar klassische Werke. Trotzdem zog man ruhig seine Folgerungen. Man schloß aus der Gediegenheit einiger älterer Werke auf sittlich hochstehende Anschauungen. Man verwechselte künstlerische Vorzüge mit moralischen.

Die Romantiker behandelten die Literaturgeschichte anregender und geschichtsphilosophisch fruchtbarer als die Aufklärer, die auch als Historiker nur nach dem Kanon der klassizistischen Ästhetik urteilten. Aber ihre Methode war liederlicher; sie arbeiteten mit einem dürftigen Material und willkürlichen kulturgeschichtlichen Konstruktionen. Sie versagten meistens gegenüber rein künstlerischen Werten.

Das delikate Problem des Zusammenhanges zwischen Literatur und Gesellschaft suchten sie auf plumpe und äußerliche Weise zu lösen.

Die Literatur als nationale Schöpfung. Viele von ihnen verbanden diese Vorstellungen von der universalen Bedeutung der Literatur außerdem mit dem Nationalitätsdogma. Es ist in dem ersten Abschnitte darauf hingewiesen worden, wie unter dem Einflusse der Opposition gegen die Französische Revolution der Widerstand gegen den (französischen) Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts einsetzte und das moderne Nationalitätsgefühl entstand. Es ist gezeigt worden, wie sich daraus die sonderbare und mit aller geschichtlichen Erfahrung im Widerspruch stehende Ansicht bildete, daß jeder Eingriff in die nationale Entwicklung von außen her Schaden bringe. Diese Lehre wurde dann auch auf die Geschichte der Literatur und Kunst ausgedehnt. Obwohl zum mindesten seit der Einführung der Renaissancekunst von einer nationalen Tradition im eigentlichen Sinne des Wortes keine Rede mehr sein konnte, so wurde trotzdem jetzt die Parole ausgegeben, daß nur d e r Künstler Großes leisten könne, der Anregungen des Auslandes ablehne und sich allein an nationale Vorbilder halte. Womöglich an christlich gesinnte; denn schon die Renaissancekunst, die Durchbrechung der christlichen (mittelalterlichen) Kunsttradition zugunsten eines fremden Ideals (des antiken), sollte sich auf einem Irrwege befunden haben. Man wandte daher der (angeblich oder wirklich) nationalen Literatur und Kunst des Mittelalters eine besondere Aufmerksamkeit zu. Wenn im 18. Jahrhundert Forscher mittelalterliche Literaturdenkmäler veröffentlicht hatten, so war dies aus naiver patriotischer Freude geschehen: man wollte zeigen, daß auch das eigene Volk in der Vergangenheit künstlerisch etwas geleistet habe, nicht nur die Italiener. Die Romantiker dagegen betrieben das Studium der älteren nationalen Literatur aus dem Gedanken heraus, daß der modernen Kunst nur Heil erblühen könne, wenn sie sich genau an diese anschließe.

Es ist hier nicht der Ort, auf die sonderbaren historischen Mißverständnisse aufmerksam zu machen, denen die romantischen Kunstphilosophen hiebei zum Opfer fielen. Es ist Sache der modernen Literaturgeschichte zu zeigen, daß die Voraussetzungen der romantischen nationalistischen Ästhetik falsch sind, und nachzuweisen, daß die deutschen Romantiker, die sich aus Opposition gegen die klassizistische Kunstpoesie des 17. und 18. Jahrhunderts (die sie mit Unrecht für ein spezifisch französisches Produkt hielten) zu der *klassischen* Literatur und Kunst des Mittelalters zurückwandten, dabei Schöpfungen in den Vordergrund schoben, die noch ganz anders von der französischen Kunst abhängig waren als die Werke, gegen die sie sich zur Wehr setzten, ja daß die Literatur und Kunst des Mittelalters überhaupt nur in beschränktem Sinne als rein christlich-europäisch gelten können. Die Anschauungen der Romantik über Literatur und Kunst mußten nur deshalb hier erwähnt werden, weil sie vielleicht noch

stärker als die eigentlich politischen Theorien in der Geschichtschreibung Spuren hinterlassen haben.

Ebenso kann hier nur im allgemeinen angedeutet werden, wie stark alle diese romantischen Theorien von Rousseau abhängig sind. Der Rousseauische Optimismus, wonach der seinen natürlichen Trieben überlassene Mensch von selbst gut handelt, ist die stillschweigende Voraussetzung der romantischen Lehre, daß allein die sich selbst überlassene natürliche Entwicklung im politischen und Rechtsleben zum Guten führe. Nur daß die Ansichten Rousseaus von den Romantikern national eingeschränkt wurden: Gut ist nur, was aus der Nation kommt und mit ihrem Wesen in Verbindung steht.

Einzelne Werke. Die romantischen Anschauungen über den Zusammenhang zwischen Nation, Religion und Literatur haben hauptsächlich in der französischen Historiographie Ausdruck gefunden.

Den Einfluß religiöser Vorstellungen auf den Charakter einer Literatur hat wohl zum ersten Male Chateaubriand (vgl. u. S. 444) im einzelnen festzustellen gesucht. Sein *Génie du Christianisme* (1802) ist allerdings kein historisches, sondern ein Tendenzwerk. Aber was darin über den Unterschied zwischen der antiken und modernen Kunst bemerkt wird, eröffnete trotzdem eine neue Epoche historisch-ästhetischer Kritik.

Chateaubriand brach mit dem Dogmatizismus der klassizistischen Ästhetik. Er stellte nicht nur die moderne Literatur über die antike, sondern er suchte auch die prinzipiellen Differenzen zwischen beiden historisch zu begründen. Die Modernen übertreffen nach seiner Ansicht die Alten in der Charakterschilderung, weil das Christentum im Gegensatz zum Polytheismus zugleich eine Religion und eine Moral ist, in die Geheimnisse der Leidenschaften eindringt und eine dem Altertume unbekannte *partie dramatique morale* besitzt (p. II l. 2 ch. 1). Die antike Mythologie verkleinerte die Natur und machte große Naturgemälde unmöglich (l. 4 ch. 1 ibid.).

Von dieser Anschauung zu der Lehre, daß der moderne Dichter nur noch christliche Stoffe behandeln dürfe, war nur ein Schritt.

Den Zusammenhang der Literatur mit der Nationalität suchte zum ersten Male an Hand eines Beispieles ausführlich nachzuweisen Madame de Staël (1766 bis 1817) in ihrem bekannten Buche *De l'Allemagne* (1813). Auch dieses Werk diente einer Tendenz; aber die Art, wie zwischen der Literatur und den gesellschaftlichen Verhältnissen in Deutschland eine Verbindung hergestellt wurde, war von allgemeiner historischer Bedeutung. Ihr Programm hatte Frau von Staël übrigens bereits lange vorher in der Schrift *De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales* (an VIII = 1800) entwickelt.

An Madame de Staël schloß sich vor allem Abel-François Villemain (1790 bis 1870; 1816 zum Professor für französische Eloquenz ernannt, unter Louis-Philippe Kammerabgeordneter und Pair de France, zweimal Minister des öffentlichen Unterrichtes, 1832 zum *Secrétaire perpétuel* der französischen Akademie gewählt) an. Sein literaturgeschichtliches Hauptwerk, das *Tableau du XVIIIe siècle* (Vorlesungen gehalten in den Jahren 1827 bis 1829), hat sich hauptsächlich zur Aufgabe gestellt, die Einwirkung der Aufklärung und der politischen Zustände auf die Literatur des 18. Jahrhunderts in England, Frankreich und Italien darzustellen. Seine Arbeit wird heute leicht unterschätzt, weil vieles, was darin zum ersten Male gesagt ist, seither zum Gemeinplatz geworden ist, und man muß auch zugeben, daß er auf die tieferen Wurzeln der Aufklärung kaum eingeht. Aber wer ihn mit seinen Vorgängern vergleicht, wird seinen Wert wohl erkennen. Er ist der erste, der sich an einer wirklichen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts versuchte. Die einzelnen Literaturwerke stehen bei ihm nicht mehr isoliert; sie sind

untereinander und mit den politischen Verhältnissen der Länder, in denen sie entstanden, so gut es geht, in Verbindung gebracht.

Leider hat er nur ähnlich wie Guizot öfter seine Gedanken durch politische Anspielungen und ungehörige Konzessionen an die Kathederrhetorik um ihre beste Wirkung gebracht. Auch stand er den Berühmtheiten des 18. Jahrhunderts noch zu nahe, als daß er sie schon ganz unbefangen hätte kritisieren dürfen. Er brachte an den hergebrachten Urteilen oft sehr entschiedene Korrekturen an; aber er wagte kaum je, sie ganz umzustoßen.

Seinen Stoff hatte Villemain beinahe zu geschickt ausgewählt. Dies sah man, als er später (1830) die Literatur des Mittelalters nach seiner Methode zu behandeln versuchte (*Littérature du Moyen Age*). Diesem Gegenstande gegenüber versagte der elegante Redner vollständig. Um die mittelalterliche Literatur historisch einzureihen, braucht es eine ganz andere philosophische und historische Bildung als um den Zusammenhang zwischen Literatur und *Philosophie* im 18. Jahrhundert zu erkennen. — Vgl. F. Brunetière, *L'Évolution de la critique* 1890.

Villemains bedeutendster Nachfolger war Gervinus (s. u.).

Die drei genannten Schriftsteller sind übrigens, was vielleicht ausdrücklich bemerkt werden muß, hier nicht als Vertreter der streng romantisch-nationalen Literaturbetrachtung angeführt. Sie sind vielmehr gerade deshalb erwähnt worden, weil sie weniger als andere Zeitgenossen von dogmatisch vorgefaßten Meinungen ausgingen und deshalb auch Wertvolleres leisteten.

II. Die spiritualistische Rationalisierung der Geschichte unter dem Einflusse Hegels.

1. Die Geschichtsphilosophie und Ideenlehre Hegels.

Die romantische historisch-politische Doktrin war in ihrer reinen Form für die Geschichte so gut wie unbrauchbar. Eine Richtung, die unbedingte Achtung vor dem *historischen Recht* verkündigte, dem Schlagworte Legitimität anhing und eine *Restauration* der Staatswissenschaften und der politischen Einrichtungen ins Werk zu setzen versuchte, mochte die Worte Entwicklung und allmähliches Entstehen wohl im Munde führen, war aber nicht imstande, mit diesen Begriffen Ernst zu machen. Sie war dogmatisch durch und durch. Sie konnte natürlich nicht leugnen, daß ketzerische Abweichungen von dem wahren Glauben vorgekommen seien und noch vorkämen; aber sie konnte darin nichts anderes als sündhafte Verfehlungen erblicken. Sie arbeitete mit unveränderlichen Größen wie Volksgeist und ließ unerklärt, warum die gottgewollte Ordnung der Verhältnisse sich im Laufe der Zeiten hatte modifizieren müssen. Die ganze neuere Geschichte stellte sich als ein ungeheurer Abfall dar.

Der Zauberkünstler, der die romantischen Theorien vom Volksgeist und der unbewußten organischen Entwicklung mit der historischen Realität und der Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Lebens zu vereinigen unternahm, war Hegel.

Hegel bediente sich dazu auf eine eigentümliche Weise der alten theologischen Geschichtstheorie. Er rationalisierte und modernisierte sie so weit, daß sie wieder wissenschaftlich akzeptabel wurde, und

übertrug sie in dieser neuen Form auf alle Gebiete der Geschichtsforschung.

Die deutsche Aufklärung hatte im Gegensatz zur französischen und englischen stets einen starken theologischen Einschlag behalten. Die altchristliche Lehre, wonach der *Weltgeschichte* ein göttlicher Heilsplan zugrunde liegen sollte, war von ihr meistens nicht schlechtweg abgelehnt, sondern rationalistisch umgebildet worden. Sie hatte die biblisch-dogmatische Formulierung verworfen, aber an der Fiktion einer *Erziehung des Menschengeschlechts* und einer einheitlich gegliederten Weltgeschichte festgehalten. Am liebevollsten hatte Herder diese Theorie ausgebaut; er hatte bloß den Begriff der Seligkeit durch den der *Humanität* ersetzt (o. S. 408 f.). An ihn knüpfte Hegel an. Er supponierte wie seine Vorgänger, daß die geschichtliche Entwicklung stets einen Fortschritt zum Bessern zeige. Er ging nur dadurch über sie hinaus, daß er diese Entwicklung schematisierte und zugleich nicht nur in der sog. Weltgeschichte sondern auch in den einzelnen Gebieten der Geschichte, besonders der Geistesgeschichte, einen gesetzmäßigen Verlauf finden wollte.

Hegel tat so beiden Parteien Genüge: den Romantikern, indem er ihr Dogma von der organischen Entwicklung annahm, den Gegnern des unhistorischen Quietismus, indem er zeigte, wie innerhalb der vom Volksgeist gesetzten Schranken historische Veränderungen nicht nur stattfinden konnten, sondern nach den Bestimmungen des Weltgeistes sogar stattfinden mußten. Den frommen Romantikern kam er dadurch entgegen, daß er mit seiner *Geschichtsphilosophie* einen Teil der christlichen Dogmatik wenigstens äußerlich restaurierte, den Rationalisten dadurch, daß er die theologischen Formeln vermied und modern wissenschaftlich klingende an ihre Stelle setzte. Er schien auch in der Geschichte den Zwiespalt zwischen *Glauben und Wissen*, zwischen dem Glauben an sittliche Mächte in der Geschichte und an eine von einem höheren Geiste geleitete Entwicklung der Menschheit und dem Wissen, das nur eine Fülle sich widersprechender Einzelerscheinungen und irrationaler Kräfte zeigte, überwunden zu haben.

Hegel übernahm alle unhistorischen Voraussetzungen der Romantik und bildete sie zum Teil noch extremer aus. Er übertrieb das Dogma von der organischen Entwicklung, indem er irrationale gewaltsame Eingriffe in den Gang der Geschichte und den Einfluß des Zufalls nicht nur im allgemeinen sondern bis in alle Einzelheiten, bis auf die Entstehung individueller Gedankengebilde (wie es z. B. manche philosophische Systeme sind), ausschloß. Das Individuum ist bei ihm noch viel ohnmächtiger als bei den Romantikern. Bei diesen kann es doch wenigstens innerhalb der von der Nationalität und den geschichtlichen Mächten überhaupt gezogenen Grenzen eine Wirksamkeit entfalten; bei Hegel löst es sich ganz im Weltgeist auf.

Die Gegenwart als geschichtsphilosophischer Ausgangspunkt. Schlimmer und eine eigentliche Versündigung gegen alles geschichtsphilo-

sophische Denken war, daß Hegel als Endpunkt und Ziel der Entwicklung überall die Gegenwart setzte. Man kann wohl sagen, daß er, trotz aller Intelligenz, als Geschichts p h i l o s o p h prinzipiell und methodisch hinter der altchristlichen Geschichtstheorie, ja sogar hinter Herder zurücksteht. Die Lehre der früheren Theoretiker ruhte auf einem imaginären Fundamente, auf der Identifizierung des kleinen, damals bekannten Ausschnittes aus der Weltgeschichte mit dieser selbst. Aber sie war, wenn man einmal den Glauben der christlichen Kirche für wahr hielt, in sich vollständig geschlossen und wirklich universal gedacht. Ihr Anfang und ihr Schluß waren gegeben und behielten immer ihre Gültigkeit: Paradies und Jüngstes Gericht grenzten die Geschichte aller Menschen zu allen Zeiten ein. Eine Philosophie der Geschichte, die sich auf diese Voraussetzungen stützte, war ihres Namens würdig. Noch die Aufklärer hatten diesen in seiner Art richtigen Grundgedanken nicht aufgegeben. Wenn Herder *Humanität* an die Spitze der Entwicklung stellte und Lessing und andere von einer Erziehung des Menschengeschlechts sprachen, so wollten sie damit von einem Ziele in der Zukunft reden, zu dem die Gegenwart wohl eine Vorstufe bilde, als dessen Vollendung sie aber noch nicht aufgefaßt werden könne.

Erst Hegel hat die unphilosophische Betrachtungsweise in die Philosophie der Geschichte eingeführt, die die zufällige Gegenwart an das Ende der Geschichte setzt. Erst er hat die Kühnheit gehabt, ein System zu erfinden, das zwar die ganze Vergangenheit dem Gesetz der Entwicklung unterwirft, die Zukunft aber aller Erfahrung zuwider als bewegungslose Masse annimmt. Hegel hat der modernen geschichtlichen Erkenntnis zwar die Konzession gemacht, daß er das Paradies am Anfang (das bei Herder noch in der Form des von Humanitätsgefühlen erfüllten friedlichen Wilden weiterlebt) vollständig beseitigte. Aber er blieb hinter allen seinen Vorgängern insofern zurück, als er nicht die Geschichte überhaupt, sondern bloß die Gegenwart zu erklären suchte.

Die neue Auffassung von der Bedeutung der Tradition. Hegels ungeheueres Verdienst liegt darin, daß er die Bedeutung der (geistigen) Tradition noch ganz anders deutlich erkannt und scharfsinnig nachgewiesen hat als die Romantiker vor ihm.

Schon diese hatten der Aufklärung gegenüber auf den Wert der Tradition aufmerksam gemacht. Aber sie hatten gewisse traditionelle Anschauungen einseitig vergöttert und hatten in ganz unhistorischer Weise die Unveränderlichkeit traditioneller Größen postuliert. Hegel überwand diese willkürlichen und oberflächlichen Annahmen. Er war unparteiischer als die Romantiker. Er verwarf nicht die Zeit des Absolutismus zugunsten des (nicht verstandenen) Mittelalters, erhob nicht die Zeiten frommer Gläubigkeit auf Kosten der Aufklärungsperioden. Er operierte viel klüger und moderner als die romantischen Politiker. Vor allem aber war er als der erste historische Denker

imstande, auch dann einen Einfluß der Tradition nachzuweisen, wenn Schlagwörter und Formeln sich geändert hatten, ja wenn die Tendenzen sich geradezu entgegenzutreten schienen. Er sah nicht nur da Tradition, wo offenkundig Jüngerschaft bestand, wo ein im Grundsatze angenommenes System weiter ausgebaut und fortgeführt wurde, sondern auch da, wo die Einseitigkeit einer Theorie zu Einseitigkeiten nach der entgegengesetzten Richtung, zu »Nachahmungen in der Umkehrung« den Anlaß gab und wo aus feindlichen Systemen ein neues, *höheres* kombiniert wurde. — Wahrlich der Mann, der alte und neue Gedankengänge, Theologie und Aufklärung, zu blendenden Synthesen zusammenzuschweißen verstand, brauchte das Vorbild zu seiner Geschichtstheorie nicht weit zu suchen. Er übertrug seine eigene Methode auf die Geschichte und ließ den Weltgeist nach seinen Regeln arbeiten. Was Winckelmann nur geahnt und nur in der Geschichte künstlerischer Stilarten durchgeführt hatte, erweiterte Hegel zu einem allgemeinen geschichtsphilosophischen Systeme.

Hegels Konstruktionen. Was die historische Erkenntnis Hegel an fruchtbaren Anregungen zu verdanken hat, ist fast alles in seinen Anschauungen von der Bedeutung der geistigen Tradition enthalten. Leider begnügte er sich nicht damit, auf Grund dieser Ansichten eine Entwicklungsformel zu konstruieren, nach der sich unter normalen Umständen der Verlauf der Geschichte richten könne, sondern er wollte sein ideales Schema überall und immer in der Geschichte verwirklicht sehen. Der Fortschritt des philosophischen Denkens über These und Antithese zur Synthese sollte sich auch in der empirischen Realität stets vollzogen haben.

Hegel kam damit sofort in das Gebiet durch und durch unhistorischer Konstruktionen. Schon sein Schema selbst ist unbewiesen, ja falsch. Selbst in dem praktisch beinahe undenkbaren Falle, daß sich eine geistige Entwicklung im isolierten Raume — ohne störende Eingriffe von außen, sei es in Form unberechenbarer politischer oder sozialer Veränderungen oder als Einwirkung fremder, anderwärts entstandener Vorstellungen — vollzöge, würde nach dem Gesetze der Beharrlichkeit unter normalen Umständen nicht Entwicklung, sondern Stillstand die Regel sein. Es mag einzelne bedeutende Persönlichkeiten geben, die auf neue Bahnen dringen: die große Masse der Menschen, die doch historisch und noch mehr geschichtsphilosophisch allein in Betracht kommt, hängt, wenn sie nicht durch äußere Verhältnisse zur Veränderung gezwungen wird, überlieferten Anschauungen unverbrüchlich an. Aber selbst wenn diese Voraussetzung Hegels richtig wäre, so kann unter keinen Umständen davon die Rede sein, daß die Entwicklung geistiger Begriffe sich immer gerade nach einem dialektischen Schema vollzieht. So einfach und logisch geht der Weltgeist nicht vor. Man braucht nur den Blick von den glänzenden Konstruktionen Hegels rasch auf die empirische Geschichte zu werfen, damit seine Theorie als Gesetz in nichts zerfällt. Selbst wenn man den Zufall im gewöhnlichen Sinne des Wortes und den unberechenbaren

Einfluß einzelner Individuen ausschließen wollte, so bliebe immer noch die Tatsache bestehen, daß alle menschlichen Verhältnisse (physiologische, politische, geistige, ökonomische usw.) viel zu sehr gegenseitig voneinander abhängig sind und sich in ihren Wirkungen viel zu häufig kreuzen, als daß irgendeine Entwicklungsformel, die nur e i n Bedürfnis zum Ausgangspunkte nimmt und das Streben nach dessen Befriedigung in ein Schlagwort zusammenfaßt, auf gesetzmäßige Geltung Anspruch erheben könnte.

2. Hegel als Historiker.

Frühere geschichtsphilosophische Denker wie Bodin und Vico hatten sich weder historiographisch versucht noch auf die Geschichtschreibung ihrer Zeit einen Einfluß ausgeübt. Die vorliegende Darstellung hat daher von ihnen nicht Notiz nehmen können. Bei Hegel liegen die Verhältnisse anders. Weil sein System die Wirklichkeit selbst auf eine Formel bringen wollte, versuchte er sich an historischen Darstellungen und hinterließ eine große historische Schule.

Die *Geschichte der Philosophie.* Hegel hatte sein dialektisches geschichtsphilosophisches Schema aus seiner philosophischen Methode entwickelt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sein System auf keinem Gebiete der Historie so reiche Früchte getragen hat wie auf dem der Philosophiegeschichte. Die Vorzüge Hegels treten dort deutlicher hervor, die Mängel erscheinen geringer als sonst.

Wer die Geschichte der Philosophie von Thales bis zur Gegenwart (die chinesische und indische Philosophie wird nur in der Einleitung kurz erwähnt) als eine Einheit faßte, beging wenigstens keine absolute Vergewaltigung an dem Stoffe. Er ignorierte alle äußeren, nicht philosophischen Einflüsse und nötigte der Geschichte ein Schema auf, das der Wirklichkeit fremd ist. Aber er behandelte wenigstens ein Gebiet, auf dem die geistige Tradition eine außerordentliche Wirkung oft auf Kosten der Individualität ausgeübt hat und wo häufiger als sonst der Fall eintreten mochte, daß die Entwicklung sich durch Antithese und Synthese vollzog. Neue Systeme lassen sich leichter und freier schaffen als z. B. neue soziale Zustände. Gerade weil die Philosophie ebensowohl einem künstlerischen wie einem wissenschaftlichen Bedürfnisse entspricht, ist der Trieb nach Abwechslung bei ihr besonders stark ausgeprägt. Und weil sie nur im Geist der wenigen Menschen lebt, die spekulative Anlagen haben und im Denken Genuß finden, ist die natürliche Neigung zu geistiger Beharrlichkeit bei ihren Anhängern weniger stark als bei den Menschen, die sonst Geschichte machen.

Zwischen Winckelmann, den man als einen Vorläufer bezeichnen könnte, und Hegel lag Kant und die Kritik der Vorstellungen von der Zeit. Winckelmann hatte sich die Entwicklung der Kunst als eine Veränderung gedacht, die im Verlaufe der Zeit notwendig eintrete. Hegel suchte sich von der empirisch gegebenen Vorstellung der Zeit

freizumachen. Die Philosophie hat nicht einmal einen Gipfel erreicht, ist nicht einmal *wahr* gewesen, wie die Kunst nach Winckelmann einmal *schön* war, sondern ihre früheren und späteren Stufen bilden eine Einheit. Die Philosophie ist in keiner Zeit ganz; ihre Idee kommt erst in ihrer historischen Entwicklung zur Entfaltung. *Das Studium der Geschichte der Philosophie ist Studium der Philosophie selbst* (*Gesch. der Philos.* 1. Aufl. I, 43). Denn der Inhalt der *Idee* legt sich in die verschiedenen Philosophien als die Formen auseinander. *Die Mannigfaltigkeit der Bestimmungen, die hier erscheint, ist aber nicht unbestimmt, sondern notwendig; die Formen integrieren sich zur ganzen Form. Es sind die Bestimmungen der ursprünglichen Form; zusammen macht ihr Bild das Ganze aus* (ibid. I, 48). Nur scheinbar wird eine Philosophie durch die andere widerlegt. *Diese Widerlegung kommt in allen Entwicklungen vor. Die Entwicklung des Baumes ist Widerlegung des Keimes, die Blüte die Widerlegung der Blätter, daß sie nicht die höchste, wahrhafte Existenz des Baumes sind. Die Blüte wird endlich widerlegt durch die Frucht; aber sie kann nicht zur Wirklichkeit kommen ohne das Vorhergehen aller früheren Stufen* (I, 51). Der Geschichtschreiber der Philosophie hat nicht zu raisonnieren oder zu urteilen, sondern jedes System an seinem Platze zu begreifen und zu rechtfertigen. Auch hier besteht die *große Präsumption, daß es in der Welt vernünftig zugegangen* (I, 49).

Diese Vernunft drückt sich darin aus, daß *die Aufeinanderfolge der Systeme in der Geschichte dieselbe ist wie die Aufeinanderfolge in der logischen Ableitung der Begriffsbestimmungen der Idee* (I, 43), und daß *das Fortleitende die innere Dialektik der Gestaltungen* ist (I, 50).

Man sieht ohne weiteres, wie gewaltsam hier Hegel konstruiert, und die Geschichtsforschung hat denn seither auch genugsam nachgewiesen, wie wenig sein System der Wirklichkeit entspricht. Man darf aber zweierlei darüber nicht vergessen.

Erstens hat Hegel in Übereinstimmung mit der ganzen romantischen Geschichtsauffassung auf dem Gebiete der Geistesgeschichte der individuell-lehrhaften und der pragmatischen Erklärungsweise definitiv ein Ende gemacht. Die Methode, philosophische Systeme aus kleinlichen persönlichen Intrigen herzuleiten, war überwunden.

Zweitens war zum ersten Male der Versuch gemacht worden, eine Geschichte der Philosophie zu verfassen, in der zwischen den einzelnen Systemen ein innerer Zusammenhang hergestellt war. Vor Hegel gab es nur Geschichten der Philosophen, wie es vor Winckelmann nur Geschichten der Künstler gegeben hatte. Daß Hegel seine Ansichten über das Abhängigkeitsverhältnis späterer philosophischer Systeme von früheren spekulativ überspannte und in seine unglückliche dialektische Schablone preßte, kann seine Verdienste vermindern, aber nicht aufheben. Er ist der erste, der sich an einer genetischen Geschichte der Philosophie versucht hat.

Von keinem anderen seiner historischen Werke sind denn auch historiographisch so starke Wirkungen ausgegangen wie von diesem

seinem Lieblingskollege. Man kann wohl sagen, daß die ganze neuere Philosophie- und Dogmengeschichte ohne seine *Geschichte der Philosophie* eine andere Gestalt gewonnen hätte.

Und zwar obwohl Hegels Werk, auch abgesehen von dem spekulativen Grundirrtume, manche Mängel hatte. — Es ist kein Buch, sondern bloß ein Kollegheft und kann nicht als abgeschlossene Arbeit gelten. Die gelehrten Vorarbeiten gehen, wie es bei einem enzyklopädisch schaffenden Philosophen nicht anders zu erwarten ist, nicht eben tief. Die Abneigung gegen die neue philologisch-kritische Methode hat öfter ungünstig eingewirkt. Aber das waren alles Unvollkommenheiten, die von spezialistisch arbeitenden Schülern leicht zu verbessern waren und dann auch bald verbessert worden sind. Sie berührten den Kern seiner Auffassung nicht.

Die *Philosophie der Geschichte.* Die *Geschichte der Philosophie* ging von einer unbewiesenen Supposition aus. Sie ersetzte die unberechenbaren Zufälligkeiten des historischen Verlaufes durch dialektische Konstruktionen. Sie spiritualisierte die Geschichte der Philosophie in ungehöriger Weise, insofern sie die Systeme der Philosophen von allen nicht philosophischen Grundlagen völlig loslöste, ja sogar von ihrer geistigen Umgebung, z. B. dem realen Glauben der zeitgenössischen Massen, isolierte. Aber sie behandelte wenigstens einen Stoff, der wirklich innere Kontinuität besaß und der Geistesgeschichte angehörte.

Hegels *Philosophie der Geschichte* bedeutete demgegenüber einen Versuch am untauglichen Objekt.

Schon die Voraussetzung, daß es eine Weltgeschichte mit einheitlicher Entwicklung gebe, war unhaltbar. Die Lehre Augustins und Bossuets, die die *Weltgeschichte* um das Christentum gruppierte, war eng, aber in sich geschlossen und konsequent. Übersetzte man den Gedanken der Erziehung zum Christentum ins Weltliche und Metaphysische, so war es nicht mehr möglich, jedenfalls wenig philosophisch, den europäozentrischen Standpunkt, der nur von der Voraussetzung einer alleinseligmachenden Religion aus haltbar ist, zu bewahren. Man sieht es einem Philosophen nach, wenn er sein System für den Abschluß der philosophischen Entwicklung überhaupt hält und die frühere Spekulation auf dieses als den Endpunkt tendieren läßt. Aber ein historischer Denker, der in den politischen Zuständen der Gegenwart das Ziel der Weltgeschichte sieht, erniedrigt sich zum Publizisten. Und wenn er gar noch dieses Ziel mit der zufälligen Landesverfassung identifiziert und diese als das *vernünftige* Resultat der Geschichte gegenüber reformfreundlichen Oppositionsbewegungen hinzustellen sucht, so bekommt seine Philosophie auf unangenehme Weise das Aussehen einer offiziösen Apologie.

Dies war bei Hegel der Fall.

Für Hegel war die Weltgeschichte *der* (*notwendige*) *Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit* — eine Entwicklung, die sich nur dann konstruieren ließ, wenn man den »Orient« an den Anfang setzte, dann

Griechen und Römer folgen ließ und mit den *christlich-germanischen* Völkern schloß. Nun läßt sich diese Reihenfolge vielleicht wohl zugrunde legen, wenn man eine Geschichte der europäischen Kultur geben will. Wer aber wie Hegel energisch den Staat in den Mittelpunkt der Weltgeschichte stellte, hatte kein Recht, willkürlich den geographischen Schauplatz zu wechseln und einen Zusammenhang unter Staatsformen zu konstruieren, die unter sich kaum irgendwelche Berührung aufwiesen. Und woher schöpfte er die Kompetenz, aus der Tendenz zu größerer politischer Freiheit, die in den letzten Jahrhunderten in Europa hervorgetreten war, einen universalhistorischen Plan des Weltgeistes zu folgern? Warum hätte er nicht ebensogut vom *Orient* der Gegenwart, z. B. (da er die Geschichte staatloser Völker wie der Inder nicht anerkennen wollte) vom chinesischen Staate ausgehen können? Wenn als der Endzweck der Welt *das Bewußtsein des Geistes von seiner Freiheit und ebendamit die Wirklichkeit seiner Freiheit überhaupt angegeben* wurde, so war diese Welt, auch wenn man alle Völker ohne politische Begabung und ohne selbständige Kultur ausschied, nur mit einem kleinen Teile der realen Welt identisch.

Hegels *Philosophie der Geschichte* enthält eine Fülle kluger Bemerkungen. Die Polemik gegen die pragmatische Richtung ist außerordentlich geistreich durchgeführt. Aber die Weltgeschichte ist bei ihm in ein unhaltbares, wenn schon blendendes Schema eingepreßt. Seine Spekulation ist viel zu sehr von der theologischen Geschichtstheorie und der historischen literarischen Tradition abhängig. Daß ihm große Partien der alten Geschichte, z. B. die ältere babylonische und ägyptische Geschichte, noch unbekannt waren, ist natürlich nicht seine Schuld. Aber seine Kenntnisse in der außereuropäischen Geschichte sind überhaupt nicht eben bedeutend. Er versuchte zwar durch rasche Lektüre die Lücken seines Wissens auszufüllen. Aber die Fundamente seines im gemäßigten Konstitutionalismus der Gegenwart wurzelnden geschichtsphilosophischen Systems waren bereits gelegt, als er seinen Blick nachträglich noch über Europa und Vorderasien hinauswandte. Er erhob dazu noch energisch Widerstand, als die moderne Kritik die Voraussetzungen seiner geschichtsphilosophischen Konstruktionen zu erschüttern drohte. Er wollte lieber auf Grund ungenügender Kenntnis der Realien spekulieren als diese empirisch-kritisch untersuchen. Er lehnte die philologisch-kritische Methode im allgemeinen und Niebuhrs römische Geschichte im speziellen ab. Er betonte (in dem Abschnitte über die *römische Welt*), daß *man sich noch am besten bei den Geschichtschreibern zurechtfinde* (die er den *Philologen* und *Juristen* entgegensetzte), da diese *sich an die großen Züge halten und die Geschichte als solche achten*, somit *entschiedene Begebenheiten gelten ließen*. Eine sonderbare Methode. Es fragte sich ja eben, ob die *entschiedenen Begebenheiten*, die z. B. Livius erzählt, auf Wahrheit beruhten.

G. W. F. Hegel (geboren 1770 zu Stuttgart, gestorben 1831 zu Berlin, wo er seit 1818 als Professor der Philosophie lehrte) hat seine Vorlesung über *Geschichte der*

Philosophie zum ersten Male 1805/06 gehalten; gedruckt erschien diese zum ersten Male 1833 bis 1836 als Band 13 bis 15 der *Werke* (herausgegeben von Michelet). Eine neue Ausgabe erschien u. a. 1908, besorgt von Bolland.

Die *Philosophie der Geschichte* wurde zum ersten Male 1822/23 gelesen. Gedruckt zuerst 1837 als Band 9 der *Werke* (herausgegeben von E. Gans); zweite Ausgabe 1840 von Hegels Sohne Karl. Diese letztere Ausgabe seither mehrfach wiederholt.

Es ist natürlich unmöglich, an dieser Stelle die gerade in neuester Zeit wieder sehr angewachsene Literatur über Hegel, die meistens auch auf die Geschichtsphilosophie Rücksicht nimmt, vollständig anzuführen. Es mögen nur einige Werke genannt sein: P. Barth, *Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann* 1890; K. Mayer-Moreau, *Hegels Sozialphilosophie* 1910; H. Reese, *H. über das Auftreten der christlichen Religion in der Weltgeschichte* 1909. Vgl. auch W. Köhler, *Idee und Persönlichkeit in der Kirchengeschichte* 1910 und die dort angeführte Literatur.

3. Die Schule Hegels.

Das geschichtsphilosophische System Hegels hat auf die Geschichtschreibung einen mächtigen Einfluß ausgeübt. Wirklich fruchtbar erwies es sich aber nur für das Gebiet der Geistesgeschichte. Hegels Spiritualisierung der allgemeinen und der politischen Geschichte, sein Versuch, die Weltgeschichte als dialektischen Fortschritt einer Idee zu fassen, die mit der Wirklichkeit identisch sei, stand mit den realen Tatsachen in zu schroffem Widerspruche, als daß die politischen Historiker ihr hätten treu bleiben können. Wohl aber kam sie zur Herrschaft in der Geschichte der theologischen Dogmatik und der Philosophie, besonders dann, wenn die Historiker von der Theologie herkamen und so schon von sich aus zu der Annahme prädisponiert waren, daß eine Vorsehung die Geschichte planmäßig leite.

a) Baur.

Ferdinand Christian Baur (geboren 1792 zu Schmieden bei Kannstatt, Theologe, 1817 Professor an der Klosterschule in Blaubeuren, 1826 an die Universität nach Tübingen berufen, dort gestorben 1860) verfaßte zahlreiche Werke zur Kirchen- und Dogmengeschichte, von denen hier nur die wichtigsten genannt seien: 1. *Das manichäische Religionssystem* 1831; 2. *Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung* 1835; 3. *Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte* 1847; 4. *Paulus der Apostel Jesu Christi* 1845; 5. *Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien* 1847; 6. *Kirchengeschichte* 1853 bis 1863; die beiden ersten Bände noch von ihm selbst veröffentlicht (der erste unter dem Titel *Das Christentum und die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte*), der dritte von ihm vorbereitet, die beiden letzten nach Vorlesungsheften aus dem Nachlaß; 7. *Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung* 1852.

Vgl. O. Pfleiderer, *Die Entwicklung der protestantischen Theologie* 1891; K. Weizsäcker, *F. Chr. B.* 1892 (Rede); G. Frädrich, *F. Chr. B. . . als Theologe, Schriftsteller und Charakter* 1909; E. Schneider, *F. Chr. B. in seiner Bedeutung für die Theologie* 1909.

Baur als Schüler Hegels. Der größte und einflußreichste Schüler des Historikers Hegel war der württembergische Theologe Baur.

Baur übernahm seine geschichtsphilosophischen Anschauungen durchaus von Hegel. Seine Arbeiten zur Kirchengeschichte übertragen nur die Methode der *Geschichte der Philosophie* auf die Geschichte des

Christentums, genauer gesagt des christlichen Dogmas. Wenn der Meister in der Geschichte der Philosophie die Entfaltung der Idee der Philosophie gesehen hatte, so betrachtete Baur die Geschichte der Kirche als die Entfaltung der christlichen Idee. Wie Hegel glaubte er, daß der dialektische Prozeß, mit dessen Hilfe der Systematiker eine Idee entwickelt, zugleich auch die reale, historische Entwicklungsform sei.

Er hatte vor Hegel voraus, daß er einen Stoff behandelte, dessen innere Kontinuität noch in viel höherem Maße feststand als die Einheit der modernen und antiken Philosophie. Er stand insofern hinter ihm zurück, als die rein ideologische Auffassung der Geschichte der christlichen Kirche und Lehre viel weniger angemessen war als der Geschichte der Philosophie.

Baur behandelte gleichsam nur die Philosophie der Religion oder Theologie. Als Glaubenssätze gelten ihm nur die Vorstellungen, die innerhalb philosophisch gebildeter Kreise formuliert und fortgepflanzt worden waren. Seine Ideen haben keine Berührung mit der Wirklichkeit. Er ignorierte nicht nur das persönlich-irrationale Element (wie bei Hegel wirken bei ihm große Männer nur dadurch, daß sie eine Form der Idee verkörpern), er stellte nicht nur die Wandlungen der Dogmen außerhalb der politischen, sozialen und geographischen Verhältnisse, ja außerhalb der Veränderungen im Wesen der kirchlichen Organisation, sondern er löste sie auch aus ihrer Verbindung mit den realen Massenvorstellungen. Er ging allerdings hie und da der Einwirkung philosophischer Systeme auf die christliche Lehre nach; aber er blieb dabei stehen.

Wie die gleichzeitigen politischen Historiker gerne nur die Ideen leitender Persönlichkeiten zergliederten und als aktiv handelnde Mächte sich nur Regierungen und Parlamente dachten, so verschwindet für Baur das *Volk*, die Laien und Gemeinden, hinter den dogmenschaffenden Theologen. All das, was man heutzutage als Aberglauben bezeichnet, alle die populären Vorstellungen, die für die Geschichte der Religion von kardinaler Bedeutung sind, existieren für ihn überhaupt nicht. Er gibt weder eine Geschichte der religiösen Praxis noch eine der christlichen Frömmigkeit. Daß er die Geschichte der kirchlichen Verwaltung, des Kirchenrechts usw. ignorierte, könnte man damit rechtfertigen, daß man als sein einziges Ziel die Darstellung der Dogmengeschichte bezeichnete. Aber er hat auch diese dadurch völlig in die Luft gestellt, daß er den realen, wirksamen Glauben gänzlich zugunsten der Formeln zurücksetzte, mit denen die Theologen Lehrsätze der antiken Philosophie und christliche Ansichten zu versöhnen gesucht hatten.

Baur hat das Verständnis der Kirchengeschichte wesentlich gefördert. Er hat, Hegel folgend, den Pragmatismus endgültig überwunden. Er wies organische Zusammenhänge nach, wo man bisher nur ein willkürliches Nebeneinander gesehen hatte. Er hat die Dogmengeschichte ebenso geschaffen wie Hegel die Geschichte der Philo-

sophie. Aber er hat, auch abgesehen von dem Schematismus seiner Entwicklungsformel, das Problem, das der Pragmatismus aufgeworfen hatte, nicht gelöst, sondern nur umgangen.

Die Pragmatiker hatten Veränderungen der Glaubenslehre einseitig aus persönlichen Zufälligkeiten und politischem Kalkül hergeleitet. Baur fiel ins andere Extrem, seine Ideen führen ein selbständiges Dasein gleich überirdischen Wesen. Er suchte die Pragmatiker nicht dadurch zu überwinden, daß er ihren Anregungen nachging und sie mit ihren eigenen Waffen schlug. Er wäre im Rechte gewesen, wenn er ihnen gegenüber die selbständige Bedeutung der religiösen Tradition betont hätte. Er ließ statt dessen überhaupt nur diese bestehen und versäumte, die Einwirkung politischer, sozialer und ökonomischer Verhältnisse auf Kirche und Religion zu untersuchen.

Baur und die philologisch-kritische Methode. In einem Punkte schritt Baur durchaus über Hegel hinaus. Ungleich seinem Meister übernahm er die philologisch-kritische Methode (u. S. 461 ff.) in vollem Umfange. Man kann sagen, daß seine Stellung in der Geschichte der Historiographie vor allem durch seine Vereinigung Hegelscher spekulativer Ideen mit Rankischer Quellenkritik bezeichnet wird. Er war zwar nicht der erste Theologe, der Bücher in ihre Quellen zu zerlegen suchte (vgl. z. B. o. S. 411); aber er wandte zum ersten Male systematisch Rankes kritische Grundsätze auf die neutestamentlichen Schriften an. Er suchte mit Hilfe scharfsinniger Untersuchungen bis ins einzelne festzustellen, unter welchen Umständen die Quellenschriften entstanden seien und welchen Tendenzen sie hätten dienen müssen. Er hat sich, wie natürlich, auf diesem schwierigen Gebiete oft geirrt. Er hat sich, vor allem wohl in chronologischen Fragen, mehr als billig von vorgefaßten Meinungen, d. h. von seinem Glauben an die Hegelsche Entwicklungsformel, auf Abwege leiten lassen. Aber die prinzipielle Bedeutung seiner Neuerung wird dadurch nicht vermindert. Die Forschung hat ihn seither oft korrigieren müssen; den Satz, daß jede fruchtbare Bearbeitung der älteren Kirchengeschichte auf philologisch-historischer Kritik der Quellenschriften aufgebaut werden müsse, hat sie nie mehr in Zweifel gezogen.

Leider besaß Baur nichts von der künstlerischen Anlage Rankes. Er sondert die gelehrten Vorarbeiten nicht aus, sondern teilt sie wie Niebuhr im Texte selber mit. Von der Freude an der Wirklichkeit, die Rankes Jugendwerken einen unvergänglichen Reiz verleiht, findet sich bei Baur nichts. Die Geschichte wird bei ihm weniger erzählt als philosophisch deduziert. Er schreibt für ein esoterisches theologisch-philosophisch gebildetes Publikum. Auch ohne die Konkurrenz eines geborenen Künstlers wie Renan hätten seine Schriften schon lange aufhören müssen, als Geschichtswerke zu gelten.

b) Zeller.

Eduard Zeller (geboren 1814 zu Kleinbottwar in Württemberg, 1840 Privatdozent für Theologie zu Tübingen, 1847 bis 1849 Professor für Theologie zu Bern,

1849 zu Marburg; dort in die philosophische Fakultät versetzt, 1862 nach Heidelberg, 1872 nach Berlin berufen, 1895 emeritiert, gestorben 1908 zu Stuttgart) zählt in der Geschichte der Historiographie durch seine *Geschichte der griechischen Philosophie* (1844 bis 1852) und seine *Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz* 1872. — Vgl. H. Diels in den *Abhandlungen der Berliner Akademie* phil.-hist. Kl. 1908.

Neben Baur gehört zu den bedeutendsten Vertretern der Hegelschen Schule Eduard Zeller.

Zeller bezeichnet die Reaktion, die innerhalb der Hegelschen Richtung selbst gegen den Schematismus des Meisters einsetzte. In seinem Hauptwerke, der Baur gewidmeten *Geschichte der griechischen Philosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung*, wollte er, wie er in der Vorrede bemerkt, *zwischen der gelehrten Forschung und der spekulativen Geschichtsbetrachtung vermitteln.* Er lehnte die alte, rein kompilierende Methode ebenso entschieden ab wie Hegel; aber er folgerte daraus nicht, daß die Geschichte logisch konstruiert werden müsse. Klarer als andere Schüler Hegels sah er ein, daß die Geschichte immer nur einen empirischen Einzelfall zeigt. Noch unbefangener als Baur brachte er daher die philologisch-kritische Methode zur Anwendung. Er verwarf Hegels Geschichtsphilosophie nicht radikal; aber er modifizierte sie zugunsten der objektiven Realität.

Wenn die Schule Hegels in der Geschichte der griechischen Philosophie ihr Bestes geleistet hat, so ist dies kein Zufall. Kein Stoff verträgt Konstruktionen in der Art Hegels verhältnismäßig so gut wie dieser, — hat sich doch die hellenische Philosophie verhältnismäßig sehr unabhängig von Staat und Kirche entwickelt und nicht eigentlich geschlossene kirchenartige Organisationen hervorgebracht. Schon Hegel selbst hatte daher seinen wertvollsten Beitrag zur Geschichte in der Darstellung der griechischen Philosophie gegeben.

Auf Hegel geht bekanntlich auch die materialistische Geschichtsauffassung zurück, die aber hier nicht näher besprochen werden kann, da sie in unserer Periode wohl theoretisch formuliert wurde (zum ersten Male wohl in Karl Marx' *Misère de la Philosophie* 1847), darstellenden Geschichtswerken aber noch nicht zugrunde gelegt wurde.

III. Die romantische Darstellungsform und die Lehre vom Lokalkolorit.

1. Allgemeines.

Die Beobachtung des Lokalkolorits bei den Autoren früherer Richtungen und bei denen der Romantik. Die Romantik revolutionierte aus ihren neuen ästhetischen und historischen Anschauungen heraus auch die Form der Geschichtschreibung.

Die mittelalterlichen Geschichtschreiber hatten Ereignisse der Vergangenheit unbedenklich im Kostüm der Gegenwart dargestellt. Sie waren, wenn sie Berichte ihrer Vorlagen ausmalten, stets von der Supposition ausgegangen, daß die Lebensverhältnisse früherer Zeiten mit den modernen identisch seien.

Der Humanismus hatte diese naive Schreibart beseitigt, aber nur um etwas an ihre Stelle zu setzen, das der geschichtlichen Wirklichkeit überhaupt fremd war. Er schaffte das mittelalterliche Kostüm nur ab, um die Prunkgewänder der römischen rhetorischen Schule einzuführen. Er stellte die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit so dar, als wenn sie sich innerhalb der künstlichen Theaterwelt abgespielt hätte, die etwa in den Tragödien Senecas vorausgesetzt wird.

Die Aufklärung hatte zum ersten Male bewußt mit diesem falschen antiken Kostüme gebrochen. Wenigstens ihr Führer Voltaire hatte in seinen späteren Werken die Überbleibsel der antiken rhetorischen Diktion bis auf ihre letzten Reste ausgetilgt.

Aber ihre Historiker hatten deshalb noch nicht daran gedacht, systematisch nach Zeitkolorit zu streben. Sie machten aus ihren Helden zwar nicht mehr angebliche alte Römer. Aber sie typisierten dafür das allgemein Menschliche. Weil sie die Geschichte nach Beweisstücken und Anregungen für ihre historischen und soziologischen Untersuchungen durchforschten, drängten sie die Erzählung in den Hintergrund und richteten nur auf das Wesentliche, auf die Hauptzüge, die sich zu Analogieschlüssen verwenden ließen, ihr Augenmerk. Sie wollten lieber analysieren als schildern. Die humanistische Historiographie hatte nur gezeigt, was sich vor den Kulissen abspielte; die Aufklärung suchte über die Maschinerie hinter der Szene Licht zu verschaffen. Es erschien ihr ziemlich gleichgültig, in welchem Kostüm die vor dem Publikum agierenden Marionetten versehen waren. Sie entfernte die Toga des Römers, aber sie setzte an ihre Stelle kein ausgeprägt modernes, sondern ein sozusagen zeitloses Kostüm. Sie war auch in der Darstellungsform kosmopolitisch.

Die Romantiker vermißten an dieser Form erstens die Achtung vor der Geschichte. Seitdem der Geschichte als solcher ein früher unbekannter Wert zuerkannt worden war, erschien es unerlaubt, sie in der Art der Aufklärer respektlos zu resümieren. Sie vermißten an den Werken der Aufklärungshistoriographie ferner das Leben. Sie gingen (wie die Rousseauschule und der Humanismus) von der merkwürdigen Voraussetzung aus, daß die Historie nicht wissenschaftlich kühl zu analysieren, sondern wie die Poesie zu ergreifen und hinzureißen habe. Da die Geschichte dies Ziel im allgemeinen nur erreichen kann, wenn sie ausführlich erzählt, so stellten die Romantiker die Erzählung in den Vordergrund. Die extremen Romantiker verlangten sogar, daß die Geschichte die Vergangenheit *auferwecke*, d. h. geschichtliche Ereignisse so darstelle, daß der Leser sie wie ein Stück Gegenwart miterlebe. Obwohl die Geschichte doch gerade die Möglichkeit geben sollte, tiefere Zusammenhänge zu erkennen, als der beschränkten Erfahrung e i n e r Generation (der Mitlebenden) sichtbar sind, wollten sie die Vergangenheit so nahe heranrücken, daß die historische Perspektive verloren ging.

Es ist charakteristisch, daß das Vorbild der romantischen Geschichtschreiber ein Romandichter, Walter Scott, war. Die historischen Romane des nordischen Zauberers bildeten bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts das Ideal, an dem Autoren und Leser bewußt und unbewußt historische Produktionen maßen. Nicht der historische Roman überhaupt, wie man schon gemeint hat. Dieser existierte schon lange (man kann ihn etwa mit Hitas vielgelesenen *Guerras civiles de Granada* [1595] beginnen lassen). Aber auf die Historiographie wirkte er erst seit Walter Scott ein. Und diesem, den Waverleyromanen, verdankt die romantische Geschichtschreibung ihr Schlagwort, das Zeit- und Lokalkolorit.

Der Einfluß Chateaubriands und Walter Scotts. Der neue Stil war übrigens nicht von dem schottischen Dichter erfunden worden. Die pittoreske Historiographie ist vielmehr von dem größten Theoretiker der romantischen Ästhestik, von Chateaubriand, ins Leben gerufen worden.

Es ist nicht zufällig, daß das Verlangen nach Lokalkolorit vor allem gegenüber Darstellungen aus der mittelalterlichen Geschichte gestellt wurde. Der Gegensatz zu der bisher beliebten antikisierenden Ausdrucksweise trat bei diesem Stoffe am schärfsten zutage. Die Forderung, daß der Historiker (vor allem bei der Behandlung mittelalterlicher Geschichte) die *couleur locale* beobachten müsse, gehörte zu der christlich-romantischen Reaktion der modernen Bildung gegen den paganisierenden Humanismus, die überhaupt Chateaubriands Wirksamkeit bezeichnet.

Die klassizistische Ästhestik hatte nichts von einer christlichen Kunst gewußt. Sie hatte dogmatische Regeln aufgestellt, die zur Hauptsache dem Altertume entlehnt waren und für die Kunst aller Völker und Religionen gelten sollten. Ihre Gesetzgeber hatten entweder (wie Boileau) christliche Stoffe überhaupt aus der hohen Kunst ausgeschlossen oder sie nur unter der Bedingung zugelassen, daß sie in einer antiken Form behandelt wurden. Sie hatten deshalb auch verlangt, daß die mittelalterliche und neue Geschichte nach dem antiken Kanon dargestellt werde.

Hier setzte nun Chateaubriand ein. Er suchte in seinem *Génie du Christianisme* (1802) nachzuweisen, daß die christliche Kunst, der christliche Kultus und Glaube usw. in ihrer Art ebenso als schön gelten müßten wie die antike Kunst und Mythologie, ja daß sie Schönheiten enthielten, von denen das Altertum nichts geahnt hätte (vgl. o. S. 430). Die Kunst steht nach ihm mit der Religion in engem Bunde, und der moderne Künstler wird nur mächtige Wirkungen erzielen, wenn er an lebendige, christlich-moderne statt an tote, antike Vorstellungen appelliert. Was lag näher, als daß die Historiker daraus die Folgerung zogen, die moderne Geschichte, im besonderen die des *frommen Mittelalters*, müsse in den Formen christlicher Kunst, d. h. ihren eigenen, dargestellt werden?

Man verwarf nun die Darstellungen des Mittelalters, deren Stil an Livius oder gar an Virgil erinnerte. Die Erzählung konnte nur dann als historisch wahr gelten, wenn sie den Stil mittelalterlicher Chronisten wieder aufleben ließ. Ihr höchstes Ziel hatte sie erreicht, wenn der Leser nicht einen modernen Autor, sondern eine alte Legende oder Romanze zu lesen glaubte.

War man einmal so weit, so lag es nahe, noch einen Schritt weiter zu gehen und zu verlangen, daß jede Zeit in ihrer charakteristischen Art, d. h. im Stile ihrer Literatur, geschildert werde.

Man sieht die Wurzeln, aus denen die Lehre vom Lokalkolorit entsprang. Es war das neue Gefühl von der organischen Einheit von Kunst, Religion und Nationalität einerseits, die neue ästhetische Religiosität anderseits. Vor allem die letztere. Romantisch anziehend sind Völker und Länder nur, wenn sie aus der Entfernung betrachtet werden. Für den verschönenden Rost der Jahrhunderte hat nur Sinn, wer den lebendigen Kräften der Gegenwart fremd gegenübersteht.

Chateaubriand hat die Lehre vom Lokalkolorit nicht nur theoretisch formuliert, er hat auch das erste und wohl glänzendste Beispiel ihrer Anwendung gegeben. Die *Martyrs* (1807) sind die erste historische Darstellung, in der der Gegensatz zweier Kulturen nicht moralisch, politisch oder soziologisch, sondern künstlerisch gefaßt wird. Die berühmte Beschreibung einer Schlacht zwischen Römern und Franken im sechsten Buche ist die erste Schilderung einer historischen Aktion, in der alles Gewicht auf die Kostümtreue gelegt wird. Man kann sagen, daß Thierrys *Récits des temps mérovingiens* in dieser Stelle im Keim enthalten sind.

Populär wurde dieses Darstellungsmittel aber erst durch die Romane Walter Scotts. Scott baute die Anregungen des französischen Romantikers systematisch aus. Er ging noch ganz anders ins Detail als sein Vorgänger. Er spielte nicht nur große Kulturepochen gegeneinander aus, sondern versenkte sich liebevoll in nationale und lokale Eigentümlichkeiten. Gestalten der Vergangenheit, die von den Aufklärern mit farblosen Formeln registriert worden waren, schienen in bunter Lebensfülle neu zu erstehen. Welcher Historiker hatte von den englischen Puritanern ein so kräftiges Bild entworfen, den politischen und religiösen Gegensatz zwischen Kavalieren und Rundköpfen so eindrücklich malerisch zu fassen gewußt wie Scott in *Peveril of the Peak*? Wie hätten die politischen Raisonnements Clarendons und die kühlen Epigramme Humes dagegen aufkommen können!

Der ungeheure Erfolg der Waverleyromane riß denn auch fast alle Historiker mit. Es ist bekannt, was Ranke Walter Scott positiv und negativ verdankt (s. u. S. 477 u. 479), und es ist wohl mehr als eine Hypothese, wenn man behauptet, daß Thierrys *Eroberung Englands durch die Normannen* (1825) ohne Scotts *Ivanhoe* (1820) entweder nicht geschrieben worden wäre oder zum mindesten eine ganz andere Gestalt angenommen hätte.

Die Lehre vom Lokalkolorit wurde nun dogmatisiert. Es erschien als die wichtigste Aufgabe des Historikers, daß er die Kostümtreue bewahre. Nichts wurde der älteren Richtung so sehr zum Vorwurf gemacht, als daß sie das Zeitkolorit vernachlässigt habe. Thierry kritisierte in seinen *Briefen über die französische Geschichte* die früheren Geschichtschreiber so gut wie ausschließlich nur unter diesem Gesichtspunkte. Villemain konnte gegen die Einleitung zu Robertsons *Geschichte Karls V.*, vielleicht die bedeutendste Leistung der Aufklärungshistoriographie, die Einwendung erheben, sie verletze die *Vérité locale et pittoresque*; denn sie habe das originelle und charakteristische Detail aus der Darstellung ausgeschlossen und in die Noten verwiesen (*Tabl. du XVIII*ᵉ *siècle* 2ᵉ part. 4ᵉ leçon).

Mängel der Lehre vom Lokalkolorit. Die Lehre vom Lokalkolorit hatte ihre Vorzüge. Die Abhängigkeit der Menschen von Ort und Zeit wurde stärker betont. Die Neigung, historische Persönlichkeiten zu zeitlosen Typen zu machen, wurde eingeschränkt. Noch größer waren aber die Nachteile.

Die Aufmerksamkeit wurde von großen historischen Problemen auf Äußerlichkeiten abgelenkt. Die Historiker unterließen es, die realen Bedürfnisse politischer Organisationen zu untersuchen; sie ergötzten sich lieber an dem bunten Maskenspiele des Vordergrundes. Sie schraubten die Geschichte wieder künstlich ins Kindesstadium zurück. Weil die große Mehrzahl der älteren Chronisten aus Unfähigkeit oder Tendenz nur die Außenseite geschichtlicher Ereignisse geschildert hatte, ging man nun so vor, als wenn diese allein Bedeutung gehabt hätte.

Die Historiker verstanden zudem das Lokalkolorit meistens falsch. Äußerlichkeiten des Kostüms, eigentümliche Rechtsformen, populäre Redewendungen u. dgl. können als Symptome bestimmter wirtschaftlicher Verhältnisse oder bestimmter Kulturzustände historisch von großem Werte sein. Es ist die Aufgabe des Historikers, zu eruieren, welche Bedürfnisse diese haben entstehen und Verbreitung gewinnen lassen. Die romantischen Geschichtschreiber gingen nun aber gerade dieser Aufgabe aus dem Wege. Sie überließen sich naiv den Gefühlsassoziationen, die die Betrachtung alter Einrichtungen bei modernen Menschen erweckt. Weil sie altertümliche und exotische Ausdrücke als *poetisch* empfanden, meinten sie, diese hätten auf Zeitgenossen denselben Eindruck machen müssen. Sie bedachten nicht, daß die Institutionen, vor denen sie ehrfürchtigen Schauder fühlten, in der Zeit, in der sie entstanden, weder feierlich noch fremdartig erschienen.

Mit diesem ersten Mangel hing ein zweiter zusammen, der noch schlimmere Folgen hatte. Die romantischen Geschichtschreiber gaben das furchtbare historiographische Schema auf, das Voltaire in seinem *Jahrhundert Ludwigs XIV.* aufgestellt hatte. Sie verschmähten es, der Aufklärung auf dem Wege der Analyse zu folgen, und wurden wieder reine Erzähler. Sie vernachlässigten die Geschichte der Verwaltung, des Handels und der Finanzen in ihren darstellenden Werken

so gut wie ganz. Sie ignorierten damit gerade die Teile der Geschichte, die die Einseitigkeiten der Lehre vom Lokalkolorit hätten mildern können.

Ihre Anhänger. Die Lehre vom Lokalkolorit verträgt sich an sich mit jeder historiographischen Richtung. Sie wurde zwar von zwei Romantikern erfunden und von den romantischen Geschichtschreibern besonders gepflegt; aber es übernahmen sie auch Historiker, die ihrer politischen Auffassung nach zu den Liberalen gehören. Am stärksten wirkte sie in Frankreich wie auf die schöne Literatur so auch auf die Geschichtschreibung ein. In Deutschland wurde sie durch den spekulativen Zug der Historiographie an ihrer freien Entfaltung gehindert, in England durch den parteipolitischen Charakter der Geschichtschreibung. Allerdings mischte sie sich auch in Frankreich mit politischen und spekulativen Tendenzen; aber diese traten dort viel stärker zurück als bei den Nachfolgern Walter Scotts in anderen Ländern.

Die Historiker, die im folgenden angeführt werden, gehören zu denen, die die romantische Form am reinsten vertreten. Die Geschichtschreiber, die von der Lehre vom Lokalkolorit zwar Anregungen empfangen haben, sie aber anderen Tendenzen untergeordnet haben, wie Ranke, Macaulay u. a., sollen in einem anderen Zusammenhange behandelt werden.

2. Die erzählende Schule.

a) Barante.

Prosper Brugière, baron de Barante (geboren 1782 zu Riom, gestorben 1866, Diplomat und Publizist, Staatsrat unter dem Kaiserreich und der Restauration) zählt in der Geschichte der Historiographie nur durch sein Hauptwerk, die *Histoire des ducs de Bourgogne* (1364 bis 1483), erste Ausgabe 1824 bis 1826.

Der eigentliche Klassiker der neuen, an Walter Scott gebildeten romantischen Richtung war der Baron von Barante. Kein anderer hat die Lehre vom Lokalkolorit so rein vertreten. Thierry verband die Form Chateaubriands unorganisch mit Theorien, die er Saint-Simon u. a. entlehnte; Barante gab nur Erzählung. Seiner Geschichte ist nicht vergebens das Wort Quinctilians *Scribitur ad narrandum, non ad probandum* als Motto vorgesetzt. Er bezeichnete es geradezu als seine Absicht, der Geschichte den Reiz des historischen Romans zurückzuerstatten (Vorrede S. XL). Er verband mit seiner Darstellung keine Tendenz, auch nicht die einer Rehabilitation des frommen und ritterlichen Mittelalters. Er enthielt sich aller Reflexionen. Seine Erzählung sollte wirken wie eine alte Chronik, allein durch ihre *Naivetät*.

Barantes Erfolg beruhte nicht zum mindesten darauf, daß er für seinen Zweck den passendsten Stoff zu finden wußte. Keine andere historiographische Richtung hat die bunte Außenseite des Lebens so liebevoll und ausführlich behandelt wie die flämisch-französische Chronistik des 14. und 15. Jahrhunderts. Der Rubensstil Froissarts und seiner Genossen hatte den Romantikern so vortrefflich vorge-

arbeitet, daß für den modernen Nacherzähler, der nach Lokalkolorit strebte, beinahe nichts mehr zu tun war. Solange die literarische Mode dem romantischen Geschmacke treu blieb, konnte es daher auch kaum ein anderes historisches Werk mit Barantes *Geschichte der Herzoge von Burgund* an Popularität aufnehmen. Sein gewandtes, wennauch im Grunde ganz leeres Pasticcio wurde, wie er es gewünscht hatte, so beliebt wie ein historischer Roman. Um so rascher verschwand es dann freilich. Die spätere Forschung tadelte nicht nur den Mangel an Quellenkritik; sie stieß sich auch daran, daß Barante auf historische Probleme überhaupt nicht einging.

b) Thierry.

Augustin Thierry (geboren 1795 zu Blois, 1814 bis 1817 Sekretär Saint-Simons, dann freier historischer Schriftsteller, 1835 vom Herzog von Orléans zum Bibliothekar des Palais-Royal ernannt, gestorben 1856 zu Paris, in späteren Jahren [von 1826 an] erblindet und gelähmt) zählt als Geschichtschreiber hauptsächlich durch seine *Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands* (1825; in den Auflagen nach 1830 stark verändert) und die *Récits des temps mérovingiens* (1840; vorher 1833 ff. in der *Revue des Deux-Mondes*. Sein historiographisches Programm entwickelte Th. in den 25 *Lettres sur l'histoire de France*, von denen zehn zuerst 1820 im *Courrier Français* erschienen (das Ganze in Buchform zuerst 1827). Ähnliche Programmartikel und kritische Essays aus den Jahren 1817 bis 1827 sind gesammelt in den *Dix ans d'études historiques* (1834). Beide Bücher sind in den späteren Auflagen stark verändert. — *Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du Tiers État* 1853.

Vgl. neben den französischen Literaturgeschichten C. Jullian, *Aug. Th. et le mouvement historique sous la Restauration* in der *Revue de Synthèse hist.* 13 (1906), 129 ff. — L. Aubineau, *M. A. Th. et son système historique*, 2. Aufl. 1879 (Kritik vom ultramontanen Standpunkt aus).

Mit Augustin Th. nicht zu verwechseln ist dessen Bruder Amédée Th., (1797 bis 1873), ebenfalls Historiker, der Verfasser der *Histoire des Gaulois* (1828).

Thierry und Ranke; die Verschiedenheit ihrer Methode. Eine weniger einfache Natur war Augustin Thierry.

Sein Hauptwerk, die *Eroberung Englands durch die Normannen* (1825), erschien beinahe gleichzeitig mit Rankes *Germanischen und romanischen Völkern* (1824). Man kann mit beiden Büchern eine neue Ära in der Geschichtschreibung ihrer Länder beginnen lassen. Beide führten für ihr Land die romantische Darstellungsform in die gelehrte Historiographie ein. Beide Geschichtschreiber, Ranke wie Thierry, strebten nach Lokalkolorit und suchten im Gegensatze zu der kühlen, farblosen Analyse der Voltaireschüler das konkrete lebendige Detail zur Geltung zu bringen. Beide wollten historische Persönlichkeiten so handeln und reden lassen, wie es dem Kostüm der Zeit entsprach, und suchten über klassizistische stilisierte Darstellungen zur bunten Wirklichkeit zu gelangen[1]).

---

[1]) Wollte man Ranke Glauben schenken, so handelte es sich in diesem Falle nicht nur um Übereinstimmung sondern um Abhängigkeit. In der Rede, die er zur Feier seines neunzigsten Geburtstages hielt, heißt es: *Ich gestehe, daß Augustin Thierrys erste Bücher durch ihre Form meine Bewunderung erweckten. Ich sagte: So etwas können wir nicht zustande bringen* (*Leop. v. R. an seinem 90. Geburtstage* [1886], p. 26; auch in dem Bande der Werke *Zur eigenen Lebensgeschichte*). Nach dem Zusammenhange

Trotzdem unterscheiden sich beide Werke aufs stärkste voneinander. Nicht nur, wie natürlich, durch die Persönlichkeit ihrer Verfasser sondern auch durch ihre Methode. Der Unterschied ist es wert, näher betrachtet zu werden; er ist für die Richtung charakteristisch, die länger als ein halbes Jahrhundert von der französischen Geschichtschreibung im Gegensatz zur deutschen verfolgt wurde.

Ranke gab seiner Darstellung einen Band Untersuchungen mit, in dem die benutzten Quellen genau auf ihre Zuverlässigkeit geprüft wurden. Er wies darin nach, daß der Historiker sich nicht an die abgeleiteten Darstellungen neuerer Geschichtschreiber halten dürfe, sondern auf die echten Quellen, auf die Berichte aus erster Hand zurückgehen müsse. Er untersuchte jeden Quellenschriftsteller nach seiner Eigenart und zeigte durch sein Beispiel, daß der Historiker erst dann an seine eigentliche Arbeit gehen dürfe, wenn er sich darüber Klarheit verschafft hat, wieweit jeder Autor im einzelnen als guter Zeuge gelten könne.

Bei Thierry findet sich nichts Derartiges. Er war zwar nicht durchaus unkritisch; er verwarf moderne (humanistische) Berichte ebenso konsequent wie sein deutscher Zeitgenosse. Aber er blieb dabei stehen. Er nahm zu den mittelalterlichen Quellen ungefähr dasselbe Verhältnis ein wie die Humanisten zu den antiken. Wie diese zwar mittelalterliche Fabeln ablehnten, unter den antiken Autoren selbst aber keinen Unterschied machten, so stellte Thierry alle mittelalterlichen Zeugnisse in dieselbe Perspektive. Ob eine Quelle zeitgenössisch ist oder einige Jahrhundert später abgefaßt wurde, ob sie offiziös oder unabhängig ist, ob sie spätes Fabelwerk verzeichnet oder gute Nachrichten eines älteren Autors reproduziert, gilt ihm gleich. Er hat nicht wie Ranke Niebuhr studiert, bevor er an die Arbeit schritt.

Er stellte daher auch sein Lokalkolorit aus dem allerverschiedenartigsten Materiale her. Erbauliche Floskeln aus einer Klosterchronik, imaginäre Gespräche aus einer Heiligenlegende, Anekdoten aus volkstümlichen, vielleicht ganz späten epischen Dichtungen, tendenziöse Erfindungen parteiischer Annalisten — er nahm alles auf, wenn es dazu dienen konnte, das Zeitkolorit auszudrücken. Er erfand keine Reden mehr, aber er gab frühere Erfindungen unbedenklich weiter. Die sagenhafte Tradition behandelte er mit gläubiger Verehrung. Daß er sie nicht mehr zu rationalisieren versuchte, war allerdings ein Fortschritt; aber er ging dafür von der naiven Voraussetzung aus, daß sagenhaft klingende Berichte immer volkstümliche Tradition und damit auch einen historischen Kern enthielten.

---

müßte man annehmen, daß Ranke Thierry kennen gelernt habe, bevor er sein erstes Werk schrieb. Das ist aber nicht wohl möglich. Die chronologischen Verhältnisse haben sich in der Erinnerung des Greisen etwas verschoben. Thierrys erstes B u c h erschien erst ein Jahr n a c h den romanischen und germanischen Völkern. Vorher (1817 ff.) waren von Thierry nur einige Zeitungsartikel und Fragmente an die Öffentlichkeit gelangt, die doch nicht wohl als Muster der F o r m gelten konnten. Die Ähnlichkeiten zwischen beiden Historikern erklären sich vielmehr daraus, daß beide von Walter Scott abhängig waren (vgl. darüber Ranke an derselben Stelle).

Thierrys politische Tendenzen. Die kritiklose Benutzung der Quellen rührte nicht nur von dem Streben nach farbiger Darstellung her. Sie wurde gefördert dadurch, daß Thierry eine politische These verfocht. Er unterschied sich auch in dieser Beziehung prinzipiell von Ranke. Der deutsche Historiker wollte bloß zeigen, *wie es eigentlich gewesen.* Thierry vertrat die Anschauungen eines liberalen Bourgeois aus der Zeit der Restauration. Er wollte sich mit seinen Geschichtswerken an dem Adel für die jahrhundertlange Unterdrückung seiner Vorfahren rächen. Er tat dies, indem er nachzuweisen suchte, daß die Macht des ersten Standes nur auf brutaler, illegitimer Gewalt beruhte. Er war als Stilist ein Romantiker; als Politiker war er von jeder Schwärmerei für das Mittelalter frei. Er leitete alles Unrecht, das die *roture* einst und jetzt zu erdulden hatte, davon her, daß das eingesessene Volk durch fremde Eroberer, den späteren Adel, seiner Unabhängigkeit beraubt worden sei.

Diese erstaunlich einfache, an sich übrigens nicht einmal originelle Theorie muß bei Thierry den Ursprung der Feudalverfassung und des zeitgenössischen Konflikts zwischen dem Adel des *Ancien Régime* und der Bourgeoisie erklären. Es ist daher kein Zufall, daß er seine Arbeitskraft vor allem der Geschichte der normannischen Eroberung zuwandte. Die Geschichte Wilhelms des Eroberers konnte als klassisches Beispiel dienen dafür, wie die Herrschaft einer fremden Rasse über die einheimische Bevölkerung gegründet wurde. Thierry schrieb bewußt vom Standpunkte der Unterdrückten aus (vgl. die *Introduction*, p. 14): *sobald ein Volk unterdrückt ist, wird seine Sache die gute* (*sa cause deviendra la bonne cause* l. I in fine). Er empfand nicht wie Ranke künstlerische Freude an der Ausbreitung der Macht als solcher: er haßte nicht nur Militärgewalt und Despotismus, sondern er brachte (wie andere Liberale) absolutistische Regierungsweise und militärische Schwäche in einen inneren Zusammenhang (vgl. l. II).

Die Darstellung. Thierry schrieb in bewußter Reaktion gegen die Historiographie der Aufklärung, und es ist daher kein Wunder, daß er nicht nur die Mängel der rationalistischen Geschichtschreibung unbillig scharf kritisierte, sondern auch gegen ihre Vorzüge blind war. Er ließ die großartigen Anregungen der Voltaireschule ungenutzt. Die Erzählung, und zwar die Erzählung, die sich in Rousseauischer Art hauptsächlich an das Gefühl wendet, ist bei ihm wieder eins und alles. Er spricht weder vom Finanzwesen noch von der Gesetzgebung. Urkunden benutzt er so gut wie gar nicht. Aus einem so einzigartigen Dokumente wie dem Domesday Book hat er keinen Nutzen gezogen. Wie hätte er es auch wagen dürfen, die Leser, die einen pittoresken Roman zu finden wünschten, mit finanzstatistischen Angaben zu belästigen! Wie schlecht besteht er neben einem Historiker wie Robertson! Wie schief ist die Stellung der Städte aufgefaßt, deren Kampf um Privilegien er im Stile moderner Freiheitsbestrebungen darstellt! Wie dürftig sind die Notizen über frühere französische Historiker in den *Lettres sur l'histoire de France*! Er versucht es nicht, sie historio-

graphisch zu analysieren; er beschränkt sich darauf, umständlich genug festzustellen, daß sie das Lokalkolorit vernachlässigt hätten. Seine Schwärmerei für dieses kannte kein Maß. Er führte sogar die längst eingebürgerten Namen der merowingischen Könige, so gut es ging, nur in ihrer fränkischen Form an. Als ob mit solchen Äußerlichkeiten der historischen Erkenntnis ein Dienst geleistet wäre! Man müßte denn gleich ihm der Ansicht sein, daß die genaue Beobachtung des historischen Kostüms für die Wiedergabe der *entière réalité* das Wichtigste sei (vgl. den Schluß der Einleitung zur *Histoire de la conquête*).

Dabei war Thierry als Darsteller nicht einmal ein großer Künstler. So oft er seine Bücher auch umarbeitete — Kunstwerke hat er aus ihnen nicht machen können. Die Sprache bleibt matt und flau; der Erzählung fehlt aller Charme. Die einzelnen Teile der Darstellung fallen auseinander. Die Personen werden nicht lebendig. Der eindringlichen Psychologie Rankes hatte Thierry nichts Ähnliches zur Seite zu stellen. Er konnte Waffen und Trachten seiner Helden beschreiben; in ihr Inneres verstand er nicht einzudringen. Die Mischung von Barbarei und Kultur ist in seinem verhältnismäßig besten Werke, den *Récits des temps mérovingiens*, nicht übel wiedergegeben; aber die sozialen Verhältnisse sind nicht lebendig gemacht. Man kommt bei ihm kaum je über frostige Theaterszenen und Schaustücke im romantischen Geschmack hinaus. Er war allerdings lange Zeit populär; aber die Vorliebe des damaligen Publikums für den romantischen Stil sowie der Mangel an begabteren Konkurrenten hatten daran einen größeren Anteil als rein künstlerische Verdienste.

c) Leo.

Heinrich Leo (geboren 1799 zu Rudolstadt, 1820 Privatdozent für Geschichte in Erlangen, dann Professor zu Berlin, von 1828 bis 1878 zu Halle) gehört der Geschichte der Historiographie hauptsächlich durch seine *Geschichte der italienischen Staaten* (1829 f.) an, zu der seine *Verfassung der freien lombardischen Städte im Mittelalter* (1820) und seine *Entwicklung der Verfassung der lombardischen Städte* (1824) gleichsam Vorarbeiten bilden. Von seinen übrigen Werken, die nicht nur stilistisch sondern auch ihren politischen und religiösen Tendenzen nach zur romantischen Schule gehören, seien hier angeführt: die *Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates* 1828, die *Zwölf Bücher niederländischer Geschichte* 1832 bis 1835 und das *Lehrbuch der Universalgeschichte* 1835 bis 1844.

Vgl. seine eigenen, bis 1822 reichenden Lebenserinnerungen (*Aus meiner Jugendzeit* 1880); P. Krägelin, *H. L.* I 1908 (*Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte* ed. Lamprecht 7. Heft) und die von Varrentrapp in der *Hist. Ztschr.* 92 (1904), 73, angeführte Literatur (dort S. 72 ff. sind auch einige Briefe von Leo abgedruckt).

Von den deutschen Historikern kann man zu der erzählenden Schule am ehesten Heinrich Leo rechnen. In seinem besten Werke erzählte er, der Doktrin vom Lokalkolorit folgend, die Geschichte der italienischen Staaten im Mittelalter im Stile zeitgenössischer Chroniken. Er war dazu wohl qualifiziert. Er benutzte seine Vorlagen zwar durchaus kritiklos und schöpfte vielfach aus zweiter Hand; aber es war ein Fortschritt, daß mit ihm an die Stelle der hergebrachten nordisch-seriösen Art warme Sympathie für ungebändigt-natürliches südliches

Wesen trat. Auch war er kein übler Stilist und verstand es, anschaulich zu erzählen, wenn er schon allzu gern in einen burschikosen Ton verfiel. Leider fehlte dem geistreichen und temperamentvollen Manne das Verständnis für die eigentlich historischen Probleme. Er war weder imstande, große Wandlungen zu erkennen, noch den tiefer liegenden Ursachen geschichtlicher Ereignisse nachzugehen. Als richtiger romantischer Geschichtschreiber gab er nur den farbigen Vordergrund.

3. Die lyrisch-subjektive Schule: die Geschichte als *Auferweckung* und als Stimmungsbild.

Mit der erzählenden Schule nahe verwandt ist die lyrisch-subjektive Richtung. Die eine lehnte sich an den romantischen historischen Roman an, die andere an die leidenschaftlich-subjektive Lyrik, die zur Zeit der Romantik im Gegensatz zu der galanten und didaktischen Kunstpoesie des 18. Jahrhunderts emporgekommen war.

Die lyrische Richtung hatte für spezifisch historische Probleme kaum mehr Verständnis als die erzählende Schule. Sie näherte die Geschichte noch mehr der Kunst. Die Emotion des Lesers sollte nicht nur aus der gleichsam objektiven Darstellung des Geschichtsverlaufes fließen, sondern er sollte mit den Empfindungen des Autors direkt in Kontakt treten, er sollte die Stimmungen, die diesen beim Betrachten der Geschichte ergriffen hatten, unmittelbar mitfühlen.

Die Richtung glaubte ihr Höchstes geleistet zu haben, wenn der Leser die erzählten Ereignisse mitzuerleben meinte. D. h. sie verzichtete auf die historische Perspektive, die doch allein der Geschichte, der Analyse vergangener Begebenheiten, im Gegensatz zur Betrachtung der Gegenwart ihren eigentümlichen Wert verleihen kann.

a) Michelet.

Jules Michelets (geboren 1798 zu Paris, 1817 répétiteur in einer Pension, 1822 Professor am Collège Sainte-Barbe, 1827 Maître de conférences an der École normale, 1833 Nachfolger Guizots an der Sorbonne, 1838 Dozent für Moral und Geschichte am Collège de France, 1850 wegen demokratischer Propaganda seiner Professur enthoben, gestorben 1874 zu Hyères) Hauptwerk ist die *Histoire de France*, von der das *Moyen Age* 1833 bis 1843, die *Révolution* 1847 bis 1853, die *Renaissance et temps modernes* 1855 bis 1862 erschienen. Eine *Histoire du XIXe siècle* blieb unvollendet (bis 1815; erschienen 1872 bis 1875). Von seinen übrigen Schriften seien der *Précis de l'histoire moderne* (1828) und die *Histoire romaine: République* (1831) erwähnt. — *Oeuvres complètes* 1893 ff. und 1897 ff.

Vgl. über Michelet zunächst seine autobiographischen Schriften: *Ma jeunesse* 1884; *Mon journal* (1820 bis 1823) 1888; *Un hiver en Italie* 1879; *Sur les chemins de l'Europe* 1893. — Am eifrigsten über ihn hat G. Monod gearbeitet, der ihn allerdings wie viele Franzosen wohl überschätzt: *J. M.* 1875; *Les Maîtres de l'Histoire: Renan, Taine et M.* 1894; *J. M.* 1905; *M. de 1843 à 1852* in der *Revue de Synthèse hist.* 17 (1908), 261 ff.; *Les débuts d'Alphonse Peyrat dans la critique hist.* in der *Rev. hist.* 96 (vol. supplém.), 1 ff. (1908). Vgl. ferner Mme. Quinet, *Cinquante ans d'amitié*; *M., Quinet* 1899; J. Simon, *Mignet, M., Henri Martin* 1899; J. Brunhes, *Étude sur M.* 1898; A. Ferey, *J. M. et Hippolyte Taine* 1910; G. Lanson über Michelets *Tableau de la France* in den *Mélanges de philologie romane et d'histoire littéraire offerts à M. M. Willmotte* (1910).

Die erste Vorbedingung für die lyrisch-subjektive Geschichtschreibung ist, daß der Autor eine ausgeprägte Persönlichkeit, ein ursprünglich empfindender Dichter ist. Diese Vorbedingung hat Michelet in reichem Maße erfüllt.

Michelet schrieb in bewußtem Gegensatze zu der doktrinären Schule. Er empfand beinahe persönliche Feindschaft gegen Guizot, dem er vorwarf, *immer das Leben gehaßt zu haben.* Er vermißte bei seinen Vorgängern das Gemüt (*le cœur*). Er mochte die analytische Zergliederung der Geschichte nicht mitmachen. Wo die übrigen Prinzipien und Institutionen im Kampfe sahen, erblickte er volles Leben, intensive menschliche Leidenschaften.

Natürlich ist eine solche Geschichtschreibung wie alle lyrische Kunst nur wirksam, wenn sie beim Leser verwandte Saiten zum Erklingen bringen kann. Wer Michelet goutieren will, muß auf kritisches Urteil verzichten und sich von dem mächtigen Strome von Empfindung willig mitreißen lassen. Er muß eine ungezügelte Subjektivität in den Kauf nehmen, ein Temperament, das sich nur aus sich selbst rechtfertigt. Er darf nicht erwarten, ruhige Überlegung zu finden, wo allein die leidenschaftliche Natur des Autors urteilt.

Ein solcher Autor kann auch wie die Jünger Rousseaus nur dann Großes leisten, wenn er einen Stoff behandelt, an dem sein Gemüt beteiligt ist. Nur wo das Herz mitspricht, kann er seine Gaben frei entfalten.

Carlyle löste deshalb von seinem Standpunkte aus mit Recht die Geschichte in einzelne Stimmungsbilder auf. Michelet, der sich eine schwierigere Aufgabe gestellt hatte und diese als Historiker lösen wollte, wagte es nicht, so weit zu gehen. Die Folge war, daß sein Werk an dem Widerspruche zwischen Methode und Stoff zugrunde ging.

Es gibt kaum ein anderes Geschichtswerk, das in seinen einzelnen Abschnitten so ungleich ausgefallen ist wie seine *französische Geschichte.* Wo Michelet mitfühlen kann, entwirft er Gemälde, die in ihrer Art nie mehr übertroffen worden sind. Dicht daneben stehen Absonderlichkeiten, Spielereien, leere lyrische Ergüsse. Michelet war nicht eigentlich, was man einen liederlichen Arbeiter nennt. Er sammelte das echte Material mit ungeheurem Fleiße. Er war der erste, der für die Geschichte der Revolution in großem Umfange Archivalien heranzog. Die Sehnsucht nach ursprünglichen Lebensäußerungen trieb ihn ebensosehr zu den primären Quellen zurück, wie Ranke sich wegen seines Bedürfnisses nach feiner eindringlicher psychologischer Analyse von den abgeleiteten Darstellungen abwandte. Aber was er gefunden hatte, benutzte er ganz willkürlich. Er schätzte historische Dokumente nur danach ein, ob sie sein (patriotisches) Gefühl in Wallung bringen konnten.

Sein Meisterstück ist daher seine Geschichte der französischen Revolution geworden. Sie ist kaum mehr ein Geschichtswerk, eher ein nationales Epos. Sie ist einseitig und parteiisch und sieht von

der Erörterung politischer und sozialer Probleme ganz ab. Die Quellen sind ganz unkritisch benutzt. Aber die Stimmung der Revolutionszeit ist mit einer Gewalt wiedergegeben, die in der Geschichtschreibung kaum ihresgleichen hat. Michelet, der sich immer mit Stolz als einen Sohn des Volkes bezeichnete, hat die große Bewegung, die seine Sache vertrat, mit mitfühlender Leidenschaft geschildert. Die Denkart der ehrlichen Revolutionsschwärmer ist in keinem anderen historischen Werke so vollendet zum Ausdruck gekommen.

Die Geschichte des Mittelalters, die traditionellerweise als der wertvollste Teil der französischen Geschichte bezeichnet wird, steht hinter den Abschnitten über die Revolution beträchtlich zurück. Der Stoff lag für Michelets Talent lange nicht so günstig. Seine demokratisch-nationale Gesinnung konnte sich nur dadurch für ihn erwärmen, daß er das religiöse Leben des französischen Mittelalters als etwas spezifisch Nationales auffaßte und die Volksheiligen als nationale Heroen feierte. D. h. er, der nichts weniger als kirchlich-gläubig war, begeisterte sich für die Kirche auf Grund einer romantischen Gefühlsverwechslung. Seine Begeisterung war daher nicht so ursprünglich wie die Schwärmerei für die Helden der Revolution. Auch treten seine methodischen Unzulänglichkeiten schärfer hervor. Die dürftigen Quellen verführten noch ganz anders zu willkürlichen Konstruktionen als die reichhaltigen Berichte über die Revolution. Persönlichkeiten, die ihm unsympathisch sind, werden zu reinen Chargen. So die allermeisten Engländer, die er schon aus Opposition gegen die Doktrinäre haßte.

Noch stärker befangen war er, als er später daranging, die Lücke zwischen beiden Werken auszufüllen. Er hatte inzwischen an der Tagespolitik Anteil genommen und sein Urteil beruhte nun nicht mehr bloß auf Subjektivität, sondern auf einem politischen Systeme. Er hatte früher, obwohl ungläubig, die Jungfrau von Orleans als eine Vertreterin nationaler Ideale verherrlichen können; später war er nicht mehr imstande, in analoger Weise das absolute Königtum als den Ausdruck nationaler Tendenzen zu begreifen. Dazu steigerten sich seine historiographischen Unarten und Exzentrizitäten. Er behandelte das Privatleben der Monarchen unverhältnismäßig ausführlich und suchte in dilettantischer Weise ihre Politik auf angebliche oder wirkliche pathologische Eigenschaften zurückzuführen. Er gab keine fortlaufende Erzählung mehr, sondern nur einzelne Episoden, die ihn aus Gott weiß welchen Gründen interessierten. Man wird auch hier, wenn man danach sucht, geistreiche Aperçus, anregende Bemerkungen finden. Aber das Ganze ist so launenhaft komponiert und was sich an wertvollen Beobachtungen findet, ist in einen solchen Wust gleichgültiger Details und phantastischer Verallgemeinerungen eingehüllt, daß es für den normalen Leser ganz verloren geht.

Michelet hing als Stilist und Darsteller enge mit der Romantik zusammen; aber er war kein Anhänger der romantischen politischen Doktrin. Er schwärmte zwar für das Volkstümliche und betrachtete

die Eigenart der nach Provinzen gegliederten französischen Volksstämme als eine unveränderliche Größe. Aber seine Sympathien waren nicht so dogmatisch eng begrenzt wie die der Romantiker. Er hatte, ursprünglich wenigstens, einen offenen Sinn für alles, was kräftig und lebensvoll war, mochte es erscheinen, in welcher Form es wollte. Er liebte die Volkskunst; aber er ließ daneben an ihrem Orte auch die Kunstpoesie gelten. Er glorifizierte den mittelalterlichen Glauben, solange er echt und lebendig war; aber er trat ebenso warm für die heidnische Renaissance ein. Er fühlte mit den aufstrebenden Gewalten. Er war nicht unparteiisch; denn er erlebte die Vergangenheit stets als Kämpfer auf der einen Seite mit. Aber er war kein Doktrinär wie z. B. Thierry; er hielt, wenigstens in den beiden zuerst geschriebenen Abschnitten der französischen Geschichte, stets zu der Partei, bei der ihm die Seele des französischen Volkes mitzuvibrieren schien. Sein starkes patriotisches Temperament war seine einzige Doktrin.

b) Carlyle.

Thomas Carlyle (geboren 1795 zu Ecclefechan in Schottland, zuerst zum geistlichen Berufe bestimmt, Privatlehrer [von 1818 an in Edinburg], dann Literat, lebt bis 1834 hauptsächlich in Schottland, von da an in Chelsea bei London, gestorben 1881 daselbst) gehört der Geschichte der Historiographie hauptsächlich durch die drei Werke an: 1. *The French Revolution, a History* 1837; 2. *Oliver Cromwell's Letters and Speeches with elucidations* 1845; 3. *History of Friedrich II., called Frederick the Great* 1858 bis 1865. Dazu kommen zahlreiche kleinere Arbeiten: *Life of Schiller* 1825; *Life of Sterling* 1851; *On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in history* 1841 und viele Essays (gesammelt in den *Critical und Miscellaneous Essays*).

Vgl. für das Biographische die von Froude edierten *Reminiscences* (1881) und Froudes *Th. C.*, worin die Briefe freilich oft sehr willkürlich verändert sind (1882 bis 1884). Über den Historiker C. wohl das Beste bei J. Nichol, *Th. C.* 1892 (*Engl. Men of Letters*). S. ferner Fischer, *Th. C.* 1881; Oswald id. 1882; Masson, *Th. C. personally and in his writings* 1885; Schulze-Gävernitz, *C.s Welt- und Gesellschaftsanschauung*, 2. Aufl. 1897; Hensel, *Th. C.*, 2. Aufl. 1907. Über den Cromwell das Beste in der Einleitung von C. H. Firth zu der von S. C. Lomas besorgten neuen Ausgabe der *Letters and Speeches* 1904. Vgl. auch F. W. Roe, *Th. C. as a Critic of Literature* 1910 (Diss. der Columbia-Univ. New York). Eine scharfe, aber durchaus zutreffende Kritik der *Revolutionsgeschichte* gibt Fr. Harrison in dem Aufsatze *What the Revolution of 1789 did* (*The Meaning of History* [1894], 180 ff.).

In ganz ähnlicher Weise schrieb gleichzeitig in England Carlyle Geschichte. Nur daß er noch ganz anders als Michelet seinen Ausgang von persönlichen Stimmungen nahm und politische Gesichtspunkte so gut wie ganz ignorierte.

Der Ausgangspunkt der Geschichtschreibung Carlyles. Carlyle hat die Historiographie kaum um einen neuen Gedanken bereichert. Es war für die englische historische Bildung nicht ohne Bedeutung, daß die Historiographie der Aufklärung, die sich in Großbritannien länger als auf dem Kontinent in Geltung erhielt, von einem Landeskinde nachträglich noch bekämpft wurde. Aber für die europäische Geistesgeschichte hatte dies nicht viel zu sagen. Der Kampf gegen die prag-

matische Schule war in Deutschland eine Generation früher viel feiner und scharfsinniger durchgefochten worden, als Carlyle zu tun vermochte; seine Argumente besaßen vielleicht größere populäre Schlagkraft, aber weniger inneren Wert. Wenn er trotzdem auch auf dem Kontinente eine Wirkung ausübte, so lag dies, abgesehen von seiner künstlerischen Begabung, nur darin begründet, daß er aus einem Gegenstande historisch-politischer Erörterungen eine persönliche Lebensfrage machte.

Die deutsche Romantik hatte die Aufklärung bekämpft, weil ihr *unhistorisches* Vorgehen ihr zu Zerrüttung und Auflösung in Staat, Kirche und Gesellschaft zu führen schien. Carlyle als Engländer wurde durch dies historisch-politische Problem kaum berührt. Er hatte mit der Aufklärung vielmehr einen ganz persönlichen Strauß auszufechten.

Sein Leiden war die innere Unruhe, der Skeptizismus. Die alten Ideale waren ihm zertrümmert (wie er meinte, hauptsächlich durch die Schuld der Aufklärung), und zu den neuen seiner Zeit konnte er kein Vertrauen fassen. Er konnte ebensowenig den Glauben an die alleinseligmachende Macht der Freiheit sich zu eigen machen wie den Glauben an die segensreiche Wirkung der Naturwissenschaften. Er arbeitete, ohne den Zweck der Arbeit einzusehen.

Aus diesem inneren Zwiste suchte er sich durch die Geschichte zu retten. Die Begeisterung für große, glaubensstarke Helden sollte ihn über die eigene innere Haltlosigkeit hinwegtäuschen. Der blutige Hohn, mit dem er die Skeptiker, die die alten Ideale leichtfertig zertrümmert hatten, und die gutmütigen Leute, die neue oberflächliche Ideale als Heilmittel anpriesen, überschüttete, sollte ihn für die eigene Unruhe schadlos halten.

Man kann sich die Geschichtschreibung denken, die dabei herauskam. Sie war noch viel subjektiver als die Michelets. Der demokratische Nationalismus des Franzosen war einseitig, aber als historischer Ausgangspunkt nicht durchaus unbrauchbar. Carlyles Geschichtsbetrachtung berührte sich mit soziologischen und politischen Problemen überhaupt nicht. Sie hatte zur einzigen Grundlage einen individuellen seelischen Konflikt, der mit dem schweren Blute einer durch die Erbschaft vieler puritanischer Vorfahren belasteten Natur getragen wurde.

Seine Werke über Cromwell und die Französische Revolution. Zunächst hatte dies zur Folge, daß die Geschichte fast nur individuellbiographisch behandelt wurde. Es ist unendlich bezeichnend, daß aus dem projektierten Essay über die englischen Bürgerkriege und die Republik ein Buch über Cromwell wurde (der erhaltene Rest der ursprünglichen Anlage ist gedruckt als *Historical Sketches of Notable Persons and Events in the Reigns of James I. und Charles I.* 1898). Carlyle interessierten nicht die historisch-politischen oder die sozialen Probleme der Englischen Revolution, sondern allein eine mächtige

Persönlichkeit; und auch an dieser Persönlichkeit nur gewisse bestimmte Eigenschaften, die seine Seele mitschwingen ließen.

Sein Werk über Cromwell ist, als Biographie eines Staatsmannes und Militärs betrachtet, so unvollständig wie möglich. Es versucht nur den Charakter, nicht die historische Wirksamkeit des Helden zu schildern. Es läßt alle Angelegenheiten unerörtert, über die zufällig keine Äußerung Cromwells erhalten ist. Es macht nicht einmal den Versuch, Cromwell in die englische politische Geschichte einzureihen.

Freilich wie hätte es auch anders sein können! Carlyle verfügte nur über ganz desultorische historische Kenntnisse. Firth hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die englische Geschichte vor und nach Cromwell für ihn vor allem deshalb mit tiefem Dunkel beschattet war, weil er sie nicht kannte. Er reduzierte die komplizierte Geschichte der Englischen Revolution auf e i n e simple Situation: den Kampf eines Helden mit unfähigen Statisten. Man mag darin eine Widerspiegelung imperialistisch-toristischer Träume sehen, wie sie um 1840 in England von Gegnern des Konstitutionalismus gehegt wurden; eine brauchbare historische Theorie ist darin nicht zu finden.

Immerhin hatte Carlyle wenigstens die Ehrlichkeit, dieses Werk nicht als eine Biographie Cromwells, sondern als eine bloße Ausgabe der Briefe und Reden mit Erläuterungen zu bezeichnen. Es war zwar auch als solche durchaus ungenügend — der Text der Briefe und noch mehr der Reden ist willkürlich verändert, plumpe Fälschungen wie die sog. Squire Papers, mit denen ihn ein Spaßvogel hinters Licht führte, sind als echt aufgenommen; aber diese Mängel hingen mehr mit der unmethodischen, kritiklosen Forschungsmanier Carlyles als mit seinen historiographischen Schwächen zusammen. Was soll man aber dazu sagen, daß er sein früheres Werk, die aus einer Sammlung von Stimmungsbildern bestehende *Französische Revolution*, wie zum Hohn eine *History* nannte?

Carlyle machte aus der Not eine Tugend. Er war nicht zum Analytiker geboren, sondern zum Erzähler. Und zwar nicht zum epischen Erzähler großen Stils wie Michelet. Er war ein Romancier in der Art Dickens', ein Maler des Kleinlebens, ein Schilderer der *häuslichen* Gefühle, die die Engländer mit dem unübersetzbaren Adjektive *homely* bezeichnen. Er ließ seiner Neigung in seinen historischen Werken freien Lauf.

Er übernahm von der Romantik die Schwärmerei für das Lokalkolorit. Aber er unterließ nicht, die Lehre Walter Scotts zu vergröbern. Er unterdrückte alles, was sich nicht zu farbigen Schilderungen verwenden ließ. Er gab statt einer Geschichte der Revolution eine Reihe abgerissener Bilder, deren Zusammenhang der Leser in anderen Darstellungen suchen muß. Er malte dankbare Romanszenen um ihrer selbst willen aus, unbekümmert darum, ob sie als historisch bedeutungsvoll gelten können oder nicht.

Es ist natürlich, daß gerade diese Mängel ihm bei allen unpolitischen Naturen, die mit der bisherigen Geschichtschreibung wenig

anzufangen wußten, einen ungeheuren Erfolg verschafften. Es ist charakteristisch, wie verschieden sein *Cromwell* beurteilt wurde. Ein doktrinärer Philosoph wie Taine pries es als das Muster einer Biographie; ein im Staatsdienste ergrauter Historiker wie James Stephen, der Vater Leslie Stephens, schrieb über das Buch, als es noch nicht lange erschienen war (1846): . . *that poor jargon, that conjuring with words, is a flimsy business, the instrument of all bitterness, scorn and self-worship in disguise, and a mere veil to hide from Carlyle himself the essential poverty of his thoughts. Phrase-making is not thought-finding* . . (Maitland, *Life and Letters of Leslie Stephen* 1906, p. 13).

Carlyle als Schriftsteller. Freilich brachte Carlyle außerdem künstlerische Anlagen mit, die auch ernsthafte politische Denker über manche historiographischen Schwächen hinwegsehen ließen.

Carlyle besaß ein unvergleichliches Schilderungstalent. Wie wenig andere war er imstande, den historischen Stoff so zu verarbeiten, daß er zum Gefühl des Lesers sprach. Sein bewußt exzentrischer Stil stößt zwar Leute von feinerem Geschmack leicht zurück, übt aber auf das große Publikum um so stärkere Wirkung aus. Er hatte nicht vergebens als englischer Publizist begonnen. Er wußte, daß das Publikum, das englische seiner Zeit jedenfalls, nur hinhört, wenn der Autor stark zuschlägt. Er wußte, daß die große Mehrzahl der Leser nicht Belehrung, sondern Unterhaltung sucht und humoristische Übertreibungen sich besonders dann gern gefallen läßt, wenn es fürchtet, mit einer langweiligen, feierlichen Erzählung abgespeist zu werden. Seine wunderbare Sprachgewalt erlaubte ihm, die verschiedenartigsten Register zu ziehen.

Seine historiographische Bedeutung. Diese Vorzüge sowie der Umstand, daß man seine Exzentrizitäten als den Ausdruck einer mächtigen Persönlichkeit empfand, vermochten lange Zeit die Mängel seiner Geschichtswerke zu verdecken. Man stieß sich nicht an dem naiven Optimismus seiner Geschichtstheorie, die *Macht* mit *Recht* identifizierte und auf dem Postulat beruhte, daß nur die Wahrheit sich schließlich durchsetze und *Sünde* und *Elend* stets zusammenfielen. Man sah auch darüber hinweg, daß diese Theorie nirgends logisch zu Ende gedacht war und im einzelnen durchaus launisch und willkürlich angewendet wurde. Politische Tendenzen mischten sich ein. Carlyles aus persönlichen Nöten entsprungener Haß gegen die französische Aufklärung des 18. Jahrhunderts und gegen die reine Spekulation und Wissenschaft überhaupt wurde von den Gegnern des Liberalismus natürlich mit Freuden begrüßt.

Die wissenschaftliche Geschichtsforschung muß anders urteilen. Sie kann Carlyle nicht als einen Denker anerkennen, der nach Wahrheit und Erkenntnis strebte, sie kann ihn nur als einen Prediger betrachten, der in der Geschichte Trost suchte und historische Gegenstände zum Text erbaulicher Betrachtungen machte. Sie kann ihn nicht einmal als Biographen gelten lassen. Carlyle hat nie wie etwa

Sainte-Beuve versucht, sich in die Psyche einer ihm fremden Natur liebevoll zu versenken. Seine Porträts sollten nicht wahrheitsgetreu, sondern erbaulich sein; sie sollten entweder in ihrer machtvollen Geschlossenheit als Vorbild oder in ihrer jämmerlichen Zerrissenheit als abschreckendes Beispiel dienen.

c) Froude.

James Anthony Froude (geboren 1818 zu Darlington in Devonshire, zuerst Theologe, dann, als er wegen unchristlicher Ansichten sein *Fellowship* in Oxford verlor, Publizist und Literat, 1869 Lord Rektor der Universität von St. Andrews; 1892 Professor für moderne Geschichte in Oxford, gestorben 1894; mit Carlyle, dessen Biograph er wurde, nahe befreundet) verfaßte als Hauptwerk *The History of England from the Fall of Wolsey to the Defeat of the Spanish Armada* 1856 bis 1870. Eine Ergänzung hiezu bilden *The Divorce of Catherine of Aragon* 1891 und die Oxforder Vorlesungen *Life and Letters of Erasmus* (1894), *English Seamen in the Sixteenth Century* (1895) und *The Council of Trent* (1896). Zu nennen sind ferner *The English in Ireland in the Eighteenth Century* (1872 bis 1874) und die zum größten Teile in den *Short Studies on Great Subjects* (1867 bis 1883) gesammelten historischen Essays. Politische Tendenzen verfolgen die Reisebeschreibungen *Oceana* (1886) und *The English in the West Indies* (1888).

Die beste Charakteristik Froudes bei F. Harrison, *Tennyson, Ruskin, Mill and other literary estimates* (1899), 235 ff. — H. Paul, *The Life of Fr.* 1905.

Eine Synthese Carlylischer Ansichten mit Macaulays Kunst der Erzählung versuchte Froude.

Froude schloß sich in seiner Geschichtsauffassung an seinen Lehrer und Freund Carlyle an. Er teilte mit dem schottischen Propheten die Schwärmerei für die Macht und die starken Männer, — wenigstens wenn sie für die *gute Sache* stritten. Er huldigte wie dieser in der Historie gern dem Kanzelpathos. Aber er vermied es, den Leser durch forcierte, bedeutend klingende Antithesen, willkürliche Komposition und halb verstandene Brocken deutscher Geschichtsphilosophie zu deroutieren. Er nahm sich Macaulays Klarheit zum Muster. Den leichten Erzählungston seines Vorbildes zu treffen, blieb ihm allerdings versagt. Aber er hatte dafür von Carlyle die Kunst gelernt, wirksam an das Gemüt (nicht bloß an die patriotische Empfindung) der Leser zu appellieren. Ohne daß er die echten oder gemachten Exzentrizitäten Carlyles zu Hilfe nahm, ließ er die Herzen der Engländer für die großen Männer ihrer Geschichte höher schlagen. Die englische Breite wurde zwar auch er nicht los, aber er verlor wenigstens nie den Faden der Erzählung aus der Hand.

An echtem Pathos hat Froude Macaulay übertroffen; in jeder anderen Beziehung muß er hinter ihm zurückstehen. Macaulay schrieb als Parteimann, aber er führte seine Polemik in der Regel als Gentleman. Froude behandelte die Geschichte als Advokat. Er war nicht nur einseitig, sondern er suchte seine Position gleichmäßig mit guten und schlechten Mitteln zu verteidigen. Er entstellte und verfälschte seine Quellen nach Belieben, und selbst wenn seine Anführungen aus ungedruckten Quellen als wörtlich gelten sollen, schreckte er nicht vor tendenziösen Veränderungen zurück.

Zu einem guten Teile rührte dies daher, daß Froude sich eine Aufgabe gestellt hatte, die nicht zu lösen war.

Froude war vielleicht von keinem schlechten Instinkte geleitet, als er durch seine Verehrung starker Männer dazu geführt wurde, die Vertreter der protestantischen Tudormonarchie gegen die Anschuldigungen sentimentaler Geschichtschreiber zu rechtfertigen. Aber er war wie Carlyle viel zu stark in puritanischen Moralvorurteilen befangen, als daß er diesen Rehabilitationsversuch mutig und konsequent hätte durchführen können. Er unternahm es nicht, Heinrich VIII. und noch mehr seine Minister aus den politischen, sozialen und religiösen Verhältnissen der Zeit und des Landes zu verteidigen. Er verschmähte es, sie realpolitisch verständlich zu machen, wie es Machiavelli oder Guicciardini getan hätten. So wenig wie Carlyle besaß er dazu genügend Einsicht in die politischen und ökonomischen Notwendigkeiten des Staatslebens; nicht einmal die religiösen Bedürfnisse der Masse waren ihm eigentlich bekannt.

Er wollte nicht bloß nachweisen, daß Heinrich und seine Staatsmänner die Interessen Englands klug und tatkräftig vertreten hätten. Die angelsächsische Moral verlangte mehr. Die Tudors und ihre Minister sollten auch stets korrekt gehandelt haben; sie sollten sich so aufgeführt haben, daß ein klubfähiger Gentleman des 19. Jahrhunderts ohne Anstoß mit ihnen verkehren konnte. Eine durchaus unhaltbare These. Nur mit Hilfe elender, wenn auch für den unkundigen Leser blendender Advokatenkniffe kann Froude beweisen, daß die Tudors bei ihren Bestrebungen, die englische Kirche von Rom zu lösen, stets in der strengsten Form Rechtens und unter Beobachtung aller Schicklichkeitsregeln vorgegangen seien.

Um so schlimmer kommen die Gegner seiner Helden weg. Ganz wie Carlyle zieht Froude zwischen Licht und Finsternis eine scharfe Grenzlinie. Daß auch Bewegungen, die unsympathisch waren, historisch berechtigt sein könnten, hat er nie erkannt. Die Gegenreformation verfolgt er mit blindem Haß; seine Jesuiten sind Theaterbösewichter.

Es fehlte ihm die praktische Schulung Macaulays. Politischen Dokumenten stand er ganz hilflos gegenüber. Die kontinentale Geschichtschreibung kennt der Fälle genug, da geschäftsunkundige Gelehrte diplomatische Urkunden falsch verstanden. Aber das Schlimmste hat doch dieser englische Historiker geleistet, der den Satz aufstellen konnte, man brauche, um über die Tendenzen der englischen Gesetzgeber im 16. Jahrhundert ins reine zu kommen, sich nur an die Präambeln ihrer Dekrete zu halten. Natürlich: ein Gentleman darf nicht lügen, und daher muß auch die englische Regierung in ihren Erlassen stets die Wahrheit gesagt haben!

Froude hat prinzipiell bestritten, daß wissenschaftliche (soziologische) Forderungen an die Geschichtschreibung gestellt werden dürften. Er meinte, das Drama Macbeth wäre, wenn wahr, vollkommene Geschichte (*Macbeth, were it literally true, would be perfect history*). Er ließ den Historiker mit dem Dramatiker konkurrieren. Eine ge-

fährliche Auffassung; sie verführt noch leichter dazu, willkürlich mit starken Kontrasten zu arbeiten, als die Theorie, die die Geschichte dem Roman annähern will. Geschichtsphilosophisch läuft sie auf eine bequeme Verherrlichung des Erfolges hinaus.

IV. Die Verbindung romantischer Anschauungen mit der philologisch-kritischen Methode und die wissenschaftlich-gelehrte Geschichtschreibung.

1. Die philologisch-kritische Methode.

Das Wesen der philologisch-kritischen Methode und ihre Anwendung. Seitdem durch Blondus die antiquarische Geschichtschreibung ins Leben gerufen worden war, hatte jeder gelehrte Historiker, der etwas auf sich hielt, den Anschein zu erwecken gesucht, seine Darstellung sei auf die Quellen gegründet. In den meisten Fällen war dies allerdings bloßes flunkerhaftes Gerede gewesen. Es hatte aber auch, besonders unter den Maurinern und ihren Schülern, eine ganze Anzahl Historiker gegeben, deren Werke wirklich als quellenmäßig fundiert gelten konnten. Ein Forscher wie Tillemont hatte sich so gut wie ausschließlich auf antike, relativ primäre Berichte gestützt.

Niemand von diesen aber hatte daran gedacht, die Quellen als solche auf ihre Glaubwürdigkeit zu untersuchen. Man hatte wohl gelegentlich bemerkt, daß Angaben in Eulogien nicht ohne weiteres als historisch zuverlässig angesehen werden dürften, und hatte einzelne Historiker als parteiisch bezeichnet. Aber man hatte solche Beobachtungen nie zu einem Systeme ausgearbeitet. Man rektifizierte aus willkürlichen politischen oder konfessionellen Gründen einzelne Angaben der Autoritäten, die extravagant oder tendenziös erschienen. Aber man zog daraus nicht die Konsequenz und ließ andere Angaben derselben Quelle unbedenklich zu Recht bestehen.

Die älteren Historiker hatten ferner die Gewohnheit, jeden historischen Bericht, handle es sich nun um eine Quelle oder eine abgeleitete Darstellung, als e i n e n Block zu betrachten. Sie nahmen an, daß, wer über e i n e n Gegenstand gut unterrichtet sei, es über alle sein müsse. Sie gaben sich nicht die Mühe, zu untersuchen, woher der Quellenautor sein Material im einzelnen bezogen haben möchte. Sie wußten wohl im allgemeinen, daß Darstellungen, die der Zeit der Ereignisse nahestehen, zuverlässiger sind als spätere. Aber es fiel ihnen nicht ein, sich in den Fällen, wo n u r späte Quellen erhalten sind, die Frage vorzulegen, wieweit diese als Reproduktionen alter *guter* Berichte gelten können.

Hier setzte nun die neue philologisch-kritische Methode ein.

Ihr Kennzeichen ist, daß der Historiker, bevor er mit der Ausarbeitung der Darstellung beginnt, die Quellen als solche untersucht und sie eventuell auflöst.

Zwei Prozesse kommen dabei vor allem in Betracht. Der eine, die philologische Arbeit im eigentlichen Sinne des Wortes, betrifft die Auflösung der Quelle in ihre brauchbaren und unbrauchbaren Bestandteile, entweder in die älteren (zeitgenössischen) und neueren oder in die Berichte aus erster Hand und die abgeleiteten. Der zweite Prozeß befaßt sich mit der inneren Kritik. Er sucht die Tendenz zu entdecken, die den Verfasser der Quellen bei der Niederschrift leitete, und die Auffassung festzustellen, die dessen Denken beherrschte. Er sucht die Quelle aus der Situation des Autors heraus zu erklären und damit zugleich zu kritisieren. Hat der Historiker einmal erkannt, welche Ziele diesem vor Augen standen, so hat er damit auch einen Anhaltspunkt dafür, in welcher Hinsicht er sich am meisten von der Wahrheit entfernt haben mag.

Beide Prozesse sind gleich wichtig, und die Meister der philologisch-kritischen Methode wie Ranke und Baur haben denn auch beide gleich eifrig betrieben. Aber der verschiedenartige Charakter der historischen Überlieferung hat es mit sich gebracht, daß, je nach dem Stoffe, den der Geschichtschreiber behandelte, der eine der beiden das Übergewicht erhielt.

Es ist klar, daß der erste Prozeß unumgänglich nötig ist allein für die Teile der Geschichte, über die nur dürftige und zum guten Teile abgeleitete Quellen vorliegen, d. h. beinahe für die ganze alte Geschichte und den größten Teil des Mittelalters. Wenn die (literarischen) Quellen zum guten Teile verloren sind oder ihre Entstehungszeit und gegenseitige Abhängigkeit nicht feststeht, so gewinnt zunächst wenigstens die philologisch spaltende Methode den Vorrang. Für die neuere Geschichte und überhaupt für alle Gebiete, über die die primären Quellen in reicher Fülle vorliegen, ist sie weniger wichtig.

Sie war es nicht immer. Als Ranke in seinem kritischen Erstlingswerke nachwies, daß Guicciardini nicht eigentlich als Quelle zu betrachten sei, ging er nicht anders vor als die Philologen: er zerlegte die *Istoria d'Italia* in ihre Quellen. Aber er hatte dabei den Vorteil, daß er diese nicht erst hypothetisch erschließen mußte, sondern direkt mit der abgeleiteten Darstellung vergleichen konnte. Die Folge war, daß die philologische Spaltung der Stoffe sich nicht nur rasch und einfach vollzog, sondern bald in den meisten Fällen überhaupt unnötig wurde. Man hatte gesehen, daß geschichtliche Erkenntnis nur aus den primären Quellen zu gewinnen sei. Diese waren zum größten Teile noch erhalten. Es ergab sich von selbst, daß man unter diesen Umständen die abgeleiteten Darstellungen als Quellen stillschweigend beiseite schob.

Auf der anderen Seite bewegt sich der Historiker, der die Methode der inneren Kritik gegenüber Quellen zur neueren Geschichte zur Anwendung bringt, auf einem festeren Boden als der Forscher, der mittelalterliche und antike Autoren untersucht. Die Fülle der Zeugnisse, die aus der Neuzeit vorliegen, erlaubt ihm, die Situation, in der die Niederschrift vollzogen wurde, ganz anders zu präzisieren.

Er ist weniger auf Rückschlüsse aus dem Werke selbst angewiesen; er kann, vielfach wenigstens, die Tendenzen des Quellenberichtes aus unabhängigen Angaben feststellen.

Die ursprüngliche Tendenz der Methode. Die philologisch-kritische Methode (die von ihren Anhängern meist die *historisch-kritische* schlechtweg genannt wurde) ist nicht rein wissenschaftlicher Überlegung entsprungen. Sie hat ihre Wurzel, wie es scheint, hauptsächlich in der im 18. Jahrhundert aufkommenden englischen Opposition gegen den (humanistischen) Klassizismus der französischen Epigonenpoesie. Noch bei Wolf, der sich in der Problemstellung durchaus an die Engländer anschloß, ist deutlich zu erkennen, wie die philologische Methode den Weg von der Kunstpoesie zur Volksdichtung führen sollte. Indem man aus der *Ilias* „Volkslieder“ ausschied, glaubte man den Nachweis zu führen, daß die homerischen Epen, die bisher gleich den Dichtungen Virgils und Tassos für bewußte künstliche Schöpfungen e i n e s Mannes gegolten hatten, ihren Ursprung im *Volke* genommen hätten. Bei der späteren Übertragung der philologischen Methode auf das Gebiet der historischen Überlieferung wirkten ähnliche Gründe mit. Es ist bekannt, daß Niebuhr bei Livius die Reste eines großen Nationalepos entdecken wollte, das er der künstlichen Rhetorik der klassischen Zeit entgegensetzte.

Die philologische Methode an sich hat aber mit solchen ästhetisch-nationalen Tendenzen nichts zu tun. Bereits bei Ranke ist sie davon ganz gelöst. Sie dient bei ihm hauptsächlich dazu, die wahrhafte und natürliche historische Psychologie gegenüber der künstlichen Pragmatik des Rationalismus zur Geltung zu bringen. Später hat sie wenigstens im Prinzip, auch diese Tendenz abgestreift. Ein Rest vom Geiste der Opposition gegen dogmatisch unveränderliche Mächte ist ihr zwar immer geblieben. Die Religions- und Kirchengeschichte hat sich ihrer gern bedient, um Quellen, die nach offizieller Auffassung kanonische Vorschriften enthielten, als Zeugnisse freier ursprünglicher Frömmigkeit gegen erstarrtes Kirchentum auszuspielen. Aber die philologische Methode selbst trägt daran keine Schuld. Sie ist an sich durchaus neutral. Sie kann im Dienste bestimmter Tendenzen stehen; aber sie braucht es nicht. Sie hat das Material nur vorzubereiten, nicht zu kritisieren.

Die philologisch-kritische Methode und die Kulturgeschichte. Die philologisch-kritische Methode ist lange Zeit hindurch innerhalb der Geschichtschreibung in sehr ungleichem Maß zur Anwendung gekommen. Zunächst bediente sich ihrer nur die eigentlich gelehrte Historiographie, und die Folge war, daß sie vorzugsweise auf d i e Gebiete übertragen wurde, die (in Deutschland) früher schon von der gelehrten Forschung besonders eifrig bearbeitet wurden, nämlich die politische, die Kirchen- und vielleicht noch die Rechtsgeschichte.

Nicht zum Vorteil der geschichtlichen Erkenntnis wurde dadurch der Abstand zwischen diesen Gebieten und denen, die man den Dilettanten überließ, ungeheuer erweitert. Die sog. Kulturgeschichte wurde

dadurch wissenschaftlich beinahe geächtet. Es bildete sich das sonderbare Vorurteil, daß der Kulturhistoriker der historisch-kritischen Methode entraten könne. Man meinte, der politische Historiker müsse wohl untersuchen, ob eine Geschichte sich wirklich so zugetragen habe, wie die Quellen berichten; für den Kulturhistoriker behalte dagegen die Darstellung der Quelle als Zeugnis für die Denkweise der Zeit unter allen Umständen ihren Wert.

Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, wie irrig diese Auffassung ist. Wer eine Anekdote oder einen Ausspruch als wirtschafts- oder geistesgeschichtlich-charakteristisch anführen will, hat sich über deren Herkunft ebenso gewissenhaft zu informieren, als wer ihnen in der Erzählung politischer Vorgänge einen Platz anweist. Wendet er die Methode konsequent an, so wird er allerdings meist zu dem Ergebnisse gelangen, daß solche Quellen-Angaben, z. B. Notizen, die Predigten, Skandalchroniken, Novellen oder Satiren entnommen sind, wissenschaftlich an sich ebensowenig brauchbar sind wie die Schlachtschilderungen offizieller Bulletins. Aber dies beweist nichts gegen die Methode. Wenn die meisten Kulturhistoriker es im 19. Jahrhundert anders hielten, so haben sie gerade dadurch ihr Fach diskreditiert. Es war eine unerlaubte Naivetät, wenn sie Nachrichten als beweiskräftig behandelt, die mit bewußter Absicht erfunden worden waren und demnach nicht einmal als relativ oder kulturgeschichtlich wahr gelten können. Janssen stand im Dienste einer Tendenz; aber er arbeitete methodisch nicht viel schlechter als viele andere Kulturhistoriker der älteren Zeit.

Die Folgen sind noch heute spürbar. Wenn moderne Mediziner und Ethnographen nie ausgeführte Vorschriften des Leviticus oder der angeblichen lykurgischen Verfassung als Verordnungen betrachten, die einmal in Kraft gewesen seien, so ist daran die kritiklose Art der älteren Kulturgeschichtschreibung nicht ganz unschuldig. Auch eine Gesetzessammlung kann erst dann richtig interpretiert werden, wenn der Forscher über ihren Charakter ins reine gekommen ist.

Die Ausbreitung der Methode. Die philologisch-kritische Methode ist ihrer Entstehung nach ein rein deutsches Erzeugnis. Sie teilt diese Eigenschaft mit der modern-wissenschaftlichen Sprachforschung, von der sie vielfach befruchtet worden ist. Sie war bei ihrem Entstehen auch für Deutschland etwas ganz Neues und stieß auch bei deutschen Forschern in der ersten Zeit häufig genug auf Widerstand. Aber sie gelangte in ihrer Heimat doch viel rascher zum Sieg als anderwärts. Über die übrigen Länder hat sie sich nur sehr langsam ausgebreitet. In England ist sie erst in jüngster Zeit vollständig rezipiert worden, und in Frankreich haben sie noch Forscher wie Taine und Fustel de Coulanges so gut wie ganz ignoriert.

Dieser zeitliche Vorsprung war von großer Bedeutung. Erst diese frühe Übernahme der historisch-kritischen Methode hat der deutschen historischen Forschung die Superiorität verschafft, die seither — unhistorisch genug — gern auch für ältere Epochen der deutschen Ge-

lehrsamkeit in Anspruch genommen wird. In Wirklichkeit stand die gelehrte historische Forschung in früheren Jahrhunderten in Deutschland im allgemeinen nicht über, sondern unter dem europäischen Durchschnitt; auch Leibniz und Mascov können wohl neben, aber nicht über Gelehrte wie Mabillon, Tillemont, Muratori und Tiraboschi gestellt werden. Gegenwärtig ist die Methode nicht mehr das Privileg eines Landes; die ernsthafte gelehrte Geschichtschreibung bedient sich ihrer überall beinahe gleichmäßig.

Einwendungen gegen die Methode. Zwei Vorwürfe sind der philologisch-kritischen Methode hauptsächlich gemacht worden.

Der eine betrifft mehr die übliche Anwendung der Methode als diese selbst. Es handelt sich darum, daß viele Historiker der neuen Richtung die eigentlich historischen Probleme vernachlässigten und einseitig die philologische Kritik der Texte pflegten. — Dies ist allerdings von Anfang an häufig vorgekommen. Schon Hegel bezeichnete es in der *Philosophie der Geschichte* als eine Eigentümlichkeit der neueren deutschen Historiker, daß sie nicht über Vorarbeiten hinauskämen; neuerdings ist auch nicht mit Unrecht Klage darüber geführt worden, daß z. B. die Literaturgeschichte des Alten Testamentes viel eifriger betrieben worden sei als die Geschichte der altisraelitischen Religion. Richtig ist auch, daß sich gerade unter den Schülern Rankes Autoren mit Geschichte beschäftigten, die wohl ganz tüchtige Philologen sein mochten, zur Historie aber kein Verhältnis hatten. Richtig ist ferner, daß manche Geschichtschreiber der Schule durch Einschiebung quellenkritischer Exkurse ihre historischen Werke zu einem unerquicklichen Konglomerate von Darstellung und Untersuchung gemacht haben.

Aber alle diese Mängel der Ausführung beweisen nichts gegen das Wesen der Methode.

Was den zuletzt angeführten Vorwurf betrifft, so haben schon Ranke selbst und dann verschiedene noch lebende Forscher deutlich genug gezeigt, daß sich Voruntersuchung und Darstellung sehr wohl trennen lassen. Nicht anders steht es mit den übrigen Einwendungen. Die Gefahr, daß das Interesse des Forschers sich ausschließlich philologischen Problemen zuwende, besteht allerdings; aber sie ist nicht unüberwindlich. Richtig ist nur, daß die Geschichtschreibung durch die neue Methode schwieriger geworden ist. Sie setzt seither zwei ganz verschiedenartige Eigenschaften voraus, die sich nicht eben häufig bei einem und demselben Autor vereinigt finden: ihre Jünger müssen zugleich die Fähigkeit zu historischer Synthese und die Liebe zu pedantischer philologischer Kleinarbeit besitzen. Die Zeiten sind vorbei, da ein politischer Denker nur kraft seiner historischen Divinationsgabe als Geschichtschreiber Großes zu leisten hoffen durfte. Aber diese Schwierigkeiten widerlegt die Methode an sich nicht. Auch ein noch so genial entworfener Bau muß zusammenstürzen, wenn er aus brüchigem Material errichtet ist.

Man hat der philologisch-kritischen Methode zweitens übertriebenen Skeptizismus zum Vorwurf gemacht. Dieser Tadel ist noch

viel weniger berechtigt als der andere. Die philologische Methode ist nicht hyperkritisch, sondern zu wenig kritisch.

Ihre Voraussetzung, daß ein Bericht zuverlässig sei, wenn er aus erster Hand stamme und nicht sichtbare Zeichen tendenziöser Erfindung an sich trage, ist unhaltbar — auch abgesehen davon, daß die zweite Bedingung, streng genommen, überhaupt nicht zu erfüllen ist, da wir die bewußten und unbewußten Tendenzen, die sich bei der Niederschrift jedes Berichtes geltend machen müssen, nie mit Sicherheit zu rekonstruieren vermögen. Selbst wenn es gelänge, nachzuweisen, daß die Erzählung, die wir der Darstellung zugrunde legen, auf der Stelle von unbefangenen und schreibgewandten Zeugen aufgezeichnet worden sei, müßte diese eine Menge Beobachtungsfehler enthalten. Alle detaillierten Angaben sind verdächtig, selbst wenn sie sich in *guten* Quellen finden.

Und doch würde es sich hiebei noch um den günstigsten Fall handeln. Wie wenige historische Berichte sind überhaupt aufgeschrieben worden, nur um *der Nachwelt das treue Andenken an die Geschehnisse der eigenen Zeit zu erhalten!* Wie viele Diplomaten (Lieblingszeugen der Rankischen Schule) haben mehr daran gedacht, ihre eigenen Fähigkeiten in glänzendem Lichte erscheinen zu lassen, als ihre Mandanten gewissenhaft zu informieren! Wenn die philologisch-kritische Methode zu unerbittlichem Skeptizismus erziehen kann, so hat sie der Geschichte wahrlich keinen schlechten Dienst erwiesen.

d) Niebuhr.

Barthold Georg Niebuhr, ein Sohn des berühmten Reisenden Karsten N. (geboren 1776 zu Kopenhagen, 1796 Privatsekretär des dänischen Finanzministers Schimmelmann, 1800 Assessor im Kommerzkollegium für das Ostindische Bureau, 1804 Direktor der Ostindischen Bank in Kopenhagen, 1806 von Stein nach Berlin gezogen und dort ins Finanzministerium berufen, 1810 aus dem preußischen Staatsdienste entlassen und zum Kgl. Historiographen ernannt, 1816 als preußischer Geschäftsträger bei der Kurie nach Rom gesandt, 1823 zum Professor für alte Geschichte in Bonn ernannt, gestorben dort 1831), verfaßte als Hauptwerk die *Römische Geschichte.* Die beiden ersten Bände (bis zum ersten samnitischen Krieg) erschienen 1811 f. (in den späteren Auflagen stark verändert; im folgenden wird nach der ersten Auflage zitiert); der dritte (bis zu den Punischen Kriegen) wurde erst 1832 nach dem Tode des Verfassers publiziert. Eine Ergänzung bilden die nach Kollegheften aus der Bonner Zeit herausgegebenen *Vorträge über die römische Geschichte* (1846 bis 1848), über *Römische Altertümer* (1858) und über *Alte Geschichte* (1847 bis 1851). Ein akademisches Kolleg ist auch die *Geschichte des Zeitalters der Revolution* (1845). Vgl. ferner die *Nachgelassenen Schriften nicht philologischen Inhalts* (1842) und die Biographie seines Vaters (1817).

Das Biographische über N. in den *Lebensnachrichten* (zuerst 1838/39). Darstellung und Kritik seiner historischen Arbeiten bei J. Classen, *N.* 1876 und vor allem bei F. Eyssenhardt, *N., ein biographischer Versuch* 1886. Vgl. ferner über Niebuhr und seine Schüler unter den alten Historikern J. Kärst, *Die Geschichte des Altertums im Zusammenhange der allgemeinen Entwicklung der modernen historischen Forschung* in den *Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum* IX (1902), 32 ff. und K. J. Neumann, *Entwicklung und Aufgaben der Alten Geschichte* 1910, 40 ff. Unbedeutend ist H. Dreyhaus, *N. u. Goethe* in den *Preuß. Jahrbüchern* 142 (1910), 433 ff.

Niebuhr als destruktiver Kritiker. Als Begründer der philologisch-kritischen Methode in der Geschichte wird, so vieles man auch gegen seine Untersuchungen einwenden kann, stets Barthold Georg Niebuhr genannt werden müssen. Er ist der erste gewesen, der bei der Behandlung »dunkler« Perioden der rationalistischen Umdeutung und pragmatischen Ausdeutung sagenhafter Berichte ein Ende gemacht hat und den Weg angab, wie der Forscher auf Grund echten Materials, das sich in der Tradition unverstanden erhalten hatte, an Stelle der legendarischen Erzählung eine positive historische Darstellung setzen könne.

Dieses Verdienst wird man Niebuhr ungeschmälert lassen müssen, wie sehr er auch in der Ausführung in die Irre gegangen ist.

Ein merkwürdiges Schicksal führte Niebuhr dazu, den Stoff zu behandeln, an dem für die rein negative Kritik so gut wie nichts mehr zu tun war. Daß die Tradition über die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte historisch unzulänglich sei, war bereits in Beauforts *Considérations* in klassischer Weise nachgewiesen worden (s. o. S. 327 f.). Sogar die unlauteren Quellen, aus denen Livius und seine Vorgänger geschöpft hatten, waren bereits zu einem guten Teile aufgedeckt worden. Wer die Kritik nur nach ihrer destruktiven Seite schätzt, wird Niebuhrs *Römische Geschichte* nicht als einen Fortschritt, sondern als einen Rückschritt bezeichnen müssen. Die nüchterne Intelligenz des holländischen Hugenotten hat vielfach richtiger gesehen als die von romantischen Nebeln umhüllte Phantasie Niebuhrs. Es ist allerdings unbestreitbar, daß erst durch Niebuhr die Autorität des Livius endgültig vernichtet wurde; Beaufort hatte noch in der Wüste gepredigt. Aber daran trugen seine *Considérations* keine Schuld. Seine saubere Kritik ging wohl nicht eben tief; aber sie suchte dafür auch nicht, unbewiesenen romantischen Hypothesen folgend, aus den ersten Büchern des Livius das diesen angeblich zugrunde liegende Volksepos wiederherzustellen.

Aber Kritik im alten Sinne des Wortes war nur eine und vielleicht die schwächste Seite Niebuhrs. Er leitete dadurch eine neue Epoche der Geschichte der Historiographie ein, daß er sich nicht damit begnügte, gleich Beaufort die sagenhafte Tradition in Bausch und Bogen zu verwerfen, sondern eine neue positive Auffassung an deren Stelle zu setzen suchte. Auf merkwürdige Weise vereinigte sich dabei genuine historische Intuition mit tendenziösen romantischen Vorstellungen.

Niebuhr als Romantiker. Seinen Ausgangspunkt wählte sich Niebuhr ganz romantisch. Unter dem Einflusse Herders und noch mehr zeitgenössischer Romantiker wie Friedrich Schlegel träumte er von einer alten römischen *Epopöe, die an Tiefe und Glanz der Phantasie alles weit zurückläßt, was das spätere Rom hervorbrachte* (I, 179). Sein Ziel war, dieses Epos wiederherzustellen und von den rationalistischen Umdeutungen und Veränderungen der antiken aufgeklärten Historiographie zu befreien (vgl. z. B. I, 148). Vielleicht die Erinnerung

an historische Volkslieder, die er in seiner Jugend gehört, ließ ihn für die ältere römische Zeit einen Schatz an großer verschwundener Poesie voraussetzen.

Die Hypothese, daß der römischen historischen Tradition Volkslieder zugrunde gelegen hätten, war an sich nicht neu. Bereits Beaufort hatte dies angenommen. Niebuhr wich nur darin von seinem Vorgänger ab, daß er als Romantiker dieser angeblichen Volkspoesie eine merkwürdige Verehrung entgegenbrachte. Er stellte dies fiktive Erzeugnis des römischen Volksgeistes sogar über die Geschichte selbst: *die dichterische Erzählung* (*ist*) *etwas anderes*, *aber auch Besseres als reine Geschichte*, *auf deren Boden wir nur wiederfinden*, *was uns im Leben ermüdet und bekümmert* (I, 173). Wie andere Romantiker hatte er aus Überdruß an der glatten Salonpoesie des 18. Jahrhunderts so sehr allen Sinn für den Wert künstlerischer Form verloren, daß er als ursprünglich poetisch nur empfand, was Gefühle nicht aussprach, sondern bloß ahnden ließ. Dagegen ließe sich nun nichts einwenden, wenn nur solche unbestimmte Gefühle nicht ein sehr schlechtes historisches Kriterium wären. Herder hatte die im 16. Jahrhundert beliebte spanische Kunstpoesie im maurischen Stile für ein Erzeugnis arabischen Volksgeistes gehalten; Niebuhr war der Ansicht, daß die Erzählung von der troischen Niederlassung in Latium eine einheimische Nationalsage war (I, 136). Er hielt vielfach für Poesie, was bloße rhetorische Ausschmückung oder tendenziöse Erfindung war.

Niebuhr als Schüler Mösers. Es ist nicht diese romantische Schwärmerei für Volkspoesie, die Niebuhrs *Römischer Geschichte* ihren eigentümlichen Wert verleiht. Mit ihr, die auf bedenkliche Weise von der wahren Historie abführte, verband sich ein scharfes Verständnis für gewisse Seiten der historischen Realität. Niebuhr schloß sich nicht nur an Herder und Friedrich Schlegel sondern auch an Möser an. Er beurteilte wie dieser Staat und Geschichte vom Standpunkte des freien Bauern aus. Er war zwar kein so beweglicher und offener Kopf wie der Verfasser der *Osnabrückischen Geschichte*. Er vermischte, was dieser nie getan, gern politische Raisonnements mit moralischen; Eyssenhardt (§ 16, S. 54 f.) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß Niebuhr stets unter dem Eindruck der antiken stoischen Tugendphrase geblieben sei und in Reichtum und Verfeinerung einen Abfall vom Naturzwecke gesehen habe. Aber mit Möser traf er sich darin, daß er von seiner Heimat her das Bauernleben praktisch kannte und nicht wie die meisten Städter von akademischen Konstruktionen ausging.

Wenn antike rhetorische Historiker wie Livius von dem Bauernleben der alten Zeit redeten, dachten sie es sich als eine philosophische Idylle, als eine rührende Theaterszene im Stile Rousseaus. Niebuhr brach gänzlich mit dieser Vorstellung. *Livius*, meint er, *glaubt an eine weit größere Ureinfalt in jenen Zeiten*, *als wir einräumen können* (I, 298). Er gab kein Pastorale, sondern einen Bauernstaat, wie er ihn in seiner Jugend im Dithmarschen kennen gelernt hatte: freie,

arbeitsame, zähe am Alten klebende Bauern, die auf eigenem Grund und Boden sitzen.

Freilich, noch mehr als bei Möser wurde dieser Typus nun bei ihm dogmatisiert. Er idealisierte seinen Bauernstaat nicht; aber er ließ nichts daneben gelten. *Nur als Roms Bürger Bauern waren und ihren Acker selbst bestellten, verkörperte sich in ihrem Staate das Ideal, von dem er sich so weit entfernt hat.* Gut erscheint ihm alles, was der Existenz freier Bauern zuträglich ist. Er haßte trotz seiner konservativen Gesinnung die Patrizier, wie nur irgendein Liberaler. Sie sind in seinen Augen rücksichtslose Gutsherren, die die Bauern um den Ertrag ihrer sauren Arbeit prellen. Ihre egoistische Politik brachte den Staat in Gefahr: hätten sie das Volk zur Klientel zwingen können, so hätte sich die Linieninfanterie, die Roms Kraft war, nicht bilden können (vgl. I, 253). Vollends verderblich ist die *Eroberungssucht.* Die Ausbreitung des römischen Reiches hat nicht nur politischen sondern auch sittlichen Verfall nach sich gezogen.

Es ist kein Zufall, daß Niebuhr mit seiner Römischen Geschichte nicht über die ältesten Zeiten hinausgekommen ist. Nur diese waren seiner Begabung eigentlich kongenial. Er verstand es, die sozialpolitischen Probleme der ersten Jahrhunderte (die Agrarverhältnisse, den Zusammenhang der Verfassung mit der Verteilung des Grundeigentums und mit der Wehrpflicht usw.) so scharfsinnig und realistisch zu erörtern wie seit Möser keiner mehr. Er wäre, wie seine Vorlesungen zeigen, kaum mehr imstande gewesen, die Expansionspolitik späterer Perioden richtig zu beurteilen. Er war ein verschlossener, früh geistiger Einsamkeit ergebener Mann, der nur zu sehr seinen heimischen Bauern glich. Er verlangte strenge Redlichkeit von andern wie von sich; für eine leichtblütigere Lebensauffassung fehlte ihm jedes Verständnis. Er hat so weder die Entwicklung Roms zum Großstaate noch die Entstehung der römischen großstädtischen Kultur begriffen. Er lehnte alles schroff ab, was sich nicht mit seinem Bauernideal vertrug. Die Zeit nach dem Hannibalischen Kriege erscheint ihm als *gänzliche Ausartung* (*Vorträge* II, 187). Er suchte nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, die historischen Gründe bloßzulegen, die diese (erfreuliche oder unerfreuliche) Entwicklung herbeigeführt haben. Dazu huldigte er zu sehr dogmatisch-moralischen Ansichten: *so gelangten vor mehreren Jahren die Dithmarschen schnell zu großen Reichtümern, und sogleich entstand ein krasses Verzehren, bis sie sofort wieder herunterkamen.* Gestalten wie Cäsar oder Horaz erscheinen in seltsamer Verzerrung. Für Cäsar ist ihm *große Offenheit, große Befreundung* charakteristisch; er war ein *sehr herzlicher Mensch* (III, 30). Von dem blasierten Großstadtfeuilletonisten Horaz bemerkt er (III, 135 f.): *Horaz wollte sein Herz nicht bluten lassen und setzt uns dadurch in eine Gemütsverfassung, die uns um so weher tut . . . Er ist immer edel und liebenswürdig, er hat nur eine unglückliche Zeit falsch aufgefaßt.*

Aber so sehr auch Niebuhr von Standesvorurteilen befangen war, die Lehren Mösers hat er nie ganz vergessen. Er war politisch kon-

servativ im Sinne der Romantik; aber er hielt sich als Historiker nicht an die Glaubenssätze der restaurierten Staatswissenschaft. Er ignorierte die Bedeutung der Nationalität. Er hat nicht versucht, die römische Geschichte aus einem bestimmten Nationalcharakter abzuleiten oder als sich selbst entwickelnde Idee aufzufassen. Er verglich, ganz wie Voltaire, die Römer unbedenklich mit exotischen Völkerschaften, z. B. den Mexikanern. Ebensowenig schloß er sich der pragmatischen Schule an. Er stellte nicht vernünftige politische Überlegung an die Spitze der römischen geschichtlichen Entwicklung wie Machiavelli oder Montesquieu. Er führte sowenig wie Möser geschichtliche Bewegungen ausschließlich auf die schlaue Berechnung einiger Individuen zurück. Als treibende Kraft betrachtete er vielmehr den Konflikt ökonomischer Gegensätze. Es ist seine Schwäche, daß er diesen Konflikt ethisch faßte und alle Wirtschaftsformen, die Handel und kaufmännische Spekulation voraussetzen, als unheilvoll und sittlich korrupt bezeichnete. Es ist seine Stärke, daß er von den sozialen Verhältnissen ausging und daher die Entwicklung Roms vom Bauern- zum Handelsstaat wie einen typischen Fall schilderte, ohne wie die Rousseauschule aus allgemeinen Prinzipien spekulativ zu konstruieren.

Die positive Kritik Niebuhrs. Zeigte sich Niebuhr hierin noch von Möser abhängig, mit dem er auch die Ignorierung religiöser Vorstellungen als einer historischen Macht teilte, so war er dagegen völlig originell in seiner Methode. Er war der erste, der durch positive Kritik, d. h. philologische Auflösung der Quellen über eine Zeit Licht zu verbreiten suchte, über die wir direkt so gut wie gar keine Zeugnisse besitzen. Er hat probiert, aus den Resten guter Überlieferung, die etwa in unverstandenen Formeln, alten Rechtssätzen, zersprengten Angaben von Grammatikern zu finden sind, ein Stück Geschichte wiederherzustellen. Er hat die Überlieferung nach Alter und Herkunft gesichtet. Er hat die Tatsachen, die sie berichtet, danach zu scheiden gesucht, ob sie als junges oder altes Gut, als *rhetorischer Flimmer* (I, 208) oder als brauchbare Tradition zu gelten haben. Er ist der Geschichte der Überlieferung nachgegangen und hat etwa gewisse Angaben als *geflissentliche Anordnung eines religiös an Zahlenheiligkeit hängenden Sinnes* bezeichnet (I, 188). Wie oft er dabei auch in die Irre ging — diese Methode begründete eine neue Ära in der Geschichte der historischen Forschung.

Niebuhr als Schriftsteller. Die *Römische Geschichte* hätte mit allen ihren Mängeln ein klassisches Geschichtswerk werden können, wenn Niebuhr nur etwas mehr Anlage zum Schriftsteller gehabt hätte. Aber es fehlte ihm leider alles künstlerische Talent. Er verstand weder zu komponieren noch gefällig zu schreiben. Seine Perioden sind oft mit so vielen Partizipien, Nebensätzen und unbequemen Einschiebseln überladen, daß der Leser den Sinn nur erraten kann — es sei denn, er konstruiere sie langsam wie den Text eines antiken Autors. Aber diesen zugleich ausgeklügelten und unbehilflichen Stil würde man

gerne in den Kauf nehmen, wenn nur die Komposition nicht ganz und gar der Regel ermangelte. Niebuhr gibt weder eine Erzählung noch eine Untersuchung noch ein Resümee, sondern alles neben- und durcheinander. Er unterbricht die Erzählung beständig durch antiquarische Exkurse und reiht seine kritischen Untersuchungen unorganisch zwischen Fragmente des angeblichen, von ihm wiederhergestellten historischen Epos ein. Er hat selbst diesen Mangel wohl gefühlt: *Ich kann im Lauf der älteren Zeiten dieser Geschichte nicht vermeiden, Untersuchungen als Episoden einzuschieben; ich glaube auch mit demselben Recht Anspruch auf ihre Duldung machen zu können, mit dem alte Geschichtschreiber episodische Erzählungen einwebten . . . . . Die Geschichte des ältesten Roms kann nur eine Verbindung von Erzählung und Untersuchung sein* (I, 191 f.). Eine sonderbare Entschuldigung. Der angezogene antike Präzedenzfall beweist an sich nichts und kann außerdem am wenigsten Niebuhr entschuldigen. Römische Historiker schoben Episoden ein, um dem ästhetischen Bedürfnisse nach Abwechslung entgegenzukommen; gibt dies dem modernen wissenschaftlichen Forscher das Recht, seine Darstellung unübersichtlich und verwirrend anzulegen? Mit Recht hat Ranke von seinem ersten Werke an in dieser Beziehung Niebuhr die Gefolgschaft verweigert und seine quellenkritischen Exkurse vom Texte ausgeschlossen.

Wolf, Ottfried Müller und Nitzsch. Die Kunst, ein auf alte, jetzt verlorene Quellen zurückgehendes Schriftwerk in seine ursprünglichen Bestandteile aufzulösen, hatte Niebuhr von dem Philologen Friedrich August Wolf (1759 bis 1824) gelernt. Sein Versuch, aus den ersten Büchern des Livius das diesen zugrunde liegende römische Nationalepos zu rekonstruieren, beruht durchaus auf der Liedertheorie, die sein Vorgänger gegenüber Homer vertreten hatte. Wolf war im übrigen ein viel nüchterner Kritiker als Niebuhr. Seine *Prolegomena ad Homerum* (Halle 1795) übertreffen an besonnenem Scharfsinn die *Römische Geschichte* bei weitem. Sie huldigen weniger romantisch-unklarer Begeisterung für Natur- und Volkspoesie. Damit steht nicht im Widerspruche, daß die Resultate, zu denen Wolfs positive Kritik gelangte, im einzelnen ebensowenig haltbar sind wie die Niebuhrs. — Vgl. über Wolf neben den Geschichten der klassischen Philologie S. Reiter in den *Neuen Jahrbüchern f. d. klassische Altertum* XIII (1904), 89 ff.

Auf die alte griechische Geschichte übertrug die Methode Niebuhrs der Philologe Karl Ottfried Müller (geboren 1797 zu Brieg in Schlesien, gestorben 1840 zu Athen). Wie sein Vorbild suchte er der pragmatischen Ausdeutung ein Ende zu machen und durch Rückschlüsse aus unverstandenen Überresten die Geschichte der alten griechischen Volksstämme zu rekonstruieren. Leider können seine meist Fragment gebliebenen Werke kaum in einer Geschichte der Historiographie besprochen werden. Er war zwar seinem Vorbilde als Schriftsteller überlegen — die Komposition ist straffer, die Sprache kraftvoll-einfach —, aber Erzählung und Untersuchung sind ebenso wenig getrennt.

In seinen historischen Anschauungen war Müller durch und durch ein Anhänger der politischen Romantik. Er vertrat die Idee der organischen nationalen Entwicklung bis in ihre letzten Konsequenzen. Er suchte zu beweisen, daß die Griechen sich von allen auswärtigen Einflüssen frei erhalten haben. Sein Lieblingsvolk sind die Dorier, bei denen ihm Volk und Staat zusammenzufallen scheinen. An die Stelle Lykurgs setzte er die spartanischen *Herkommen*, die wahrhafte dorische Verfassung, die *nie eines einzelnen Werk sein können* (*Die Dorier* III, 15). An den Spartanern zieht ihn vor allem der wie ein Kunstwerk organisch gewordene Staat

an, *ein Kunstwerk, welches die gesamte Nation in ihrer Einheit fortwährend schafft und darstellt* (III, 19). In dem aus dem Volkstum erwachsenen, von Revolutionen und künstlichen Verfassungsgründungen verschont gebliebenen spartanischen Staate sieht er *tiefste politische Weisheit* verborgen (III, 185 f.). — Werke: *Die Geschichten hellenischer Stämme: I. Orchomenos und die Minyer, II. Die Dorier* 1820 bis 1824; *Geschichte der griechischen Literatur* (unvollendet; zuerst in englischer Übersetzung erschienen) 1841. Vgl. das *Lebensbild in Briefen* von O. und E. Kern 1908; K. Dilthey, *O. M.* (Rede 1898) und die in den *Gött. gelehrt. Anzeigen* 172 (1910), 356 ff. angeführte Literatur. Ferner den Briefwechsel mit L. Schorn in den *N. Jahrb. für das klass. Altertum* 26 (1910).

Von den späteren Historikern hielt am treuesten an der Methode und den Anschauungen Niebuhrs Karl Wilhelm Nitzsch (geboren 1818 zu Zerbst, 1848 außerordentlicher, 1858 ordentlicher Professor zu Kiel, 1862 nach Königsberg berufen, 1872 nach Berlin, dort gestorben 1880) fest. Nitzsch faßte wie der Meister die Geschichte Roms als eine Geschichte des römischen Bauernstandes auf und verlangte, daß jeder Darstellung eine genaue, systematische Untersuchung der Quellen vorausgehen müsse. Leider kam er wie manche andere Jünger der Niebuhrischen Methode nicht über kritische Vorarbeiten und Monographien hinaus.

Die beiden Kollegien, die nach seinem Tode von Schülern herausgegeben wurden (*Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden* ed. Matthäi, 1883 bis 1885 und die *Geschichte der Römischen Republik* ed. G. Thouret, 1884 85), zeigen, daß Nitzsch auch als Darsteller Bedeutendes hätte leisten können. Er verlor im Gegensatze zu der liberalen politischen Geschichtschreibung nie den fruchtbaren Gedanken Mösers und Niebuhrs aus dem Gesichte, daß der politischen Entwicklung wirtschaftliche Veränderungen zugrunde liegen. Er strebte wie Niebuhr nach konkreter Anschauung. Es wird immer zu bedauern sein, daß er zumal seine Deutsche Geschichte nicht mehr selbst hat ausarbeiten können. So geschickt seine Vorlesungen auch publiziert sind, — sie lassen, auch abgesehen von der Richtigkeit gewisser Lieblingstheorien, zu deutlich erkennen, daß Nitzsch den Stoff nicht vollständig beherrschte. Er wußte genug für einen Dozenten, zu wenig für einen gelehrten Forscher. Man merkt besonders in den späteren Partien, daß er oft nur aus zweiter Hand schöpft. Das war natürlich unvermeidlich; aber es hatte zur Folge, daß Nitzschs geistreiche Konstruktionen zu einem guten Teile in der Luft stehen.

Vgl. Jastrow in der *Allg. Deutsch. Biographie* (1886) und G. v. Below im *Archiv für Kulturgeschichte* VIII (1910), 305 ff. (Briefe Nitzschs an Maurenbrecher.)

3. Ranke und seine Schule.

a) Ranke.

Leopold Ranke (1865 geadelt) (geboren 1795 zu Wiehe in Thüringen, 1818 Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. O.; nach seinem ersten Werke an die Berliner Universität berufen [1836 ordentlicher Professor], 1827 bis 1831 in Wien und Italien [Venedig und Rom] mit archivalischen Forschungen beschäftigt, 1832 bis 1836 Redakteur der *Historisch-politischen Zeitschrift*, 1841 zum preußischen Historiographen ernannt, gestorben 1886 zu Berlin) begann seine historiographische Tätigkeit (vgl. H. F. Helmolt, *Ranke-Bibliographie* 1910) mit den *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535* 1824. Es erschien davon nur ein erster Band (bis 1514); daher wurde später bei dem auch sonst stark veränderten Wiederabdrucke in den Werken (1874) der Titel geändert. Besonders bedeutungsvoll wurde diese Arbeit durch den separat herausgegebenen *Anhang: Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber* 1824 (in der 2. Auflage 1874 ebenfalls wesentlich überarbeitet). Es folgten darauf die beiden Hauptwerke: *Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im XVI. und XVII. Jahrhundert* 1834 bis 1836 (in den *Sämtlichen Werken* Bd. 37 bis 39 *Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten* betitelt und mit einem Schlußworte über das Vatikanische Konzil bereichert 1878) und die *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation* 1839 bis 1847 (Werke 1 bis 6).

Eine Ergänzung der Päpste bildet das zuerst ebenfalls teilweise in den *Fürsten und Völkern von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert* erschienene Buch *Die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert* (1877).

Der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts gehören ebenfalls in der Hauptsache an die *Französische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert* (1852 bis 1861), die *Englische Geschichte vornehmlich im 17. Jahrhundert* (1859 bis 1868), die *Geschichte Wallensteins* (1869) und zahlreiche kleinere Aufsätze: *Don Carlos* (1829; dann als 2. Teil der *Historisch-Biographischen Studien Werke* 40/41); Aufsätze zur venezianischen Geschichte: *Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618* (1831), *Venedig im 16. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 17.*; *Die Venezianer in Morea* (1685 bis 1715) (Werke 42); zur florentinischen Geschichte: *Savonarola, Filippo Strozzi* und *Cosimo Medici* (in den *Historisch-biographischen Studien*, wo auch der Aufsatz über Consalvi 1877); *Zur Geschichte der italienischen Poesie* 1837 (Werke 51/52) u. a. m. Manche dieser Aufsätze erschienen zuerst in der *Hist.-politisch. Zeitschrift*.

Mit der Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts beschäftigen sich im allgemeinen Rankes Arbeiten zur Preußischen Geschichte: *Neun Bücher preußischer Geschichte* 1847 f.; später umgearbeitet zu *Zwölf Bücher preußischer Geschichte* 1874 (bis zum Siebenjährigen Krieg); *Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges* 1871; *Die deutschen Mächte und der Fürstenbund* 1871 f.; *Ursprung und Beginn der Revolutionskriege* 1875. Ferner die Publikation der *Denkwürdigkeiten Hardenbergs* (1878 f.) und *Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen* (1873; Friedrich Wilhelm ist von Ranke auch in der *Allg. Deutschen Biographie* behandelt worden).

Ganz für sich steht die *serbische Revolution* 1829.

Ihren Abschluß fand Rankes historiographische Tätigkeit mit der unvollendet gebliebenen *Weltgeschichte* (bis zum Tode Ottos I.) 1881 bis 1885 (Band VII bis IX [bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts] sind später nach Aufzeichnungen Rankes zusammengestellt worden [bis 1888]). Gewissermaßen als Ergänzung wurden ihr nach Rankes Tode die 1854 zu Berchtesgaden vor König Max II. von Bayern gehaltenen Vorträge über die *Epochen der neueren Geschichte* beigegeben (*Weltgesch.* IX, 2. Abteil. 1888).

An der Gründung der *Jahrbücher des Deutschen Reiches* und der Münchener *historischen Kommission* (1858) nahm Ranke hervorragenden Anteil.

Literatur: Die Literatur über Ranke ist sehr umfangreich; doch ist der Geschichtschreiber verhältnismäßig wenig behandelt worden. Die meisten Arbeiten befassen sich mit dem Geschichtstheoretiker. Eine Ausnahme bildet fast nur der feine Nekrolog A. v. Reumonts in dem *Historischen Jahrbuche der Görresgesellschaft* VII (1886), 608 ff.

Biographisches: Rankes Aufsätze zur eigenen Lebensgeschichte und ein Teil seiner Briefe finden sich, von A. Dove herausgegeben, in Band 53/54 der *Sämmtlichen Werke* (1890). E. Guglia, *R.s Leben und Werke* 1893; A. Dove, *Rankes Leben im Umriß* (*Ausgewählte Schriften* 1898, S. 150 ff.). Einzelheiten: Th. Töche, *L. v. R. an seinem 90. Geburtstage* 1886; C. Rethwisch, *R. als Oberlehrer in Frankfurt a. O.* 1908; Th. Wiedemann, *16 Jahre in der Werkstätte L. v. R.s* in der *Deutschen Revue* 1891; M. Ritter in der *Hist. Ztschr.* 103 (1909), 276 ff. (über die Teilnahme an der Münchener historischen Kommission); A. Dove, *R. u. Sybel in ihrem Verhältnis zu König Max* (Festrede) 1895; die Lebensbeschreibung des Bruders Ernst Konstantin R. von E. Hitzig (1906) und Heinrich Rankes *Jugenderinnerungen* (2. Aufl. 1886); Publikationen von Briefen in verschiedenen Zeitschriften (an Stenzel ed. Gothein in der *Beilage zur Allgem. Zeitung*, 22./23. März 1892; Briefe an Ranke von anderen Historikern ed. Varrentrapp *Hist. Ztschr.* 105 [1910], 105 ff. u. a. m.).

Charakteristiken: M. Ritter, *L. v. R.* (Rektoratsrede; 1896); H. v. Sybel (Gedächtnisrede, in den *Vorträgen und Abhandlungen* 1897, S. 290 ff.); B. v. Simson, *R. und seine Schule* 1895; M. Lenz in den *Kleinen hist. Schriften* (1910). Über die geschichtsphilosophischen Anschauungen Rankes: R. Fester, *Humboldts und Rankes Ideenlehre* in der *Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* VI (1890), 235 ff.;

O. Lorenz. *Die Geschichtswissenschaft in ihren Hauptrichtungen und Aufgaben* II (1891); W. Nalbandian, *R.s Bildungsjahre und Geschichtsauffassung* 1902 (*Leipziger Studien* VIII, 2); B. Schmeidler, *Zur Entwicklung der Geschichtschreibung Rankes* in Schmollers *Jahrbuch* 27 (1903), 465 ff.; F. J. Schmidt, *R. und König Maximilian von Bayern über den moralischen Fortschritt des Menschengeschlechts* in der *Festschrift für Delbrück* 1908, S. 47 ff.; H. v. Cämmerer, *Rankes große Mächte und die Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts* in *Studien und Versuche zur neueren Geschichte zum 60. Geburtstage von M. Lenz* 1910; W. Freytag, *Über Rankes Geschichtsauffassung* im *Archiv für systematische Philosophie* N. F. VI, 129 ff. und 311 ff.; O. Diether, *R. als Politiker* 1911.

Über einzelne Werke: E. Michael, *R.s Weltgeschichte* 1890 (katholisch); C. Varrentrapp, *R.s Historisch-politische Ztschr.* in der *Hist. Ztschr.* 99 (1907), 35 ff.; Du Moulin-Eckart, *R. und die Serben* in der *Deutschen Revue* 1909.

Über die venezianischen Relationen, die Hauptquelle Rankes in den früheren Schriften, vgl. jetzt W. Andreas, *Die venez. Relationen und ihr Verhältnis zur Kultur der Renaissance* (1908).

Rankes Ideenlehre. Der Romantik entnahm auch der größte Meister der philologisch-kritischen Methode die Voraussetzungen seiner Geschichtschreibung. Aber in ganz anders vorsichtiger und historisch-besonnener Weise als Niebuhr. Ranke lehnte die spekulativ dogmatischen Konstruktionen der Romantik ab und ließ von ihren Lehren nur gelten, was mit seiner empirischen Betrachtung der Gegenwart übereinstimmte.

Ranke suchte die Geschichte nicht zu meistern wie Hegel, sondern zu verstehen. Er schloß sich daher d e m geschichtsphilosophischen Systeme an, das sich mit den zeitgenössischen politischen Verhältnissen in Europa am stärksten berührte und dogmatischen Werturteilen am meisten aus dem Wege ging. Er legte wie andere Zeitgenossen (Neander) seiner Geschichtsauffassung die historische Ideenlehre zugrunde, wie sie theoretisch von Wilhelm v. Humboldt formuliert wurde.

Ranke ging dabei durchaus von der Beobachtung der Gegenwart aus. Die Abhängigkeit der historischen Ideenlehre von dem zeitgenössischen Konflikt zwischen dem liberalen und dem konservativen Prinzip tritt bei ihm noch deutlicher hervor als bei Humboldt. Die fundamentale Einwirkung der Französischen Revolution auf die allgemeine europäische Geschichte war das Prototyp für seine Theorie von der Bedeutung der *leitenden Ideen*, der *herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhundert.* Auch seine Lieblingsvorstellung, daß romanische und germanische Völker eine Einheit bildeten, ist vor allem eine Abstraktion aus den politischen Erfahrungen der Restaurationsepoche. Die Kämpfe zwischen Absolutisten und Konstitutionalisten wurden so gut wie ausschließlich bei diesen Nationen, und zwar auf internationaler Basis, ausgefochten. Ranke zog daraus seine Folgerungen für die Geschichte. Er hielt sich, in den Hauptwerken seines Mannesalters wenigstens, einerseits innerhalb des Kulturkreises, der zu seiner Zeit trotz starker nationaler Verschiedenheiten als eine politische Einheit im höheren Sinne des Wortes angesehen werden konnte, und bearbeitete anderseits mit Vorliebe d i e Periode, in der wie in der Gegenwart e i n e Tendenz die Geschichte der romanischen und germanischen

Völker beherrschte. Mit der klugen Selbsterkenntnis, die ihn bis in sein späteres Alter nie verließ, wählte er sich die Perioden der Reformation und Gegenreformation zur speziellen Behandlung aus.

Die Originalität Rankes liegt nicht in seiner Auffassung von der Bedeutung der Ideen in der Geschichte. Er ist der hervorragendste unter den Historikern, die die Erfahrungen der französischen Revolution in dieser Weise für die Geschichte fruchtbar machten; aber er ist weder der erste noch der einzige. Er hat allerdings das Programm der Schule feiner und vorsichtiger durchgeführt als irgendein anderer. Er hat schärfer als die meisten anderen an dem Gedanken festgehalten, daß die historisch wirksamen Ideen keine transzendenten Mächte, sondern durchaus immanente Gebilde, konkrete Forderungen bestimmter Menschen sind. Er hat konsequenter als andere sich der Kritik der *Ideen* enthalten; er war der Überzeugung, daß der Historiker herrschende Tendenzen wie andere lebendige Mächte nur zu beschreiben, nicht zu beurteilen habe. Aber mit alledem unterschied er sich prinzipiell von den übrigen Anhängern der Ideenlehre keineswegs. Seine Neigung, materielle Interessenkämpfe mit Hilfe supponierter Ideen zu spiritualisieren, teilte er mit vielen Zeitgenossen. Er ist kaum mehr als die anderen dem Ursprung seiner *Ideen* nachgegangen; er meinte dabei auf etwas Unerklärliches, auf Fügungen Gottes zu stoßen: *es ist auch hier Theologie* (*Zur eigenen Lebensgeschichte*, 273).

Ranke als Gegner der nationalen Geschichtstheorien. Ganz Ranke eigentümlich ist aber die Verbindung, in die er die Ideenlehre mit Anschauungen über die Bedeutung der internationalen Machtverhältnisse setzte.

Ranke hatte vor fast allen politischen Historikern seiner Zeit den Vorzug voraus, daß er nicht von einem dogmatischen Glauben an die alleinseligmachende Wirkung des Volkstums ausging. Er leugnete die Bedeutung der Nationalität nicht; aber er ordnete sie dem europäischen Gesichtspunkte unter. Nicht in einem Volke allein oder vorzugsweise, sondern in der ganzen romanisch-germanischen Völkergemeinschaft vollzieht sich bei ihm die geschichtliche Entwicklung. Er stellte sich nicht in Gegensatz zu dem internationalen Charakter der zeitgenössischen politischen Kämpfe. Er strebte nicht wie die echten Romantiker nach einer künstlichen nationalen Isolierung. Er war nicht geneigt, eine Bewegung schon deshalb als verderblich abzulehnen, weil sie ihre Wurzeln im Auslande hatte.

Man könnte hierin eine Annäherung an den Liberalismus sehen, wenn er sich von diesem nicht dadurch vollständig unterschieden hätte, daß er die Stellung der äußeren Macht im Leben der Staaten nicht mit Abscheu, sondern mit deutlicher, wenn schon nur halb eingestandener Sympathie betrachtete. Auf die innere politische Geschichte wandte er zwar seine Ansichten von der Bedeutung der Macht kaum je an. Er hat nie eingesehen, daß es sich auch beim Kampfe der Klassen und Parteien in der Regel um Fragen der Machtverteilung handelt. Um dies zu erkennen, reichten die Erfahrungen nicht aus, die ihm der

Beamtenstaat seiner Heimat bot. Wohl aber hat er — und hierin wird man wohl einen Einfluß der preußischen Verhältnisse erblicken dürfen — die kardinale Bedeutung der Macht in den Beziehungen der Staaten untereinander deutlicher begriffen als irgendein anderer Historiker seiner Zeit, mit Ausnahme Droysens. Hauptsächlich auch mit Rücksicht auf die innere Entwicklung. Während sonst zumal die Verfassungs- und Rechtshistorie gerne die innere Geschichte eines Staates oder einer Nation für sich betrachtete und mit der unmöglichen Voraussetzung einer isolierten *organischen* Entwicklung arbeitete, betonte Ranke, daß die internationalen Machtverhältnisse immerfort modifizierend in die innere Politik der europäischen Staaten eingreifen. Wenn er als Geschichtschreiber e i n e These verfochten hat, so ist es diese gewesen. Es ist charakteristisch, daß er selbst da nicht haltmachte, wo der äußere Anschein gegen seine Auffassung zu zeugen schien. Man hatte bisher und hat auch später die Französische Revolution in der Hauptsache aus den Verhältnissen Frankreichs hergeleitet. Ranke läßt sie vornehmlich durch die Verschiebung hervorgebracht werden, die sich im Verhältnisse Frankreichs zu den Mächten des Nordens und des Ostens seit dem 17. Jahrhundert vollzogen hatte (*Die großen Mächte*; zuerst in der *Historisch-politischen Zeitschrift* 1833, dann *Sämtl. Werke* XXIV).

Durch keine seiner Lehren hat Ranke der historischen Erkenntnis so große Förderung gebracht und der konstruierenden romantischen Geschichtstheorie gegenüber so glücklich den historischen Empirismus zur Geltung gebracht wie durch diese. Alle die mystischen Entwicklungsformeln, mit denen die Romantiker vor und nach Hegel die Geschichte zu erklären versuchten, verschwanden, sobald einmal klar erkannt war, daß die Geschichte der einzelnen Staaten nicht eigenen Gesetzen folge, sondern durch das im letzten Grunde immer zufällige Zusammentreffen der Machtinteressen verschiedener Staaten bestimmt werde. Diese Auffassung ist schon in Rankes erstem Werke ausgesprochen. Schon in seinen *Geschichten der romanischen und germanischen Völker* lehnte er (S. 244 der 2. Aufl.; vgl. S. 315 f. der 1. Aufl.) die Ansicht ab, daß *Nationen erhöht oder erniedrigt werden, weil die Entwicklung ihrer Natur, Wachsen und Vergehen, wie eines Menschenlebens sei* oder weil *ein göttliches, von vornherein bestimmtes Verhängnis zum Verderben wie zum Glück* bestehe, und versuchte an dem Beispiel Venedigs zu zeigen, wie eine Dekadenz im Gegenteil dadurch hervorgerufen werden könne, daß *es neben dem Emporkommenden noch andere lebendige Kräfte gebe, die seiner Ausdehnung in ein Unermeßliches begegnen.* Er hat an dieser Ansicht immer festgehalten. Vergleicht man ihn mit den Romantikern, so erscheint er als Pragmatiker. Ohne daß er in die oberflächliche Art der Schule Spittlers zurückgefallen wäre. Er faßte den Begriff des Zufalls tiefer, weniger individualistisch, als die Aufklärer und hatte von der Romantik gelernt, daß traditionellen Vorstellungen und Einrichtungen ein selbständiger Wert zukommt. Es ist nicht seine Schuld, wenn die spätere, national befan-

gene Historiographie aus dieser seiner Lehre, die vielleicht seine wichtigste ist, nur wenig Nutzen gezogen hat.

Die künstlerische Auffassung der Geschichte. Diese unbefangene Betrachtung der Macht hing nicht nur mit der preußischen Staatsangehörigkeit Rankes zusammen, sie beruhte wohl noch im höheren Maße auf seiner künstlerischen Anlage.

Ranke war nichts weniger als ein Zyniker. Er hat die brutale äußere Macht nie in der Weise gepriesen wie gelegentlich Machiavelli. Aber er besaß zu viel künstlerischen Sinn, als daß er nicht jede lebendige Kraft als solche an ihrer Stelle geschätzt hätte.

Ranke stand der Geschichte merkwürdig ästhetisch-unbefangen gegenüber. Er vermied es, sie Zwecken unterzuordnen, die in der Gegenwart ihre Erfüllung fanden, freute sich vielmehr *über jedes besondere Leben seiner Natur nach.* Die Kraft eines Volkes ist ihm an sich ein wertvolles Gut, auch wenn sie nicht im Dienste der Humanität, der Nationalität usw. steht. Er bestritt, daß *die oft so zweifelhafte Förderung der Kultur der einzige Inhalt der Weltgeschichte sei* (vgl. *Die großen Mächte* a. E.). Eine starke innere Neigung zog ihn zu allen Verkörperungen ursprünglichen Lebens hin. — Man sieht, wie nahe diese Anschauung der Machttheorie steht, die etwas später Droysen vertrat; sie unterscheidet sich von dieser nur dadurch, daß Ranke seine Ansichten nicht dogmatisch formulierte und daß er das Wesen der Kraft geistiger, man könnte sagen g e b i l d e t e r faßte als der Gründer der preußischen Schule.

Ranke als historischer Psychologe. Noch reicher entfalteten sich Rankes künstlerische Anlagen, wenn seine Geschichtschreibung den Individuen ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Man wird ihn als Historiker da am höchsten schätzen müssen, wo er eigentlich geschichtliche Probleme berührt, der Entwicklung von Ideen nachgeht oder den Einfluß allgemeiner Weltverhältnisse auf das Leben der Staaten untersucht; an sich hat er sicherlich sein Bedeutendstes als historischer Psychologe geleistet.

In seiner künstlerischen Betrachtung der Welt berührte sich Ranke noch mit der Romantik. Seine Freude an farbigem, frischem Leben erinnert an Walter Scott, der seinem eigenen Zeugnis nach in seiner Jugend einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Aber er entfernte sich von diesem und den Romantikern überhaupt bewußt in seiner Psychologie. Während diese bloße Phantome mit historischem Kostüm behängten, suchte Ranke bis zum Innern der Persönlichkeit vorzudringen. Seine psychologische Analyse bediente sich zwar auch des Lokalkolorits. Aber sie blieb dabei nicht stehen. Höher als die Tracht stand ihr der Mensch.

So liebevolle Sorgfalt hatte bisher noch nie jemand der historischen Psychologie zugewandt. Am wenigsten die Historiker selbst. Was wir von lebendigen Porträts aus früheren Zeiten besitzen, verdanken wir so gut wie ausschließlich Memorialisten. Die Humanisten hatten mit der Theaterpsychologie der Rhetorik gearbeitet; die Auf-

klärer hatten sich gern mit bequemen Etiketten begnügt, die aus der Philosophie des gesunden Menschenverstandes oder der skeptischen Weltkenntnis aufgeklärter Regenten stammten, und waren außerdem nicht unbefangen genug gewesen, um den Gegner rein als menschlich-interessante Persönlichkeit zu würdigen. Die Sache erschien ihnen wichtiger als das Individuum. Sie versagten in der Regel gegenüber komplizierten Naturen. Hier setzte Ranke ein. Er verwarf die wohlfeilen Urteile der philiströsen Bourgeoismoral ebenso wie die äußerlich poetisierende Psychologie der Romantik. Er ruhte nicht, bis er das Seelenleben historischer Persönlichkeiten bis in seine feinsten Verzweigungen bloßgelegt hatte. Er besaß in wunderbarem Maße die Fähigkeit, in die Empfindungen fremder Menschen einzudringen und ihre Gedanken nachzufühlen, zu *penetrieren*, wie er es nannte. Charakteristisch ist, daß er bloßen Projekten ebenso liebevoll nachging wie ausgeführten Plänen: für den Psychologen, dem es auf die Intentionen ankommt, sind die einen ebenso wichtig wie die anderen; nicht selten mögen sogar Projekte über den Charakter des Entwerfenden besser Aufschluß geben als Handlungen, die in der Regel unter dem Zwange der Umstände stark modifiziert werden müssen.

Freilich auch Rankes psychologische Analyse hatte ihre Schranken. Ganz befriedigen kann sie nur, wenn sie auf Naturen angewendet wurde, die dem Verfasser innerlich verwandt waren. Es ist charakteristisch, daß ihm die Vertreter gebildeter Religiosität am besten gelingen. Derbe Naturen, in denen elementare Triebe den Ausschlag geben, gottlos-zynische Politiker gibt er nur mit Abschwächung wieder. Er war zu sehr Künstler und strebte zu sehr nach Objektivität, als daß er solche ihm unsympathische Persönlichkeiten schlechtweg abgelehnt hätte. Er probierte sie zu verstehen, soweit es möglich war. Aber er brachte nur einen Teil ihres Wesens zum Ausdruck; seine Zeichnung ist nicht eigentlich verfehlt, aber sie bedarf der Ergänzung durch kräftigere Striche. Es ist kein Zufall, daß die *Päpste*, das Meisterstück seiner psychologischen Geschichtschreibung, in der Hauptsache der romanischen Gegenreformation gewidmet sind. Nirgends so wie unter den Päpsten und Kardinälen des 16. und 17. Jahrhunderts stieß Ranke auf Vertreter der ihm kongenialen halb devoten, halb aufgeklärten gebildeten Frömmigkeit. Wie ungenügend sind dagegen die rohen populären Gewalten in seiner *Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation* geschildert!

Ranke als Meister der philologisch-kritischen Methode. Das Bedürfnis nach eindringlicher psychologischer Analyse machte Ranke zum größten Meister der philologisch-kritischen Methode. Wer so wie er das ursprüngliche Wesen der Individuen mit allen seinen Schattierungen und feinen Besonderheiten zu erforschen strebte, wen die psychologischen Probleme stärker anzogen als die historischen, der konnte sich nicht mit den Nachrichten zufrieden geben, die abgeleiteten Quellen zu entnehmen waren. Auch die Psychologen unter den Historikern, auch Autoren wie Machiavelli, Guicciardini, Sarpi

und Clarendon gaben das historische Material bereits nach bestimmten Tendenzen arrangiert. Das wahre Wesen der Menschen enthüllte sich erst, wenn der Historiker bis zu den unmittelbaren Äußerungen aus erster Hand hinaufschritt. Erst wenn er diese kennt, wird er über die Intentionen der handelnden Personen urteilen und die fiktive historische Psychologie in der Art Walter Scotts durch eine wahrhaftige ersetzen können. Denn er muß sich davor hüten, gleich dem schottischen Dichter *den alten Fürsten andere Gesinnungen zuzuschreiben als sie hatten* (vgl. O. Lorenz II, 15).

Diese Theorie hatte eine vollständige Umwälzung in den Anschauungen über den Wert der (neueren) Geschichtschreiber zur Folge. Man hatte bisher naiv die bedeutendsten Historiker zugleich auch für die wichtigsten Quellenschriftsteller gehalten. Man war der Ansicht, daß der gescheiteste Mann, wenn nicht gar der beste Stilist, auch am zuverlässigsten über geschichtliche Vorgänge zu informieren imstande sei. Man hatte wohl gelegentlich vor einigen Autoren gewarnt, die mit Recht oder Unrecht als betrügerische oder liederliche Arbeiter bekannt waren. Aber man hatte dabei immer nur grobe Fälle bewußt lügnerischer Entstellung oder schwindelhafter Erfindung im Auge. Ranke ging aus seinen speziellen Bedürfnissen heraus viel schärfer vor. Er versuchte vor allem den Geschichtschreiber selbst und dessen Intentionen im Augenblick der Niederschrift genau psychologisch zu rekonstruieren. Er forschte nicht nur bewußten Entstellungen nach sondern auch den unbewußten Veränderungen der Erinnerung, die die Motive zu früheren Handlungen unwillkürlich gemäß den späteren Ereignissen umformt. Er machte dadurch der unfruchtbaren Kritik ein Ende, die einzelne Stellen verschiedener Autoren aus dem Zusammenhange riß und gegeneinander ausspielte. Er zeigte, daß erst der Historiker, der den Charakter des ganzen Geschichtswerkes richtig bestimmt hat, über die Glaubwürdigkeit einzelner Angaben urteilen kann.

Je stärker ausgeprägt die Individualität eines Geschichtschreibers ist und je mehr das Geschichtswerk publizistischen Zwecken dient, um so weniger ist es als Geschichtsquelle im Rankischen Sinne brauchbar. Das richtigste wäre, von historischen Darstellungen ganz abzusehen und sich ausschließlich an direkte Zeugnisse zu halten. Ranke hat diese Konsequenz selbst nicht gezogen; aber er hat ihr durch seine Methode die Bahn geebnet, und er hat später selbst immer mehr diplomatische Berichte und immer weniger erzählende Quellen benutzt, soweit es das erhaltene Material erlaubte. Ursprünglich ging er von der Methode Niebuhrs aus. In dem kritischen Anhange zu seinem ersten Werke, dem nur gedruckte und in der Hauptsache erzählende Quellen zugrunde liegen, suchte er ganz wie der Vrefasser der *Römischen Geschichte* originale und abgeleitete Berichte zu unterscheiden und spätere Darstellungen in ihre ursprünglichen Bestandteile aufzulösen. Er hatte dabei nur den ungeheuren Vorteil, daß er in der Regel die Quellen der bisherigen Gewährsmänner nicht erst hypothetisch zu

rekonstruieren brauchte. Er hat sich daher in seiner kritischen Erstlingsschrift wohl starke Mißgriffe zuschulden kommen lassen (die zu einem guten Teile in der zweiten Auflage verbessert sind); aber er konnte seine philologische Scheidearbeit auf einen ganz anders festen Boden stellen, als es Niebuhr möglich gewesen war.

Bald verließ Ranke auch diese Position. Wahrscheinlich durch Johannes v. Müller (*Werke* VIII [1810], 421 ff.) war er auf die historische Bedeutung der venezianischen Relationen aus dem 16. Jahrhundert aufmerksam gemacht worden. Was für ein Schatz authentischer Information fiel ihm hierin in die Hände! Wie viele feine psychologische Bemerkungen waren diesen Berichten zu entnehmen! Wie ganz anders führten diese klugen Diplomaten in die Wirklichkeit ein als die pathetisch-phrasenhaften oder pragmatisierenden Historiker, auf die man bisher für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts angewiesen war! Wie ganz anders konnte der Geschichtschreiber nun in die Intentionen der Regierungen eindringen! — Diese Entdeckung war für Rankes historische Methode entscheidend. Er hat bis zuletzt an den Grundsätzen, die er sich damals bildete, festgehalten. Den Grundstock seiner Erzählung entnahm er nicht mehr den Historikern, auch nicht den gut informierten, sondern Relationen und diplomatischen Rapporten. Eigentliche Akten, d. h. nicht erzählende Quellen, zog er nur verhältnismäßig selten heran.

Mängel und Einseitigkeiten der Rankischen Quellenbenutzung. Ein ungeheurer Fortschritt war damit geschehen. Aber auch Rankes Methode bedarf noch wesentlich der Korrektur und Ergänzung, damit sie als wissenschaftlich befriedigend gelten kann.

Erstens verwendete Ranke seine Gesandtschaftsberichte doch wohl zu wenig kritisch. Er ließ sich durch den unleugbaren Schein von Lebenswahrheit, den sie gegenüber der akademischen Geschichtschreibung erwecken, wohl allzusehr blenden. Er übersah, daß ihre Verfasser ebenso leicht wie die Historiker in die Lage versetzt werden konnten, ihre Berichte tendenziös arrangieren zu müssen. Ein Beamter, der den Auftrag hat, regelmäßig zu rapportieren, erliegt leicht der Neigung, zu erfinden oder auszuschmücken, wenn er wenig oder nichts erfahren hat. Er wird gern die eigene Geschicklichkeit in hellem Lichte strahlen lassen, auch wenn er keinen selbständigen Anteil an den Ereignissen genommen hat. Er wird auf die Launen und Vorurteile seiner Mandanten gebührend Rücksicht nehmen und ihnen, wenn sie es wünschen, mit Skandalgeschichten aufwarten, selbst wenn er weiß daß das, was er erzählt, bloßer Klatsch ist. Er wird, wenn seine Regierung auf Sprachgewandtheit Wert legt, gerne durch stilistische Virtuosenstücke von seinem Talente Probe ablegen. Ranke selbst war allerdings ein zu kluger Psychologe, als daß er nicht auch Gesandtschaftsberichte gelegentlich mit Mißtrauen betrachtet hätte. Aber seine Schüler haben sich öfter schlimme Blößen gegeben.

Schlimmer war eine andere Folge seiner einseitigen Quellenbenutzung. Ranke wurde durch sein Material dazu geführt, geschicht-

liche Ereignisse in der Hauptsache vom Standpunkte der Regierungen aus zu beurteilen. Er war ein zu bedeutender Kopf, um der Suggestion seiner Quellen g a n z zu erliegen. Aber die Natur seiner Autoritäten verleitete ihn dazu, von großen historischen Wandlungen, von universalen Veränderungen im wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und religiösen Leben erst dann (und vielfach nur so weit) Notiz zu nehmen, als sie begannen, den politischen Gewalten direkt fühlbar zu werden. Die in England mit den Tudors einsetzende entscheidende Umwälzung in den wirtschaftlichen Verhältnissen, ohne die doch auch die Revolution des 17. Jahrhunderts nicht verständlich ist, wird in der *Englischen Geschichte* nicht besprochen, weil sie sich außerhalb der offiziellen Politik abwickelte. Die diplomatischen Quellen berichteten ja nur, was sich von Tag zu Tag, höchstens von Jahr zu Jahr ereignete; sie hatten keinen Grund, auf eine Entwicklung einzugehen, die sich nur allmählich vollzog und den Beteiligten nicht zum Bewußtsein kam.

Ranke hat, wie er überhaupt nicht gern theoretisierte, nie an sich den Staat und die Leiter der Staaten die geschichtliche Entwicklung so ausschließlich bestimmen lassen, wie es später die Art einiger seiner Schüler war. Die leitenden Ideen, deren Geschichte er zu schreiben versuchte, verwirklichen sich überall, nicht nur innerhalb der Kreise, denen die Regierung politischer Organisationen zukommt. Sie nehmen weder im Kopfe der Staatsmänner ihren Ursprung, noch verdanken sie diesen ihre Macht. Aber in seinen historischen Darstellungen kam es schließlich doch darauf hinaus, daß gezeigt wurde, wie sich Regenten und Diplomaten mit den herrschenden Tendenzen ihrer Zeit abfanden. Die Entstehung dieser Tendenzen selbst und ihre Einwirkung auf andere Gebiete als Staat und etwa noch Kirche wird so gut wie gar nicht behandelt. So fiel Ranke, scheinbar wenigstens, fast ganz wieder in die alte Hof- und Diplomatengeschichte zurück. Die Personengeschichte nimmt wieder einen großen Raum ein. Besonders in den späteren Werken wird, je mehr sich Ranke selbst höfischen Einflüssen geneigt zeigte, die Erzählung der außerhalb des offiziellen Regierungsapparates sich abspielenden Ereignisse immer mehr auf dürftige Schlußkapitel verwiesen.

Das ist nicht einmal alles. Es ist klar, daß Rankes Methode nur für einen verhältnismäßig kleinen Abschnitt der Geschichte zur Verwendung kommen kann. Sie ist durchaus von der Existenz und Erhaltung fortlaufender diplomatischer Berichte abhängig. Sie kann also eigentlich nur für die europäische Geschichte vom 16. Jahrhundert an als brauchbar gelten. Sie versagt, wo sie sich anderen Quellen als erzählenden gegenübersieht. Ranke, vielleicht der klügste aller Historiker, wußte wohl, warum er in seinen reifen Jahren sich nicht von der Periode entfernte, in der er seine Methode allein mit Erfolg anwenden konnte. In der Interpretation historischer Quellen blieb er immer der Philologe. Sobald ein Schriftstück nur irgendwie literarischen Charakter hat, entgeht ihm keine Nuance. Aber mit urkundlich-geschäftsmäßigem Material wußte er nichts Rechtes anzufangen. Seine Ab-

handlungen über die spanische Monarchie und die Venezianer in Morea sind bloße dürftige, unkritische Rekapitulationen von Relationen; sie zeigen, daß Ranke sich — zu Unrecht — auch da an erzählende Quellen hielt, wo er besser zu dem Urmaterial (Rechnungsbüchern, Steuerregistern usw.) hinaufgestiegen wäre. Er glaubte nicht daran, daß man aus Dokumenten allein den Charakter eines Regierungssystems oder einer Persönlichkeit erkennen könne. Er schalt — ein halbes Jahrhundert nach Mösers *Osnabrückischer Geschichte* — auf die Sammlungen von Klosterurkunden, *die fast nur von dem Leblosen handeln* (vgl. Guglia, S. 74). Als Lorenz seine *Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert* ausarbeitete, schrieb ihm Ranke: *Sie wollen Ihren König Ottokar so behandeln wie etwa Kaiser Karl V.; aber es gibt keine Quellen für die Kenntnis dieses Menschen* (Lorenz, *Geschichtswiss.* II, 123 Anm.). Seine Schüler, die aus den dürftigen Quellen zur deutschen Kaisergeschichte im Mittelalter durch philologische Interpretation Aufschluß über die Persönlichkeit und politischen Grundsätze der mittelalterlichen Herrscher gewinnen wollten, wandten die Methode des Meisters auf einen Gegenstand an, dem dieser in seiner guten Zeit immer vorsichtig aus dem Wege gegangen war.

Nirgends ist wohl die neuere Geschichtsforschung so konsequent und erfolgreich über Ranke hinausgeschritten wie hier. Sie hat nicht nur das einseitig individuell-psychologische Interesse Rankes überwunden. Sie hat auch gezeigt, daß man eine Persönlichkeit nicht nur nach ihren Worten, sondern auch, und vielleicht noch besser, nach ihren Taten rekonstruieren kann. Ein Regierungssystem muß aus sich selbst erkannt werden; die Berichte auch gut unterrichteter Ausländer können nicht genügen. Von Geschichtschreibern hat dies wohl zuerst Droysen in seiner *Geschichte der preußischen Politik* an einem glänzenden Beispiele nachgewiesen.

Ranke als Schriftsteller. In der Form, die Ranke seinen Werken gab, kamen alle diese Tendenzen vollkommen zum Ausdruck.

Ranke verleugnete auch als Geschicht s c h r e i b e r nicht seinen künstlerischen Sinn. Wenige deutsche Historiker haben ihre Arbeiten so gewissenhaft stilistisch ausgefeilt wie er. Jede neue Auflage zeigte neue Verbesserungen. Es gelang ihm, die Sprache ganz zum Instrumente seines Denkens zu machen. Seine Ausdrucksweise ist gedankenvoll und doch immer klar. Sie gibt die feinsten Schattierungen wieder und läßt doch die Hauptlinien immer deutlich hervortreten. Sie ist würdevoll und versinkt doch nie in leeres Pathos. Sie vermeidet es, auf aktuelle Schlagworte direkt anzuspielen, und klingt doch überall leise an die politischen Tendenzen der Zeit an. Sie eignet sich mehr zur Charakteristik und Betrachtung als zur Erzählung. Sie neigt vielleicht allzu stark zur Reflexion. In den späteren Werken wird sie öfter manieriert; in den früheren empfindet man sie als vollkommen natürlich.

Ranke ging auch als S t i l i s t von der Romantik aus. Er strebte in bewußtem Gegensatze zu der farblosen Darstellungsweise der Auf-

klärung nach Lokalkolorit und Anschaulichkeit. Aber er war zu sehr Psychologe und Historiker, als daß er gleich dem von ihm bewunderten Thierry die Verirrungen des Kostümstiles mitgemacht hätte. Schon in seinem Erstlingswerke, in dem die Erzählung (deren gespreizter, sententiöser Stil deutlich Müller nachgebildet ist) mit einer Fülle bunter Detailzüge überladen ist, verwendet Ranke den Walter Scottischen Stil der Kleinmalerei nicht um seiner selbst willen, sondern weil er im besonderen das Allgemeine ausdrücken will. In den Meisterwerken der nächsten Jahre ist dies Prinzip noch strenger durchgeführt. Noch immer werden Genrebilder aus dem Leben historischer Persönlichkeiten mit Vorliebe in die Erzählung eingeflochten. Aber sie werden nur mitgeteilt, wenn sie ihm für die Tendenzen der Zeit oder der Person charakteristisch erscheinen. Man kann sagen, daß er im Grunde wieder zur Methode der Aufklärung zurückkehrte, das Typische aber nicht als solches, sondern mit Hilfe der romantischen Technik darstellte. Er versuchte einen Kompromiß zwischen der analysierenden Methode der Aufklärung und der lebendig-farbigen Darstellung der Romantik. Kompromisse sind selten ungefährlich, und auch Ranke hat seine Manier wohl nur in den *Päpsten* und der *Deutschen Geschichte* ganz befriedigend durchführen können. In den späteren Werken schließen sich ideengeschichtliche Reflexionen und konkrete Details aus dem alltäglichen Leben der Helden nicht mehr zur Einheit zusammen.

Ähnlich suchte Ranke in der Komposition seiner Werke zwischen Aufklärung und Romantik zu vermitteln. Er hielt prinzipiell an der Universalität der Voltairischen Historiographie fest. Er opferte nicht alles der Erzählung der äußeren Vorgänge wie Thierry. Er besprach auch die Geschichte der Kirche und der Religion, des Handels und der Finanzen. Aber er war zu sehr von dem organischen Zusammenhange aller Gebiete des öffentlichen Lebens überzeugt, als daß er Voltaires Schubfächersystem hätte annehmen können. Er konnte sich mit dem bloßen Nebeneinander nicht zufrieden geben, da er doch gerade die gegenseitige Einwirkung der Ereignisse, die *Entwicklung der Einheit und des Fortganges der Begebenheiten* (Vorrede zu den romanisch-germanischen Völkern), nachweisen wollte. Schon der Aufbau der Darstellung sollte diesen Gedanken zum Ausdrucke bringen. Auch dies ist ein gefährliches Prinzip. Der Leser verliert leicht die Übersicht. Es werden weder einige Leitsätze in den Mittelpunkt der Darstellung gesetzt, zu denen die einzelnen Ereignisse in Beziehung gebracht werden, noch werden die einzelnen Gebiete zunächst für sich behandelt und erst am Schlusse etwa ihre gegenseitige Einwirkung untersucht. Ranke ist der Schwierigkeiten seiner Kompositionsweise denn auch nur einmal ganz Herr geworden, in seinem Meisterstücke, der *Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation*. Noch die *Päpste* sind für ein historisches Werk zu skizzenhaft angelegt: die Einsicht in die allgemeine Entwicklung leidet unter den verschiedenartigen Einzelerzählungen. Bewundernswürdig wird dagegen immer bleiben,

wie Ranke in der *Deutschen Geschichte* äußere und innere Politik, religiöse Bewegung, literarische Bestrebungen, Kirchen- und Handelspolitik immer als Teile eines Ganzen behandelt, alle an ihrem Orte für sich bespricht und doch nie ihre gegenseitige natürliche Abhängigkeit außer acht läßt. Voltaires *Jahrhundert Ludwigs XIV.*, das einzige Werk, das man zur Vergleichung heranziehen kann, erweckt daneben den Eindruck eines bloßen Konglomerates. Nicht darauf beruht die Bedeutung des Rankischen Werkes, daß darin zum ersten Male die Kirchengeschichte mit der politischen verbunden worden wäre. Dies war bereits bei den pragmatischen Historikern (Planck) geschehen. Sondern Ranke ist der erste gewesen, der die Reformation mit allen Gebieten des damaligen öffentlichen Lebens in Deutschland in eine innere Verbindung gebracht hat.

In seinen späteren Werken ist Ranke immer mehr einseitig geworden. Die äußere politische Geschichte nimmt sein Interesse fast ausschließlich in Anspruch. Nur hier und da erinnert ein schüchternes Kapitel über die Literatur der Epoche daran, daß die Geschichte noch andere geistige Mächte als die in Regenten und Staatsmännern wirksamen politischen Ideen kennt. Seine Politiker selbst werden dazu immer mehr spiritualisiert, immer mehr werden sie zu bloßen unpersönlichen Vertretern herrschender Tendenzen.

Ranke zeigte sich auch darin als Künstler, daß er im Gegensatze zu Niebuhr quellenkritische Erörterungen vollständig vom Texte ausschloß. Die Darstellung sollte nur den Gang der Begebenheiten, die Verkettung der Ereignisse zur Anschauung bringen, nicht den Weg, auf dem der Historiker zu seinen Tatsachen gekommen ist. Er zitierte seine Gewährsmänner genau; aber seine Untersuchungen über diese verwies er in den Anhang, in die *Analekten.*

Rankes stille Opposition gegen die Tendenzen des Tages und ihre Folgen. Ranke suchte im bewußten Gegensatze zur liberalen und auch zur romantischen Schule sich von den Tendenzen des Tages und der publizistischen Historiographie frei zu halten. Er wollte nur erfahren, *wie es eigentlich gewesen.* Aber seiner Zeit hat er sich deshalb sowenig entziehen können wie irgendein anderer Historiker. Wenn er nicht gern aktiv in den Kampf der Meinungen eingriff, so hat doch die stille Opposition, in der er sich gegenüber vielen herrschenden Ansichten befand, auf seine historiographische Tätigkeit stark eingewirkt. Sie erklärt einen guten Teil der Mängel, die man ihm zum Vorwurf gemacht hat.

Rankes liebevolle psychologische Analyse stand in geradem Gegensatz zu den schnellfertigen absprechenden Urteilen der Aufklärung und der Liberalen. Er verfiel deshalb öfter in das andere Extrem. Er suchte so lange nach mildernden Umständen, bis er gemeine Handlungen schließlich nur noch euphemistisch andeutete. Weil er der kleinlichen Motivierung geschichtlicher Willensakte, wie sie bei den Pragmatikern üblich gewesen war, aus dem Wege gehen wollte, spiritualisierte er die Geschichte öfter ungebührlich. Er leugnete zwar

nicht, daß der Kampf der Prinzipien vielfach durch die Rücksicht auf reale materielle Vorteile mit bestimmt werde; aber er drängte diese Seite des öffentlichen Lebens, so gut es ging, in den Hintergrund. Die Symptome animalischer Leidenschaften schwächte er in der Erzählung so sehr ab, daß diese ihre historische Bedeutung fast ganz verloren.

Ähnliche Folgen hatte seine Opposition gegen die romantischen Geschichtstheorien. Er betonte aus Widerspruch gegen die Spekulation das Einzigartige, Einmalige an geschichtlichen Ereignissen wohl in übertriebenem Maße. Weil er sich nicht in die Irrgänge metaphysischer Geschichtstheorien verlieren wollte, unterzog er viele Grundfragen der Geschichte überhaupt nie einer exakten Prüfung. Seine geschichtsphilosophische Terminologie verzichtet mehr als billig auf die Verwendung scharf umrissener Begriffe. Nicht ganz mit Unrecht haben ihm moderne Kritiker Unklarheit und Widersprüche in der Stellung zu den wichtigsten Problemen der Politik und Soziologie vorgeworfen.

Man muß sich damit abfinden, daß Rankes geschichtstheoretische Reflexionen am Stoffe selbst erwuchsen und nicht in die Geschichte hineingetragen wurden. Es ist dies seine Stärke und seine Schwäche zugleich. Dem Ideale des Geschichtschreibers ist niemand so nahe gekommen wie er. Als politischen Denker, als gelehrten Forscher und als Geschichtsphilosophen haben ihn andere übertroffen; keiner ist, auch in seiner Beschränkung, so vor allem Historiker gewesen wie er.

b) Ähnliche Tendenzen bei Zeitgenossen.

Die Universalität und (relative) Originalität Rankes tritt besonders dann deutlich zutage, wenn man ihn mit Zeitgenossen vergleicht, die vor und neben ihm ähnliche Tendenzen vertraten. Es mögen hier nur zwei Beispiele angeführt sein.

α) Neander.

Die historische Ideenlehre vertrat schon vor Ranke, aber ohne dessen Talent zu psychologischer Analyse und kritischer Behandlung der Quellen, August Neander.

David Mendel, nach seinem Übertritte vom Judentum zum Christentum (1806) *August Neander* genannt (geboren 1789 zu Göttingen, Theologe, habilitiert sich 1811 in Heidelberg, 1812 außerordentl. Professor daselbst, 1813 als ordentl. Professor der Theologie nach Berlin berufen, gestorben 1850), verfaßte (vgl. das vollständige Verzeichnis seiner Werke bei Ph. Schaff, *A. N.* 1886) zuerst eine Reihe kirchengeschichtlicher Monographien (*Kaiser Julianus und sein Zeitalter, ein historisches Gemälde* 1812; *Der heilige Bernhard und sein Zeitalter* 1813 [neue Ausgabe von S. M. Deutsch 1889 als Band 22/23 der *Bibliothek theologischer Klassiker*]; *Der hl. Johannes Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter* 1821 f; *Antignostikus, Geist des Tertullianus* 1825) und ließ darauf den Versuch einer vollständigen Kirchengeschichte folgen: *Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche*, die aber nur bis 1294 geführt wurde (1825 bis 1845). Ein fragmentarischer Schlußband (1852) brachte eine Fortsetzung bis zum Konzil von Basel. — Die ältere Literatur bei A. Wiegand, *A. N.s Leben* 1889. Ferner: A. Harnack, *Rede auf N.* 1889; K. Th. Schneider, *A. N.* 1894.

Neander suchte schon in seinen Monographien vorzugsweise den Kampf der Geistesrichtungen innerhalb der christlichen Kirche an Hand deren Repräsentanten darzustellen. Wie Ranke wollte er nicht für ein bestimmtes Prinzip Partei nehmen; er glaubte, daß nur der Kampf verschiedener Richtungen, der keine einseitig werden lasse, eine günstige Entwicklung zur Folge habe. Als Vertreter dieser historischen Tendenzen galten ihm die großen Kirchenlehrer, ganz ebenso wie Ranke sich später seine Ideen vorzugsweise durch Fürsten und Staatsmänner verkörpert dachte. *Der von einer anderen als menschlicher Weisheit geleitete Entwicklungsgang der menschlichen Natur* hat sich *im Christentum in der Art geoffenbart, wie stets eine Richtung der anderen in der Kirche das Gegengewicht halten mußte* (*Antignostikus*, Vorrede V). Der Historiker hat daher die Vertreter aller Richtungen mit derselben Liebe zu betrachten. Es ist charakteristisch, daß Neander mit einem Werke über Julian begann: auch die Begeisterung des Apostaten für das alte Heidentum schien ihm einem in seiner Art berechtigten religiösen Gefühle entsprungen zu sein.

Im Gegensatze zu Ranke behandelt Neander die Quellen ganz und gar unkritisch. Er bewahrte nicht nur gegenüber den kritischen Untersuchungen zum Neuen Testamente eine schwächliche apologetische Haltung, sondern er hielt es auch bei weniger heikeln Stoffen nicht für nötig, die Quellen als solche auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu analysieren.

β) Sainte-Beuve.

Nimmt man Rankes künstlerischen Sinn für Individualpsychologie und sein kritisches Mißtrauen gegen memoirenhafte Geschichtsquellen und scheidet man sein spekulatives Interesse an historisch-politischen Problemen aus, so hat man ziemlich genau die Eigenschaften, die die historiographische Tätigkeit seines französischen Zeitgenossen Sainte-Beuve bezeichnen.

Auguste Sainte-Beuve (geboren 1804 zu Boulogne-sur-Mer, zuerst Mediziner, dann freier Schriftsteller, unter Napoleon III. Professor am Collège de France, 1857 bis 1861 an der École Normale, 1865 Senator, gestorben 1869 zu Paris) gehört der Geschichtschreibung im eigentlichen Sinne des Wortes nur durch seine *Histoire de Port-Royal* (1840 bis 1861) an (aus Vorlesungen hervorgegangen, die 1837 zu Lausanne gehalten wurden; vgl. F. Roz, *St.-B. à Lausanne* 1904). Neben dieser stehen zahlreiche literargeschichtliche Arbeiten: *Tableau de la poésie française au XVIe siècle* 1828 (in neuer Bearbeitung 1843); *Portraits littéraires* 1844; *Portraits contemporains* 1846; *Chateaubriand et son groupe littéraire* 1860 (nach 1848 zu Lüttich gehaltenen Vorlesungen); ferner die zuerst im *Constitutionnel*, im *Moniteur* und im *Temps* erschienenen *Causeries du Lundi* (in Buchform 1851 bis 1862; *Premiers Lundis* 1875 ff.; *Nouveaux Lundis* 1863 ff.).

Vgl. J. Levallois (zeitenweise sein Sekretär), *St.-B.* 1872; L. Nicolardot, *Confession de S.-B.* 1882; F. Brunetière, *Évolution de la critique*, 8e leçon.

Sainte-Beuve kam wie Ranke von der Romantik her und endigte als Psychologe. Aber sein Ausgangspunkt war die romantische Dichtung, nicht die Geschichtschreibung; er wurde nur deshalb Kritiker und Historiker, weil er als Poet keinen Erfolg gehabt hatte. Den

historischen Problemen stand er daher fremd gegenüber; ihn interessierte nur die einzelne Persönlichkeit.

Sainte-Beuve war als Psychologe seinem deutschen Zeitgenossen an Vielseitigkeit überlegen. Er gab nicht nur Skizzen sondern ausgeführte Gemälde. Er ging Haupt- und Nebenpersonen mit derselben unermüdlichen Liebe nach. Die Vertreter gebildeter Moralität und Religiosität gelangen ihm ebensogut wie Ranke, und daneben verstand er es, leichtfertige Weltkinder so leicht und elegant wiederzugeben, wie es der deutsche Historiker doch nicht ganz vermochte. Er drückte sich weniger euphemistisch aus als Ranke. Maliziöse Zwischenbemerkungen verrieten, daß auch Geisteshelden unästhetisch-groben, physiologischen Trieben zu unterliegen pflegen.

In seinem Elemente war Sainte-Beuve, wenn er eine einzelne Persönlichkeit zergliederte, besonders dann, wenn er den Menschen, der im Künstler steckt, in seiner ganzen Schwäche boshaft ans Licht zerren konnte. In der eigentlichen Geschichtschreibung hat er sich nur ein einziges Mal versucht; aber auch in seiner *Geschichte Port-Royals* sind die Einzelporträts das Bedeutendste. Die Geschichte des Jansenismus interessiert ihn wenig. Er hat nicht versucht, ihn historisch einzureihen. Er hat die Gemeinschaft in Port-Royal weder mit der älteren Kirchengeschichte noch mit der Gegenreformation noch mit der politischen Geschichte des 17. Jahrhunderts in Verbindung gebracht. Was gingen ihn Kirche und Staat als solche an! Ein Historiker hätte aus den vielen kleinen Zügen, die Sainte-Beuve gesammelt, eine Charakteristik des französischen Jansenismus gemacht; Sainte-Beuve verweilt lieber bei den einzelnen Jansenisten. Er hat seine unendliche Kunst fast allein darauf verwendet, diese durch ihre Mischung von asketischer Frömmigkeit, weltmännischer Bildung, strenger Moral und solider Gelehrsamkeit merkwürdigen und komplizierten Gestalten bis in ihre feinsten Schattierungen nachzuzeichnen.

c) Schüler Rankes.

Ranke hat auf die Geschichtschreibung einen großen und jetzt noch fortdauernden Einfluß ausgeübt, der weit über die Kreise seiner eigentlichen Schüler hinausreichte. Im folgenden sind nur einige Historiker aufgeführt, die im engeren Sinne als seine Jünger bezeichnet werden können. Es sind dies, wie leicht begreiflich, nicht die bedeutendsten unter den von ihm angeregten Geschichtschreibern. Die selbständigen Köpfe blieben nicht bei der Lehre des Meisters stehen, sondern gründeten neue Schulen. Ein Historiker wie Sybel kann nicht mehr den Schülern Rankes zugezählt werden, so unzweifelhaft es auch ist, daß er aus der Schule Rankes hervorgegangen ist.

α) Waitz.

Georg Waitz (geboren 1813 zu Flensburg, studierte unter Ranke, dann Mitarbeiter an den *Monumenta Germaniae*, 1842 Professor zu Kiel, 1849 zu Göttingen, 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung, 1875 als Leiter der

Monumenta Germaniae nach Berlin berufen, dort gestorben 1886) verdient hier hauptsächlich Erwähnung wegen seiner *Deutschen Verfassungsgeschichte* (bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts), zuerst 1844 bis 1878. Größere darstellende Werke von seiner Hand sind *Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäische Politik* 1855 f. und *Schleswig-Holsteins Geschichte* (unvollendet) 1851 f. In den *Jahrbüchern des deutschen Reichs* bearbeitete er die Geschichte Heinrichs I. (1837).

Über die zahlreichen kleineren Abhandlungen vgl. Steindorff, *Bibliographische Übersicht über G. W.s Werke* 1886. *Gesammelte Abhandlungen* 1896 ff. W. redigierte auch die *Forschungen zur deutschen Geschichte* (1860 ff.) und bearbeitete die 3. bis 5. Auflage von Dahlmanns *Quellenkunde zur deutschen Geschichte.*

Vgl. A. Kluckhohn, *Zur Erinnerung an G. W.* 1887; G. Monod, *G. W. et le séminaire historique de Gœttingue* in *Portraits et Souvenirs* 1897; Sybel, *Vortr. u. Abhandlg.* (1897), 309 ff.

Wie sehr Rankes historiographische Tätigkeit nur auf seine Person gestellt war, wie sehr seine Methode geeignet war, zwar tüchtige historische Philologen, aber nicht eben Historiker heranzubilden, zeigt am besten das Hauptwerk seines Lieblingsschülers, Georg Waitz' *Deutsche Verfassungsgeschichte.* Als Materialsammlung von ausgezeichnetem Werte, als Werk der Forschung außerordentlich verdienstlich, läßt die *Verfassungsgeschichte* als Geschichtswerk beinahe alles vermissen. Waitz bleibt ängstlich an den Aussagen der Quellen kleben. Historische konstruktive Phantasie geht ihm so gut wie ganz ab. Ebenso der Blick für die Realitäten des politischen Lebens. Sein Werk ist kein juristisches, denn es fehlt die scharfe Begriffsformulierung; es ist kein historisches, denn es fehlt die Einsicht in die Notwendigkeiten und Bedürfnisse des staatlichen Lebens. Weder der Zusammenhang zwischen gleichzeitigen Institutionen noch der zwischen früher und später ist greifbar nachgewiesen. Es ist hier natürlich nicht der Ort, Waitz' verfassungsgeschichtliche Konstruktionen als solche zu kritisieren. Aber mag nun seine Auffassung des germanischen Königtums richtig sein oder nicht — man wird kaum behaupten können, daß Waitz diese seine Theorie wissenschaftlich präzis formuliert habe. Er hat das Material gewissenhaft zusammengetragen und äußerlich kritisch gesichtet. Aber er hat es dabei bewenden lassen. Wer wirkliche oder vermeintliche Widersprüche der Quellen dadurch ausgleichen will, daß er Inkohärentes zu einem unscharfen Bilde vereinigt, der hat eine der wichtigsten Aufgaben des Geschichtschreibers nicht erfüllt. Zu einem Thema wie dem, das sich Waitz gewählt, genügte bloße philologische Versenkung in die Texte nicht mehr. Ranke ist nicht umsonst der eigentlichen Rechtsgeschichte stets aus dem Wege gegangen.

Waitz' Methode übertrug so gut wie unverändert auf die englische Verfassungsgeschichte William Stubbs (geboren 1825 zu Knaresborough in York, anglikanischer Geistlicher, zuerst Vikar zu Navestock in Essex, 1866 Professor für neue Geschichte zu Oxford, 1884 Bischof von Chester, 1888 von Oxford, gestorben 1901). Die treffliche Charakteristik, die Ch. Bémont von Stubbs' *Constitutional History of England* (bis 1485; zuerst 1874 bis 1878 erschienen) in der *Revue hist.* (76 [1901], 462 bis 466) entworfen hat, würde beinahe Wort für Wort auch für das deutsche Vorbild passen. Wie Waitz war Stubbs mehr ein gelehrter Forscher als ein Historiker. Er hat das Material methodisch gesammelt und sorgfältig geordnet, aber weder verfassungsrechtlich noch historisch scharf durchdacht. Bestimmte Formulierungen vermied er beinahe ebenso konsequent wie der deutsche

Historiker. Sogar in den späteren Abschnitten seines Werkes, wo er sich mehr zu Hause fühlte als in den früheren (er kam wie Waitz von der Publikation von Chroniken zur Geschichte, ein großer Teil der Quellen zur Geschichte der ersten Plantagenets ist von ihm ediert worden) und wo die Zeugnisse reichlicher fließen, — auch da gelingt es ihm nicht, von den verfassungsrechtlichen Zuständen ein konkretes Bild zu entwerfen. Er geht nicht von festen wissenschaftlich-politischen Voraussetzungen aus. Er war zwar persönlich ein hochkirchlich gesinnter Tory; aber seine historischen Urteile sind davon kaum berührt, sie beruhen auf einem ziemlich vagen, optimistischen Liberalismus. Doch war er darum nicht durchaus unbefangen. Der Darstellung liegen wie bei Waitz ziemlich ausgeprägte nationalistische oder *teutonistische* Tendenzen zugrunde.

Vgl. zu der *Verfassungsgeschichte* Petit-Dutaillis, *Studies and Notes supplementary to Stubbs' „Const. Hist." down to the great charter* (zuerst französisch in der von G. Lefèbre besorgten Übersetzung der *C. H.* [1907], dann englisch ed. W. E. Rhodes in den *University of Manchester Publications* 38, 1908). — Biographie von W. H. Hutton *Letters of W. St.* (1904; 2. gekürzte Ausgabe 1906, mit Bibliographie). Für die Methode Stubbs' ist vor allem lehrreich die Kritik, die F. W. Maitland in seinem *Roman Canon Law in the Church of England* (1898) an Stubbs' kirchenrechtlichen Aufstellungen übt. — Von weiteren Arbeiten seien hier genannt die Einleitungen zu den von ihm besorgten Ausgaben von Chroniken in den *Rolls Series* (gesammelt und herausgegeben von A. Hassall 1902 als *Historical Introductions*) und verschiedene Vorlesungen aus der Oxforder Zeit: *Seventeen Lectures* 1886; *Lectures on Modern History* 1904; *Lectures on Early English History* 1906; *Lectures on Germany in the later middle ages* 1908.

β) Giesebrecht.

Friedrich Wilhelm Benjamin Giesebrecht, einer der intimsten Schüler Rankes (geboren 1814 zu Berlin, zuerst zwanzig Jahre lang Oberlehrer am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin, 1857 Professor zu Königsberg, 1862 nach München berufen, gestorben 1889), kommt hier in Betracht als Verfasser der *Geschichte der deutschen Kaiserzeit* (bis 1190), 1855 bis 1895 (der letzte Band beendigt und ediert von B. v. Simson). In den *Jahrbüchern des deutschen Reichs* bearbeitete G. die Geschichte Ottos II. (1840). Von seinen kleineren Arbeiten sei hier erwähnt die Wiederherstellung der Altaicher Annalen (1841), die Schrift *De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis* (1845) und der Vortrag über Arnold von Brescia (1873). Von 1874 an leitete G. die Fortführung der Heeren-Uckertschen Geschichte. — S. Riezler, *Gedächtnisrede auf W. v. G.* 1891; Sybel, *Vortr. u. Abh.* (1897) 321 ff.

Eine starke innere Verwandtschaft verband Waitz mit seinem Mit-Rankeschüler Giesebrecht. Beide waren durch politische Romantik zur Beschäftigung mit dem deutschen Mittelalter angetrieben worden. Beide lehnten die realistische Betrachtung politischer Verhältnisse ab, der die bedeutenderen Schüler Rankes unter der Führung Sybels nachstrebten. Beide gingen mehr darauf aus, die Quellennachrichten fleißig und vollständig zu sammeln, als historisch-politische Probleme zu diskutieren. Was Giesebrecht als Historiker noch unter Waitz stellt, das ist der prononciert pädagogische Charakter seiner Werke. Er schrieb seine *Geschichte der deutschen Kaiserzeit* bewußt und eingestandenermaßen vom Standpunkte des Gymnasiallehrers aus. Er dachte, wie er in der Vorrede sagt, bei der Abfassung *unablässig an die Schule, an die besten und edelsten unserer Jünglinge.* Er wollte seine jugendlichen Leser zu patriotischer Begeisterung entflammen; sie sollten lernen, daß *die christlich-heroischen Tugenden unserer Vorfahren* diese *frei, mächtig und groß* gemacht hätten.

Sein Ziel war damit gegeben: er gab eine romantisch verklärte Darstellung der Kaiserzeit, die nicht nur offiziöse Lügner wie z. B. Liutprand gänzlich kritiklos benutzt, sondern auf eigentlich historische Probleme überhaupt kaum eingeht. Die Individuen stehen durchaus im Vordergrunde; die Zustände werden nicht geschildert. Mit der Seelenruhe eines Oberlehrers der alten Schule, der normal und pathologisch angelegte Kinder über denselben Kamm schiert, verteilt Giesebrecht seine Zensuren. Uneingeschränktes Lob erhalten alle Herrscher, denen *kraftvolles Auftreten* nachgerühmt werden kann, scharfen Tadel alle, die sich schwächlichen Handelns schuldig gemacht haben. Es scheint beinahe, als wenn er der Ansicht gewesen wäre, als ob zum Siege nichts mehr gehörte als der Wille, kräftig zu sein. Ranke hatte nicht unrecht, wenn er in seiner euphemistischen Art Giesebrechts Darstellung als *zugleich männlich und doch kindlich* bezeichnete.

Aber eine Gabe hatte Giesebrecht vor seinen meisten Rivalen voraus. Er hatte nicht vergebens lange Jahre hindurch in der Schule Geschichtsunterricht erteilt. Er verstand vortrefflich zu erzählen. Er war als Schriftsteller kein Künstler. Die Komposition ist locker, die Darstellung oft übermäßig breit, die Diktion konventionell oberlehrerhaft; aber den episch-behaglichen Ton der Erzählung traf er wie kaum ein anderer Historiker in Deutschland. Er verliert nie den Faden aus der Hand. Er gibt weder nur einen Extrakt, wie es der philosophierende Historiker liebt, noch unverarbeitetes Detail, wie es häufig in gelehrten Werken der Fall ist. Nie läßt er das Raisonnement über die Erzählung überwiegen. Seine gemeinplätzigen Betrachtungen verlangen vom Leser sowenig Nachdenken wie eine normale Schulrede. Er malt dafür, wie es das große Publikum immer gerne sieht, die gemütliche Seite der Geschichte herzhaft aus. Er macht sich über die vermutlichen persönlichen Empfindungen seiner Helden sentimentale Gedanken. Er setzt nicht mehr an Kenntnissen und Interessen voraus, als der Durchschnittsleser seiner Zeit mitbrachte.

γ) Freeman.

Edward Augustus Freeman (geboren 1823 zu Harborne in Staffordshire, 1845 Fellow des Trinity College zu Oxford, lebt von 1860 an bei Wells in Somersetshire, 1884 Regius Professor für neuere Geschichte in Oxford, gestorben 1892 zu Alicante) gehört der Geschichte der Historiographie hauptsächlich durch seine *History of the Norman Conquest of England* (1867 bis 1879; *The Reign of William Rufus* 1882) an, von dem er selbst gewissermaßen einen populären Auszug in der Biographie Wilhelms des Eroberers (1888; in *Twelve English Statesmen*) lieferte. Die *History of Sicily* (1891 bis 1894) blieb unvollendet. — Mehr der *Politik* (im aristotelischen Sinne) als der Historie gehören an die *History of Federal Government* (*in Greece*) (1863) (ursprünglich als der erste Band einer allgemeinen Geschichte der föderativen Regierungssysteme gedacht; die 2. Auflage [ed. Bury 1893] ist etwas erweitert und hat auf dem Titel den Zusatz *and Italy*); *The Growth of the English Constitution from the Earliest Times* 1872. *Comparative Politics* 1873; *The Chief Periods of European History* 1886 u. a. m. Unbedeutend ist die Programmschrift *The Methods of Historical Study* 1886. — *Historical Geography of Europe* 1881; *Historical Essays* 1871 bis 1892.

Das Biographische in den *Life and Letters of F.* ed. W. R. W. Stephens 1895. Freemans Methode ist am besten kritisiert bei F. Harrison, *Tennyson, Ruskin, Mill* etc. (1899). Vgl. auch J. Bryce in den *Studies in Contemporary Biography* 1903.

Noch später als in Frankreich drang die historisch-kritische Methode in England ein. Als d e r Historiker, der ihr am meisten vorgearbeitet, darf wohl E. A. Freeman genannt werden.

Freeman war kein kritischer Kopf, der mit den Führern der Rankischen Richtung in Deutschland hätte konkurrieren können. Er hat weder die erzählenden Quellen so fein und scharf auf ihre Tendenz hin untersucht wie der Meister, noch nicht literarische Denkmäler so fruchtbar ausgenutzt wie Mommsen und seine Schule. Aber er leistete die nützliche Vorarbeit, die in Deutschland von Rankes Schülern bei der Publikation der *Jahrbücher des Deutschen Reiches* geleistet wurde. Er schloß sich an die primären erzählenden Quellen enge an. Er reproduzierte sie, soweit möglich, im Wortlaut und erlaubte sich kaum mehr als seine Vorbilder, aus dem zufällig erhaltenen Tatsachenmaterial der (mittelalterlichen) Überlieferung eine Auswahl zu treffen. Sein Hauptwerk, die *Geschichte der normannischen Eroberung*, unterscheidet sich der methodischen Anlage nach nur dadurch von den Jahrbüchern, daß es nicht bloß ein gelehrtes Handbuch sondern ein darstellendes Geschichtswerk sein sollte.

Denn Freeman wollte mehr sein als ein gelehrter Sammler. Er war zwar kein Publizist in dem engen, parteipolitischen Sinne, wie man es von den meisten anderen älteren englischen Historikern behaupten kann. Aber ebenso wie diesen fielen ihm Politik und Geschichte in eines zusammen. Nur daß er seine politischen Tendenzen gleichsam wissenschaftlich zu sublimieren suchte. Er war kein aktiver Politiker; aber er widmete dem politischen Leben seines Landes und seiner Zeit eine eifrige Teilnahme. Seine Aufmerksamkeit fesselten nicht die Konstellationen des Tages, sondern die großen Fragen, die tief eingreifenden Entscheidungen. Er hatte ein spekulatives Interesse an politischen Problemen als solchen, an der *Politik*, wie sie Aristoteles behandelt hatte. Das vergleichende Studium politischer Institutionen lag seiner historiographischen Tätigkeit zugrunde. *History is past politics and politics are present history.*

Harrison hat ihn deshalb nicht ganz mit Unrecht mit Historikern wie Machiavelli und Commines zusammengestellt (S. 272). Freeman wich von diesen nur dadurch vollständig ab, daß er mit vorgefaßten gefühlsbetonten Meinungen an seine Aufgabe herantrat. Er hielt es für seinen Beruf, überall die Sache der *Freiheit* im angelsächsischen Sinne des Wortes zu führen und den *Despotismus* zu bekämpfen. Sein Blick wurde durch klassizistische und Rassevorurteile getrübt. Er hielt nicht nur an dem engen Weltausschnitt der europäischen geschichtlichen Tradition fest, sondern ließ dazu noch einen großen Teil Europas außer Betracht. Löbliche Beispiele politischer Weisheit meinte er nur im klassischen Altertum und im *teutonischen Europa* finden zu können. Den *lateinischen Rassen* im allgemeinen und dem Bona-

partismus im speziellen brachte er blinde Verachtung entgegen. Seine *History of Federal Government* ist gegen Napoleons zentralisierenden Absolutismus gerichtet, seine *Geschichte der normannischen Eroberung* sucht zu erweisen, daß auch unter den normannischen Königen die angelsächsischen Verfassungseinrichtungen tatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach bestehen blieben, d. h. daß alle Vorzüge, die die englische Konstitution auszeichnen, sächsischen Ursprungs sind.

Freeman besaß von Haus aus gesunden politischen Sinn. Aber er hat nie begriffen, daß ein brauchbares Urteil nur abgeben kann, wer alle politischen Institutionen ohne Rücksicht auf persönliche Sympathien gleichmäßig auf ihre Wirkung hin untersucht. Was würde man von einem Botaniker sagen, der eine Physiologie der Pflanzen allein auf die Nutz- und Ziergewächse gründen würde! Wie ganz anders national und politisch unbefangen hatten Guicciardini, Machiavelli und Commines geurteilt!

Freeman ging allerdings ehrlicher vor als etwa Froude. Er hat die Aussagen der Quellen nie tendenziös entstellt. Seine Raisonnements sind oft einseitig und oberflächlich; aber die historischen Zeugnisse selbst ließ er unberührt. Der zwiespältige Charakter seiner Geschichtswerke hat zu einem großen Teile in diesem Umstande seinen Ursprung. Sie sind keine reinen politischen Tendenzwerke: dazu ist zu viel unnötiges Detail angehäuft; sie sind keine historisch-wissenschaftlichen Arbeiten: dazu fehlt ihnen die politische Unbefangenheit. Er suchte aus jedem einzelnen Falle eine Lehre zu ziehen, und seine Darstellung fällt daher leicht auseinander. Englische Kritiker haben seine Geschichtswerke geradezu eine *Serie Essays* genannt.

Es hing dies wohl damit zusammen, daß Freeman in einer Beziehung noch durchaus der alten Schule, der Richtung Machiavellis, angehörte. Er gab nur politische Geschichte. Er ignorierte die Wirksamkeit wirtschaftlicher oder religiöser Kräfte. Er schloß damit gerade die Mächte von der Geschichte aus, die am deutlichsten die historische Kontinuität zum Ausdruck bringen. Die äußerlich vergleichende Methode, d. h. die politische Analyse, wie sie vor Montesquieu geherrscht hatte, war ihm die wissenschaftliche Methode schlechtweg.

Freemans Arbeiten haben einen ausgesprochen pädagogischen Zug. Sie haben denn auch vor allem erzieherischen Wert. Sie hatten zur Folge, daß auch in England die Ansprüche an die gelehrte Geschichtschreibung gesteigert wurden.

V. Droysen und die Begründung der preufsischen Schule.

Johann Gustav Droysen (geboren 1808 zu Treptow in Pommern, 1829 Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, 1835 außerordentlicher Professor an der Berliner Universität, 1840 Professor der Geschichte zu Kiel, 1851 nach Jena berufen, 1859 nach Berlin; 1848 als Vertrauensmann der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein an den Bundestag nach Frankfurt gesandt, später in die Nationalversammlung gewählt; gestorben 1884 zu Berlin) verfaßte:

1. *Geschichte Alexanders des Großen* 1833; fortgesetzt in der *Geschichte des Hellenismus* (= I. *Geschichte der Nachfolger Alexanders* 1836; II. *Geschichte der Bildung des hellenistischen Staatensystems* 1843). In der 2. Auflage (1877/78) erschienen die drei Werke unter dem gemeinsamen Titel *Geschichte des Hellenismus*; der zweite Band hieß nun *Geschichte der Diadochen*, der dritte *Geschichte der Epigonen*. — 2. *Geschichte der preußischen Politik* (unvollendet und nur bis 1756 geführt) 1855 bis 1886. Vgl. auch das *Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg* 1851 f. und die *Vorlesungen über die Freiheitskriege* 1846. — 3. *Grundriß der Historik*, als Manuskript gedruckt 1858, im Buchhandel 1868. — 4. Kleinere Arbeiten und Übersetzungen (*Aristophanes* 1835 bis 1838); vgl. die *Abhandlungen zur neueren Geschichte* 1876 und die *Kleinen Schriften zur alten Geschichte* 1893/94.

Das Biographische jetzt am besten in der von G. Droysen dem Jüngeren begonnenen und von R. Hübner herausgegebenen Lebensbeschreibung, von der 1910 der erste Band erschienen ist. Vgl. ferner M. Duncker in den *Preuß. Jahrbüchern* 54, 141 ff. und separat (1885); F. Meinecke, *Weltbürgertum und Nationalstaat* (1908), 430 ff. Über die *Historik* hat Chr. D. Pflaum gehandelt: *D.s Historik in ihrer Bedeutung für die moderne Geschichtswissenschaft* 1907 (*Geschichtliche Untersuchungen* ed. Lamprecht V, 2).

Mit Droysen nicht zu verwechseln ist sein Sohn, der ebenfalls Gustav hieß und Historiker war (*Herzog Bernhard von Weimar* 1885; *Geschichte der Gegenreformation* (1893).

Der Mann, der die preußische Schule gegründet hat, hing viel enger als Ranke mit der spekulativen romantischen Geschichtsdoktrin zusammen. Er war zuerst Philosoph und ging von Hegels Staatslehre aus. Aber sein politisches Denken schlug trotzdem viel realistischere Bahnen ein als das Rankes und auch methodisch wies er, wenigstens in seinem zweiten Hauptwerke, der späteren Forschung noch ganz anders eindringlich und scharfsinnig den Weg, als es Ranke getan hatte.

Ranke suchte die einseitige Geschichtsauffassung des Liberalismus dadurch zu überwinden, daß er sich über die Schlagworte der Parteien erhob und dogmatische Werturteile sowie publizistische Ausnutzung der Geschichte vermied. Droysen dagegen ging ebenso ausschließlich von einem Problem der zeitgenössischen (deutschen) Politik aus wie die Liberalen und wollte ebenso wie diese auf die Politik einwirken. Der Gedanke der Nationalität, der nationalen Einheit und Kultur erfüllte seine Geschichtschreibung ebenso vollständig wie die seiner liberalen Antipoden. Er unterschied sich von diesen nur dadurch, daß er dies aktuelle Problem ganz anders scharf und realistisch erfaßte und vor allem die historische Bedeutung der militärischen Macht und Organisation ganz anders klar erkannte als die Liberalen. Er nahm, kann man sagen, zu der liberalen Historiographie dieselbe Stellung ein wie Voltaire zu der alten Kirchengeschichtschreibung. Er war ebenso dogmatisch befangen wie seine Gegner, ebenso einseitig in seiner Beurteilung; aber er schlug den Weg ein, der zu richtigerer Erkenntnis führte.

Die Liberalen kanonisierten die englischen Institutionen. Ohne die eigentümlichen geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Großbritanniens in Betracht zu ziehen, sahen sie in dem englischen Konstitutionalismus das Allheilmittel für alle politischen Schäden. Droysen generalisierte das Beispiel Preußens. Er zweifelte an der

Existenzfähigkeit republikanisch locker organisierter Staatswesen. Er glaubte nur an militärisch schlagfertige, politisch straff gefügte Bildungen. Nicht als wenn er die Macht als solche adoriert hätte. Er war kein Verehrer der politischen Kraft an sich wie etwa Machiavelli oder auch nur Ranke. Er schätzte die Macht vielmehr nur wegen der guten Folgen, die ihm aus ihr für das ganze Leben des Volkes zu entspringen schienen. Hierin vor allem unterschied er sich ganz und gar von den Liberalen. Für diese war militärischer Despotismus gleichbedeutend mit dem Verlust aller edeln moralischen und geistigen Güter. Droysen wurde durch seinen Widerspruchsgeist dazu getrieben, gerade das Gegenteil zu behaupten. Sittlichkeit und Kultur leiden nach ihm nicht nur nicht unter einem militärischen Regiment; sie können sich überhaupt nur innerhalb eines starken Staates entfalten. Noch mehr gilt dies von der Nationalität. Die Liberalen meinten, Nationen könnten als geistige Kräfte auch ohne straffe politische Organisation bestehen und wirksam sein. Droysen betonte dieser *süddeutschen* Auffassung gegenüber, daß Nationalitäten, die sich nicht an einen militärisch starken Großstaat (wie Preußen) anlehnten, untergehen müßten.

Der Durchführung dieser These sind die beiden historiographischen Hauptwerke Droysens gewidmet. Das erste, die Geschichte Alexanders und des Hellenismus, vielleicht noch mehr als das zweite, die Geschichte der preußischen Politik. Droysen beurteilte die griechischen Politiker nicht nur realistisch (das hatten schon vor ihm englische Tories wie Mitford getan), sondern dogmatisch-parteiisch. Die berühmten Verteidiger griechischer Freiheit sollten ihm den Beweis liefern, daß republikanische Kleinstaatwirtschaft und sittliche Verkommenheit enge verbunden seien. Den zersplitterten griechischen Gemeinwesen stellte er die mazedonische Monarchie mit ihrem *Offizierstand voll Ehrgefühl* gegenüber. Hätte sie nicht die griechischen Kleinstaaten geeinigt, so wäre die griechische Nationalität vom Oriente erdrückt worden. Nur kurzsichtige oder eigennützige Politiker konnten sich dieser segensreichen Entwicklung entgegenstellen: Demosthenes war nicht nur borniert, sondern dazu noch von den Persern bestochen. Die Geschichte des Hellenismus zeigt, daß die griechische Kultur sich nur mit Hilfe der mazedonischen Generale über den Orient ausbreiten konnte. Es ist interessant, Droysen mit einem unbefangeneren Beurteiler wie Mommsen zu vergleichen. Der Verfasser der *Römischen Geschichte* behandelt politische Doktrinäre nicht milder als der Verfasser der *Geschichte Alexanders des Großen*. Aber er hat die offiziell-militärisch gepflegte hellenistische Kultur nie der natürlich und spontan entstandenen Bildung der klassischen Zeit gleichgesetzt.

Droysen war in der Auswahl des Stoffes ebenso einseitig, wenn nicht noch einseitiger als die Liberalen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse würdigte er ganz ungenügend. Auf die geographischen Voraussetzungen geschichtlicher Begebenheiten ging er so gut wie gar nicht ein. Die Religion existierte nicht für ihn. Er wandte seine Aufmerksamkeit ausschließlich den Fürsten und Staatsmännern zu, die

es verstanden, aus widerspenstigem Material ein starkes Reich zu schaffen. Er gibt nur politische und in der Hauptsache auch nur Personengeschichte. Nicht die unbewußte Entwicklung, sondern das freie Schaffen ist sein Ideal.

Droysen war kein Anhänger der Niebuhrischen historisch-kritischen Methode wie Ranke. Sein *Alexander der Große* gehört als kritische Leistung betrachtet noch in die Zeit vor der Aufklärung. Er trieb weder Sachkritik wie die Schule Voltaires noch Quellenanalyse. Er nahm Anekdoten auf, die deutlich Produkte später rhetorischer Erfindung sind. Er gab Arrians Reden zwar im Prinzip auf, schmückte seine Darstellung aber doch gern mit ihnen aus. Ein neuer Forscher hat seine Geschichte der Diadochen nicht mit Unrecht als eine *Paraphrase der Quellen* bezeichnet (Beloch, *Griech. Gesch.* [1904], III, 2, S. 14). Zum Glück befand er sich bei seinem zweiten Werke den Quellen gegenüber in einer günstigeren Position. Das Aktenmaterial war hier so reichhaltig, daß er auf erzählende Quellen verzichten konnte. Er ging deshalb in seiner *Geschichte der preußischen Politik* methodisch noch über Ranke hinaus. Besonders in der Behandlung der ersten Zeiten. Die Rankische Methode versagte gegenüber dem Mittelalter. Droysen war der erste seit Möser, der es wieder unternahm, aus den von Ranke leblos gescholtenen Urkunden Geschichte zu schreiben. Er vollführte die Aufgabe, an der die Schule Rankes gescheitert war.

Auch seine *Geschichte der preußischen Politik* verfolgt publizistische Tendenzen. Droysen will nachweisen, daß Preußen dadurch am besten für die deutsche Einheit sorgte, daß es an der Erweiterung seiner eigenen Macht arbeitete. Aber man wird trotzdem die ersten Bände der *Politik* nicht nur für die größte Leistung Droysens sondern für eine der bedeutendsten Schöpfungen der neueren Historiographie überhaupt halten dürfen. So historisch-wissenschaftlich war seit Möser die Gründung eines (deutschen) Territorialstaates nie mehr dargestellt worden. Wunderbar sicher sind die großen Linien festgehalten und herausgearbeitet. Dem Wunsche nach romanhaft unterhaltender Erzählung macht Droysen keine Konzessionen. Er teilt nirgends historisch unwesentliche Anekdoten aus dem Privatleben seiner Helden mit. Er behält immer sein Ziel im Auge. Er hat die Konstanz der Entwicklung vielleicht stärker betont, als sich mit der Geschichte verträgt. Aber er hat nie vergessen, daß er die Geschichte eines Staates und nicht die einzelner Individuen schrieb.

Leider nimmt Droysens Kraft in den späteren Bänden ab. Die Darstellung wird, je mehr sie sich der Gegenwart nähert, nicht nur immer breiter und zuletzt ganz formlos, sondern sie verzichtet auch immer mehr auf wissenschaftliche Unbefangenheit. Unfruchtbare publizistische Apologetik nimmt den Platz historischer Raisonnements ein. Droysen fühlt das Bedürfnis nachzuweisen, daß die preußische Politik nicht nur das *innere* sondern auch das äußere, formale Recht immer auf ihrer Seite gehabt habe. Er behandelt die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts im Stile der damaligen Kronjuristen. Histo-

risch der unbrauchbarste Standpunkt, den man sich denken kann: es wäre doch gerade die Aufgabe des Geschichtschreibers gewesen, über bedeutungslose Rechtsfloskeln hinweg bis zum Kern der Sache vorzudringen.

Seinen bedeutendsten Schüler fand Droysen in Treitschke, der seine Anschauungen auf merkwürdige Weise mit denen der liberal-nationalen Schule kombinierte (s. u. S. 542 f.).

VI. Die geographische Richtung und Karl Ritter.

1. Allgemeines.

Die Lehre Karl Ritters von dem historischen Einflusse geographischer Verhältnisse war nahe verwandt mit dem *Widerstande der mißhandelten Geschichte* gegen die Grundsätze der Französischen Revolution, der in der politischen Doktrin der Romantik zum Ausdruck gelangte. Hatten die Romantiker gemeint, daß sich neue Gründungen im Leben der Völker nur behaupten könnten, wenn sie im Anschluß an die nationale politische Tradition erfolgten, so suchte Ritter zu erweisen, daß den Gleichheitsbestrebungen der Aufklärung auch die Verschiedenheiten der Bodengestaltung ein Hindernis entgegensetzten. Revolution und Kaiserreich hatten ihre Einrichtungen schematisch von Frankreich nach Italien, Spanien usw. übertragen. Ritter trat diesen Unifizierungstendenzen mit dem Satze entgegen, daß Entwicklung und Gestalt der Staaten von (gottgewollten) geographischen Bedingungen abhängig seien.

Aber Ritter befand sich dabei auf einem viel festeren Boden als die politischen Romantiker, deren unveränderliches Volkstum durchaus auf Hypothesen beruhte und in der Regel nur durch Rückschluß aus späteren Sprachgemeinschaften gewonnen wurde. Die geographischen Faktoren, mit denen er arbeitete, besitzen zu einem guten Teile wirklich stabilen Charakter. Außerdem wandte er seine Methode viel vorsichtiger an als die politischen Romantiker. So häufig er auch im einzelnen in die Irre ging — die Anregungen, die er der Geschichte hinterließ, sind von dauerhafterem Werte als die Lehrsätze der Burkeschen Schule.

Damit steht nicht im Widerspruch, daß auch Ritter sein Bestes der Romantik verdankt. Er hatte von ihr gelernt, die Bedeutung der unbewußt und allmählich wirkenden Kräfte zu schätzen. Es war nichts Neues, daß der Einfluß von Klima und geographischer Lage auf die Geschichte hervorgehoben wurde. Bereits antike Theoretiker hatten, in allerdings sehr äußerlicher Weise, Volkscharakter und Klima in Verbindung zu setzen gesucht, und es ist bekannt, daß im 18. Jahrhundert Montesquieu diese Ideen erfolgreich wieder aufgriff. Aber nicht nur war bisher die Wechselwirkung zwischen der Natur und der Geschichte eines Landes noch nie systematisch dargestellt worden. Sondern frühere Forscher hatten, analog der historischen Katastrophen-

theorie (o. S. 344f.), nur in den Fällen geographische Verhältnisse zur Erklärung herangezogen, wo deren Einwirkung eigentlich sinnfällig war: etwa wenn sich der Handel eines Landes an einen großen, schiffbaren Strom anlehnte oder üppiges, schlaffes Leben sich in einem heißen Landstriche ausgebildet hatte. Hier schuf zuerst Ritter Wandel. Er machte den groben Theorien der früheren Spekulation ein Ende. Er suchte die verborgenen Wirkungen zu ergründen, die den handelnden Menschen unbewußt von der geographischen Figuration eines Landes auf seine Geschichte ausgehen. Er lehrte ferner, daß auch die geographischen Verhältnisse nicht als unveränderlich zu betrachten sind.

Er hat den prinzipiellen Unterschied, der zwischen ihm und den älteren Forschern bestand, selbst sehr deutlich formuliert. *Der Einfluß der Natur auf die Völker* (heißt es in der Einleitung zur ersten Ausgabe der *Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen* 1817, S. 3) *ist anerkannt und von jeher ein wichtiger Gegenstand der Untersuchung für Völker-, Staats- und Menschengeschichte gewesen; auch in unseren Tagen ist er laut zur Sprache gekommen. Es wirkt aber die Natur überall nur allmählich und mehr noch im Verborgenen als am hellen Tage . . . . Ihre Verhältnisse und Einwirkungen sind überall tiefer, als sie erscheinen, einfacher als sie in der ersten Mannigfaltigkeit aussehen, und zum Erstaunen weit sich verbreitend und folgenreich. Ja die stille Gewalt, die sie ausübt, bedarf einer gleich stillen Seele, in die ihre Erscheinungen eingehen, um in ihrer Gesetzmäßigkeit ungestört bis zum Mittelpunkte zu dringen.*

Man sieht, die liebevolle Versenkung in das Gegebene, Bestehende teilte Ritter mit den Romantikern. Aber er vermied es im Gegensatze zu diesen mit bequemen mystischen Kräften zu operieren. Er und sein Schüler Ratzel haben den Einfluß geographischer Verhältnisse öfter einseitig in den Vordergrund gestellt und politische Vorgänge, die ihnen nur ungenügend bekannt waren, zu Unrecht auf geographische Ursachen zurückgeführt. Aber ihre Anschauungen wurzelten in der Realität. Es hat der Geschichtschreibung nie zum Segen ausgeschlagen, wenn sie die Lehren der Geographen glaubte ignorieren zu dürfen.

Karl Ritter (1779 bis 1859) kann hier natürlich ebensowenig eingehend behandelt werden wie etwa Montesquieu oder Rousseau. Seine *Erdkunde* (erste Ausgabe 1817/18, vollständig umgearbeitet in der zweiten Aufl. 1822 bis 1859; beide Ausgaben unvollendet, die zweite behandelt nur Afrika und Asien) ist hier nur angeführt, insofern sie auf die Geschichtschreibung Einfluß ausübte. Das Verhältnis Ritters zu seinen Vorgängern ist untersucht in der Arbeit des Ratzel-Schülers A. Wünsche, *Die geschichtliche Bewegung und ihre geographische Bedingtheit bei C. R. und bei seinen hervorragendsten Vorgängern in der Anthropogeographie* 1899 (Leipz. Diss.). Über die antike Spekulation R. Pöhlmann, *Hellenische Anschauungen über den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte* 1879.

2. Curtius.

Ritter hat unter den Historikern weniger Nachfolger gefunden, als man hätte erwarten sollen. Die Vertreter der Ideenlehre haben ihn fast ganz ignoriert. Und auch die übrigen (wie z. B. Leo) haben

ihm nur in Einleitungen oder gelegentlichen Bemerkungen ihren Tribut gezollt, sich aber von ihm nicht tiefer anregen lassen. Nur einer der großen Geschichtschreiber kann eigentlich als sein Schüler bezeichnet werden — Ernst Curtius.

Ernst Curtius (geboren 1814 zu Lübeck, Philologe, schon als Student durch längeren Aufenthalt mit Griechenland bekannt gemacht, dann Lehrer am Französischen Gymnasium und am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin, 1844 außerordentlicher Professor an der Berliner Universität und Erzieher des nachmaligen Kaisers Friedrich III., 1856 Professor der klassischen Philologie und Archäologie zu Göttingen, 1868 als Professor der alten Geschichte nach Berlin zurückberufen, dort gestorben 1896) gehört der Geschichte der Historiographie durch seine *Griechische Geschichte* (*bis zum Ende der Selbständigkeit Griechenlands*) 1857 bis 1867 an (in den späteren Auflagen stark umgearbeitet). Geschichtliche Gegenstände werden ferner vielfach berührt in den unter dem Titel *Altertum und Gegenwart* (1875 bis 1889) gesammelten Reden. — Curtius' geographisches Hauptwerk ist der *Peloponnesos* 1851/52.

Das Biographische in dem von dem Sohne Friedrich C. herausgegebenen *Lebensbilde in Briefen* 1903. Weiteres zur Lebensgeschichte: Ch. Broicher, *Erinnerungen an E. C.* 1897; L. Gurlitt id. 1902; F. Hashagen, *E. C.* (schließt sich an das *Lebensbild* an) 1904; H. Gelzer, *Ausgewählte kleine Schriften* (1907), 239 ff. Vgl. ferner den Nekrolog von A. Michaelis in der *Allg. Zeitung* 1896, Nr. 182 bis 184; Hodgkin, *E. C.* 1905.

Curtius' *Griechische Geschichte* erschien zu derselben Zeit wie die Meisterwerke der kleindeutschen politischen Geschichtschreibung und Grotes *Griechische Geschichte.* Sie ist deshalb öfter ungerecht beurteilt worden. Man sah nur, worin sie hinter der neuen Richtung zurückgeblieben war, — daß sie den Fortschritt zu realistischer Betrachtung politischer Begriffe und Konflikte nicht mitmachte. Man ließ unbeachtet, daß sie dafür zum ersten Male die griechische Geschichte in ihr Land einbettete.

Die zeitgenössischen Historiker stellten sich bewußt in Gegensatz zur Romantik. Curtius blieb durchaus bei den Problemen stehen, die die deutsche Forschung in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufgeworfen hatte. Die Einseitigkeiten der politischen Romantik vermied er allerdings. So vieles er auch von Ottfried Müller lernte — dessen puristischen Nationalismus nahm er nur mit Einschränkungen an. Um so vollständiger schloß er sich der Lehre Karl Ritters an. Nicht nur als historischer Geograph, wie in seinem *Peloponnesos*, sondern auch als Historiker. Curtius kann nur da mit anderen großen Historikern auf eine Linie gestellt werden, wo er geographische Probleme bespricht. Seine feinen Erörterungen über den Einfluß, den Bodengestaltung und Klima der hellenischen Welt auf die Entwicklung der griechischen Geschichte ausgeübt, lassen die trockenen und äußerlichen Ausführungen der englischen politischen Historiker weit hinter sich zurück. Hier, wo gleichsam schon die Realität sein Dichterauge befriedigte, hat er sein Bestes gegeben. Seine Schilderung des Landes ist mit dem Griffel des Künstlers entworfen und ermangelt doch nicht wissenschaftlicher Präzision.

Er war nicht imstande, die politische Geschichte, die Probleme der Verfassung, Verwaltung und Wirtschaft in ähnlichem Sinne zu behandeln. Es fehlte ihm dazu vielleicht die politische Schulung, wohl aber noch mehr die unentbehrliche Respektlosigkeit gegenüber Quellen und Tradition. Als Geograph konnte er gegen die antike Überlieferung scharfen Widerspruch erheben; als Historiker gab er sich ihr nur zu gern gefangen. Er war nichts weniger als ein prinzipieller Gegner kritischer Untersuchungen. Aber das Griechentum war ihm so sehr ein Teil des Gefühlslebens, daß er sich dessen Überresten nicht anders als mit ehrfürchtiger Scheu näherte. Jakob Burckhardt pflegte ihn mit leicht mokanter Betonung einen *Priester der Wissenschaft* zu nennen. Er war zu sehr Dichter, um Historiker zu sein. Er betrachtete die griechischen Sagen gern als poetische, symbolische Gebilde; es war nicht seine Art, sie ganz oder teilweise als freche, tendenziöse Erfindungen aufzufassen. Er verehrte wie die Romantiker die *echte* Überlieferung.

In der Geschichtschreibung Curtius' kommt auf wundervolle, klassische Weise das Traumbild vom idealen Griechentum zum Ausdruck, das die zugleich unter dem Einfluß der deutschen Klassiker und der romantischen Frömmigkeit stehende Generation beherrscht hatte. Curtius ließ von der griechischen Kunst nur das Apollinische gelten; das Dionysische blieb ihm fremd. Und ohne daß er sich dessen bewußt war, übertrug er die Vorstellungen, die die griechische Kunst in ihm erweckte, auf die griechische Geschichte. Er ging so vor, als wenn die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe innerhalb der antiken Polis ebenso von Empfindungen edler Menschlichkeit und Sophrosyne beherrscht worden wären wie die klassischen Schöpfungen griechischer Kunst und Poesie. Er war nicht nüchtern genug, um die künstlerischen Leistungen der Griechen von ihren politischen unterscheiden zu können. Er entstellte die Quellen nicht direkt. Aber seine klassisch geformte, in edelm Schwung dahinfließende Darstellung hüllt um alle Ereignisse einen poetischen Schleier. Die harten Notwendigkeiten des wirtschaftlichen und politischen Lebens klingen nur gedämpft oder gar nicht an. Er gab eine dichterische Vision, nicht eigentlich Geschichte.

Curtius war unter den deutschen romantischen Historikern wohl der größte Künstler. Die Harmonie seiner Darstellung, in der fremde und eigene Gedanken, Tradition und Hypothesen zu einem Gusse zusammengefügt sind, wurde allerdings durch Unklarheiten in den politischen und soziologischen Voraussetzungen erkauft. Aber sie entsprang echter künstlerischer Empfindung. Es war nicht bloß die antikisierende Pose humanistischer Schwärmerei. Zu der griechischen Kunst der klassischen Zeit fühlte sich Curtius durch innere Wesensverwandtschaft hingetrieben.

B. Die Geschichtschreibung des Liberalismus und die Fortsetzer der Aufklärungshistoriographie.

I. Allgemeines.

Der Liberalismus und die Aufklärung. Die romantische Geschichtsliteratur wirkte im Grunde nur auf einen kleinen Kreis. Für die historische Forschung und gelehrte Arbeit waren fast ausschließlich romantische Anschauungen maßgebend; in das Publikum drangen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast nur die Werke ein, die vom liberalen Standpunkt aus geschrieben waren.

Die liberale Geschichtschreibung ist die direkte Fortsetzung der Aufklärungshistoriographie, modifiziert durch die Erfahrungen der Französischen Revolution und die Tendenzen der Verfassungskämpfe der Restaurationszeit. Sie vertrat ebenso wie Voltaire und Montesquieu die Aspirationen der gebildeten wohlhabenden Bourgeoisie. Sie unterschied sich von ihrer Vorgängerin hauptsächlich dadurch, daß sie mit der Tagespolitik engere Beziehungen unterhielt und deshalb die Zahl der historischen Probleme wesentlich einschränkte.

Die französische Spekulation des 18. Jahrhunderts war im Prinzip wenigstens universalhistorisch vorgegangen. Sie hatte ihren Blick über die ganze Erde schweifen lassen. Sie hatte die politischen Organisationsformen aller Völker ihrer Aufmerksamkeit wert geachtet. Sie hatte, oft flüchtig und oberflächlich, aber immer anregend, die verschiedenartigsten Probleme gestreift. Die historischen Interessen der liberalen Schule waren enger begrenzt. Die Aufklärung hatte zu einem guten Teile bereits gesiegt, und viele ihrer Untersuchungen schienen durch die Ereignisse selbst erledigt. Es blieb nur noch übrig, die letzten Hindernisse wegzuräumen, die sich der Herrschaft der Bourgeoisie widersetzten — aus dem Königtume Karls X. das Ludwig Philipps zu machen. Das Problem des Konstitutionalismus drängte sich damit fast ausschließlich in den Vordergrund. Die Frage, was vorzuziehen sei, absolutes Königtum mit Privilegien für Adel und Militär oder reine parlamentarische Regierungsweise, beschäftigte die liberalen Historiker besonders in Europa fast ausschließlich. Das Studium der chinesischen Geschichte, mit der sich die Aufklärung nicht mit Unrecht gern abgegeben hatte, des mohammedanischen Orients und der Naturvölker fiel damit ohne weiteres außer Betracht. Anregungen und Lehren für die Verfassungskämpfe der Gegenwart ließen sich diesem Teile der Geschichte nicht entnehmen.

Die Liberalen waren dabei in ihren historisch-politischen Voraussetzungen viel stärker dogmatisch gebunden als die Aufklärer. Sie bedienten sich allerdings im allgemeinen einer gemäßigteren Sprache als die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Aber es wäre unrichtig, wollte man daraus den Schluß ziehen, daß sie in ihren Ansichten weniger schroff und einseitig gewesen. Das Gegenteil ist der Fall. Sie drückten

sich nur deshalb ruhiger aus, weil ihre Ansichten, wie sie meinten, von jedem ehrlichen gebildeten Manne geteilt werden mußten. Die Aufklärer hatten im 18. Jahrhundert eine kleine, vielfach schikanierte Minorität gebildet, die sich mühsam neben den alten Gewalten ihren Platz erobern mußte. Ihre Werke sind in Kampfesstimmung geschrieben. Sie suchen die Gegner durch bissige Polemik zu Falle zu bringen. Als die Liberalen an ihre Geschichtswerke Hand anlegten, hatten die Hauptideen der Aufklärung innerhalb der Bourgeoisie so gut wie vollständig gesiegt. Da nun der echte aggressive Voltairianismus um zu wirken, die Existenz eines religiösen Glaubens voraussetzt, konnten sich die Liberalen unbedenklich der Spöttereien über Glauben und Religion enthalten; die Bourgeoisie ihrer Zeit war so durch und durch voltairianisch, daß sie sich nicht einmal mehr für Angriffe auf das Kirchentum interessierte. Die Aufklärer mußten sich ihre Ansichten erst erkämpfen; die Liberalen fanden sie fertig vor. Voltaire mußte seiner Generation erst beweisen, daß religiöse Toleranz der Staatswohlfahrt zuträglich sei. Für die Liberalen war dies bereits ein Glaubenssatz geworden. Wie es ja auch kein Zufall ist, daß die politischen Forderungen der Voltairianischen Aufklärung zu einem guten Teile erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchgeführt wurden.

Der Einfluß des englischen Konstitutionalismus. Die unbewiesenen Voraussetzungen der liberalen Geschichtschreibung konnten im Grunde nur auf e i n Beispiel aus der Geschichte gestützt werden -- auf das gute Funktionieren der englischen Verfassung. Es ist denn auch bekannt, daß der englische Konstitutionalismus von den Liberalen aller Länder als Muster aufgestellt wurde. Die französischen Historiker der Restaurationszeit behandelten zumal die n e u e r e englische Geschichte ebenso häufig wie die ihres eigenen Staates, und in anderen Ländern fanden wenigstens englische Geschichtswerke ebensoviel, wenn nicht noch mehr Leser als einheimische. Die Liberalen begingen dabei nicht nur den Fehler, daß sie eine Verfassung zur Nachahmung empfahlen, die ihnen nur ungenügend bekannt war und aus der sie willkürlich einige Äußerlichkeiten als überall anwendbar herausrissen. Für die geschichtliche Erkenntnis war noch schlimmer, daß sie die einzigartigen geographischen und historischen Verhältnisse außer acht ließen, die allein die Existenz einer Verfassung wie der englischen seit dem 18. Jahrhundert erklären konnten. Die verhängnisvolle Folge dieser Versäumnis zeigte sich in der Politik und der Geschichtschreibung des Liberalismus in derselben Weise. Das Beispiel Englands bewirkte eine ungeheure Unterschätzung der militärischen Macht. Es ließ glauben, daß es bei entschlossenem Auftreten des Bürgertums überall möglich sei, auf halb legalem Wege eine Staatsumwälzung wie die *glorreiche Revolution* des Jahres 1688 durchzuführen. Der Wert formaler Verfassungsbestimmungen wurde viel zu hoch angeschlagen. Weil man meinte, daß die Engländer dank einigen glücklichen Gesetzen und Petitionen ihre Freiheit behalten hätten, rückte man die Geschichte parlamentarischer Verhandlungen und legislativer Kämpfe ungebühr-

lich in den Vordergrund. Man ließ große historische Veränderungen aus dem Abstimmungsmodus eines Parlamentes oder einer zufällig von einer Partei aufgegriffenen Gesetzesformel entspringen. Man stellte sich so, als wenn die Geschicke eines Landes in der Regel durch Kammerdebatten entschieden würden. Diese Illusion wurde dadurch noch verstärkt, daß wenigstens auf dem Kontinente vor 1848 die unteren, nicht in den Parlamenten vertretenen Stände sich politischen Ereignissen gegenüber im allgemeinen ganz passiv verhielten. Man glaubte sie deshalb auch in der Geschichte nicht als eine Macht anerkennen zu müssen.

Die historisch-politische Theorie des Liberalismus ist der klassischen Nationalökonomie nahe verwandt. Sie ist nicht individualistisch, wie man wohl gemeint hat. Sie fordert Freiheit für den Bürger nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie davon überzeugt ist, daß der Staat am besten fährt, wenn die Kräfte aller Stände sich in freiem Wettbewerbe messen dürfen. Aristokraten wie Wilhelm v. Humboldt mochten die Freiheit vom Staat als ein Mittel zur Entwicklung der Individualität preisen; die Liberalen gingen vom Wohle des Ganzen aus. Ein Staat aus freien Bürgern, d. h. ein Staat, in dem es keine privilegierten Stände gibt und das Bürgertum nicht schlechter gestellt ist als Militär und Adel, leistet auch als Staat mehr als eine Militärdespotie, die nicht Bestand haben kann — wie das Beispiel Napoleons gezeigt hat. Die selbständige Bedeutung einer innerlich gefestigten militärischen Organisation ließ man nicht gelten. Man führte die Siege in den ersten Revolutionskriegen oder in den deutschen Befreiungskriegen auf den volkstümlichen Charakter der Feldzüge zurück. Die Güter, die dem Leben des einzelnen und des Staates Wert verleihen, können, meinte man, durch den Despotismus wohl zerstört, aber nicht geschaffen werden; sie entwickeln sich nur in der Freiheit. Es war die historische Auffassung, zu der die Geschichtschreibung Droysens genau den Widerpart bildete.

Stellung der liberalen Historiographie zu den Führern der Aufklärung. Man sieht, von der zynischen Weltbetrachtung Voltaires war wenig genug in die Männer übergegangen, die sich als Jünger der Aufklärung betrachteten. Um so mehr wirkte der Optimismus Rousseaus nach. Der Glaube an die natürliche Güte der Menschen, der den Schriften des Genfer Bürgers zugrunde liegt, beherrschte auch die liberale Doktrin. Nur daß man, durch die Erfahrungen der Französischen Revolution belehrt, die guten Qualitäten der Menschennatur weniger im eigentlichen Volke als in der gebildeten Bourgeoisie finden wollte. Die Liberalen waren Whigs, keine Jakobiner. Sie verbanden mit dem phantastischen Optimismus Rousseaus die juristische Überschätzung von Gesetzes- und Verfassungsformen, die hauptsächlich durch Montesquieu ins Leben gerufen worden war. War das Lob, das im *Esprit des lois* der englischen Konstitution gespendet worden war, nicht durch die Geschichte bestätigt worden? Hatte der Tadel des Despotismus nicht durchaus das Richtige getroffen? Voltaires Ideal schmeckte

zu sehr nach Absolutismus; Rousseaus Theorien schienen zur Anarchie zu führen. Was lag für die Liberalen näher, als daß sie sich Montesquieus Lehren in der Politik wie in der Geschichtschreibung zu eigen machten?

Nun boten freilich weder Montesquieu noch Rousseau Muster für die Geschichtschreibung. Von den Führern der französischen Aufklärung hatte nur Voltaire selbst Geschichte geschrieben. Aber seine kühl analysierende Art und seine Gewohnheit, die Geschichte vom Standpunkte des aufgeklärten Despoten aufzufassen, standen mit den Ansichten der Liberalen, die das Volk nicht bloß als Untertanenschaft taxiert haben wollten, zu sehr im Widerspruch, als daß seine Methode noch im 19. Jahrhundert hätte viele Nachfolger finden können. Auch waren die Liberalen nicht weniger als die Romantiker durch die warme Erzählungskunst Walter Scotts geblendet, neben dem Voltaire und seine Schüler doch allzu gefühllos erschienen. Man konnte den romantischen Konservativismus des Schotten ablehnen. Aber warum sollte man nicht ebensogut vom Standpunkt des fortschrittlichen Liberalismus aus Geschichte erzählen können? Warum sollte sich die Lehre vom Lokalkolorit nicht ebensogut mit einer Geschichtsauffassung vertragen, die die Helden der *Freiheit* verherrlichte, als mit einer, die den konservativen Mächten ihre Gunst zuwandte? Bereits Thierry hat denn auch die Verbindung der romantischen Form mit liberalen Tendenzen vollzogen.

Die altliberale Schule. Nur wenige liberale Historiker nahmen sich unter diesen Umständen die historische Methode Voltaires zum Vorbild. Es waren fast ausschließlich Beamte oder Staatsmänner. Natürlich handelte es sich dabei nur um den positiven Teil der Voltairischen Historiographie: die Polemik gegen Religion und Kirchentum wurde aus verschiedenen Gründen ganz fallen gelassen. Aber die Vielseitigkeit der Voltairischen Geschichtsbehandlung behielten diese Historiker doch bei. Sie betrachteten die Geschichte mehr von oben als von unten. Sie vergaßen weniger als die Konstitutionalisten, daß die Organisation des Staates nach außen und innen stark sein müsse. Auf rationelle Verwaltung legten sie größeren Wert als auf freiheitliche Institutionen.

Einige Vertreter dieser Richtung, die man zum Unterschiede von den Liberalen im eigentlichen Sinne des Wortes als die *altliberale* bezeichnen könnte, mögen im folgenden besprochen werden.

II. Die liberalen Fortsetzer der Voltairischen Historiographie.

1. Raumer.

Friedrich v. Raumer (geboren 1781 zu Wörlitz bei Dessau, tritt 1801 in den preußischen Verwaltungsdienst ein, 1810 als Rat in das Finanzministerium berufen, 1811 Professor zu Breslau, 1819 zu Berlin, 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung, später des preußischen Herrenhauses, gestorben 1873) ge-

hört der Geschichte der Historiographie fast nur durch seine *Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit* (1823 bis 1825) an. Außerdem sind etwa noch zu erwähnen die *Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts* (1832 bis 1850) und die Untersuchungen *über die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik* (1826). Seine zahlreichen kleineren Arbeiten sind zum Teil in den *Vermischten Schriften* (1852 bis 1854) gesammelt. Raumer ist außerdem bekannt als Gründer des *Historischen Taschenbuchs* (1830).

Das Biographische in dem von R. selbst verfaßten *Lebenslauf und Briefwechsel* (1861). Die beste Charakteristik des Historikers R. verdanken wir Ranke: *Hist. Ztschr.* 31 (1874), 151 ff. Vgl. ferner W. Giesebrecht in den *Sitzungsberichten der Münchener Akademie* 1874, 17 ff.9

Es ist üblich geworden, Raumers *Geschichte der Hohenstaufen* zu den romantischen Geschichtswerken zu rechnen. Nicht ganz mit Unrecht. Die Wahl des Stoffes entsprang sicherlich zum Teil der Vorliebe der Zeit für das Mittelalter, und die Darstellung ist von der romantischen Reaktion gegen die Ideen der Französischen Revolution nicht unberührt geblieben. Raumer hebt gern hervor, daß Staat und Verwaltung im Mittelalter nicht nach den Prinzipien *philosophischer Gleichheit* eingerichtet gewesen seien. Er ließ sich auch gelegentlich von der historischen Ideenlehre anregen und verfolgte z. B. die Wirkungen der Idee vom Kaisertum. Manche Stellen sind leicht apologetisch gefärbt; an anderen verrät sich deutlich eine fromme Gesinnung.

Aber alles dies betrifft nur Äußerlichkeiten. Von der eigentlich romantischen Schwärmerei für das fromme Mittelalter ist bei Raumer nichts zu spüren. Er betrachtete vielmehr das Zeitalter der Hohenstaufen mit den Augen eines altliberalen Bureaukraten. Die Luft des 18. Jahrhunderts lebt in seiner Darstellung. Nur daß Raumer als Politiker nicht zur Schule Rousseaus, sondern zu der Voltaires gehörte. Er vertritt den aufgeklärten Polizeistaat. Exzesse müssen unbedingt vermieden werden; für allgemeine menschliche Schwächen haben die Behörden aber verständnisvolle Toleranz an den Tag zu legen. Die Aufgabe des gebildeten Beamten besteht darin, zankende Unvernunft unparteiisch zur Raison zu bringen. Die Egalisierungstheorie ist allerdings zu verwerfen. Aber nicht weil sie gegen die organische oder nationale Entwicklung verstößt, sondern weil sie unpraktisch ist. Ist es ein Romantiker, der die *stehenden Heere der Mönche und Soldaten* einander gleichsetzt und die Existenz des Klosterwesens damit rechtfertigt, daß die Mönche *sich aus eigenen Mitteln innerhalb ihrer Mauern ernährten, ohne den übrigen Einwohnern des Staates unmittelbar zur Last zu fallen* (VI, 435)?

Raumer hatte sich seine politischen Ansichten noch im friderizianischen Preußen gebildet. Die neuen Anschauungen der politischen Romantik gingen im Grunde spurlos an ihm vorüber. So wie er hatten bereits Friedrich der Große und Voltaire gegen Rousseau polemisiert. Damit steht im Einklang, daß die Form der Darstellung noch durchaus dem 18. Jahrhundert angehört. Raumer strebt nicht nach Lokalkolorit. Seine Erzählung ist pragmatisch angelegt, sein Stil leicht pathetisch; er erinnert mehr an Robertson als an Chateaubriand. Die

Komposition ist offenkundig der des *Siècle de Louis XIV* nachgebildet. Der zweite Teil, die *Altertümer*, behandelt in der schematischen Weise Voltaires Staat und Kirche, Handel und Volkswirtschaft, Künste und Wissenschaften, Sitten und Gebräuche (Raumer mußte sich wegen dieser Abweichung vom antiken Stil ausdrücklich noch gegen die Klassizisten verteidigen — 75 Jahre nach Voltaire! [Vorrede zum 5. Bande]). Nur daß Raumer nicht so realistisch dachte wie der französische Historiker. Er behandelte das Mittelalter in dem behaglichen Tone, der in Deutschland seit Spittler üblich geworden war. Es gelang ihm nicht, die Rechtsverhältnisse scharf zu erfassen. Er kam nicht los von der Vorstellung des wohlgeordneten Polizeistaates. Einrichtungen, die der allgemeinen Unsicherheit entsprungen waren, beurteilte er danach, wie sie sich im zeitgenössischen Beamtenstaate ausnehmen würden. Man hat seinen Raisonnements nachgerühmt, daß sie durch die Erfahrung des praktisch tätigen Beamten befruchtet worden sind. Das ist wohl richtig; dieser Zusammenhang mit der Praxis hatte aber auch zur Folge, daß Raumer glaubte, sich mit seiner beschränkten Erfahrung begnügen zu können. Er dringt nirgends bis zum Wesentlichen vor. Die zentralen Probleme sind nicht herausgearbeitet; zwischen den einzelnen Abschnitten ist noch viel weniger eine Verbindung hergestellt als bei Voltaire.

Leider gehörte Raumer auch als Kritiker noch durchaus der Zeit vor Niebuhr und Ranke an. Er ging ebenso unkritisch vor wie etwa Thierry. Er schied weder spätere von früheren noch fremde von einheimischen Berichten. Er reproduzierte seine Vorlagen in der Regel ohne Kritik und wiederholte deren phantastische Heereszahlen, als ob er von der Polemik Voltaires nie etwas gehört hätte. Er versäumte es, den Einfluß der arabischen und der byzantinischen Kultur eigentlich zu untersuchen.

Raumer war ein liebenswürdiger Erzähler und Schilderer, aber kein bedeutender historischer Denker. Er gab lieber eine weltmännische Plauderei, als daß er tieferen Kausalzusammenhängen nachgegangen wäre. Um so besser gelang es ihm, den Geschmack des großen Publikums zu treffen.

2. Guizot.

François-Pierre-Guillaume Guizot (geboren 1787 zu Nîmes als Sohn protestantischer Eltern und deshalb zu Genf erzogen, 1812 Professor der Geschichte an der Sorbonne, unter der Restauration zeitenweise Staatsrat, nach der Julirevolution Minister des Innern [1830], Unterrichtsminister 1832 bis 1843, 1835/36 und 1836/37, 1840 Gesandter in England, 1840 bis 1848 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, durch die Februarrevolution aus seinen politischen Stellungen verdrängt, gestorben 1874 auf seinem Landgute in der Normandie) kommt hier hauptsächlich in Betracht als Verfasser der *Histoire de la Révolution d'Angleterre* (bis zum Tode Karls I.; 1826/27), später fortgesetzt durch die *Histoire de la République d'Angleterre et d'Oliver Cromwell* (1854) und die *Histoire du Protectorat de Richard Cromwell et du rétablissement des Stuart* (1856) und ergänzt durch kleinere Schriften (*Monk* 1851; *L'Amour dans le mariage* 1855), und als Verfasser des *Cours d'histoire moderne* (1829 bis 1832), der später geteilt wurde in die *Histoire générale de la civi-*

lisation en Europe und die *Histoire de la civilisation en France.* — Vgl. noch *Washington; la fondation de la République des États-Unis* (1840), *Sir Robert Peel* (1851), *Histoire des origines du gouvernement représentatif* (1851).

G. hat sein Leben selbst erzählt in den *Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps* (1858 bis 1867). Über den Politiker und Historiker ist zu vergleichen J. Simon, *Thiers, G., Rémusat* 1885; A. Bardoux, *G.* 1894.

Die ***Geschichte der Englischen Revolution.*** Noch genauer schloß sich an die historische Manier der Aufklärung der französische Führer der *Doktrinäre* an.

Guizots bedeutendstes Werk, seine *Geschichte der Englischen Revolution*, typisiert und räsoniert noch ganz in der Weise des 18. Jahrhunderts. Der Verfasser will aus der Geschichte politische Lehren für die Gegenwart ziehen; er strebt nicht nach farbiger Auferweckung der Vergangenheit. Er unterscheidet sich von den Aufklärern nur durch sein Ziel: er predigt nicht den aufgeklärten Despotismus, sondern die konstitutionelle Monarchie. Nicht die Stuarts, sondern die Verfechter der parlamentarischen Rechte sind seine Helden.

Guizot war als Historiker einer revolutionären Bewegung Vorgängern wie Hume unzweifelhaft überlegen. Er besaß eine Einsicht in die Natur politischer Umwälzungen, wie sie dem englischen Geschichtschreiber nicht zu Gebote gestanden hatte. Er bearbeitete seinen Stoff sorgfältiger und ging Einzelheiten liebevoller nach als der Schotte. Aber von vielen Mängeln der Aufklärungshistoriographie hat er sich doch nicht frei gemacht. Er typisierte die Ereignisse der Englischen Revolution vielfach nur, um Anspielungen auf die Gegenwart anbringen zu können. Er ordnete seine Raisonnements einer These unter — dem Satze, daß die absolute Gewalt an sich illegitim sei. Er zog ein reicheres Material heran als seine Vorgänger und benutzte zum ersten Male die Schätze des französischen Staatsarchivs. Aber er übte an seinen Quellen keine methodische Kritik. Clarendons Angaben galten ihm ohne weiteres als historisch; Memoiren und politischen Prozessen schenkte er mehr Glauben, als sich rechtfertigen läßt. Er sündigte nicht aus Naivetät. Soweit seine Quellen Tendenzen vertreten, die ihm aus den politischen Kämpfen der Gegenwart unmittelbar bekannt sind, weiß er diese deutlich genug zu erkennen: er hat zumal seine Vorgänger unter den Historikern scharf und gescheit kritisiert. Aber es lag ihm fern, sich gleich Ranke in längst verschwundene Parteigegensätze andächtig zu versenken. Er war deshalb nicht imstande, zu erkennen, wieweit auch in scheinbar unparteiischen Berichten die historische Auffassung durch die momentane politische Situation entstellt worden war.

Guizots *Geschichte der Englischen Revolution* ist ein außerordentlich kluges Buch. Es ist, wenn man es mit den sonstigen liberalen Geschichtswerken vergleicht, recht unbefangen. Es hält sich von der romantischen Untugend, alles der Erzählung aufzuopfern, ebenso frei wie von der liberalen Neigung, am ungehörigen Orte zu deklamieren. Aber das Urteil des Verfassers ist zu sehr von den Verfassungskämpfen

der Restaurationszeit abhängig, als daß es der Eigenart der Englischen Revolution auf den Grund gehen könnte. Guizot ignorierte das Puritanertum nicht vollständig. Aber in seiner ganzen Bedeutung hat er es nicht gewürdigt. Das Frankreich Karls X. wies mit dem alten englischen Presbyterianismus zuwenig Analogien auf. Er behandelte die Puritaner so, wie sie seine Zeitgenossen verstehen konnten, nämlich als politische Partei.

Guizot als Kulturhistoriker. Ähnlich läßt sich das Werk charakterisieren, das Guizot der französischen Kulturgeschichte im Mittelalter gewidmet hat (*Histoire de la Civilisation en France*[1])). Guizot machte aus der mittelalterlichen Geschichte weder eine minniglich-zarte Idylle noch ein Kostümfestspiel. Er behandelte sie *philosophisch* (das Wort in der Bedeutung genommen, die es in Frankreich im 18. Jahrhundert hatte). Sein Vorbild ist nicht Chateaubriand, sondern Robertson. Man kann sagen, seine *Französische Kulturgeschichte* bringt das zur Ausführung, was in Voltaires *Essai sur les mœurs* Projekt geblieben war. Die Personengeschichte ist nicht nur ihrer Vorherrschaft beraubt, sondern sie ist zugunsten der räsonierenden Analyse überhaupt eliminiert. Nur die großen Wandlungen in Staat und Gesellschaft sollen dargestellt werden.

Doch war Guizot mehr als ein bloßer Fortsetzer der Voltairischen Historiographie. Auch s e i n historisches Denken war von der Revolution und ihren Folgen influenziert. Wie seine Zeitgenossen in Deutschland löste er die Geschichte gern in einen Kampf zwischen entgegengesetzten Ideen (*principes*) auf. Seine Aufmerksamkeit ist vor allem der politischen Wirkung allgemeiner Prinzipien gewidmet; die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften und Künste besaß für ihn keine selbständige Bedeutung. Er wich von der Schule Wilhelm v. Humboldts nur insofern ab, als er nicht auf Werturteile verzichtete, vielmehr d i e Ideen mit Vorliebe besprach, die den Abschluß der Geschichte, die konstitutionelle Monarchie des Bürgerkönigs Ludwig Philipp, schienen herbeigeführt zu haben.

Er ging dabei realistischer vor als die deutschen Anhänger der Ideenlehre. Die Möglichkeit, daß politische Prinzipien wirtschaftlich fundamentiert sein können, zog er zwar, wie die Aufklärer, nur

---

[1]) Es mag bei diesem Anlasse darauf hingewiesen werden, daß das Wort *civilisation* (und die entsprechenden Ausdrücke im Englischen, Italienischen, Spanischen etc.) nur aus mangelhafter Kenntnis fremden Sprachgebrauchs im Deutschen gewöhnlich mit *Zivilisation* wiedergegeben wird. *Civilisation* bedeutet in französischen historischen Werken das, was *Kultur* in deutschen; *Histoire de la civilisation* heißt *Kulturgeschichte* (*culture* = deutsch *Bildung*). Die Franzosen haben denn auch mit vollem Recht das Wort *Kultur* in dem Titel von Jakob Burckhardts Hauptwerk mit *civilisation* wiedergegeben. Wäre dies immer beachtet worden, so hätten manche unfruchtbare Untersuchungen über den Unterschied von (deutsch) *Kultur* und (französisch-englisch) *Civilisation* vermieden werden können, wie sich z. B. bei P. Barth, *Die Philosophie der Geschichte als Soziologie* I, (1897), 254, Anm. 1 eine findet.

gelegentlich in Betracht. Aber er vergaß nie, die konkreten politischen Verhältnisse außer acht zu lassen; die Geschichte ist bei ihm weniger spiritualisiert als bei den orthodoxen Jüngern der Ideenlehre. Seine *Kulturgeschichte* stellt eine merkwürdige Synthese alter und neuer Anschauungen dar: eine kühle, von praktischer Erfahrung geleitete Analyse politischer Wandlungen in der Art Voltaires oder Robertsons, verbunden mit Ausführungen, denen die Theorie von der selbständigen Bedeutung allgemeiner Prinzipien zugrunde liegt.

Leider fehlte es Guizot an Ruhe und Sammlung, um diese disparaten Elemente vollständig miteinander zu verschmelzen. Der Stoff ist nicht einheitlich durchdacht. Er wußte fremde Gedanken klug genug zu kritisieren; aber er versäumte es, sie ganz zu verwerfen und durch seine eigenen besseren Anschauungen zu ersetzen. Er gibt z. B. zu, daß die *Befreiung des menschlichen Geistes*, die nach ihm auf die Reformation zurückgeht, *un fait plutôt qu'un principe* gewesen ist, also von der Reformation nicht g e w o l l t wurde. Aber er zog daraus nicht die Konsequenz: er hielt an der tendenziösen Definition des Protestantismus fest, die durch die protestantische Aufklärung aufgekommen war. Er weist darauf hin, daß die Klagen, die die Protestanten gegen die päpstliche Regierung vorbrachten, zum größten Teile unbegründet waren; aber er versuchte nun nicht, die Entstehung der Reformation wissenschaftlich unabhängig zu motivieren. Zudem kannte Guizot den Stoff viel zu wenig. Seine Versuche zu generalisieren beruhen ausschließlich auf Angaben, die er sekundären Quellen, Handbüchern und modernen Darstellungen entnahm. So geistreich er manches formuliert, so gescheit er manche Schwächen der herkömmlichen Geschichtsauffassung aufdeckt — das alles kann für die dürftige Kenntnis des Stoffes nicht entschädigen. Er ist imstande, Dante einen Humanisten zu nennen. Kulturgeschichtliche Werke lassen sich eben noch viel weniger improvisieren als politische Geschichtswerke.

Auch Guizots Stil ist ein Kompromißprodukt. Seiner Art hätte eine rein sachliche Darstellungsweise am besten entsprochen. Sein frostiger Doktrinarismus vertrug sich nicht mit rhetorischem Pathos. Trotzdem strebte er immer wieder nach oratorischen Effekten — mit dem einzigen Erfolge, daß seine Ausführungen weder künstlerisch noch wissenschaftlich befriedigen können. Er verzichtete darauf, nur durch den Reiz einer schlichten, durchsichtigen Auseinandersetzung zu wirken, und verfiel in ungenießbare, schwerflüssige akademische Beredsamkeit. Er hätte freilich seine Gedanken auch ganz anders ausreifen lassen müssen, um nur mit ihrer Hilfe einen Effekt zu erzielen. So stehen bei ihm unmittelbar neben Klischees und Füllseln neue, scharf und glücklich geprägte Ausdrücke.

Guizots Geschichtswerke haben auf die Geschichtschreibung eine große Wirkung ausgeübt. Sie haben, vielleicht gerade durch ihre unfertige Art, starke Anregungen hinterlassen. Manche späteren Darstellungen verdanken ihren geschichtsphilosophischen Gehalt der Opposition, die der Empiriker den raschen Verallgemeinerungen Guizots

gegenüber machen mußte. Guizot selbst aber hat das Schicksal der meisten publizistischen Historiker geteilt. Er ist nur so lange lebendig geblieben, als seine Ideen in der aktiven Politik Widerhall fanden.

Ein geistesverwandter Zeitgenosse Guizots war der zur Partei der Whigs haltende Engländer Henry Hallam (geboren 1777 zu Windsor, gestorben 1859). Hallam, der nicht umsonst in der Vorrede zu seinem Hauptwerke, der *Constitutional History of England from the Accession of Henry VII. to the Death of George II.* (1827) Guizot als den größten Geschichtschreiber der Englischen Revolution pries, vertritt den doktrinären Liberalismus noch in typischerer Weise als der französische Staatsmann. Seine politische Dogmatik weiß von keiner Entwicklung; sie kennt nur Zeiten der Rechtgläubigkeit und Zeiten des Abfalls.

Auch als Stilist war er dem Franzosen ähnlich; seine frostig-sentenziöse, akademisch steife Schreibart bildet den größten Gegensatz zu dem an romantischen Mustern geschulten leichten Erzählungston seines Parteigenossen Macaulay (der die *Verfassungsgeschichte* in einem bekannten Essay gelobt hat).

Der *Verfassungsgeschichte* voran ging der *View of the State of Europe during the Middle Ages* (1818), der zu dieser gleichsam als Einleitung gedacht war. Das spätere Werk, die *Introduction to the Literature of Europe in the 15th, 16th, and 17th Centuries* (1837 bis 1839), ist nur der Absicht nach bemerkenswert. Es ist eine der wenigen Arbeiten, die sich mit europäischer Literaturgeschichte beschäftigen. Leider läßt es Hallam beim Versuche bewenden; er gibt kaum mehr als eine recht äußerliche Kompilation.

3. Thiers.

Adolphe Thiers (geboren 1797 zu Marseille, zuerst Advokat, dann hauptsächlich Journalist [von 1820/21 an zu Paris], 1832 und 1834 Minister des Innern, 1836 und 1840 Ministerpräsident, dann in der Opposition, nach 1848 Parteigänger Napoleons bis zum Staatsstreiche, nimmt Anteil an den Verhandlungen, die den Krieg von 1870/71 zum Abschluß brachten, zum Präsidenten der Republik gewählt, zieht sich 1873 zurück, gestorben 1877 zu Paris) verfaßte: *Histoire de la Révolution française* (1823 bis 1827), später fortgesetzt in der (bedeutenderen) *Histoire du Consulat et de l'Empire* (1845 bis 1862).

Vgl. über den Historiker Th. vor allem die programmatische Abhandlung (*Avertissement de l'auteur*), die dem 12. Bande (1855) der *Hist. du Consulat* vorgesetzt ist. — J. Simon, *Th., Guizot, Rémusat*, 1885; P. de Rémusat *Th.* 1889; Comte de Martel, *Les Historiens fantaisistes, M. Th.* 1883. Manche richtige Gesichtspunkte auch in dem Aufsatze P. Lanfreys in den *Études et portraits politiques*, 3. Aufl. 1874.

Noch stärker abseits von der vulgären liberalen Geschichtsauffassung hielt sich Guizots Zeitgenosse und Rivale Adolphe Thiers. Er gehörte noch bestimmter als jener der historiographischen Richtung an, die ihren Ausgang von Voltaire genommen hatte. Er war kein liberaler Doktrinär. Er verkündigte den rationell verwalteten, starken Staat, wie er seiner Ansicht nach in den ersten Jahren der Napoleonischen Selbstherrschaft bestanden hatte. Ob diese Ordnung durch einen Despoten oder eine parlamentarische Regierung hergestellt und behauptet wurde, kümmerte ihn nicht; die Mittel waren ihm gleichgültig, wenn nur das Ziel erreicht wurde. Er machte das Geschrei der liberalen Dogmatiker über den Absolutismus nicht mit, ebensowenig wie er später aussichtslosen Versuchen auf Wiederherstellung der Monarchie die Hand bot. Er faßte stets die konkrete Situation, die Notwendigkeiten der politischen Existenz ins Auge. Er war bewußt und

konsequent Opportunist. Nicht aus Egoismus, sondern weil er — im Gegensatze zu Guizot — das Vaterland höher stellte als die Doktrin.

Opportunisten sind viele Staatsmänner, die Geschichte schreiben. Thiers unterschied sich von den meisten anderen dadurch, daß er sich für politische Probleme überhaupt nicht interessierte und dafür technischen Details eine geradezu leidenschaftliche Aufmerksamkeit zuwandte. Seine Kammerreden erregten von Anfang an dadurch Aufsehen, daß sie nicht an allgemeine Prinzipien appellierten, sondern eine Fülle präziser Einzelheiten vor den Hörern ausbreiteten. Seine *Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs* (die er gleich Commines und Guicciardini schrieb, während er durch seine Gegner von der Teilnahme an der Regierung ausgeschlossen wurde) zeigt dieselbe Eigenschaft. Thiers hat nicht nur das technische Funktionieren politischer, militärischer und finanzieller Betriebe exakt studiert, er führt den Leser auch in alle Einzelheiten ein. Er machte die Kurse der Kriegsschule von Saint-Cyr mit, bevor er die Schlachten der Napoleonischen Zeit beschrieb. Auch ein Praktiker wie Macaulay muß, was den Umfang der Kenntnisse betrifft, hinter Thiers zurückstehen. Der Engländer war schließlich nur auf dem Gebiete parlamentarischer Debatten ganz zu Hause. Man vergleiche etwa seine Ausführungen über die Entstehung der englischen Staatsschuld mit der sachkundigen Schilderung, die Thiers von der Gründung der Banque de France entwirft.

Der scharfe Blick für die Nähe wird freilich, wie üblich, durch den Mangel an Weitsicht kompensiert. Thiers weiß eine bestimmte Situation scharf und klar zu beurteilen; sie in ihren historischen Zusammenhang einzureihen, ist nicht seine Sache. Seine Geschichtswerke verleugnen den Mann nicht, der einmal prophezeite, der Bau von Eisenbahnen würde keine großen Veränderungen zur Folge haben. Ein gescheiter Politiker spricht, nicht ein Staatsmann. Die äußere Verkettung der Ereignisse tritt deutlich hervor; tiefere Kausalzusammenhänge werden nicht nachgewiesen. Zusammenfassende Charakteristiken werden nur ganz selten gegeben. Wir erfahren nicht, was die Napoleonische Herrschaft für Frankreich oder für Europa schließlich bedeutet hat. Thiers erzählt uns, wie Napoleon seine Hilfsmittel in Aktion setzte; er sagt uns nicht, wie diese sich gebildet hatten. Die Katastrophe des Systems kommt daher ganz unvermittelt. Thiers begnügt sich mit einer äußerlichen, individual-psychologischen Motivierung: von der spanischen Expedition an ist der Kaiser nicht mehr als normal zu betrachten. Er gibt so nicht mehr als eine intelligente Nacherzählung des äußeren Verlaufes der Ereignisse. Er hat in dem Programm, das er einem Bande seiner *Geschichte* vorsetzte, mit warmen, verständnisvollen Worten Guicciardinis *Geschichte Italiens* gelobt. Es war kein geringes Verdienst, daß er im Gegensatz zu der moralisierenden liberalen Doktrin den politischen Scharfsinn des Florentiners rückhaltlos anerkannte. Aber es ist charakteristisch, daß er für die Einseitigkeiten und Mängel Guicciardinis kein Gefühl hatte.

Er war übrigens weit davon entfernt, sich als Psychologe mit dem Florentiner messen zu können. Seine Charakteristiken arbeiten mit recht banalen Epitheta. Er war auch als Schriftsteller kein Künstler, wie man es von Guicciardini noch behaupten kann. Er verstand zwar vortrefflich zu erzählen und ist stets auf den ersten Blick verständlich. Aber er bediente sich ausschließlich einer verwaschenen Zeitungssprache ohne Kraft, Originalität und Schönheit. Er hat sich über die Absicht, die ihn dabei leitete, einmal mit bemerkenswerter Offenheit ausgesprochen. Er gab die Fehler zu, die man ihm vorwarf, meinte aber, Bossuet würde, wenn er zu Lesern des 19. Jahrhunderts zu reden hätte, sich nicht anders ausdrücken als er. D. h. er war auch als Schriftsteller Opportunist. Der Erfolg zeigte übrigens, daß er richtig gerechnet hatte. Seine Popularität verdankte er nicht zum mindesten seinem Stile. Er verlangt von seinem Leser keine Anstrengung, nicht einmal so viel, wie zu einem ästhetischen Genusse nötig ist. Sein Buch schlug vielleicht noch vollständiger durch als Macaulays *Englische Geschichte.* Er wandte sich doch noch ganz anders an die Massen als der englische Whig.

Freilich, Thiers brauchte sich nicht sehr zu akkommodieren. Er gehörte selbst seiner künstlerischen Bildung nach zum geistigen Mittelstand. Er gab nicht Betrachtungen, sondern nur Erzählung. Er zeigte nur den glänzenden Vordergrund, nicht die schlimmen Folgen. Sein Thema war so günstig gewählt wie möglich. Seine Geschichte glorifizierte die Taten des kleinen Korporals gerade in dem Augenblicke, als der Kultus Napoleons bei den Massen wieder einsetzte. Dazu verzichtete Thiers darauf, den Schein korrekter gelehrter Arbeit zu wahren. Er berief sich wohl gelegentlich auf seine archivalischen Quellen, aber er begleitete seine Darstellung nicht fortlaufend mit Anmerkungen, wie es doch auch Macaulay tat. Er sprach über alles, auch über Dinge, die sicher überhaupt kaum zu wissen waren, im Tone unbedingter Autorität; seine lückenlosen Rekonstruktionen von Schlachten sind in dieser Beziehung besonders bekannt geworden. Er nutzte fremde Vorarbeiten unbedenklich aus. Er wußte wohl, daß das große Publikum Tatsachen will; auf welchem Wege der Historiker zu diesen gekommen ist, ist ihm ziemlich gleichgültig.

III. Der systemtreue Liberalismus.

1. England.

a) Allgemeines.

Wenn man an einem Gegenbeispiele sehen will, wie sehr die durch die Romantik aufgekommene Wertschätzung der Geschichte von der Reaktion gegen die Ideen der Französischen Revolution und der politischen Restauration abhängig war, so vergleiche man die englische Geschichtsforschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der damaligen auf dem Kontinente, vornehmlich in Deutschland.

Die englischen Historiker der Aufklärung hatten nicht weniger gründlich gearbeitet als ihre Gesinnungsgenossen auf dem Kontinent. Aber als in anderen Ländern, durch die Romantik angeregt, ein intensives, liebevolles Geschichtsstudium einsetzte, geriet die englische historische Forschung bald ins Hintertreffen. Der Staat hatte kein Interesse an der Erforschung der Geschichte als solcher. Der geschichtliche Stoff hatte seine Wichtigkeit, weil viele staatsrechtliche oder genealogische Fragen nur mit Hilfe historischer Untersuchungen gelöst werden konnten. Aber die Regierung brauchte keine Historiker, um durch sie zwischen Vergangenheit und Gegenwart eine künstliche Verbindung herzustellen. Die Tradition war nicht abgerissen; es war nicht nötig, sie auf dem Wege geschichtlicher Forschung durch ein Surrogat ersetzen zu lassen. Die historischen Gewalten waren nicht zertrümmert worden; ihre Berechtigung brauchte nicht erst durch historische Studien nachgewiesen werden. Daher nahmen nicht staatlich abgestellte Gelehrte, sondern Literaten und Parteischriftsteller die Geschichtschreibung in ihre Hand. Die eigentliche gelehrte Arbeit wurde dabei, wie natürlich, stark vernachlässigt. Die philologisch-kritische Methode Niebuhrs fand allerdings nicht nur in England sondern auch in anderen Ländern nur langsam Eingang. Aber auch französischen Forschern wie Thierry oder Guizot hatte die englische Historiographie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts kaum etwas an die Seite zu stellen. Es wird immer charakteristisch bleiben, daß noch im Jahre 1863 eine neue englische Übersetzung von Mosheims *Institutionen* durch Stubbs zum Drucke befördert wurde. Es gab wohl einzelne Gelehrte, die sich mit der neuen kritischen Forschung vertraut machten; aber es gab keine Schulen, keinen methodischen Unterricht und kein Publikum.

Um so lebhafterer Pflege erfreute sich die Parteigeschichtschreibung. Besonders die Grundsätze der liberalen Parteien, der Whigs und der Radikalen, wurden in glänzenden historischen Darstellungen vertreten. Vielleicht zu einem guten Teile deshalb, weil das englische Publikum auch im 19. Jahrhundert seine historischen Kenntnisse zunächst noch ausschließlich aus den konservativen Geschichtschreibern der Aufklärung, wie Hume, Gibbon und Mitford, schöpfte. Die liberale Partei mußte versuchen, sich diesen Autoren gegenüber in der Geschichtschreibung Gehör zu verschaffen. Die Tories, die von Hume und Gibbon kaum etwas zu fürchten haben, haben der Geschichte weniger Aufmerksamkeit zugewandt.

Die Opposition gegen die Historiographie der Aufklärung macht sich in England zuerst in der von dem katholischen Priester John Lingard (1771 bis 1851) verfaßten *History of England from the first invasion by the Romans* (1819 bis 1830) geltend. Lingard vertrat gegenüber der protestantisch-parlamentarischen Auffassung der englischen Geschichte den Standpunkt der katholischen Minorität. Ohne Schroffheit übrigens: er wollte nicht seine Gesinnungsgenossen in ihren Überzeugungen bestärken, sondern die Gegner günstig stimmen, und befliß sich daher in der Sprache großer Mäßigung.

Selbständige historiographische Bedeutung hat sein Werk übrigens nicht. Lingard war zwar kein unintelligenter Autor und strebte nach selbständigem Urteil. Auch ist der Umfang der benutzten Quellen bei ihm gegenüber Hume etwas erweitert. Aber er schlug nirgends prinzipiell neue Bahnen ein. Er behielt die herkömmliche Gliederung des Stoffes bei. Er gab so gut wie ausschließlich dynastische und parlamentarische Geschichte.

b) Macaulay.

Thomas Babington Macaulay (geboren 1800 zu Rothley Temple in Leicestershire, zuerst *fellow* in Cambridge, mit einem Schlage populär durch seinen Essay über Milton in der Edinburg Review [1825], dann zu verschiedenen Staatsstellen ernannt, 1830 als Vertreter eines *pocket borough* ins Parlament berufen, 1833 zum Mitglied des Obersten Rates von Indien ernannt, 1834 bis 1838 in Indien [wirkt bei der Kodifizierung des indischen Kriminalrechts mit]; 1839 von Edinburg ins Parlament gewählt, 1839 bis 1841 Kriegssekretär im Ministerium Melbourne, 1846 Paymaster-General, 1847 nicht mehr ins Parlament gewählt, zieht sich deshalb von der aktiven Teilnahme an der Politik zurück [1852 wieder ins Parlament gewählt], geadelt 1857, gestorben 1859 zu London) kommt hier in Betracht als Verfasser der *History of England from the Accession of James II.* 1849 bis 1861. Unvollendet, mit den nachgelassenen Schlußkapiteln bis zum Tode Wilhelms III. (1702) reichend. — Manche historische Gegenstände sind ferner in den *Essays* behandelt, die Macaulay für die *Edinburgh Review* schrieb (zum guten Teile von ihm gesammelt in den 1843 zum ersten Male aufgelegten *Critical and Historical Essays*), sowie in den ursprünglich für die *Encyclopaedia Britannica* verfaßten *Biographical Essays.* Eigentlich geschichtliche Darstellungen geben die Artikel über William Temple (1838), Clive (1840), Warren Hastings (1841) und den älteren Pitt (1844). Von prinzipieller Bedeutung ist der (in den meisten Ausgaben der *Essays* fehlende) Artikel *History* (1828). — *Marginal Notes* zu Büchern, die M. gelesen, gab 1906 G. O. Trevelyan heraus.

Das Biographische in der von M.s Neffen G. O. Trevelyan herausgegebenen Lebensbeschreibung *Life and Letters of M.* 1876. Über den Historiker M. ist vor allem J. C. Morison zu vergleichen: *M.* (*English Men of Letters*), zuerst 1882. Vgl. ferner F. Harrison, *Studies in early Victorian Literature* 1895, 64ff. Gegen die Verwechslung, die sich M. in bezug auf die Persönlichkeit William Penns zuschulden kommen ließ, richtet sich u. a. die Schrift John Pagets, *An Inquiry into the Evidence relating to the Charges brought by Lord M. against W. Penn* 1858.

Macaulay als politischer Historiker. Einer dieser englischen Parteischriftsteller, der Whig Macaulay, wurde dank seiner wunderbaren Darstellungskunst der populärste liberale Geschichtschreiber überhaupt.

Man kann nicht sagen, daß Macaulay die übrigen liberalen Historiker durch Tiefe der Auffassung oder historischen Scharfblick übertroffen habe. Er vermied allerdings die doktrinären Allüren Guizots oder Gervinus'. Er war ein Whig, nicht weil er an die liberale Dogmatik glaubte, sondern weil ihm die Kompromißpolitik des *Juste milieu* schlechterdings mit dem gesunden Menschenverstand zusammenfiel, und war deshalb beweglicher, anpassungsfähiger als die Rigoristen des kontinentalen Liberalismus. Aber er erkaufte diese Beweglichkeit damit, daß er überhaupt jede historisch-politische Spekulation ablehnte.

Macaulay wurde wie Thiers zum Teil dadurch so populär, daß er sich mit seinem Publikum ganz eins fühlte. Er urteilte überall naiv und unbesorgt von der Gegenwart aus. Manche seiner Zeitgenossen machten wenigstens den Versuch, historische Wandlungen als solche

zu würdigen. Macaulay fehlte dies wissenschaftliche Interesse. Er sah in den geschichtlichen Begebenheiten hauptsächlich Beweise dafür, wie herrlich weit es die Engländer seiner Zeit gebracht haben. Schon ihrem Umfange nach waren seine historischen Interessen merkwürdig eng begrenzt. Er war nicht eben, was man einen Chauvinisten nennt. Aber weil er den politischen Kompromißzustand, wie ihn die Whigs in England durch die Reformakte geschaffen hatten, für das Ideal politischer Weisheit hielt, hatte er keinen Anlaß, sich mit den verfehlten Unternehmungen ausländischer Staatsmänner eingehend zu beschäftigen. Für ihn kamen nur d i e Ereignisse in Betracht, die die glückliche Zeit der Gegenwart hatten herbeiführen helfen, d. h. vor allem die englische Geschichte seit der *glorreichen Revolution.*

Macaulay hat sich denn auch fast ausschließlich mit dieser Periode beschäftigt. Schon von seinen Essays behandeln verhältnismäßig nur wenige Gegenstände der früheren englischen oder gar der auswärtigen Geschichte. Sein großes historisches Werk ist überhaupt nur dieser seiner Lieblingszeit gewidmet. Es soll an einem Musterbeispiele die Vorzüge des whiggistischen Systems nachweisen. Es soll zeigen, wie die Prosperität Englands darauf beruht, daß im Gegensatz zu den doktrinären Gleichheitsbestrebungen der Puritaner und der im Widerspruch mit dem Willen des Volkes stehenden absolutistischen Regierungsweise Jakobs II. die verständige und maßvolle Politik der Whigs und Wilhelms III. den Sieg davontrug. Nicht in Revolution oder Despotismus, sondern in einer liberalen Parlamentsherrschaft liegt das Heil Englands.

Macaulay hat sich den Beweis für seine These so leicht gemacht, daß wissenschaftlich (soziologisch) sein Werk nicht viel bedeuten kann. Er nutzte einen Spezialfall universalhistorisch aus, ohne auch nur den Versuch zu machen, dessen Besonderheiten genau festzustellen. Er erklärt nicht, warum der Absolutismus sich in England nicht durchsetzte; er schildert nur, wie er unterging.

Das ist überhaupt seine Art. Macaulay kann die Entstehung von Institutionen nicht historisch motivieren: er kann sie nur beschreiben. Das erste Kapitel seiner Englischen Geschichte, das gleichsam eine analysierende Übersicht über die ältere Geschichte geben will, ist der unbedeutendste Abschnitt des ganzen Werkes; er kritisiert darin das mittelalterliche Englands schlechtweg vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts aus. Ähnlicher Art ist das zu Unrecht berühmte dritte Kapitel, die Schilderung Englands im Jahre 1685. Macaulay versuchte weder die sozialen Zustände des 17. Jahrhunderts aus der Zeit heraus darzustellen, d. h. die gegenseitige Abhängigkeit der verschiedenen Verhältnisse nachzuweisen, noch sie in die Entwicklung einzureihen, die vom Zeitalter der Tudors zu dem des Industrialismus geht. Er verglich vielmehr alles unbedenklich bis in die Einzelheiten hinein mit der Gegenwart. Nicht einmal für die Relativität der Zahlen besaß er ein Gefühl. Er hat auch hier nur geschildert, nicht historisch untersucht.

Macaulay als Schriftsteller. Freilich das Schildern und Erzählen verstand er nun so wie kein Historiker vor und nach ihm. Er wollte bekanntlich mit seiner Geschichte *für einige Tage den neuesten Moderoman auf dem Tische der jungen Damen verdrängen.* Er hatte das Recht, dies zu wollen; denn er konnte es. In der Kunst, eine Erzählung durchsichtig zu gliedern, die Spannung sinnreich zu erhalten, jedem Detail Leben zu verleihen, ist er ein unerreichter Meister. Mit absoluter Sicherheit hält er die Fäden der Intrige in den Händen und vergißt nie, im richtigen Moment für Abwechslung zu sorgen. Man müßte schon französische Dramatiker wie Scribe oder Sardou heranziehen, um etwas Ähnliches zu finden. Die Ausdrucksweise ist unübertroffen klar und anschaulich. Er verliert nie sein Publikum aus den Augen; er setzt jeden Gedanken so lange auseinander, bis ihn auch das trägste Hirn gefaßt hat.

Macaulay kombinierte wie Thierry liberale Ideen mit romantischer Form. Auch er war von Walter Scott stark abhängig. Aber er wußte aus den Waverleyromanen größeren Nutzen zu ziehen als der Franzose. Er vermied die Übertreibungen der Lehre vom Lokalkolorit. Er merkte sich, daß der altmodisch-pathetische Stil sich überlebt hatte. Er ließ wie Scott seine Helden sich in familiärer Ungezwungenheit bewegen. Er kannte wie dieser keine stilistischen Standesvorurteile, sondern behandelte Figuren aus dem Volk ebenso liebevoll, wenn auch gern leicht humoristisch, wie Staatsmänner und Kirchenfürsten. Er spottete über die *Würde der Geschichte, die Lieblingsvorstellung schlechter Historiker.* Seine Darstellung war deshalb auch viel mannigfaltiger als die Thierrys. Kein Ereignis, sei es auch noch so vulgärer und unbedeutender Natur, das die Öffentlichkeit irgendwie beschäftigte, wird übergangen. Ohne daß er wie Carlyle den Blick für die historische Proportion verloren hätte. Sein Commonsense verläßt ihn nie. Man mag darüber streiten, wieweit eine solche vollständige Rekonstruktion der Vergangenheit bis in alle ihre Einzelheiten hinein wissenschaftlich berechtigt sei. Aber wenn man diese Forderung billigt, so wird man auch zugestehen müssen, daß sie von niemandem besser erfüllt worden ist als von Macaulay. Seine *Geschichte Englands* ist vielleicht eher ein Roman als ein wissenschaftliches Geschichtswerk; aber sie ist ein gesunder, guter Roman.

Einen Vorzug hatte Macaulay vor manchen anderen liberalen Historikern voraus: er konnte über Politik und Staatsgeschäfte aus praktischer Erfahrung reden. Nie zeigt er sich als Historiker in so glänzendem Licht, als wenn er von den Verhandlungen eines Parlaments oder eines Ministerrats erzählt. Dieses Milieu beschreibt er ganz realistisch. Verhältnismäßig auch unparteiisch. Er hielt die Politik der Tories für grundsätzlich verfehlt. Aber er war zu vernünftig und zu weltkundig, als daß er die Parteimänner der Whigs im einzelnen immer auf Kosten der Tories erhoben hätte. Er hatte seine Antipathien; aber eigentliche Entstellungen haben ihm nur ganz selten nachgewiesen werden können.

In der Geschichte der Historiographie hat Macaulay keine tiefen Spuren hinterlassen. Auch in England waren die Tage der ausschließlichen Parteigeschichtschreibung bald gezählt. Am meisten scheint das dritte Kapitel nachgewirkt zu haben. Die Gewohnheit, Flugschriften, Dramen und Relationen nach Details aus dem täglichen Leben früherer Zeiten zu durchsuchen, die von Taine angewandte unkritische Methode der *petits faits*, scheint hauptsächlich durch Macaulay ins Leben gerufen worden zu sein. Seine Darstellungskunst ist dagegen kaum je mit Erfolg kopiert worden. Der Zauber seiner Erzählung läßt sich nicht erlernen. Seine Geschichte ist als Kunstwerk ebensowenig zu imitieren wie ein Gedicht Heines.

Finlay. Der bedeutendste Historiker der liberalen Schule war in England neben Macaulay George Finlay (geboren 1799 zu Faversham in Kent, begab sich 1823 nach Griechenland, um an dem Befreiungskampfe gegen die Türken teilzunehmen, brachte dann dort fast sein ganzes übriges Leben zu, gestorben 1875 zu Athen). Finlays historische Anschauungen waren durchaus von der liberalen Doktrin abhängig: er führte den Untergang des römischen Reiches ausschließlich auf die despotische Herrschaft der Bureaukratie zurück und glaubte, daß das Land Prosperität und Macht zurückgewonnen hätte, wenn eine liberale Regierung den Gemeinden eine größere Selbständigkeit konzediert und den Handel weniger eingeschränkt hätte. Aber er hatte vor manchen anderen Forschern eine genaue Kenntnis des türkischen Verwaltungssystems voraus und zog von dieser aus manche Analogieschlüsse auf die Zustände zu oströmischer Zeit, die seither auch von der gelehrten Forschung akzeptiert worden sind. Auch hatte er sich mit der gelehrten französischen und deutschen Literatur aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in recht anerkennenswerter Weise vertraut gemacht.

Finlay wollte ursprünglich nur eine Geschichte der Griechischen Revolution schreiben. Aus den Vorarbeiten zu dieser erwuchs ihm schließlich eine vollständige Geschichte Griechenlands von der römischen Zeit an: *Greece under the Romans* 1844; *History of the Byzantine and Greek Empires, from 716—1453* 1854; *History of Greece under Ottoman and Venetian Domination* 1856 (später zusammengefaßt als *History of Greece under Foreign Domination*). Erst 1861 kam dann die *Greek Revolution* heraus. Das ganze Werk hieß zuletzt *A History of Greece from its Conquest by the Romans to the Present Time* (1877).

c) Grote.

George Grote (geboren 1794 zu Clay Hill bei Beckenham in Kent, zuerst im Bankgeschäfte seines Vaters tätig [bis 1843], daneben von Anfang an eifrig mit historischen und philosophischen Studien beschäftigt, in nahen Beziehungen zu J. Stuart Mill und den Radikalen stehend, nach der Reformakte ins Parlament gewählt [1832 bis 1841], später vom politischen Leben zurückgezogen, gestorben 1871 zu London) verfaßte eine bis zu Alexander d. Gr. reichende *History of Greece* (1846 bis 1856). Die Konzeption des Werkes fällt ins Jahr 1823; der prinzipielle Standpunkt des Verfassers spricht sich deutlich schon in der 1826 in der *Westminster Review* erschienenen Rezension von Mitfords *History of Greece* aus.

Gleichsam eine Ergänzung der *Griechischen Geschichte* bilden die Bücher über Plato (*Plato, and the other Companions of Sokrates*; 1865) und Aristoteles (unvollendet; 1872). Von den zahlreichen kleineren Schriften sind viele in den von A. Bain herausgegebenen *Minor Works* (1873) enthalten.

Das Biographische in dem von Grotes Gattin verfaßten *Personal Life of G. G.* 1873. Die beste Kritik Grotes bei R. Pöhlmann in Quiddes Zeitschrift III (1890), 1 ff. Unbedeutend ist Th. Gomperz, *Essays und Erinnerungen* (1905), 184 ff.

Macaulay schrieb Geschichte als Whig, Grote als utilitaristischer Radikaler. Der eine verteidigte die Sache der parlamentarischen Regierungsweise, der andere die Demokratie. Der eine wählte sich die klassische Periode der englischen Parlamentsherrschaft zur Behandlung aus, der andere die Glanzzeit des athenischen Volksregiments. Sie waren beide mehr Parteimänner als Historiker, von politischen, nicht von sozialen Schlagworten geleitet.

Grote war um so mehr geneigt, seine demokratischen Tendenzen zu betonen, als die zu seiner Zeit populärste Geschichte Griechenlands in englischer Sprache, William Mitfords (1744 bis 1827) 1784 bis 1810 zum ersten Male aufgelegte, in den späteren Partien unter dem frischen Eindruck der Französischen Revolution abgefaßte *History of Greece*, die athenische Geschichte in schroff aristokratisch-konservativem Sinne behandelt hatte. Besonders da dieses Werk in seiner Art nichts weniger als eine unbedeutende Leistung gewesen war. Die Abschnitte über die ältere Zeit sind allerdings wertlos; die Sagen werden in platter Weise rationalisiert. Aber die Darstellung der athenischen Geschichte im 5. Jahrhundert zeigt politisches Urteil und gesunden, nüchternen Sinn. Mitford war einseitig und parteiisch, aber immer realistisch. Er arbeitete gerne mit Analogien aus dem englischen politischen Leben. Er verglich etwa Aristophanes mit Swift und stellte die attischen Komödien modernen politischen Broschüren (*pamphlets*) gleich: die *Interessen einer Partei* hätten durch solche Stücke ebenso gefördert werden können wie durch eine Rede auf der Agora (vgl. II, 221 der Ausgabe von 1808). — Gewiß eine ungenügende Auffassung. In England pflegten die Parteien Publizisten in ihrem Solde zu haben, und diese Gewohnheit wird unbedenklich auf Athen übertragen; aber die falsch-idealistische Auffassung des Altertums war damit doch durchaus überwunden. So ist denn wohl begreiflich, daß Grote, um diesen Gegner zu bekämpfen, scharfe Waffen anwandte.

Pöhlmann hat in seiner ausgezeichneten Charakteristik im einzelnen nachgewiesen, inwiefern Grote *über der Geschichte des Staates die der Gesellschaft vergessen* hat. Es ist nicht meine Aufgabe, seinen Aufsatz zu exzerpieren. Nur das eine möchte ich hinzufügen: beinahe alle Vorwürfe, die Pöhlmann gegen Grote geltend macht, könnten auch gegen die übrigen liberalen Geschichtschreiber erhoben werden. Auch die anderen haben die Macht politischer Formen und des politischen Rechts überschätzt und haben die Elemente und Lebensgesetze der Gesellschaft ungenügend analysiert. Man darf Grote nicht isolieren. Pöhlmann selbst hat denn auch bereits darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Kardinalfehler des Groteschen Werkes in der Kritik Freemans in keiner Weise erwähnt wurde: der Kritiker sah nicht weiter als der Autor.

Trotzdem hatte Pöhlmann nicht ganz unrecht, wenn er seine Kritik der liberalen Geschichtschreibung vom wirtschaftsgeschichtlichen Standpunkte aus ausschließlich gegen den Verfasser der *Griechischen Geschichte* gerichtet sein ließ. Grote war in mancher Beziehung der

hervorragendste Historiker der liberalen Schule. Er war ein solider gelehrter Arbeiter und ein scharfer historischer Kritiker. Er benutzte die deutsche historische Literatur aus der Schule Niebuhrs (Ottfried Müller) gründlich und mit selbständigem Urteil. Er war dazu nüchterner als diese: seine Widerlegung der tendenziösen Legende von der altspartanischen Landverteilung (p. II ch. 6) wird immer eine Ruhmestat bleiben. Auch aus seiner Parteistellung zog seine Kritik Nutzen: die stark aristokratisch und zum Teil lakonisch gefärbte Überlieferung über die athenische Geschichte im 5. Jahrhundert konnte von niemandem besser kritisiert werden als von einem Autor, der politisch auf dem entgegengesetzten Standpunkte stand. Er besaß dazu gerade im Finanzwesen praktische Erfahrung und hatte die Kämpfe der Chartisten in der Nähe miterlebt. Seine philosophische Bildung reichte tiefer als die der meisten anderen Liberalen. Unter diesen Umständen ist kaum etwas anderes für die dogmatische Herrschaft der liberalen Doktrin so bezeichnend wie die Tatsache, daß selbst er sich von der formalpolitischen Einseitigkeit der Richtung nicht freimachen konnte.

Grote war kein Stilkünstler wie Macaulay. An den rigorosen Stilprinzipien der Benthamisten hielt er unentwegt fest. Er wollte nicht einen Roman, sondern Geschichte schreiben. Das wäre nun an sich kein Mangel, sondern ein Vorzug, wenn nur Grote mit der künstlerischen Form nicht überhaupt die Komposition geopfert hätte. Die Darstellung dehnt sich ungemessen in die Länge; Wichtiges und Unwichtiges wird mit derselben Breite erzählt. Es fehlt die straffe Gliederung des Stoffes. Grote war so ganz von seiner Tendenz absorbiert, daß er für die Form kein Gefühl mehr hatte. Er wollte den Kampf der athenischen Demokratie gegen die verräterische und ungriechische Politik Spartas und den Despotismus Mazedoniens verherrlichen; auf das ästhetische Bedürfnis der Leser mochte er nicht Rücksicht nehmen.

Aristokratisch gehalten, wenn auch nicht in so schroffer Form wie bei Mitford, war die gleichzeitig mit Grotes Werk publizierte *History of Greece* (1835 bis 1844; bis zur römischen Eroberung reichend) des Geistlichen Connop Thirlwall (1797 bis 1875). Th. war nicht selbständig genug, um sich von der antiken antidemokratischen Tradition freizumachen. Er hat im übrigen das Verdienst, gleichzeitig mit Grote für die deutsche kritische Forschung in England Propaganda gemacht zu haben. Er übersetzte Niebuhr ins Englische und verarbeitete in seiner Geschichte die Untersuchungen Ottfried Müllers in gewissenhafter Weise.

2. Die Vereinigten Staaten.

a) Allgemeines.

Die amerikanischen Historiker sind scheinbar unbefangener. Sie hielten sich meistens von den politischen Kämpfen ihres Landes abseits; sie schrieben nicht als Parteimänner wie die Engländer. Aber sie erkauften diesen Vorzug mit einer größeren Naivetät.

Sie glaubten noch ganz anders unerschütterlich an die absolute Richtigkeit und universale Anwendbarkeit der liberalen Leitsätze als

die Engländer. Die Postulate der Aufklärung waren ihnen bereits Axiome geworden. Es zeigt sich dies besonders in ihrer Beurteilung des Staatskirchentums und der religiösen Intoleranz. Über die Forderungen der politischen Demokratie ließen sie schließlich noch mit sich reden: die gebildeten Kreise in den Neuenglandstaaten (denen die Historiker zum größten Teile entstammten) vertraten eher eine bürgerlich-altliberale als eine demokratische Gesinnung und hatten gegen vulgäre Massenherrschaft eine entschiedene Abneigung. Aber um so mehr waren sie davon überzeugt, daß die Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche allein in der amerikanischen Republik auf befriedigende Weise besorgt worden sei. Sie legten sich nicht die Frage vor, ob andere Verhältnisse nicht auch eine andere Stellung des Staates zur Kirche nötig gemacht hätten. Sie maßen die Regenten aller Zeiten und Nationen an ihrem unveränderlichen Dogma.

Man begreift nun wohl, warum auf die amerikanischen Historiker (Prescott, Ticknor, Lea, auch Motley) die spanische Geschichte eine besondere Anziehungskraft ausübte. Spanien war nicht nur das Land, das den amerikanischen Kontinent entdeckt und zu einem guten Teile besiedelt hatte. Seine romantische Geschichte bot nicht nur dem naiven Sensationsbedürfnis des amerikanischen Publikums reiche Nahrung. Sondern es war auch das Reich, an dem sich der Fluch des Staatskirchentums und der religiösen Verfolgungssucht in (wie es schien) unwiderleglicher Weise nachweisen ließ. Hier das aufstrebende freie Amerika, dort das zum Niedergang verurteilte Land des Despotismus und der Inquisition: der Kontrast war zu dankbar, als daß er nicht hätte ausgenutzt werden sollen.

Freilich in durchaus gebildeter Form. Wozu hätte man auch einen aggressiven Ton anschlagen sollen! Die amerikanischen Historiker hatten ihr Publikum nicht erst zu bekehren. Sie betrachteten von ihrem sicheren Port aus die Gewalttaten von Despoten und Pfaffen mit neugierigem Mitleid, aber ohne Haß. Das alles lag ihnen so fern, daß sie sich nicht darüber entrüsten konnten. Natürlich durfte sich der Historiker nicht gefühllos zeigen; eloquente Tiraden hatten von Zeit zu Zeit von seinem Abscheu Kunde zu geben. Aber solche Bemerkungen trugen durchaus akademischen Charakter. Sie hatten kein praktisches Ziel im Auge.

b) Prescott.

William Hickling Prescott (geboren 1796 zu Salem in Massachusetts, zuerst Jurist, jedoch durch einen Unfall, der ihn während seiner Studienzeit im Harvard College traf und fast vollständige Blindheit zur Folge hatte, zur Aufgabe seines Berufes gezwungen, gestorben 1859) veröffentlichte: 1. *History of the Reign of Ferdinand and Isabella the Catholic* 1837 f. (neue Ausgabe mit den letzten Korrekturen des Autors, besorgt von J. F. Kirk 1873); 2. *History of the Conquest of Mexico* 1843 (Ausgabe von Kirk 1874); 3. *History of the Conquest of Peru* 1847 (ed. Kirk 1874); 4. *History of the Reign of Philip II., King of Spain*, unvollendet, 1855 bis 1872 (ed. Kirk 1887). Um eine Verbindung zwischen 1 und 4 herzustellen, gab P. 1857 Robertsons *Karl V.* neu heraus. Vgl. ferner die *Critical and Historical*

Essays (auch *Biographical and Critical Miscellanies* betitelt) 1845 (meist aus der *North American Review*). Die *Works* sind vollständig von Kirk 1895 und W. H. Munro 1905/06 herausgegeben worden.

Das Biographische in dem von Ticknor verfaßten Lebensbilde (1864), Charakteristik bei R. Ogden, *P.* (*American Men of Letters*) 1904.

Die amerikanische historiographische Schule wurde wohl am anziehendsten durch Prescott vertreten, einen liebenswürdigen, fleißigen Gelehrten, der die Manier der englischen Aufklärungshistoriographie im Stile eines gebildeten Neuengländers fortsetzte. Sein Vorbild war vor allem Robertson, dessen *Geschichte Karls V.* er noch im Jahre 1857 neu herausgab.

Er kam seinem Meister nicht in jeder Beziehung gleich. Das Material ist allerdings vollständiger herangezogen und sorgfältiger verarbeitet. Aber soziologischen und politischen Problemen wandte er nicht mehr, sondern weniger Aufmerksamkeit zu als der schottische Presbyterianer. Er opferte allerdings nicht alles der Erzählung der äußeren Vorgänge auf, sondern hielt an dem analysierenden Schema Voltaires fest. Aber seine Betrachtungen bleiben an der Oberfläche, sein Urteil ist konventionell. Sein Stoff bot eine Reihe schwieriger und verwickelter Probleme: die Vorgeschichte der amerikanischen Völkerschaften, die Frage, wieweit sich die spanische Kolonialpolitik historisch rechtfertigen läßt, die Untersuchung der Folgen, die die Vertreibung der Juden und Mauren für Spanien hatte u. a. m. Prescott hat diese Probleme wohl gestreift, aber nicht eingehend wissenschaftlich behandelt. Die liberale Doktrin hat ihn daran gehindert, sie in ihrer Bedeutung zu würdigen. Er war nicht imstande, politische und militärische Notwendigkeiten zu begreifen, die in der liberalen Dogmatik nicht vorgesehen waren, religiöse Ansichten zu verstehen, die für einen liberalen Protestanten nicht existierten. So sehr er auch nach Gerechtigkeit und Wohlwollen strebte, — er beurteilte die Spanier des 15. und 16. Jahrhunderts durchweg auf Grund der Anschauungen, die die gebildeten Bostoner Unitarier seiner Zeit beherrschten.

Um so freier konnte Prescott sein schriftstellerisches Talent entfalten. Er steht als historischer Künstler ungefähr in der Mitte zwischen Aufklärung und Romantik. Sein pathetischer Tonfall, seine verhältnismäßig knappe Ausdrucksweise erinnern an den Stil Robertsons und Gibbons. Seine Gabe, lebendig und anschaulich zu erzählen, ist dagegen deutlich an den Romanen Walter Scotts geschult worden. Er arrangiert die Geschichte weniger romanhaft als spätere Historiker; aber er appelliert stärker an das Gefühl als die Aufklärer. Seine Darstellungen sind vortrefflich klar und übersichtlich komponiert. Besonders seine glänzenden Schilderungen der romantischen spanischen Eroberungszüge in Amerika wurden außerordentlich populär.

Ein naher Geistesverwandter Prescotts war sein Freund und Biograph George Ticknor (geboren 1791 zu Boston [Mass.], zuerst Jurist, dann Privatgelehrter, 1819 bis 1835 Professor für französische und spanische Literatur an der Harvard University, gestorben 1871 zu Boston). Seine spanische Literaturgeschichte (*History of Spanish Literature* 1849) bildet gleichsam eine Ergänzung zu Prescotts

Darstellungen aus der politischen Geschichte Spaniens. Sie ist aus demselben Geiste geboren wie jene.

Ticknor war ein fleißiger, gelehrter Sammler; aber er verstand es nicht, die großen Linien der literarischen Entwicklung herauszuarbeiten. Über vitale kritische Fragen glitt er gern mit unklar vermittelnden Phrasen hinweg. Er nahm aufrichtiges Interesse an seinem Gegenstande; aber dies konnte sein mangelndes Verständnis nicht ersetzen. Seine literarischen Urteile stehen in nahen Beziehungen zu den politischen Überzeugungen Prescotts. Dieser vertrat einen gemäßigten Liberalismus, Ticknor einen gemäßigten Klassizismus. Sein Kanon ist im Grunde immer noch die Poetik des 18. Jahrhunderts, die er nur etwas gemildert und mit viel angelsächsischer Prüderie versetzt hatte. (Vgl. das von G. S. Hillard verfaßte *Life* 1876.)

Die Art Prescotts setzte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Henry C. Lea (geboren 1825 zu Philadelphia, gestorben 1909) fort. Er behandelte wie sein Vorgänger mit Vorliebe Gegenstände aus der spanischen Kirchengeschichte. Seine Methode war allerdings moderner. Er beschrieb lieber, als daß er erzählte, und die Organisation der Inquisition wird bei ihm ebenso ausführlich dargestellt wie die Geschichte ihrer Ausbreitung. Er scheute sich nicht davor, historischen Rohstoff unmittelbar in den Text aufzunehmen. Aber er hat seinen Gegenstand kaum tiefer erfaßt als Prescott oder Ticknor. Die Inquisition ist ihm wie den Aufklärern noch schlechtweg ein Monstrum, geboren aus Fanatismus und geistlicher Habsucht, von unbedingt verderblicher Wirkung. Aus den Anregungen der Schule Buckles zog er so gut wie keinen Nutzen. Das abergläubische Fundament der religiösen Intoleranz ist nicht bloßgelegt. Weil für ihn als aufgeklärten Protestanten superstitiöse Vorstellungen nicht mehr existierten, ignorierte er auch ihre historische Bedeutung. — Hauptwerke: *History of the Inquisition in the Middle Ages* 1888; *A History of the Inquisition in Spain* 1906/07 (dazu *The Inquisition in the Spanish Dependencies* 1908); *Chapters from the Religious History of Spain* 1890; *The Moriscos of Spain* 1901.

c) Bancroft.

George Bancroft (geboren 1800 bei Worcester [Mass.], gründet 1820 die Round Hill-School zu Northampton, 1845 Marineminister, 1846 bis 1849 Gesandter der Vereinigten Staaten in London, 1868 bis 1874 in Berlin, gestorben 1891 zu Washington) verfaßte *The History of the United States*, 1834 bis 1874. Die Darstellung sollte ursprünglich bis zur Gegenwart reichen, wurde aber schließlich nur bis 1782 geführt. Eine Fortsetzung bis 1789 gab die *History of the Formation of the Constitution of the United States* 1882. — Von B. erschien ferner u. a. auch eine englische Übersetzung von Heerens *Ideen* (1824). — *Life and Letters* ed. M. A. de Wolffe Howe 1908.

Eine wesentlich pathetischere Natur war George Bancroft. Er repräsentierte die volkstümlich-demokratische Auffassung der Geschichte. Die Sache der Vereinigten Staaten schien ihm mit der der Freiheit zusammenzufallen. Er erzählte die Geschichte der englischen Kolonien in Nordamerika in begeistertem Tone und mit dem rhetorischen Pathos Rousseaus. Auf tiefer liegende historisch-politische Probleme ging er noch weniger ein als Prescott.

d) Motley.

John Lothrop Motley (geboren 1814 zu Dorchester bei Boston [Mass.], Jurist, 1840 bis 1842 Sekretär an der amerikanischen Gesandtschaft zu Petersburg, 1861 amerikanischer Gesandter in Wien, 1869 in London, gestorben 1877 in England) stellte die Geschichte des Abfalls der Niederlande in folgenden Werken dar: *The Rise of the Dutch Republic* 1855; *The History of the United Netherlands from the Death of William the Silent to the Synod of Dort* 1860 bis 1867; *The Life and*

Death of John of Barneveldt 1874. — Holmes, *Memoir of J. L. M.* 1879; *Correspondence* ed. G. W. Curtis 1889; *J. L. M. and his Family, Further Letters and Records*, herausgegeben von M.s Tochter und H. St. John Mildmay 1910.

Mit Motley lenkte die amerikanische Historiographie in die Bahnen Macaulays ein. Er beschrieb den niederländischen Aufstand im Stile der *History of England* mit einer Fülle farbiger Details. Wie der Engländer war er vor allem ein glänzender Erzähler. Seiner politischen Überzeugung nach gehörte er durchaus den Liberalen an; er war weniger Parteimann als Macaulay, aber um so mehr vom absoluten Werte der politischen Freiheit durchdrungen. Er war im übrigen ein durchaus ehrlicher, gewissenhafter und fleißiger Forscher.

e) Parkman.

Francis Parkman (geboren 1823 zu Boston [Mass.], Historiker, lebte, um für seine Geschichtswerke Studien zu machen, längere Zeit unter wilden Indianerstämmen, 1871 Professor der Gartenbaukunst an der Harvard-Universität, gestorben 1893 in Jamaica Plain [Mass.]) schrieb eine Geschichte der französischen Herrschaft in Kanada, deren einzelne Bände verschiedene Titel tragen: *The Conspiracy of Pontiac* 1851; *Pioneers of France in the New World* 1865; *Montcalm and Wolfe* 1884; *A Half-Century of Conflict* (*1700—1750*) 1892 u. a. m. Die ganze Serie wurde schließlich genannt *France and England in North America.* — *Complete Works* 1893. — Jameson, *The History of Historical Writing in America* 1891; R. de Kerallain in der *Revue Hist.* 58 (1895), 309 ff.; E. G. Bourne, *Essays in Historical Criticism* 1901. Biographien von Ch. H. Farnham (1900) und von H. D. Sedgwick in den *American Men of Letters.*

Nur ein amerikanischer Historiker trat der Einseitigkeit der herrschenden liberal-demokratischen Richtung entgegen.

Parkman schenkte politischen Ansichten kaum Beachtung und stellte dafür lieber das Moment der militärischen Macht in den Vordergrund. Er behandelte bezeichnenderweise nicht den Kampf eines Volkes um seine Freiheit, sondern den Kampf zweier Großmächte um militärische und kommerzielle Vorherrschaft. Er verfügte über gesunde, realistische, in praktischer Erfahrung erworbene ethnographische Kenntnisse. Seine Sympathien gelten dem frischen fröhlichen Kampfe und dem halb wilden Leben des Trappers; den *Cant* der (politischen) *Sentimentalisten* wies er höhnisch zurück. Mit grimmigem Behagen erzählt er etwa in der *Verschwörung Pontiacs*, wie die theoretische Friedensliebe der Quäker vor der rauhen Wirklichkeit zusammenbrach.

3. Deutschland.

a) Allgemeines.

Naiver und verbissener vertrat die liberale Geschichtschreibung in Deutschland die Forderungen der Schule. Die Liberalen bildeten in Deutschland nicht eine herrschende Partei wie in England, noch weniger lebten sie in einem Staate, der bereits nach ihren Wünschen eingerichtet war, wie die Amerikaner. Sie hatten beinahe das ganze gebildete Bürgertum hinter sich; aber sie repräsentierten im Staats-

leben keine Macht. Sie hatten mit gewissen Einschränkungen das Recht, publizistisch oder auch parlamentarisch für ihre Anschauungen einzutreten; von der Leitung der Staatsgeschäfte waren sie in der Regel ausgeschlossen. Die natürliche Folge war, daß die ideologische Seite der liberalen Doktrin stärker betont wurde als in anderen Ländern.

Noch ein anderer Umstand kam hinzu. Gelegenheit, sich politisch wenigstens einigermaßen zu betätigen, fanden die Liberalen nur in einigen Mittel- und Kleinstaaten. Diese Staaten, denen die Verhältnisse ebenso eine selbständige Machtpolitik versagten, wie sie sie von der Notwendigkeit entbanden, sich ihrer Existenz gegen auswärtige Großstaaten zu wehren, boten kaum Anlaß, die liberale Unterschätzung der militärischen Macht zu korrigieren. Die Auffassung, daß der Staat nur Nachtwächterdienste zu versehen habe, d. h. nur die Ordnung im Innern, nicht die Existenz nach außen zu behaupten habe, fand daher besonders leicht Glauben. Die englischen Liberalen sind moderne Großstädter mit weitem Blick, die deutschen Liberalen Kleinbürger. Sie übertrugen noch naiver als die Liberalen anderer Länder die Forderungen der Privatmoral, d. h. der bürgerlichen Ehrbarkeit und Rechtlichkeit, auf die Ereignisse des menschlichen Gruppenlebens. Rousseaus deklamatorischer Optimismus hat überall die Liberalen nur zu sehr unter seinen Bann gezogen; nirgends aber hat er stärker nachgewirkt als in Deutschland, wo er von Anfang an am bereitwilligsten aufgenommen worden war.

Die deutsche liberale Historiographie ist hauptsächlich durch zwei Namen vertreten, von denen einer den vulgären Liberalismus der kleinstädtischen Bourgeoisie, der andere den gebildeten Liberalismus des national gesinnten Professorentums vor 1848 vertritt.

b) Rotteck.

Karl v. Rotteck (geboren 1775 zu Freiburg i. B., Jurist, 1798 Professor der Weltgeschichte in seiner Vaterstadt, 1818 Professor des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften ebendaselbst; einflußreicher Politiker: 1819 zum Mitglied der ersten badischen Kammer, 1831 der zweiten Kammer gewählt; Führer der liberalen Partei, deshalb 1832 seiner Professur enthoben, gestorben 1840) verfaßte *Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntnis bis auf unsere Zeiten* (1815), 1812 bis 1827; die *Neueste Geschichte* (1815 bis 1840) wurde später (1841 bis 1843) nach Rottecks Vorarbeiten von seinem Sohne Hermann v. R. herausgegeben. Eigentlich populär wurde aber erst der von Rotteck selbst verfaßte und unter dem Titel *Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1831* (1831 bis 1833) herausgegebene Auszug. — Weech, *Aus alter und neuer Zeit* 1878; R. Röpell, *K. W. v. R.* (Rektoratsrede), Breslau 1883; E. Ganter, *K. v. R. als Geschichtschreiber* 1908 (Freiburg. Diss.).

Die Geschichte der Historiographie kann Rotteck nur kurz erwähnen. Seine Werke haben ausschließlich politische Bedeutung. Die Geschichte diente ihm dazu, die Ideen des Liberalismus in Deutschland zu popularisieren; auf den Namen eines wissenschaftlichen oder gelehrten Historikers hat er nie Anspruch erhoben.

Rotteck schloß sich enge an die Geschichtschreibung der Aufklärung an. Er verquickte das Voltairische Schema mit Herders

Humanitätsbegriff. Wie der Weimarer Hofprediger blieb er bei einer unklaren Rationalisierung der *Urgeschichte* stehen und begann seine Weltgeschichte mit Adam und dem Paradiese. Sein historisches Kriterium ist stets dasselbe: was als *Nichtachtung der Volksrechte* erscheint, wird getadelt; was den *Volksdruck* vermindert zu haben scheint, wird gelobt. Er gibt nicht einmal für Ausnahmefälle zu, daß das Heil eines Staates nur in militärischer Zentralisation gefunden werden könne. Stehende Heere oder Soldtruppen gelten unter allen Umständen als schädlich. Wie wäre es möglich, daß ein rechter Bürger an militärischen Spielereien Freude empfände! *Der Spartaner*, bemerkt er einmal (*Weltgesch.* I, 166), *opferte seinem Staat Eigentum, Gemächlichkeit und wahren Lebensgenuß, er entsagte der bürgerlichen Emsigkeit wie der häuslichen Freude, verschmähte den Dienst der Musen wie die Pflege rein menschlichen Gefühls und nahm zum Ersatze für alles — soldatischen Stolz und patriotischen Schwindel.* Das utilitaristische politische Ideal Voltaires wurde unter Rottecks Händen zu einer philiströsen Idylle; seinen Kulturidealen fehlen die großen, geistigen Interessen, er hat für nichts anderes Sinn als für kleinbürgerliche Gemütlichkeit.

c) Gervinus.

Georg Gottfried Gervinus (geboren 1805 zu Darmstadt, zuerst Kaufmann, dann Historiker [Schüler Schlossers], 1830 Privatdozent in Heidelberg, 1835 Professor zu Göttingen, 1837 als einer der *Sieben* abgesetzt, später Honorarprofessor in Heidelberg, gründet 1847 die *Deutsche Zeitung*, 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, gestorben 1871 zu Heidelberg) gehört der Geschichte der Historiographie hauptsächlich durch zwei Werke an: 1. *Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen* 1835 bis 1838, mit einer Fortsetzung *Neuere Geschichte der poet. Nationallit. der Deutsch.* 1840 bis 1842; später (1853) vereinigt unter dem Titel *Geschichte der deutschen Dichtung.* Auszug daraus als *Handbuch der Geschichie etc.* 1842. — 2. *Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen* (unvollendet, bricht vor 1830 ab), 1855 bis 1866 (die *Einleitung* separat bereits 1853). — Zu erwähnen sind ferner die *Historischen Schriften* 1833 (= *Geschichte der florentinischen Historiographie* und *Versuch einer inneren Geschichte von Aragonien*), *Geschichte der Angelsachsen* 1830; *Shakespeare* 1849 bis 1852 u. a. m.; *Grundzüge der Historik* 1837.

Über das Biographische vgl. die Selbstbiographie *G. G. G.' Leben* (bis 1836) (1893); über den Historiker R. Gosche, *G.* 1871; E. Lehmann id. 1871; Ranke in der *Hist. Ztschr.* 27 (1872), 134 ff.; J. Dörfel, *G. als historischer Denker* 1904 (*Geschichtliche Untersuchungen* ed. Lamprecht II, 2).

Gervinus betrachtete sich stets als Schüler Schlossers. Es ist daher vor allem wichtig, sich klarzumachen, wodurch sich seine Geschichtschreibung von der des Meisters unterscheidet.

Schlosser ging von der individualistischen Moral Kants an die Geschichte heran, Gervinus von den Axiomen der liberalen Dogmatik. Beide hatten die Gewohnheit, über historische Persönlichkeiten moralisierende Urteile abzugeben. Aber Schlosser legte gleich seinem Vorbilde Dante seinen Sentenzen die Vorschriften einer abstrakten Sittlichkeit zugrunde, Gervinus wendete seinen Tadel politisch. Schlosser bezeichnete Unterdrückung eines Volkes, Befriedigung des Triebes nach Macht und Sittenlosigkeit als an sich verwerflich. Gervinus

verurteilte sie, weil sie den Staaten Verderben bringen müßten. Nach seiner Ansicht fährt der Staat am besten, der nach den Grundsätzen bürgerlicher Redlichkeit regiert wird, in dem die *glanzlos echten Tugenden der Häuslichkeit und Bürgerlichkeit gedeihen.* Ein freiheitlich regierter Staat ist einem despotisch verwalteten unter allen Umständen überlegen. Eine Persönlichkeit wie Napoleon läßt sich schon moralisch nicht rechtfertigen. Aber die *überhobene Selbstsucht* des Korsen hatte dazu noch den Zusammenbruch seines Systems zur Folge (Anfang seiner *Geschichte des 19. Jahrhunderts*).

Man sieht, Gervinus' politische Anschauungen sind nicht eben originell. Er vertritt den typischen Liberalismus. Man kann denn auch nicht sagen, daß seine *Geschichte des 19. Jahrhunderts* in ihren Urteilen irgendwie tiefer eindränge als andere liberale Geschichtswerke. Ihre historiographische Bedeutung liegt fast ausschließlich darin, daß mit ihr ein Historiker wieder einmal einen großen Wurf wagte und eine internationale Bewegung zu schildern versuchte. Im übrigen weicht Gervinus kaum je von der hergebrachten Betrachtungsweise ab. Er hat sich z. B. nie die Frage vorgelegt, ob es nicht auch militärische, wirtschaftliche oder politische Bedürfnisse gab, die die Restauration oder Konservierung der alten politischen Gewalten nach 1815 ratsam erscheinen lassen mochten. Die liberale Sache ist ihm die gute Sache an sich; jeder Staat, der sich ihr widersetzt, ist dem Untergang geweiht.

Sein Bestes leistete Gervinus in den literarhistorischen Abschnitten. Es war wohl besonders das Beispiel Schlossers, das ihn bewog, die schöne und die wissenschaftliche Literatur seines Zeitraumes eingehend zu besprechen. Aber er hat seinen Meister weit übertroffen. Was Schlosser nie recht gelungen war, das hat er zustande gebracht: er hat zwischen Literatur und politischer Geschichte wenigstens einigermaßen eine innere Verbindung herzustellen verstanden.

Er war nun freilich für solche Untersuchungen auch ganz anders vorgebildet als sein Lehrer. Er befand sich auf seinem eigentlichen Gebiete, wenn er Literaturdenkmäler historisch analysierte. Seine *Geschichte der deutschen Dichtung* ist das erste Beispiel einer historisch, nicht ästhetisch orientierten Literaturgeschichte. Was Madame de Staël und Villemain nur für einzelne Perioden durchgeführt hatten, war hier zum ersten Male für eine ganze Literatur geschehen.

Gervinus war kein bedeutender Ästhetiker. Für die technische Seite der künstlerischen Produktion fehlte ihm das Verständnis; er behandelte diese ebensowenig, wie er in seinen politischen Geschichtswerken auf die technischen Fragen der Verwaltung einging. Aber um so besser wußte er Literaturdenkmäler als historische Zeugnisse zu benutzen. Er verstand es, aus einer Geschichte der deutschen Literatur eine der deutschen Bildung, des deutschen Geisteslebens zu machen.

Man kann im einzelnen vieles gegen Gervinus' Aufstellungen einwenden. Das eine aber wird man kaum bestreiten können, daß er

seine Quellen umsichtiger und kritischer ausgenutzt hat als fast alle anderen Literaturhistoriker, die etwas Ähnliches versuchten. Er hat schärfer als andere den historischen Wert vom ästhetischen oder absoluten geschieden; er hat immer an dem Grundsatz festgehalten, daß literarhistorisch nicht d i e Werke am bedeutungsvollsten sind, die dem Geschmacke der Gegenwart am meisten zusagen, sondern die, die zu ihrer Zeit am beliebtesten waren (vgl. Dörfel 61 f.). Er arbeitete nicht mit dem Phantom anderer Literaturhistoriker, dem einheitlichen *Volk* oder Publikum; er wußte, daß die einzelnen Stände an der literarischen Produktion in der Regel ganz verschieden Anteil nehmen. Den Preis erkannte er der nationalen Poesie zu, d. h. der Poesie, die das Wollen des ganzen Volkes ausdrückte — wie man sieht, ein politisches, kein ästhetisches Kriterium.

Gervinus hätte wohl noch stärker eingewirkt, wenn er ein größeres Talent zur Komposition gehabt hätte. Er konnte wohl einen Abschnitt gliedern, aber nicht ein ganzes Werk. Dazu wirkt sein klarer und lebendiger, aber unruhiger und flackernder Stil leicht ermüdend.

d) S t r a u ß.

David Friedrich S t r a u ß (geboren 1808 zu Ludwigsburg, Theologe, 1832 Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen, 1835 wegen seines *Lebens Jesu* abgesetzt, 1839 nach Zürich an die Universität berufen, durch eine Revolution verhindert, seine Stelle anzutreten, lebt von da an als freier Schriftsteller, gestorben 1874 zu Ludwigsburg) zählt in der Geschichte der Historiographie vor allem durch sein darstellerisches Hauptwerk *Ulrich von Hutten* (1858; 1860 ein dritter Band mit Übersetzungen von Huttens Dialogen). Seine übrigen historischen Schriften sind noch mehr als diese reine Biographien (*Chr. F. D. Schubarts Leben in seinen Briefen* 1849; *Leben und Schriften des Nikodemus Frischlin* 1856 u. a. m.; vgl. die *Gesammelten Schriften* ed. Zeller 1876 bis 1878). Autobiographischen Wert hat die Biographie Chr. Märklins (1851).

Für die Kirchengeschichte bezeichnet die erste Ausgabe des *Lebens Jesu* (1835) ein wichtiges Datum; für die Geschichte der Historiographie hat das Buch geringere Bedeutung. Man hat Strauß' Erstlingswerk (das übrigens trotz seines Titels keine Darstellung, sondern nur eine Reihe kritischer Untersuchungen zur Geschichte Jesu enthält) öfter mit den Forschungen Niebuhrs, Rankes oder Baurs in Zusammenhang gebracht. Mit Unrecht. Strauß repräsentierte gegenüber der auf Wolf zurückgehenden philologisch-kritischen Methode noch durchaus die Kritik der Aufklärung, wenn er schon mit der rationalistischen Methode der t h e o l o g i s c h e n Aufklärung resolut brach. Er versuchte nicht, die Quellen in ihre Bestandteile aufzulösen und die Autoren auf ihre Tendenz hin zu kritisieren, sondern griff ihre Aussagen als solche an. Er gab, wie sich Baur ausdrückte, eine Kritik der evangelischen Geschichte ohne eine Kritik der Evangelien (vgl. *Hist. Ztschr.* XII, 76 f.). Insofern hielt Strauß durchaus an der Methode Hegels (s. o. S. 438) fest. Nur daß er im Gegensatz zu dem Meister zwischen der Wahrheit der Idee und der geschichtlichen Wirklichkeit einen Unterschied machen wollte. Der *Mythus* kann seinem philosophischen Gehalt nach wahr sein; daraus folgt aber nicht (wie die Schule Hegels meinte), daß er nun auch eine geschichtliche Tatsache ist. Strauß hat, wie er später selbst bemerkte (*Die Halben und die Ganzen* [1865], S. 42), sein *Leben Jesu* hauptsächlich geschrieben, um diesen Satz der Hegelschen Geschichtsphilosophie zu widerlegen. D. h. sein Werk hat nicht dieselbe prinzipielle Bedeutung, wie etwa Niebuhrs oder Rankes erste Untersuchungen: es griff bloß ein Postulat Hegels an, das dazu außerhalb der Kirchengeschichte von den Historikern kaum

je ernst genommen worden war. — Das spätere *Leben Jesu, dem deutschen Volke erzählt* (1864) ist für die Geschichte der Historiographie ohne Wichtigkeit.

Auch die Spezialliteratur über Strauß behandelt den Profanhistoriker nur kurz und oberflächlich. Verhältnismäßig am ausführlichsten hat Th. Ziegler die historischen Biographien besprochen (*D. Fr. Str.* [1908] II, 488 ff.), doch sind seine Bemerkungen recht ungenügend. Seither ist noch hinzugekommen A. Lévy, *D. F. S.* 1910 (*Collection historique des grands philosophes*). — K. Fischer, *St. als Biograph* (in den *Gesammelten Aufsätzen* 1908).

David Friedrich Strauß gehörte bekanntlich nicht zu den Anhängern des politischen Liberalismus. Aber seine Geschichtschreibung ist trotzdem mit der freisinnigen Richtung nahe verwandt. Sie vertritt ebenso entschieden die Grundsätze des religiösen Liberalismus wie etwa Gervinus die des politischen. Sie stellt sich dem kirchlichen Despotismus ebenso scharf entgegen wie die andere dem politischen.

Strauß berührte sich als Historiker auch insofern mit den Liberalen, als er wie diese nur die obere, gebildete Schicht der Bevölkerung als Urheber geschichtlicher Veränderungen in Betracht zieht. Es fehlte seinen Arbeiten ebenso die religionsgeschichtliche Fundamentierung wie denen der Liberalen die sozialgeschichtliche Begründung. Die Wandlungen der theologischen Dogmatik wußte er maliziös und scharfsinnig nachzuweisen; das Gebiet der Volksreligion, der massiven abergläubischen Vorstellungen ließ er unberücksichtigt. Daher stehen seine dogmengeschichtlichen Ausführungen historisch ebenso in der Luft wie die Geschichtskonstruktionen der Verfassungstheoretiker. Sie abstrahieren von den derben religiösen Bedürfnissen der Massen (zu denen natürlich vielfach auch die politisch regierenden Stände gehören).

Als Strauß wider seinen Willen aus der Theologie vertrieben worden war und in der Historie Ersatz suchte, suchte er sich seine Helden mit Vorliebe unter den gebildeten Laien, die mit kirchlichen Autoritäten Kampf geführt hatten. Nach seinen Erfahrungen erschienen ihm auch liberale Theologen, so sehr sie sich auch den Anschein von Freien geben mochten, immer mit einem letzten Rest von Unehrlichkeit behaftet; ihre Wirksamkeit mochte er nicht beschreiben. Aus der Geschichte der deutschen Reformation griff er nicht Erasmus oder Melanchthon heraus, sondern Hutten.

Man kann nicht sagen, daß seine Wahl eben glücklich gewesen ist. Es ist das Kennzeichen beinahe aller, auch der abgefallenen Theologen, daß sie nicht begreifen, wie gleichgültig den Massen außerhalb der geistlich gebildeten Kreise dogmatische Probleme an sich sind. Vollends der schwerblütige Strauß konnte sich von dieser Indifferenz keine rechte Vorstellung machen. Aus einem begabten, skrupellosen Journalisten machte er einen großen Geisteskämpfer und Geisteshelden. — Ähnliches läßt sich von den anderen Werken sagen. Der ehrliche und gewissenhafte Stiftsrepetent war nicht imstande, sich in die Natur genialisch-leichtsinniger, vielleicht auch etwas schwindelhafter Weltkinder zu versetzen. Seine Helden müssen ebenso ernsthaft aus reinem Triebe zur Wahrheit das Kirchentum bekämpfen, wie er selbst es von sich rühmen durfte. Er hüllt sie in das Gewand

braver theologischer Kandidaten, die sich dem Glaubensdrucke orthodoxer Konsistorien gegenüber ihrer Überzeugung wehren.

Als Darsteller verfügte Strauß über ein sicheres Formtalent wie wenige deutsche Historiker. Klare, geschmackvolle Ausdrucksweise und anmutige Komposition zeichnen alle seine historischen Werke aus. Er beherrscht die Sprache mit vollendeter Meisterschaft. Ohne daß er der Form die Sache opferte. Er verschmäht allen leeren weltmännischen Putz; er vertritt auch im Stile die Grundsätze bürgerlicher Solidität. Aber der schwarze Frack ist so sauber gebürstet und das Kleid sitzt so gut, daß man sich nichts Besseres wünschen möchte. Der gerade Charakter des Verfassers, der sich und anderen keine Flausen vormachen wollte, drückt sich auch im Stil vollkommen aus. Die Durchsichtigkeit der Darstellung wird öfter durch Oberflächlichkeit in der historischen Analyse erkauft; aber nie macht Strauß den Versuch, durch angeblichen Tiefsinn den Schein esoterischer Weisheit zu erschleichen.

Über Dahlmann, den bekanntesten deutschen Vertreter des liberalen Konstitutionalismus, vgl. u. an anderer Stelle S. 539 f. Mehrere französische liberale Historiker wie Thierry und Michelet sind bereits früher in einem anderen Zusammenhange behandelt worden. Über Martin s. u. S. 549.

Sechstes Buch.

Die realistische Reaktion gegen die romantische Geschichtschreibung und die Einwirkung der sozialen Bewegung.

I. Allgemeines.

Das niedere Volk in der liberalen und romantischen Geschichtschreibung. Die romantische und die liberale Geschichtschreibung hatte unter dem Eindrucke der Französischen Revolution und der aus dieser folgenden Verfassungskämpfe zwischen Bourgeoisie und privilegierten Ständen gestanden. Die Historiker hatten die Geschichte in einen Kampf von Prinzipien und Tendenzen aufgelöst. Sie hatten nicht anders denken können, als daß die Leitung geschichtlicher Bewegungen bei den oberen Schichten der Bevölkerung liege. Die Liberalen meinten zwar, das Wohl des ganzen Volkes im Auge zu haben, wenn sie die Forderung nach einer parlamentarischen Verfassung erhoben. Aber als Inhaber der Regierungsgewalt konnten sie sich nur Angehörige der oberen, gebildeten Stände vorstellen — der Stände, die damals in den Parlamenten vertreten waren. Die Romantiker suchten wohl den Ursprung von Recht und Verfassung im Volkstum; aber der Volksgeist kam ebenso wie die Ideen der Rankischen Schule erst dadurch zur Verwirklichung, daß sich große Individuen, Staatsmänner und Religionsstifter, in ihren Dienst stellten. Auch soziale Verbesserungen könnten, meinte man, nur von oben kommen. Wenn Philanthropen wie Owen sich uneigennützig für das Wohl ihrer Arbeiter verwandten, so glaubte man, daß dies der einzige Weg sei, wie dem unmündigen Volke geholfen werden könne. Die Regierung hatte gewiß die Pflicht, den unteren, d. h. den besitzlosen und dürftig gebildeten Ständen ihre Fürsorge zuzuwenden; aber diese selbst wurden dabei durchaus als passive Masse betrachtet. Kaum daß man ihnen etwa

erlaubte, ihre Wünsche zu äußern. Man dachte nicht, daß sie imstande sein könnten, aus eigener Kraft auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse Einfluß zu gewinnen. In der Verehrung des altliberalen Bureaukratismus waren Liberale und Romantiker im Grunde einig.

Ein klassisches Beispiel dafür, daß auch durchaus liberale Politiker die Teilnahme der unteren Klassen an den Staatsgeschäften als ganz und gar unmöglich, geradeswegs zur Anarchie führend, bezeichneten, wird immer die Rede sein, die Macaulay am 3. Mai 1842 im englischen Unterhause gegen die Zulassung der Petenten für die *People's Charter* hielt (abgedruckt in den *Speeches*) — Ausführungen, die hier um so lieber zitiert werden, als sie von einem Historiker herrühren und mehr oder weniger für die ganze Partei der Whigs verbindlich betrachtet werden können.

Die Einwirkung der Februarrevolution. Diese Ansichten sind natürlich bereits vor 1848 mehrfach kritisiert worden. Die kommunistische und sozialistische Bewegung ist (auf dem Kontinent) nicht erst aus der Februarrevolution geboren worden. Aber auf die Geschichtschreibung gewann sie erst Einfluß, als sie sich der offiziellen politischen Gewalt zu bemächtigen versuchte.

Man hatte bisher geglaubt, sie als die Schwärmerei einiger halb verrückter Theoretiker außer Betracht lassen zu können. Die Revolution des Jahres 1848 in Frankreich zeigte, daß auch der vierte Stand eine selbständige politische Macht sein könne. Die Historiker, die dieses Ereignis noch in aufnahmefähigem Alter miterlebten, haben den Eindruck dieser ersten sozialen Revolution nie vergessen. Die Geschichtschreibung, die die sozialistischen Theorien ignorieren zu können gemeint hatte, wurde genötigt, sich anders zu orientieren, als aus der Spekulation politische Taten folgten. Hätte man die englische Geschichte vor und nach der Reformakte genauer gekannt, so hätte man freilich die neue Erkenntnis schon früher gewinnen können. Aber auf dem Kontinente interessierte man sich nur für die Geschichte des Parlaments, und die damalige englische Historiographie war viel zu sehr von dem Gegensatze der beiden großen Parteien beherrscht, als daß sie Bewegungen, die sich außerhalb von diesen abspielten, eigentlich Aufmerksamkeit hätte schenken können. Auch erschwerte der eigentümliche Kompromißcharakter der damaligen englischen Politik, d. h. der Umstand, daß eine Reihe *radikaler* Forderungen von den Whigs akzeptiert wurde, die Einsicht in die wirkliche Bedeutung der Lohnarbeiterbewegung.

Der neue, soziale Charakter der Februarrevolution ist wohl am klarsten erfaßt und wiedergegeben worden in den 1850 niedergeschriebenen *Souvenirs* Tocquevilles (1893). Was den Einfluß der Revolution auf die Geschichtschreibung betrifft, so sei u. a. an die Bemerkungen Sybels über die Lücken früherer Revolutionsgeschichten in seiner *Geschichte der Revolutionszeit*, Buch II, Kap. 4 erinnert. Über Taine vgl. V. Giraud, *Essai sur Taine*, 4. Aufl. (1909), p. 24.

Die Februarrevolution hat auf die Geschichtschreibung beinahe einen ebenso großen Einfluß ausgeübt wie die Französische Revolution des Jahres 1789.

Sie hatte erstens zur Folge, daß der Blick des Historikers auf das ganze Volk ausgedehnt wurde. Die selbständige Bedeutung der wirtschaftlichen Verhältnisse neben den formalpolitischen wurde erkannt. Die Historiker suchten nun die sozialen Kräfte zu erfassen, die politischen Veränderungen zugrunde lagen. Ähnliches hatten allerdings schon Möser und Niebuhr versucht. Aber deren Lehren waren von der politischen Geschichtschreibung kaum beachtet worden, und zumal für die neuere Geschichte waren sie nirgends fruchtbar gemacht worden. Die Geschichtschreiber begriffen nun, daß es nicht angehe, nur einen Teil des Volkes als handlungsfähig zu betrachten und die Kämpfe innerhalb dieses Teiles schlechtweg für Geschichte auszugeben, daß die Geschichte nicht nur aus Konflikten zwischen Adel und Bürgertum, zwischen städtischem Gewerbe und ländlichem Grundbesitz bestand — ebensowenig wie die Kirchengeschichte sich auf Konflikte zwischen orthodoxen und liberalen Zeitschriften, zwischen Konsistorien und modern gebildeten Kandidaten reduzieren ließ. Sie hatten außerhalb der besitzenden und gebildeten Klassen Gewalten an der Arbeit gesehen, die die herkömmliche Auffassung der Geschichte zersprengten. Es erschien als die Aufgabe des Historikers, den Einfluß dieser Gewalten auch in der Vergangenheit nachzuweisen.

Damit im Zusammenhang stand die zweite Folge. — Die Massen, die im Jahre 1848 allen Berechnungen der Konstitutionalisten zum Trotz direkt in die Politik eingriffen, gaben sich nicht mit Prinzipien zufrieden. Sie verlangten Befriedigung realer Bedürfnisse. Die verfassungsmäßigen Rechte, die sie forderten, waren ihnen nur Mittel zum Zweck. Sie wollten damit erreichen, daß der Staat ihnen materiell zu Hilfe komme, ihnen Verdienst und Arbeitsgelegenheit verschaffe, und wenn dies auch auf Kosten der Bourgeoisie und des bisherigen Besitzrechtes geschehen sollte.

Die idealistische Spiritualisierung der Geschichte, die von den konkreten, *niederen* Bedürfnissen menschlicher Gruppenorganisationen absah, ließ sich nicht mehr halten. Es ging nicht mehr an, die historisch wirksamen Ideen als rein geistige Potenzen aufzufassen. Die Geschichtschreibung wurde (zu derselben Zeit wie die schöne Literatur) realistisch. Die Anschauung, daß die geschichtliche Entwicklung vielfach durch irrationale Mächte bestimmt werde, wurde allerdings nicht aufgegeben; aber man trieb mit diesen keinen Kultus mehr, wie es die Romantik gerne getan hatte. Statt in ihnen geheimnisvolle Emanationen des Weltgeistes zu sehen, versuchte man lieber, sie nüchtern zu definieren und auf reale Bedürfnisse zurückzuführen.

Eine völlige Wandlung vollzog sich in den Anschauungen über die Aufgabe des S t a a t s. Die alten Theorien hatten sich als ungenügend erwiesen. Weder die idealistische Auffassung des Staates als der verkörperten Sittlichkeit noch die liberale Formel, die von Armee und Regierung nur Nachtwächterdienste verlangte, konnten als der Ausdruck der Forderungen gelten, die die besitzenden Stände nach 1848 an die Regierungen stellten. Es entstand das Verlangen nach

dem starken und zugleich für alle Klassen besorgten Staat. Politisch das gerade Gegenstück zu der Bourgeoisregierung, für die die Liberalen geschwärmt hatten. Der Staat sollte stark sein, um das besitzende Bürgertum vor dem Ansturm der unteren Klassen zu schützen; er sollte materiell den besitzlosen Ständen entgegenkommen, um sie vor revolutionären Schritten zu bewahren. Die Wandlung vollzog sich, wie natürlich, vor allem in Frankreich, wo sich die Bourgeoisie entschiedener als anderswo dem Absolutismus in die Arme warf. Aber die Einwirkung der Februarrevolution blieb in dieser Beziehung keineswegs auf ihr Mutterland beschränkt.

Nachdem man einmal erkannt hatte, daß auch die bisher von der Politik ausgeschlossenen unteren Volksklassen (Lohnarbeiter und kleine Bauern) in das Leben des Staates eingreifen konnten, lag es nahe, dem Begriff *national* eine umfassendere Bedeutung zu geben. Er wurde gleichsam jetzt erst auf das ganze Volk ausgedehnt. Von Volkstum und Volksgeist als geschichtlichen Mächten hatte allerdings bereits die Romantik häufig genug gesprochen. Allein das wirkliche Volk hatte, für die politische Geschichtschreibung wenigstens, so gut wie gar nicht existiert. Es hatte nur den dunkeln Mutterschoß gebildet, aus dem fruchtbare Keime hervorgingen; es hatte nicht unmittelbar an der geschichtlichen Entwicklung Anteil genommen. Seine Aspirationen hatten immer erst von Angehörigen der regierenden oder gebildeten Klassen in die Tat umgesetzt werden müssen, damit sie geschichtlich wirksam wurden. Erst jetzt faßten die Historiker die unteren Klassen als tätige Mitarbeiter an der nationalen Entwicklung. Erst jetzt wurden Volk und Staat eigentlich als Einheit betrachtet.

Viel länger dauerte es, bis die Geschichtschreibung aus der neuen demokratischen Organisation der ultramontanen Parteien Nutzen zu ziehen begann und begriff, daß die Kirchengeschichte sich nicht nur mit Prälaten und Theologen beschäftigen darf und noch aus etwas anderem besteht als der Entwerfung neuer dogmatischer Systeme, Liturgien und Kirchenordnungen. Die religiösen Bedürfnisse der Massen (der Laien), für die sich religiöse Vorstellungen in der Regel seltsam mit praktischen Erwägungen mischen, waren bisher in der Kirchengeschichte ebenso ignoriert worden wie die politischen Bedürfnisse der Massen in der Profangeschichte. Erst allmählich hat die ultramontane Bewegung einerseits, die (englische) christlich-soziale Bewegung anderseits hierin Wandel geschaffen.

J. R. Green. Am schönsten sind die verschiedenartigen historiographischen Tendenzen der neuen Generation wohl von dem englischen Historiker J. R. Green zusammengefaßt worden. Kein anderer hat den Gedanken von der Einheit des ganzen Volkes so kunstvoll durch alle Wechselfälle der nationalen Geschichte durchzuführen gewußt wie er. Kein anderer hat so konsequent bei der Erzählung der Begebenheiten darauf hingewiesen, daß hinter Hof, Verwaltung und Parteien große anonyme Massen stehen, deren Geschicke eigentlich erst die nationale Geschichte ausmachen. Kein anderer hat es so gut

verstanden, die Führer geistiger und religiöser Bewegungen in die Geschichte der Nation einzureihen.

Freilich gerade Green zeigt auch deutlich, daß bei den Geschichtschreibern der neuen Richtung die Absicht oft größer war als die Ausführung. Stilistisch ist sein Werk ein Meisterstück. Die disparaten Elemente sind in seiner *Geschichte des englischen Volkes* künstlerisch zu einem einheitlichen Gusse zusammengeschmolzen; die edel-temperamentvolle Sprache verleiht der Erzählung warmes Leben. Aber die tieferen Kausalzusammenhänge sind bloß angedeutet. Sympathische, aber etwas allgemein gehaltene Raisonnements müssen öfter präzise Ausführungen ersetzen. Green will sozial fühlen; aber es fehlt ihm die wirtschaftsgeschichtliche Schulung, die ihn die Bedeutung ökonomischer Wandlungen hätte richtig einschätzen lassen. Ebenso reichen auf der anderen Seite seine geistesgeschichtlichen und ethnographischen Kenntnisse nicht tief genug, um geistige Bewegungen in ihrem ganzen Umfange zu erfassen. Die Probleme eines Ereignisses wie der Reformation sind mehr geahnt als erkannt.

Die historische Auffassung ist außerdem wohl allzusehr von den Zuständen der Gegenwart abhängig. Daß Green durch seine christlich-sozialen Bestrebungen und durch seine Wirksamkeit als Armenpfarrer darauf geführt wurde, auch in der Geschichte den sozialen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, war allerdings in der Hauptsache nur von Vorteil. Aber er übertrug zugleich auch die modernen Vorstellungen von der nationalen Geschlossenheit des Volkes wohl zu sehr auf Vergangenheit. Die Geschichte der englischen Nation und der englischen (mittelalterlichen) Kirche ist bei ihm nicht ein Teil der europäischen Geschichte, sondern steht ganz für sich. Diese Beschränkung mochte bei seinem Stoffe eher angehen als bei den Geschichten anderer Völker. Aber ein Fehler ist sie doch; sie hängt allzusehr mit einer zeitlich beschränkten Erscheinung, dem modernen Nationalitätsbegriffe, zusammen.

John Richard Green (geboren 1837 zu Oxford, Geistlicher, Pfarrer in einer der elendesten Gemeinden im Osten Londons [St. Philipp in Stepney], bricht nach und nach mit den kirchlichen Vorstellungen, 1869 zum Bibliothekar des Erzbischofs von Canterbury in Lambeth [London] ernannt [eine Sinekure, die ihm erlaubte, sich ganz historischen Arbeiten zu widmen], früh kränklich, gestorben 1883 zu Mentone) verfaßte *Short History of the English People* 1874. Später erweitert zu der *History of the English People* (bis 1815; zuerst 1877 bis 1880). Beide Werke tragen populären Charakter. Eine wissenschaftliche Darstellung der älteren englischen Geschichte versuchte G. in den Werken *The Making of England* (bis 828; 1881) und *The Conquest of England* (unvollendet und erst nach seinem Tode erschienen, 1883). zu geben. *Historical Studies* 1904 u. a. m. — Vgl. seine von L. Stephen 1901 herausgegebenen *Letters*. Charakteristiken vor der französischen Ausgabe der *Short History* von G. Monod (auch in dessen *Portraits et Souvenirs* 1897), vor der deutschen von A. Stern. Nicht eben bedeutend ist der Aufsatz F. R. Powells, abgedruckt in dessen *Life* von O. Elton II (1906), 52 ff. J. Bryce, *Studies in Contemporary Biography* 1903.

Die Ausführung des Programms der neuen Richtung. Greens Werk war für das große Publikum bestimmt und erhob, wenn es schon durchaus auf gründlichen Studien beruhte, nicht eigentlich wissenschaftliche

Prätensionen. Aber vieles von dem, was über die *Geschichte des englischen Volkes* bemerkt worden ist, trifft auch auf andere, eigentlich gelehrte Leistungen der neuen Richtung zu.

Die neue realistische Auffassung führte, konsequent angewandt, zur Auflösung der herkömmlichen literarischen Behandlung der Geschichte. Eindringliche sozialgeschichtliche Analyse politischer Vorgänge und Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses vertragen sich nicht wohl miteinander. Außerdem stieß die sozial gerichtete Geschichtschreibung auf eine Menge schwieriger Probleme, die bisher gar nicht oder nur ungenügend behandelt worden waren. Wollte man diese gründlich untersuchen, so war an umfassende Darstellungen nicht zu denken.

Diese Konsequenz wurde nicht gezogen.

Die Tradition und das Bedürfnis, auf das gebildete Publikum erzieherisch einzuwirken, stellten sich einer solchen Neuerung in gleicher Weise entgegen. Verhältnismäßig am vollständigsten führten die Wandlung einige französische Historiker durch. Die deutschen Historiker standen dagegen zum größten Teile noch zu sehr unter dem überwältigenden Eindrucke der Rankischen Werke, als daß sie den Sprung von der Diplomaten- zur Sozialgeschichte eigentlich gewagt hätten. Sie begnügten sich mit Kompromissen: sie kombinierten Sozialgeschichte mit detaillierter Erzählung der auswärtigen politischen Verwicklungen, wobei der diplomatischen Geschichte meistens der Löwenanteil zufiel. Sie kamen den strengeren Anforderungen der neuen Richtung nur dadurch entgegen, daß sie sich viel stärker spezialisierten als die Generation Rankes. Erst verhältnismäßig spät vollzog ihr bedeutendster Vertreter, Mommsen, den Übergang von der detailliert erzählenden zur beschreibenden Historiographie.

Die Blütezeit dieser neuen Historiographie waren die Jahre 1850 bis 1870. Es war die Epoche der kühnen wissenschaftlichen Synthesen, der unbegrenzten wissenschaftlichen Hoffnungen. Die neue empirisch-realistische Methode hatte so staunenswerte Resultate geliefert, daß man glaubte, mit ihr alle Rätsel lösen zu können. Wenn man nur die leichtfertigen idealistischen Konstruktionen der geschichtsphilosophischen Schule aufgab, konnte es nicht schwer halten, auf dem Wege exakter Forschung zu sicheren Ergebnissen zu gelangen. Man übersah, daß die aus der Beobachtung einzelner Fälle gewonnenen Sätze, die man als feste Grundlage wissenschaftlicher Geschichtsforschung glaubte hinstellen zu können, nichts weniger als bewiesen waren, und daß es besser gewesen wäre, diese genau zu prüfen, statt sie universalhistorisch zu generalisieren. Es war die Periode Darwins. Man ist heutzutage geneigt, mehr ihre Schwächen als ihre Vorzüge zu sehen. Die Geschichte der Historiographie muß dagegen jedenfalls darauf hinweisen, daß ohne den optimistischen Glauben an die Leistungsfähigkeit der gelehrten historischen Forschung die großen Geschichtswerke der Zeit — Mommsens *Römische Geschichte*, Sybels *Geschichte der Revolutionszeit*, Renans *Entstehung des Christentums*, Taines *Geschichte der englischen Literatur* — wohl überhaupt nicht geschrieben worden wären.

II. Die liberal-nationale Schule in Deutschland (die „kleindeutsche Geschichtschreibung")

Historiographisch am fruchtbarsten erwies sich die neue Geschichtsauffassung in Deutschland. Vor allem innerhalb der Schule, die die nationalen Gedanken des Liberalismus mit den neuen Forderungen nach einem starken Staate vereinigte. Die Richtung ist durch ihren Führer und Programmatiker Sybel in so typischer Weise vertreten, daß sie am besten unmittelbar im Zusammenhange mit diesem charakterisiert wird.

1. Sybel.

Heinrich v. Sybel (geboren 1817 zu Düsseldorf, Schüler Rankes, 1840 Privatdozent zu Bonn, 1844 Professor daselbst, 1845 nach Marburg berufen, 1856 nach München, 1861 nach Bonn; 1875 zum Direktor der preußischen Staatsarchive ernannt, 1876 Mitglied der Berliner Akademie, gestorben 1895 zu Marburg) gehört der Geschichte der Historiographie vor allem durch seine *Geschichte der Revolutionszeit* an (in der ersten Auflage [1853 bis 1858] bis 1795 geführt, später [1872 bis 1879] bis 1800 fortgesetzt). Vgl. ferner noch die *Entstehung des deutschen Königtums* (1844) und die *Geschichte des ersten Kreuzzuges* (1841), wohl die beste historisch-kritische Untersuchung, die aus der Schule Rankes hervorgegangen ist, sowie die *Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.* 1889 bis 1894. Chronologisches Verzeichnis seiner Schriften bei C. Varrentrapp, *Vorträge und Abhandlungen von H. v. S.* 1897 (mit biographischer Einleitung).

Von seinen kleineren Schriften sind besonders bemerkenswert der Aufsatz *Die deutsche Nation und das Kaiserreich* (1862) und das 1856 publizierte Programm der neuen politischen Historiographie *Über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung* (wiederholt im 1. Bande der *Kleinen historischen Schriften* 1863 bis 1880).

Es mag bei diesem Anlasse bemerkt werden, daß die letztere Arbeit so gut wie ausschließlich nur als Selbstzeugnis Wert hat. Sie unterrichtet außerordentlich klar über die Absichten, die Sybel und seine Gesinnungsgenossen bei ihrer historiographischen Tätigkeit verfolgten (besonders der Gegensatz zu Ranke ist scharf formuliert); dagegen kann das, was sie über die Entwicklung der neueren Historiographie sagt, in keiner Weise als zuverlässig gelten (S. führt z. B. die Pflege der Kulturgeschichte, eine der größten Errungenschaften der Aufklärung, auf die deutschen Freiheitskriege zurück). Mit Unrecht ist daher vielfach die Einleitung dieser Schrift als Autorität für die Geschichte der Historiographie benutzt worden.

S. hat sich ferner um die Geschichtschreibung durch die Gründung der *Historischen Zeitschrift* (1859) und durch Mitwirkung an verschiedenen historischen Publikationen (*Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven*, *Politische Korrespondenz Friedrichs des Gr.*, *Deutsche Reichstagsakten* u. a. m.) verdient gemacht.

Vgl. über Sybel neben Varrentrapp vor allem F. Meinecke in der *Hist. Ztschr.* 75 (1895), 390 ff.; ferner G. Wolf in den *Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum* IX (1902), 279 ff. und A. Guilland, *L'Allemagne nouvelle et ses historiens* 1899 (bespricht auch Niebuhr, Ranke, Mommsen und Treitschke). Über die Entstehung der *Begründung des Deutschen Reiches* eine interessante Angabe bei J. v. Eckardt, *Lebenserinnerungen* II, (1910), 124 f.

Das Verhältnis Sybels zu Ranke, Sybels publizistische Tendenzen. Sybel hat selbst noch die Stufen der bisher in Deutschland vorherrschenden Historiographie durchlaufen, bevor er sich der neuen politischen Geschichtschreibung anschloß. Er begann als korrekter Ranke-

schüler in seiner *Geschichte des ersten Kreuzzuges.* Er wandte sich dann im Sinne der älteren Jünger des Meisters der deutschen Verfassungsgeschichte zu. Erst nach 1848 sagte er sich schroff von Ranke los.

Ranke hatte bewußt auf historisch-politische Werturteile Verzicht geleistet. Der Historiker hat nach seiner Ansicht die historisch wirksamen Ideen zu beschreiben, nicht zu kritisieren; er darf den Maßstab für geschichtliche Ereignisse nicht den Forderungen der Gegenwart entnehmen. Er selbst hatte seine Geschichtsauffassung zwar aus der Zeitgeschichte abstrahiert, aber er hatte sie nicht auf die Gegenwart orientiert. Ein bewundernswürdiges Streben nach objektiver Betrachtung sprach sich in seinen Werken aus.

Seine Theorie hatte nur den Fehler, daß sie durch einige Unklarheit in den Voraussetzungen erkauft war. Gewiß, der Historiker soll Tendenzen der Vergangenheit nicht nach den beschränkten Gesichtspunkten der einheimischen Tagespolitik messen. Aber gibt es nicht auch Ideen und Tendenzen, die sich mit den natürlichen Bedingungen politischer Organisationen überhaupt nicht vertragen? Gibt es nicht politische Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit die Existenz eines Staates sichergestellt ist? Hat der (politische) Historiker das Recht zur Supposition, daß alle in der Geschichte wirksamen Ideen gleichwertig seien?

Auf diese Fragen gab Ranke keine Antwort. Hier setzte Sybel ein.

Unter dem Eindruck der sozialistischen Bewegung des Jahres 1848 bildete er sich feste Ansichten über die Aufgabe des Staates. Eine Regierung hat nach seiner Meinung vor allem die Pflicht, die gebildeten Klassen vor dem Ansturm der unteren Stände und der daraus folgenden Unordnung im Finanz- und Militärwesen zu beschützen. Sie hat nach unten stark zu sein, während sie die gebildeten Schichten liberal behandelt. Diese Forderungen liegen, meint er, im Wesen des Staates begründet und sind nicht bloß als vorübergehende Tendenzen zu betrachten. Sie geben den Kanon ab, an dem der Historiker geschichtliche Vorgänge zu messen hat.

Man darf an sich in diesen Sätzen, die im Gegensatz zu Ranke den Machtcharakter des Staates auch gegen innen betonten, wohl einen Fortschritt erkennen. Leider fiel aber Sybel damit zugleich auch wieder in die von Ranke verlassenen Bahnen der publizistischen Tendenzgeschichtschreibung zurück. Wie die Aufklärer wollte er sich nicht damit begnügen, zu sehen, wie es gewesen ist. Er wollte sein Publikum politisch erziehen, zu seinen Anschauungen bekehren.

Er ging dabei insofern noch hinter die Aufklärung zurück, als er sein historisch-politisches Programm durchaus nur mit Rücksicht auf die momentane Situation im eigenen Lande formulierte. Nicht jeder Staat schickt sich nach seiner Ansicht dazu, das politische Ideal der neuen Richtung zu erfüllen. Nur ein Staat, der n a t i o n a l geschlossen ist, kann seinen Aufgaben nachkommen. D. h. nur Preußen, nicht Österreich darf in Deutschland die Leitung übernehmen. Die *Politik des liberalen Gesamtwohles und die nationale Monarchie* (*Gesch. der Revol.*,

4. Aufl. I, 198) kann nur dann in die Tat umgesetzt werden, wenn das Programm der kleindeutschen Partei durchdringt.

Man sieht, Sybels Werturteile gehen nur zum Teil auf rein wissenschaftliche (soziologische) Erwägungen zurück. Zu einem guten Stücke stehen sie im Dienste politisch aktueller Tendenzen. Der Historiker selbst war sich dieser Vermischung heterogener Elemente kaum bewußt. Er hielt alle seine Ansichten für Ergebnisse reiner wissenschaftlicher Forschung. Er glaubte auch nicht mit Vorurteilen an die Verarbeitung seines Materials geschritten zu sein. Er hielt allerdings mit seinem Urteile nicht zurück. Er wollte nicht bloß *fatalistisch* (*Rev.* I, 325) die Geschichte als einen Kampf gleichwertiger Prinzipien betrachten, Fürsten und Staatsmänner nicht bloß als Träger von Ideen auffassen, sondern ihre Taten politisch kritisieren. Aber diese Kritik entsprang, wie er meinte, nicht einer subjektiven Tendenz, sondern der Geschichte selbst. *Hier* (bei der Gironde) *das Maß der Verantwortung schmälern, heißt entweder die genaue Forschung oder die sittliche Pflicht der Geschichtschreibung verleugnen* (I, 325).

Seine Methode, die *Geschichte der Revolutionszeit.* Diese Überzeugung von der wissenschaftlichen Richtigkeit seiner Urteile bewahrte Sybel vor der flüchtigen Arbeitsweise anderer Tendenzhistoriker. Er gehörte nicht zu den Geschichtschreibern, die nur Belege für eine vorgefaßte Meinung suchen und willkürlich einzelne Angaben der Überlieferung herausgreifen. Er gehörte auch nicht zu denen, die aus Furcht, in ihren Ansichten schwankend zu werden, nur einen bestimmten Teil des Materials heranziehen. Seiner *Geschichte der Revolutionszeit* liegen so sorgfältige kritische Vorarbeiten zugrunde wie nur irgendeinem gelehrten Werke. Die Darstellung ist zu einem großen Teile auf archivalischem Material aufgebaut; Aussagen erzählender Quellen sind nie ohne kritische Prüfung angenommen. Wie es Ranke gelehrt hatte, hat sich Sybel nirgends mit Angaben aus zweiter Hand begnügt; er ist, soweit es möglich war, auf die ältesten und besten Berichte zurückgegangen.

Seine *Geschichte der Revolutionszeit* ist denn auch die größte historiographische Leistung der liberal-nationalen Schule. Das Thema war freilich sehr geschickt gewählt. Vielleicht nur zu geschickt. Die Unzulänglichkeit der bisherigen, rein politischen Auffassung ließ sich bei keinem anderen Stoffe so überzeugend nachweisen wie bei diesem, der vor 1848 nur von politisierenden Tendenzhistorikern behandelt worden war. Man hatte bisher fast ausschließlich den Vordergrund, die Verfassungskämpfe, betrachtet und sie gern als einen Konflikt politischer Prinzipien hingestellt. Nicht einmal ein Sozialist wie Louis Blanc hatte mit der herkömmlichen Anschauungsweise zu brechen gewagt. Sybel ist der erste, der nicht nur die sozialen Folgen der Revolution in den Vordergrund stellt, sondern er ist auch der erste, der eine nationale Geschichte der Revolution schreibt. Er erzählt nicht bloß, was sich in Paris und im Konvent ereignete. Er verliert nie aus den Augen, daß die wirkliche Geschichte der Revolution nicht in den

Debatten und Verfassungsprojekten des Parlamentes, sondern in den Veränderungen des Besitzstandes liegt. Die Erörterung politischer Theorien nimmt bei ihm einen kleineren Raum ein als bei seinen Vorgängern. Er durfte mit Recht es als sein Verdienst in Anspruch nehmen, daß er im Gegensatz zu früheren Darstellungen auch von den Aufständen der Arbeiter und den Kämpfen der Bauern gesprochen habe: *seit einigen Jahren hat sich der Blick für diese Dinge geschärft* (I, 211).

Die prinzipielle Bedeutung dieses Fortschrittes wurde dadurch kaum geschmälert, daß Sybel die Geschichte der Revolution in allzu bequemer Weise für seine politische Theorie auszunutzen suchte.

Sybel brach vollständig mit den alten Anschauungen über die Französische Revolution. Er verteidigte weder das konservative Prinzip noch das revolutionäre. Die Revolution mußte ihm nur dazu dienen, die Notwendigkeit einer liberalen und doch starken Staatsverwaltung zu erweisen. Solange die Revolution sich darauf beschränkte, den alten, unrationell organisierten Feudalstaat zu zerstören, war sie durchaus im Rechte. Erst als sie begann, die Staatsmacht so zu schwächen, daß die Volksmassen in die Politik eingreifen konnten und der ökonomischen Anarchie Tür und Tor geöffnet wurde, setzte sie sich in Widerspruch mit den gesunden Grundsätzen der Staatskunst. D. h. das Urteil des Historikers ging von den Gefühlen der liberalen Bourgeoisie aus, die sich unter dem Eindrucke der Arbeiteraufstände des Jahres 1848 dem Absolutismus in die Arme geworfen hatte. Wissenschaftliche Kritik und politische Tendenz mischten sich unvermerkt miteinander.

Prinzipiell von geringerer Bedeutung war, daß Sybel die Geschichte der Revolution zum ersten Male methodisch in die Geschichte der europäischen Politik einreihte. Diese Neuerung (die schon durch die Fassung des Titels angedeutet wird) war an sich keineswegs unwichtig. Aber Sybel übertrug dabei bloß die Methode, die Ranke bei der Behandlung der deutschen Reformation angewendet hatte, auf die Geschichte der Französischen Revolution. Ein Charakteristikum der neuen Richtung kann man darin nicht finden. Auch ist nicht zu leugnen, daß Sybel innere und äußere Ereignisse nicht so geschickt zu verknüpfen verstanden hat wie der Meister. Er weiß die Proportionen nicht so kunstvoll zu bewahren. Er ist ferner wohl auch weniger objektiv. Er wollte als Kleindeutscher für Preußen Propaganda machen, und man wird kaum bestreiten können, daß er der preußischen auswärtigen Politik in weiterem Umfange mildernde Umstände zuerkennt als der österreichischen oder gar der russischen. Auch diese Partien seiner Geschichte standen im Dienste seiner nationalen Ideen.

Sybel war ein ausgezeichneter historischer Stilist. Seine Darstellungsweise ist allerdings nicht so persönlich gefärbt wie die anderer deutscher Historiker. Er schlägt nicht wie Ranke gern einen philosophierenden Ton an. Der sprühende Witz und die pointierte Art Mommsens ist ihm ebenso fremd wie die Anschaulichkeit und das Pathos Treitschkes. Aber sein Stil hat alle guten Eigenschaften wissenschaftlicher Ausdrucksweise. Er verstand es, lebendig, klar und kräftig

zu erzählen und seine Meinung deutlich auseinanderzusetzen. Seine Werke sind sauber und übersichtlich komponiert. Wenn man seinen Stil in tadelndem Sinne als glatt bezeichnet hat, so trifft dies nur gegenüber der Sprache seines Alterswerkes zu. Der *Geschichte der Revolutionszeit* wird man unwissenschaftlichen Euphemismus nicht zum Vorwurf machen können.

Der Streit mit Ficker. Der Gegensatz der neuen politischen Richtung zu der älteren Historiographie trat besonders deutlich in der Polemik hervor, die Sybel mit Julius Ficker (1826 bis 1902) über die nationale und politische Bedeutung des deutschen Kaiserreiches im Mittelalter führte.

Sybel hatte sich in einer Festrede *Über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit* (1859) scharf gegen die sentimentale, politischer Gesichtspunkte durchaus ermangelnde Erzählungsweise Giesebrechts ausgesprochen. Dagegen erhob Ficker Protest in seiner Schrift *Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen* 1861. Replik und Duplik folgten: Sybel, *Die deutsche Nation und das Kaiserreich* 1862; Ficker, *Deutsches Königtum und Kaisertum* 1862 (das Nähere, vom Fickerschen Standpunkte aus betrachtet, bei J. Jung, *J. Ficker* [1907], 315 bis 354). — Die Stärke der realistischen Richtung trat dabei ebensosehr hervor wie ihre Schwäche. Es war das Verdienst Sybels, daß er an alle Erscheinungen der Geschichte einen festen politischen Maßstab anlegte, den er sich auf Grund nüchterner Einsicht in die Bedingungen des staatlichen Lebens gebildet hatte, und dabei nicht einmal vor der herkömmlicherweise mit romantischem Schimmer umkleideten deutschen Kaisergeschichte haltmachte. Ficker ging von viel weniger klaren Voraussetzungen aus. Er war allerdings weniger dogmatisch in seinem Urteile als Sybel. Er lief weniger Gefahr, die politischen Bedürfnisse, die der Staat erfüllen müsse, als überall identisch anzunehmen. Er erkannte verschiedene Richtungen als gleichwertig an, er meinte, die *Richtungen und Bedürfnisse* der Karolinger seien nun einmal auf ein christliches Universalreich gerichtet gewesen. Sein Urteil war (wenn er schon unter dem Einflusse großdeutscher Tendenzen schrieb) nicht so schlechtweg den politischen Kämpfen der Gegenwart entnommen wie das Sybels. Aber er und die übrigen Gegner Sybels erkauften ihre größere Unbefangenheit damit, daß sie die politisch-militärischen Probleme, die mit dem deutschen Kaisertume zusammenhängen, überhaupt nicht scharf erfaßten. Historisch fruchtbarer und förderlicher war wohl sicher der Versuch Sybels, die Politik der deutschen Kaiser nicht nur aus ihren Tendenzen sondern aus den sozusagen objektiven politisch-geographischen Verhältnissen heraus zu kritisieren.

Den Standpunkt der Rankeschule vertrat damals in klassischer Weise Georg Waitz, der in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* (1862, S. 123) ausführte, es handle sich um eine historische Entwicklung, *die ihre große eigentümliche Bedeutung, auch in politischer Beziehung, hat, die kurzweg zu verdammen am wenigsten dem Geschichtsforscher ziemt, die er vielmehr in ihrem Wesen zu erfassen und zu erklären, aber freilich nicht als etwas für alle Zeiten Passendes zu proklamieren hat.*

Dahlmann.

Mit Unrecht hat man öfter an die Spitze der neuen politischen Geschichtschreibung in Deutschland den Namen Friedrich Christoph Dahlmanns (geboren 1785 zu Wismar, 1813 Professor der Geschichte zu Kiel, 1829 zu Göttingen, 1837 als einer der *Sieben* vertrieben, 1842 Professor zu Bonn, 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung, 1850 des preußischen Landtages, gestorben 1860 zu Bonn) gestellt. Dahlmann ist vielmehr ein typischer Vertreter der liberalen konstitutionalistischen Schule. Er ist ein Whig so gut wie Macaulay: die englische parlamentarische Verfassung, die zwischen den Republiken des Altertums und *monarchischer Unumschränktheit* in der Mitte steht, ist sein Ideal. Seine politischen Ansichten sind nicht weniger doktrinär als die der englischen oder französischen liberalen Historiker; vielmehr ist gerade das Gegenteil der Fall. Er

mißt geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse ausschließlich an dem *Maßstabe konstitutioneller Rechtschaffenheit* (vgl. O. Lorenz, *Die Geschichtswissenschaft* I [1886], 91 ff.). Seine beiden Revolutionsgeschichten (*Geschichte der Englischen Revolution* 1844; *Geschichte der Französischen Revolution* 1845) verdankten ihre Popularität nur ihrem entschieden liberalen Urteile und ihrer gefälligen Form; er verstand klar und knapp zu erzählen. Wissenschaftliche Bedeutung haben beide Bücher nicht.

Dahlmann war überhaupt nicht eben ein origineller Forscher. Seine (nur bis zur Reformation geführte) *Geschichte von Dänemark* (1840 bis 1843) ist ein gutes Beispiel philologisch-kritischer Quellenuntersuchung; prinzipiell Neues gegenüber Niebuhr oder Ranke bringt sie nicht bei. Die Einwirkung Dahlmanns auf die spätere deutsche Historiographie ist wohl überschätzt worden. Die Begründer der liberal-nationalen Richtung haben von den populären englischen und französischen Vertretern der liberalen Geschichtschreibung (Macaulay, Thiers) wohl mehr Anregungen (positive und negative) empfangen als von Dahlmann. Von Häusser z. B. dürfte dies kaum bezweifelt werden.

Vgl. über Dahlmann die Biographie von A. Springer (1870 bis 1872); ferner die Aufsätze von G. Waitz und L. Weyland 1885 (Festreden) und K. Th. Heigel in dessen *Biographischen und kulturgeschichtlichen Essays* 1906. Die *Kleinen Schriften und Reden* hat Varrentrapp 1886 herausgegeben. Die *Quellenkunde der deutschen Geschichte* erschien zuerst 1830 im Drucke.

2. Häusser.

Ludwig Häusser (geboren 1818 zu Kleeburg im Unterelsaß, 1840 Privatdozent für Geschichte in Heidelberg, 1845 außerordentlicher, 1850 ordentlicher Professor daselbst, 1848 in die zweite badische Kammer gewählt, gestorben 1867 zu Heidelberg) verfaßte 1. *Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, literarischen und kirchlichen Verhältnissen* (bis 1803) 1845; 2. *Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes* 1854 bis 1857. — Vgl. ferner die in den *Gesammelten Schriften* (1869/70) vereinigten kleineren Arbeiten sowie die nach seinem Tode von Oncken herausgegebenen Vorlesungen über die *Geschichte der Französischen Revolution* und die *Geschichte des Zeitalters der Reformation* (1867/68).

Das Beste über H. bei E. Marcks in *Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert* I (1903). Vgl. ferner den Vortrag von W. Wattenbarch (1867) und Weech *Aus alter und neuer Zeit* 1878.

Das süddeutsche Gegenstück zu Sybel war Ludwig Häusser.

Häusser wurde durch die neue soziale Bewegung weniger influenziert als Sybel oder Mommsen. Er war in der Hauptsache ausschließlich politischer Historiker. Den Einfluß wirtschaftlicher Kräfte auf die Politik zog er wie Dahlmann, der von ihm als Meister verehrt wurde, nicht in Betracht. Aber er traf sich darin mit Sybel und den übrigen Vertretern der neuen deutschen Geschichtschreibung, daß er als national und liberal fühlender Patriot schrieb und sein Publikum politisch zu bilden suchte.

Häusser wandte sich unmittelbarer an das Gefühl als Sybel. Er ging naiver vor als jener. Der norddeutsche Historiker hatte seine Ideen zu einem System verdichtet und glaubte im Namen der Wissenschaft zu reden, wenn er geschichtliche Ereignisse auf Grund seiner kleindeutschen Anschauungen verurteilte. Häusser legte seiner Geschichtschreibung keine Theorie zugrunde. Es kümmerte ihn nicht, ob seine politischen Anschauungen allgemein historische Geltung hatten.

Er urteilte ausschließlich aus seiner patriotischen Empfindung heraus. Er wollte bewußt nur als Deutscher fühlen, wie Palacky als Böhme (vgl. Marcks, S. 300). Der Schmerz darüber, daß sein Land gegen außen nicht dieselbe Stellung einnahm wie die großen Nachbarstaaten im Westen, führte bei ihm die Feder. Er wollte die Begebenheiten nicht verstehen und begreiflich machen; es war nicht seine Art, dem Stoffe teilnahmslos gegenüberzustehen. Er beklagte die Ereignisse, die dem Ziele seines nationalen Strebens, der deutschen Einheit, Hindernisse in den Weg gelegt hatten; er freute sich über die, die ihr Förderung gebracht haben. Man kann sich nicht denken, daß er einen Gegenstand behandelt hätte, der nicht der vaterländischen Geschichte angehört hätte.

Die Erfüllung seines Einheitswunsches erhoffte er nur von Preußen. Es ist danach nicht schwer, seine historischen Sympathien zu erraten. Dem spezifisch borussischen Wesen stand er zwar so fremd gegenüber wie irgendein anderer süddeutscher Historiker: Preußen ist ihm nur Mittel zum Zweck. Er urteilte auch über die Gegner der kleindeutschen Einheit nicht mit so verletzender Schärfe wie sein Schüler Treitschke. Aber Österreich und gar die deutschen Kleinstaaten kommen im Grunde bei ihm doch kaum besser weg als bei seinem berühmten Fortsetzer. Seine Bemerkungen über Frankreich sind sehr konventionell und befangen.

In *einer* Beziehung war Häusser wohl imstande, den Kampf mit den von ihm heftig befehdeten Meistern der ausländischen Geschichtschreibung aufzunehmen. An Kenntnis der Geschäfte und der Verwaltungstechnik kam er zwar weder Macaulay noch Thiers gleich. Aber er verstand wie diese beiden vortrefflich zu erzählen. Seine Darstellung ist warm und frisch, enthält nur so viel Reflexion, als der gebildete Durchschnittsleser erträgt, und zeigt behagliche Freude am Gegenständlichen, ohne je zur Stoffsammlung zu werden. Seine Raisonnements gehen nicht eben tief; aber sie zeugen stets von verständigem Urteil. Der national gesinnte deutsche Bürger fand seine Ansichten bei seinem Historiker wieder. Kein Wunder, wenn Häusser zu seiner Zeit in Deutschland zu den eigentlich populären Historikern gehörte.

Es kam ihm dabei zustatten, daß er sich im Gegensatze zu seinem Schüler davor hütete, die Gegner unnötig zu reizen. Er war eine harmlose Natur und wollte sein Publikum nicht mit Gewalt bekehren. Die Erzählung ist von warmem patriotischen Feuer durchglüht, trägt aber nicht aggressiven Charakter.

3. Treitschke.

Heinrich v. *Treitschke* (geboren 1834 zu Dresden als Sohn eines sächsischen Generalleutnants, 1858 Privatdozent für Geschichte in Leipzig, 1863 als Professor nach Freiburg i. B. berufen, legt 1866 seine Professur nieder und geht nach Berlin; in demselben Jahre dann noch nach Kiel berufen, 1867 nach Heidelberg, 1874 nach

Berlin; 1871 bis 1888 Mitglied des deutschen Reichstages; nach Rankes Tode zum preußischen Historiographen gewählt, gestorben 1896 zu Berlin) kommt hier vor allem in Betracht als Verfasser der *Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert* (1879 bis 1894). Begonnen 1871 und unvollendet; die Darstellung ist nur bis zum Jahre 1848 geführt. — Viele Arbeiten zur Geschichte finden sich ferner unter den als *Historische und politische Aufsätze* (1865 bis 1897) gesammelten Essays. Über die publizistische Tätigkeit Treitschkes orientieren die unter dem Titel *Zehn Jahre deutscher Kämpfe* (1874 und 1879) und *Deutsche Kämpfe*; *Neue Folge* (1897) gesammelten Artikel. Vgl. ferner die nach seinem Tode von Cornelius herausgegebenen Vorlesungen über *Politik* (1897).

Die Literatur über T. ist recht vollständig verzeichnet am Schlusse des im übrigen nicht eben befriedigenden Artikels von H. v. Petersdorff in der *Allg. Deutschen Biographie* 55 (1910), 263 ff. Vgl. vor allem Th. Schiemann, *H. v. T.s Lehr- und Wanderjahre 1834 bis 1867* 1896; P. Bailleu, *H. v. T.* in der *Deutschen Rundschau* 1896 Okt./Nov.; G. Freytag und H. v. T., *Briefwechsel* ed. Dove 1900. E. L. Schurig, *Die Entwicklung der politischen Anschauungen H. v. T.s* 1909 (Heidelberger Diss.); M. Lenz, *H. v. T.* in den *Kleinen historischen Schriften* 1910.

Gegensatz zu den übrigen Vertretern der kleindeutschen Richtung. Häusser hatte sich nie darüber ausgelassen, wie er sich die Verwirklichung seines liberalen Staatsideales unter preußischer Herrschaft dachte. Er ging von der Voraussetzung aus, daß sich liberale Regierungsweise und starker Einheitsstaat sehr wohl vereinigen ließen. Für den Fall, daß zwischen beiden ein Konflikt ausbrechen sollte, bot seine politische Theorie keine Lösung. Wahrscheinlich hätte er sich an einem unmöglichen Kompromiß versucht. Das war wenigstens der Weg, den später manche Gesinnungsgenossen einschlugen. Es bezeichnet die eigentümliche Stellung Treitschkes, daß er allein diesen inneren Widerspruch deutlich als solchen empfand und zugunsten des nationalen Einheitsstaates bewußt auf die liberalen Ideale der Richtung Verzicht leistete.

Man kann sagen, daß Treitschke gegenüber Sybel und Ranke auf die Auffassung Droysens zurückgriff. Er verwarf wie dieser die liberale Meinung, daß hohe geistige und sittliche Kultur sich nur in Verbindung mit freiheitlichen Institutionen entwickeln könnte. Eine militärisch geschulte Nation voll Ehrgefühl, eine von den politischen Parteien unabhängige Bureaukratie sind nicht nur die Vorbedingungen äußerer Macht sondern auch die Grundlage gesunder politischer Zustände im Innern und kräftigen nationalen Geisteslebens. Der von den Liberalen gepriesene Konstitutionalismus hat die Herrschaft schwächlicher Mittelmäßigkeit zur Folge.

Für Droysen, der von der Hegelschen Staatslehre ausging und in durchaus preußischer Umgebung aufgewachsen war, waren diese Ansichten ganz natürlich. Er eignete sich seine Theorie ohne Kampf an. Ganz anders bei Treitschke. Er befand sich als Publizist und Historiker im Widerspruch mit seiner Familie, mit vielen seiner nächsten Freunde, mit manchen eigenen früheren Anschauungen. Kein Wunder, daß er seinen Ton leicht forcierte. Er fühlte sich immer in Opposition, sei es zu anderen, sei es zu sich selbst. Er wurde öfter nur aggressiv, um Einwendungen, die ihm selbst nicht ganz unberechtigt schienen, zu übertäuben. Er war oft bewußt einseitig, weil er die Ein-

seitigkeiten der herrschenden liberalen Richtung nur damit glaubte korrigieren zu können, daß er seine Ansicht ins Extreme übertrieb.

Man wird Treitschke nur richtig würdigen, wenn man seine Historiographie an den Zielen mißt, die er mit ihr verfolgte. Er wollte nicht nur politischer Erzieher sein, wie die anderen kleindeutschen Historiker auch. Er fühlte etwas vom Apostel und Prediger in sich. Die Geschichte diente ihm als Kanzel. Ein glühender deutscher Patriot sah er mit Neid auf die gefestigten Nationalstaaten des Westens und mit Beschämung auf die Verehrung, die deutsche liberale Politiker dem als Vorbild geltenden parlamentarischen Regierungssysteme in England und Frankreich entgegenbrachten. Besonders eifersüchtig war er auf die Selbstbewußtheit und nationale Geschlossenheit der britischen Bildung. Sein Streben war, in Deutschland etwas Ähnliches zu schaffen. Wenn der Durchschnittsengländer geneigt war, die Leistungen des eigenen Volkes in der Welt voranzustellen, so sollte nun auch der Deutsche seine kosmopolitische Schwärmerei ablegen und nur das oder wenigstens vor allem das für gut halten, was in seinem Lande geschehen war. Vor allem das, was in Preußen geschehen war; denn der einzige deutsche Staat, der sich nach Tradition und Macht den ausländischen Großstaaten an die Seite stellen ließ, war Preußen.

Treitschke hat dabei nur übersehen, daß eine nationale Kultur und Geschichtschreibung, wie er sie forderte, sich nicht gewaltsam schaffen läßt. Er hat im Vorworte zum vierten Bande seiner *Deutschen Geschichte* bekanntlich die These aufgestellt, daß die Deutschen ebensogut wie andere Nationen das Recht hätten, eine nationale Geschichtschreibung zu besitzen. Ist hiemit nicht etwas als Ziel bewußten Strebens aufgestellt, was nur das Ergebnis einer (relativ) einheitlichen geschichtlichen Entwicklung und einer sich daraus ergebenden nationalen Gesinnung sein kann? Hat Macaulay, an den Treitschke bei seinen Worten wohl vor allem dachte, etwa bewußt nur vom englischen Standpunkte aus geschrieben? Hat er mit seinem Geschichtswerke seinem Volke nationale Gesinnung einpflanzen wollen? Hat er sich nicht an sich schon mit der großen Mehrzahl seiner Landsleute eins gefühlt? Hat er jemals daran gedacht, daß ein Engländer von einem anderen als vom englischen Standpunkte die nationale Geschichte betrachten könnte? Alle diese Voraussetzungen mußte Treitschke sich und seinem Publikum erst künstlich schaffen. Er mußte seine Leser erst zu seiner nationalen Auffassung bekehren.

Die meisten Mängel der Historiographie Treitschkes rühren von dieser bewußten Einseitigkeit her. Gerade das, was er an den ausländischen Historikern als historisch ungenügend empfand, suchte er auf die deutsche Historiographie zu übertragen. Er beschränkte seinen Gesichtskreis öfter absichtlich. Er benutzte prinzipiell nur die Akten preußischer Archive, um sich sein günstiges Urteil über die preußische Politik nicht trüben zu lassen. Die tendenziösen Einseitigkeiten der liberalen Geschichtschreibung suchte er mit Zinzeszinsen heimzuzahlen. Er versäumte keine Gelegenheit, um gegen die Staatsmänner Englands,

die von den Liberalen als Vorbilder verehrt wurden, hämische Vorwürfe zu erheben. Die populären Taten verfassungsfreundlicher süddeutscher Monarchen zur Zeit der Restauration suchte er dadurch in den Schatten zu stellen, daß er den Leistungen der damaligen preußischen Bureaukratie ungemessenes Lob spendete. Manche dieser Umwertungen mögen sich historisch-wissenschaftlich sehr wohl verteidigen lassen. Um so mehr wird es der politisch Unbeteiligte bedauern, daß Treitschke seiner Geschichte durch gereizten Ton und publizistische Übertreibungen mehr als billig das Aussehen eines polemischen Traktates verliehen hat.

Stil und Sprache. Freilich, Treitschke war zum publizistischen Historiker geschaffen wie kaum ein anderer. Er besaß eine Sprachgewalt, wie sie keiner seiner Rivalen sein eigen nannte. Den packenden Stil der journalistischen Rhetorik beherrschte er in glänzender Weise. Eine wunderbare Fülle des Ausdrucks, ein getragenes Pathos, das man nicht mit Unrecht der Diktion Schillers verglichen hat, ein mächtig dahinrollender Strom erhabener Rede, der den künstlerisch anspruchsvollen Leser und den historisch interessierten Forscher leicht ermüdet, um so sicherer aber den Weg zum Herzen des großen Publikums findet, zeichnen seine Darstellung aus.

Dieser Stil war Treitschkes eigenstes Besitztum. Er mußte nicht erst erkämpft und ertrotzt werden; er war nicht fremden Vorbildern nachgeahmt. Er ist auch nicht erst aus der publizistischen Tätigkeit des Historikers herausgewachsen. Allerdings erinnert er seinem Grundzuge nach an den schwungvollen Leitartikel alten Schlages. Auch ist es möglich, daß er durch den Journalismus beweglicher gemacht worden ist. Aber er steht künstlerisch viel höher und verfügt über ganz anders echt pathetische Töne als der übliche Zeitungsstil.

Treitschke als Kulturhistoriker. Diese Kunst der Darstellung tritt besonders in den schildernden Partien hervor.

Man kann nicht sagen, daß Treitschke als Erzähler großer politischer Aktionen sein Bestes geleistet habe. Wenn er internationale politische Verhandlungen bespricht, neigt er dazu, komplizierte Verhältnisse ungebührlich zu simplifizieren und die auswärtige Politik fremder Nationen mit einem wohlfeilen Schlagworte zu charakterisieren. Hier ist seine Arbeit oft journalistisch im schlechten Sinne des Wortes. Auch seine viel originelleren und verdienstlicheren Kapitel über die innere Politik der deutschen Staaten (der er wie die anderen unter dem Eindrucke der Februarrevolution aufgewachsenen Historiker besondere Aufmerksamkeit widmete) leiden unter der publizistischen Tendenz des Verfassers. Er fühlte sich zu sehr als Apologet der alten preußischen Regierung; er überbot Droysen, wenn er selbst bureaukratische Ängstlichkeit und Bequemlichkeit mit Interesse an der nationalen Sache verwechselte. Aber beinahe Vollendetes schuf er als historischer Künstler, wenn er die Anregungen Riehls und Freytags aufnahm. Als politischen Historiker wird man ihn Droysen kaum gleich-

stellen können: er hat es nie verstanden, politisch-militärische Probleme so scharf zu erfassen wie sein Vorgänger; politische Postulate werden unter seinen Händen allzu leicht zu ethischen. Aber die Leistungen der deutschen staatlosen Kulturgeschichte (s. u. S. 566 ff.) hat er weit hinter sich gelassen. Als Stilist und als historischer Denker. In der Beschreibung historischer Stilleben, der behaglichen Zustände in den alten deutschen Mittel- und Kleinstaaten ist Treitschke ein Meister. Er hat etwa gegenüber anderen Historikern den sonderbaren Vorwurf erhoben, es fehle ihnen an Humor. Gegen ihn wird niemand diesen Tadel äußern können. Für die komische Seite des deutschen Kleinstaatlebens besaß keiner ein so scharfes Auge wie er. Mit welcher Kunst sind etwa die typischen Züge des sächsischen Hoflebens zur Zeit der Restauration oder das komische Pathos einer damaligen Demokratenversammlung in Deutschland geschildert! Unvergängliche Genrebilder, denen die bisherige biedere Kulturgeschichtschreibung nichts zur Seite zu stellen hat. — Treitschke ist auch in diesen Abschnitten nicht frei von Tendenz. Er neigt dazu, Zustände und Persönlichkeiten, die ihm politisch nicht genehm sind, unhistorisch zu karikieren. Aber er macht dies dadurch gut, daß in diesen Partien selbst seine Satire einen wohlwollenden Zug hat: so begeistert er auch die Herrlichkeit des militärischen Großstaates verteidigt — einer leisen Sympathie für das friedliche kleinbürgerliche Leben der alten Zeit kann sich der geborene Sachse doch nicht erwehren.

Treitschke hat aber nicht nur anschaulicher Kulturgeschichte geschrieben als die Kulturhistoriker von Fach; er hat auch ganz anders als diese Kultur- und politische Geschichte zu einer allgemeinen nationalen Geschichte zusammenzufügen gewußt. Selbst seine politische Tendenz war ihm hiebei von Vorteil. Er verstand sich schon aus prinzipiellen Gründen nicht dazu, die Geschichte des geistigen Lebens von der des Staates zu trennen. Die Folge war, daß er auch die nicht politische Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert historisch einreihte. Einseitig natürlich, insofern er auch die Erscheinungen des geistigen Lebens ausschließlich an nationalen Kriterien maß. Auch nicht unabhängig von Strömungen der Tagespolitik: ist es anders als aus Rücksicht auf offizielle preußische Anschauungen zu erklären, daß er, der Freidenker, in eigentlich zelotischem Tone über die kritische Theologie und David Friedrich Strauß urteilte? Aber darum wird ihm doch das Verdienst bleiben müssen, daß er als einer der ersten in einer allgemeinen Geschichte die Entwicklung der gesamten Kultur bei einer Nation in einem bestimmten Zeitraume historisch gegliedert hat, statt abgerissener Notizen eine zusammenhängende Geschichte gegeben hat. Am wenigsten sind wohl die wirtschaftsgeschichtlichen Partien gelungen, für die Treitschke kaum genügend geschult war.

Treitschke war als historischer und politischer Denker nicht so originell wie Ranke, Droysen oder Mommsen. Die wissenschaftlichen Voraussetzungen seiner Geschichtschreibung entnahm er in der Hauptsache anderen, und man kann nicht sagen, daß sie unter seinen Händen

an begrifflicher Schärfe gewonnen haben. Aber er besaß in außergewöhnlichem Maße die Gabe, fremde Anregungen selbständig zu rezipieren, die verschiedenartigsten Anschauungen historiographisch fruchtbar zu machen und sie (ähnlich wie Johannes v. Müller) mindestens durch die Kraft des Stiles zu einer Einheit zu verschmelzen. Es ist deshalb auch viel leichter, ihm prinzipielle Widersprüche nachzuweisen als z. B. Sybel. Grundsätzlich unterscheidet ihn von den anderen deutschen Historikern wohl am meisten seine bis zu einem gefährlichen Extrem ausgebildete Rassentheorie, für die er wohl vor allem von Freytag und Riehl die Anregung erhalten hatte. Er brachte nicht nur gern das Wesen fremder Nationen auf eine einfache, vielfach nicht eben freundliche Formel, sondern er ließ auch in der Besprechung deutscher Angelegenheiten angebliche oder wirkliche Stammeseigentümlichkeiten übermäßig stark über individuelle Anlagen, über die Einwirkungen von Standesanschauungen und wirtschaftlichen Zuständen usw. dominieren. Es ist zu bedauern, daß Treitschke auch hier sein System überspannt hat. Er hatte ein scharfes Auge für die Macht der Tradition und die verborgene stille Nachwirkung der Verhältnisse, die die Menschen in ihrer Jugend und in ihrer Heimat kennen gelernt haben. Er selbst, der geborene Sachse, der sich mit ungeheurer Energie zum Preußen gemacht hatte, war ja ein treffliches Beispiel für die Gewalt, die in der Jugend aufgenommene Anschauungen ausüben können, nachdem sie scheinbar schon lange überwunden sind. Aber hatte er das Recht, diese persönliche Erfahrung kritiklos zu generalisieren? Kann man wirklich Rankes Auffassung der preußischen Geschichte als einen Niederschlag kursächsisch-österreichischer Anschauungen hinstellen, wie es Treitschke in dem Essay über Duncker getan hat?

Der Einfluß Treitschkes. Treitschkes Einwirkung auf die deutsche Historiographie ist nicht so stark gewesen, wie man vielleicht anfangs glaubte. Auf die nationalistische Journalistik hat er allerdings einen ungeheuern Einfluß ausgeübt. Aber je mehr die Geschichtschreibung sich soziologischen und wirtschaftlichen Problemen zuwendet, um so weniger kann sie aus seiner dogmatisch-national orientierten Tätigkeit Nutzen ziehen. Er teilt das Schicksal der allermeisten Publizisten. Seine Ansichten waren auf einen bestimmten Moment eingestellt; volle Wirksamkeit konnten sie nur bei den Zeitgenossen entfalten. Die veränderten Verhältnisse brachten unter der jüngeren Generation der Gebildeten in Deutschland das von selbst hervor, was Treitschkes ungestümes Predigen bei den älteren zu schaffen suchte: eine verhältnismäßig einheitliche nationale Gesinnung. Damit wurde es auch möglich, die Vergangenheit ruhiger zu betrachten. Die neue preußische Schule hat daher gegenüber Treitschke gern wieder auf Ranke zurückgegriffen.

Baumgarten. Treitschkes Bruch mit der liberal-nationalen Richtung fand äußerlich seinen Ausdruck darin, daß sich einer der markantesten Vertreter der kleindeutschen Geschichtschreibung, Hermann Baumgarten (geboren 1825 zu Lesse bei Wolfenbüttel, 1848 bis 1852 Redakteur der *Deutschen Reichszeitung* in Braunschweig,

dann Mitarbeiter bei Gervinus' *Gesch. des 19. Jahrhunderts*, 1861 bis 1872 Professor in Karlsruhe, 1872 bis 1890 in Straßburg, gestorben daselbst 1893), nach dem zweiten Bande der *Deutschen Geschichte* von ihm öffentlich lossagte (*Treitschkes Deutsche Geschichte* 1883). — B. war ein Sybel verwandter Geist, besaß aber weder dessen kritischen Sinn noch dessen Konzentrationsfähigkeit. Auch blieb er in den doktrinären Anschauungen des Liberalismus viel stärker befangen. Hauptwerke: *Geschichte Spaniens vom Ausbruche der Französischen Revolution bis auf unsere Tage* 1865 bis 1871; *Geschichte Karls V.* (unvollendet) 1885 bis 1892. Vgl. die Einleitung von E. Marcks zu den von ihm herausgegebenen *Historischen und politischen Aufsätzen und Reden* Baumgartens (1894) und den Nekrolog von R. Haym (abgedruckt in dessen *Gesammelten Aufsätzen* 1903).

4. Erdmannsdörffer.

Bernhard Erdmannsdörffer (geboren 1833 zu Altenburg, 1858 Privatdozent für Geschichte in Jena, 1862 in Berlin, wohin er 1861 übergesiedelt war, 1864 Lehrer der Geschichte an der Kriegsakademie, 1869 außerordentlicher Professor an der Universität, 1871 ordentlicher Professor zu Greifswald, 1873 nach Breslau, 1874 nach Heidelberg berufen, gestorben 1901 zu Heidelberg) kommt hier in Betracht als Verfasser der *Deutschen Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritte Friedrichs des Großen* 1892/93. — Vgl. darüber vor allem die Kritik in der *Hist. Ztschr.* 73 (1894), 329 ff. sowie die Rede von D. Schäfer ibid. 87 (1901), 56 ff.

Diese Wendung zur wissenschaftlich unbefangenen Betrachtung der nationalen Geschichte setzt bereits bei Treitschkes Nachfolger auf dem Heidelberger Lehrstuhle, bei Bernhard Erdmannsdörffer, ein.

Erdmannsdörffer gehörte im allgemeinen noch durchaus der Schule Sybels an. Er war politischer Historiker: der Staat und seine Entwicklung, die Handlungen der Männer, die in die politische Geschichte in bedeutender Weise eingegriffen haben, bilden den Inhalt seiner Darstellung; der Geistes- und Kulturgeschichte wird nur eine untergeordnete Stellung angewiesen, die Wirtschaftsgeschichte tritt ganz zurück. Aber seiner Tendenz nach hatte Erdmannsdörffer mit den übrigen Schülern Sybels kaum etwas zu schaffen. Er schrieb nicht mehr aus der Kampfesstimmung der sechziger Jahre heraus wie Treitschke. Er urteilte mit der Unbefangenheit des Forschers, der die nationale Geschichte von sicherer Warte aus betrachten kann. Er sah bewußt davon ab, den Maßstab für sein historisches Urteil der Gegenwart zu entnehmen, d. h. die Vergangenheit ausschließlich nach dem zu kritisieren, was sie für die politischen Ideale der Gegenwart geleistet. Er suchte die Persönlichkeiten der Geschichte aus ihrer Zeit und ihren Interessen heraus zu verstehen. Er lehnte es ab, gleich Droysen die Hohenzollern von Anfang an als bewußte Vorkämpfer der deutschen Einheit zu betrachten; er lehnte es ab, gleich Sybel die österreichischen Staatsmänner der alten Zeit die Abneigung des kleindeutschen Politikers entgelten zu lassen.

Erdmannsdörffer bezeichnet den Ausgang der kleindeutschen Geschichtschreibung. Sein Buch will nicht mehr erziehen. Es will nicht mehr auf dem Umwege über die Geschichte ein politisches Evangelium verkündigen. Aber es hält in Anlage und Stoffbegrenzung noch an den Grundsätzen fest, die von Sybel und Häusser vertreten worden waren. Seine *Deutsche Geschichte* war die letzte, was die gleichmäßige

Abrundung der Darstellung und die Objektivität des Urteils betrifft, vielleicht die vollendetste Leistung der Sybelschen Schule. Aber sie enthielt keine Keime für die Zukunft; sie schloß eine Entwicklung ab, die ihre Zeit erfüllt hatte.

Duncker.

Ohne große Bedeutung für die allgemeine Geschichte der Historiographie war die Wirksamkeit Max Dunckers (Maximilian Wolfgang D., geboren 1811 zu Berlin, 1839 Privatdozent zu Halle, 1842 außerordentlicher Professor, 1857 nach Tübingen berufen; 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung, 1849 bis 1852 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 1859 als Geh. Regierungsrat ins preußische Staatsministerium berufen, 1867 bis 1874 Direktor der preußischen Staatsarchive, gestorben 1886 zu Ansbach). Seine tüchtige *Geschichte des Altertums* (zuerst 1852 bis 1857, neue Folge 1884/86; die späteren Auflagen stark verändert; die griechische Geschichte ist nur bis zum Tode des Perikles geführt) besaß für ihre Zeit hauptsächlich dadurch Wert, daß sie von Auflage zu Auflage gewissenhaft das neue Material und die neue Literatur verarbeitete. Höheren Ansprüchen kann sie kaum genügen. Duncker hat es weder verstanden, die politischen Zusammenhänge zwischen den antiken Staaten bloßzulegen, noch hat er die antiken Quellen eigentlich kritisch benutzt. Es geht natürlich nicht an, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, daß er sich stärker als spätere Forscher auf die Berichte griechischer Historiker über den Orient und die griechische Vorgeschichte stützen mußte. Er mußte mit dem Materiale vorlieb nehmen, das zu seiner Zeit zugänglich gemacht war. Aber daraus folgt nicht, daß er die antike literarische Überlieferung so unkritisch verwerten mußte, wie es der Fall ist. Er schloß gern Kompromisse; es ist charakteristisch, daß er an der von Grote angegriffenen Legende von der lykurgischen Ackerteilung lieber Abstriche vornahm und sie lieber rationalisierte, als sie ganz verwarf. Vgl. Eduard Meyer, *Gesch. des Altertums*, 2. Aufl. I, 1 (1907) § 146 und 147.

Die kleineren Schriften Dunckers sind in den *Abhandlungen aus der griechischen Geschichte* und den *Abhandlungen aus der neueren Geschichte* (beide 1887) gesammelt. Biographie von R. Haym, *Das Leben M. D.s* 1891.

Lorenz.

Die Prinzipien der neuen realistischen politischen Geschichtschreibung vertrat ebenso konsequent wie Sybel und Häusser der Österreicher Ottokar Lorenz (geboren 1832 zu Iglau, 1860 außerordentlicher, 1862 ordentlicher Professor der Geschichte an der Wiener Universität, 1885 nach Jena berufen, dort gestorben 1904). Nur daß er die Geschichte nicht vom preußischen, sondern vom österreichischen Standpunkte aus betrachtete. Schon die Wahl seines Themas ist bezeichnend. Er wählte sich den Stoff zu seinem historiographischen Hauptwerke, der *Deutschen Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert* (unvollendet; 1863 bis 1867) aus dem späteren Mittelalter, aus einer Periode also, von der sich die kleindeutsche nationale Geschichtschreibung ebenso gern abwandte, wie sie für einen Österreicher anziehend sein mußte. Er ist im übrigen nicht weniger liberal gesinnt als die kleindeutschen Historiker; für die österreichischen Verhältnisse ist bezeichnend, daß sein Antiklerikalismus noch viel schärfer hervortritt als bei den preußischen Historikern (Sybel war vor 1848 der Ultramontanismus ebenfalls gefährlicher erschienen als der Kommunismus [*Hist. Ztschr.* 75 (1895), 392]; in Österreich, das weniger industrialisiert war, machte sich die soziale Bewegung auch nachher wenig fühlbar). Aber dem Dogma vom Nationalstaat machte er entschieden Opposition. Er meinte, daß wir über die Wirksamkeit nationaler Gegensätze in der Geschichte *mehr nach dem Gefühl als auf Grund wissenschaftlich gesicherter Methoden zu urteilen pflegen. In dem Staatswesen, das sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Österreich bildete und das dann in vergrößertem Maßstabe in bewunderungswürdiger Stärke dauernd sich erhob, liegt etwas Gemeinsames, was die Schwierigkeiten nationaler Art mit Kraft überwand. Man kann wohl sagen, daß die Geschichte aller Zeiten gezeigt hat,*

daß staatliche Organisationen sich kräftiger erwiesen haben als nationale Gegensätze (*Deutsche Gesch.* I, 54). Lorenz besaß im übrigen gesunden politischen Sinn und ein selbständiges kritisches Urteil; seine *Deutsche Geschichte* gehört zu den besten Leistungen der deutschen Historiographie im 19. Jahrhundert.

Seine übrigen Werke gehören mit Ausnahme des letzten *Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches* (1902) der Geschichtschreibung im eigentlichen Sinne des Wortes nicht mehr an. Sie sind meistens bloße Sammlungen von Essays; manche dieser, die sich mit Historikern des 19. Jahrhunderts befassen, sind bereits in anderem Zusammenhange angeführt worden: *Drei Bücher Geschichte und Politik* 1876; *Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben* 1886 bis 1891; *Staatsmänner und Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts* 1896. *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrhunderts*, die Fortsetzung von W. Wattenbachs *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts* (zuerst 1858), erschien zum ersten Male 1870. Der *Deutschen Geschichte* ging zur Seite die *Geschichte König Ottokars II. von Böhmen und seiner Zeit* 1866.

Martin.

Das französische Gegenstück zu der deutschen liberal-nationalen Geschichtschreibung schrieb Henri Martin (geboren 1810 zu Saint-Quentin, gestorben 1883 zu Paris): *Histoire de France* (bis 1789; erste wirkliche Auflage 1833 bis 1836, in der zweiten [1837 bis 1854] stark umgearbeitet; die später geschriebene *Histoire de France populaire illustrée* ist bis zur Gegenwart fortgeführt). — Martin kombinierte ebenso wie Sybel und dessen Genossen nationale und liberale Tendenzen und gab dabei im Notfalle den nationalen den Vorrang. Sein Kriterium ist die *fortschreitende Entwicklung der nationalen Einheit* (vgl. G. Hanotaux, *H. M.* 1885, p. 291). Seine Darstellung ist ebenfalls von nationalem Pathos getragen: von Voltaires *Pucelle d'Orléans* heißt es z. B. (4. Aufl. XV, 388 f.): *Voltaire joue avec quelque chose de bien plus sacré encore* (als das Ideal des Rittertums, das Ariost und Cervantes verspottet hatten), *avec l'idéal vivant de la nationalité.* Und wie die Forscher auf der anderen Seite des Rheins gern mit Ehrfurcht von dem Fortleben germanischer Anschauungen in der Geschichte des Deutschen Reiches sprachen, so glaubte der *Druide* Martin durch alle Phasen der französischen Geschichte den Einfluß der *gallischen Seele*, der keltischen Tradition nachweisen zu können. Er erfand eine mythische Druidenreligion.

Als gelehrter Forscher stand Martin freilich hinter den deutschen Geschichtschreibern beträchtlich zurück. Er war zwar kein flüchtiger Arbeiter. Die neuere französische Forschung wird man bei ihm gewissenhaft und verständig resümiert finden. Aber auf Quellenkritik ließ er sich kaum je ein. Meistens sind bloß sekundäre Berichte zugrunde gelegt. Die Kausalverbindungen der Tradition sind in der Regel übernommen, wie sie sind; nur das Urteil über sie wird vom nationalen Standpunkte aus anders formuliert. Diesem Mangel an selbständiger Auffassung entspricht der Stil der Darstellung: Martin schreibt immer klar; aber sein Ausdruck ist unpersönlich, weder Menschen noch Ereignisse werden plastisch gestaltet. Bei dem gebildeten Mittelstande in Frankreich wurde er etwa so populär wie Giesebrecht in Deutschland.

III. Die Verbindung der realistischen politischen Geschichtschreibung mit der epigraphischen Methode (Mommsen).

Theodor Mommsen (geboren 1817 zu Garding in Schleswig, Jurist, zuerst Mädchenlehrer in Hamburg, macht 1844 mit Hilfe eines dänischen Stipendiums eine zweijährige Studienreise nach Italien, 1848 Redakteur an der *Schleswig-Holsteinischen Zeitung*, noch in demselben Jahre als Professor für römisches Recht an die Universität Leipzig berufen, 1850 aus politischen Gründen seiner Stellung enthoben, 1852 nach Zürich berufen, 1854 nach Breslau, 1858 nach Berlin als Professor für alte Geschichte, gestorben 1903 daselbst) kommt hier vor allem in Betracht

als Verfasser der *Römischen Geschichte* (begonnen 1849). Die ersten drei Bände, die die Darstellung bis zu Cäsars Tode führen, erschienen zum ersten Male 1854 bis 1856; sie wurden von der zweiten Auflage (1856 f.) an nicht mehr wesentlich verändert. Von der Darstellung der Kaiserzeit schrieb M. nur den zweiten Teil, der 1885 unter dem Untertitel *Die Provinzen von Cäsar bis Diokletian* als 5. Band der *Geschichte* erschien. Die Geschichte der Kaiser selbst und der Zentralregierung blieb ungeschrieben. Gelehrte Ergänzungen zu der *Geschichte* bieten die *Römischen Forschungen* (1864 bis 1879).

Die übrigen Werke Mommsens gehören nicht mehr der Geschichtschreibung an. Die wichtigsten sind das *Römische Staatsrecht* (bis Diokletian) 1871 bis 1888 (*Abriß des römischen Staatsrechts* 1893) und das *Römische Strafrecht* (bis Justinian) 1899. Als größere Werke auf dem Gebiete der Hilfswissenschaften sind zu erwähnen: die *Geschichte des römischen Münzwesens* (1860; in der ersten Auflage — 1850 — *Über das römische Münzwesen* betitelt), die *Römische Chronologie bis auf Cäsar* (1858), die *Oskischen Studien* (1845) und die *Unteritalischen Dialekte* (1850). Die zahlreichen Aufsätze Mommsens sind jetzt in den *Gesammelten Schriften* (1905 ff.) vereinigt, die bisher als *juristische*, *historische* und *philologische* Schriften in drei Abteilungen gegliedert sind. Von den *historischen* Schriften sind bis 1910 drei Bände ausgegeben worden. Die nicht fachwissenschaftlichen Artikel sind von O. Hirschfeld gesammelt in den *Reden und Aufsätzen* (1905).

Vgl. die von E. Jacobs fortgesetzte Bibliographie K. Zangemeisters, *Th. Mommsen als Schriftsteller* 2. Aufl. 1905.

Bekannt sind die Verdienste, die sich Mommsen als Editor und Organisator auf dem Gebiete der lateinischen Epigraphik um die historische Forschung erworben hat. Das *Corpus Inscriptionum Latinarum*, das 1863 zu erscheinen begann, ist vor allem sein Werk; er hatte in den *Inscriptiones regni Neapolitani latinae* (1852) und den *Inscriptiones Confoederationis helveticae latinae* (1854) bereits vorher Proben seiner Methode gegeben. Mommsen hat ferner zahlreiche antike Texte kritisch ediert (die berühmte Ausgabe der *Digesten*, zusammen mit P. Krüger, 1866 bis 1870). Für die Geschichte kommt hauptsächlich die Leitung der Ausgabe der *Auctores Antiquissimi* in den *Monumenta Germaniae* in Betracht.

L i t e r a t u r: Biographie von L. M. Hartmann 1908 (erweiterter Abdruck aus Bettelheims *Deutschem Nekrolog* IX [1906], 441 ff.). Dort und bei K. J. Neumann, *Entwicklung und Aufgaben der alten Geschichte* (1910), S. 63 f., auch ausführliche Literaturangaben. C. Bardt, *Th. M.* 1903 (zuerst 1875 im *Daheim* erschienen); F. Jonas in der *Deutschen Rundschau* 93 (1897), 399 ff.; O. Hirschfeld in den *Abhandlungen der Berliner Akademie* 1904. Das Beste über die *Römische Geschichte* in den Nekrologen der Fachzeitschriften, vor allem J. Kärst in der *Hist. Vierteljahrsschrift* VII (1904), 313 ff. und K. J. Neumann in der *Hist. Ztschr.* 92 (1904), 193 ff., ferner O. Seeck in der *Deutschen Rundschau* 118 (1904), 175 ff. und E. Schwarz in den *Gött. Nachricht. Geschäftl. Mitteil.* 1904, 1 ff. Der Nekrolog von Eduard Meyer (aus der *Gartenlaube*) ist in dessen *Kleinen Schriften* (1910), 539 ff. wieder abgedruckt. Th. Gomperz, *Essays und Erinnerungen* (1905), 133 ff. (aus der *Nation* 1887); E. Landsberg, *Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft* III, 2 (1910), 865 ff.

Politische Anschauungen; Verhältnis zur kleindeutschen Schule. Auf ähnlichen Grundlagen wie die Geschichtschreibung der Kleindeutschen beruhte die historiographische Tätigkeit Theodor Mommsens.

Er traf sich mit der Schule Sybels in seiner realistischen Opposition gegen die politische Auffassung der Romantik. Er arbeitete wie beinahe alle seine Zeitgenossen zwar noch häufig mit Begriffen, die der romantischen Geschichtstheorie entlehnt waren. Er neigte gern dazu, eine einheitliche nationale Entwicklung zu konstruieren, und sprach gern von den organischen Eigentümlichkeiten bestimmter Volksstämme. Aber er sah dabei keine mystischen Gewalten am Werk, die der

Historiker nur mit Ehrfurcht betrachten dürfe. Er maß sie wie die Schule Sybels an einem konkreten politischen Ideale, das er sich unter dem Eindrucke der zeitgenössischen Klassenkämpfe gebildet hatte.

Sein politisches Programm ist von dem der Kleindeutschen nicht wesentlich verschieden. Auch nach seiner Auffassung ist eine starke nationale Regierung, die über den Klassen steht und dem geistigen Leben Freiheit läßt, am ehesten imstande, die dem Staate gestellten Aufgaben zu erfüllen. Sein politisches Ideal ist allerdings stärker demokratisch gefärbt als das Sybels. Mommsen verwarf resolut den Professorenstandpunkt der Kleindeutschen, den aus der Angst vor der Roheit der Massen geborenen aristokratischen Liberalismus der gebildeten Bourgeoisie. Aber dies betraf schließlich nur einen untergeordneten Punkt der Doktrin; in der Hauptsache ging Mommsen mit der Schule Sybels einig.

Viel stärker entfernte er sich von dieser in der Art, wie er seine politischen Ideen für die Geschichte fruchtbar machte.

Er stellte seine Geschichtschreibung in viel höherem Maße in den Dienst der Wissenschaft als die kleindeutschen Historiker. Auch er wollte zwar mehr sein als bloßer Forscher. Auch er wollte sein Publikum politisch erziehen. Aber es lag ihm mehr daran, daß seine Leser überhaupt politisch denken lernten, als daß sie in den Kämpfen des Tages eine bestimmte Stellung einnahmen. Er war nicht wie die Kleindeutschen durch die deutschen Einheitsbestrebungen, durch den Konflikt zwischen Preußen und Österreich, hypnotisiert. Er kannte noch andere Probleme als die, die in der zeitgenössischen deutschen Politik zufällig im Vordergrunde standen. Es ist charakteristisch, daß er eine eigentliche *Geschichte* schrieb, nicht bloß wie Häusser, Treitschke, Lorenz u. a. eine einzelne Periode herausgriff, die auf besonders bequeme Weise den Beweis für eine aktuelle politische These liefern konnte.

Dadurch wurde sein Urteil beweglicher; es wurde ihm leichter, verschiedene politische Formen nebeneinander nach ihrer historischen Relativität zu würdigen. Er hat sich mit Recht dagegen verwahren dürfen, daß man seine *Römische Geschichte* als eine Glorifizierung des Cäsarismus auffaßte. Er plädierte als Historiker nicht für den demokratischen Imperialismus, sondern nur für die These, daß alle politischen Formen, die sich überlebt haben und ihren Zweck nicht mehr erfüllen können, ohne Rücksicht auf doktrinäre Sympathien durch neue, der Gegenwart angepaßte ersetzt werden müssen. Nicht weil die Militärmonarchie an sich höher steht als die Aristokratie, war Cäsar im Rechte, sondern weil sich die alte Senatsverfassung zur Verwaltung des ausgedehnten römischen Reiches als unfähig erwiesen hatte. Der Bruch mit dem doktrinären Liberalismus trat allerdings kaum irgendwo sonst so deutlich zutage wie in den Abschnitten, in denen sich Mommsen gegen die tugendhaften letzten Republikaner für Cäsar erklärte. Aber nur unverständige Beurteiler konnten daraus den Schluß ziehen, daß Mommsen den Absolutismus überhaupt habe verherrlichen wollen.

Seine Methode. Mommsen unterschied sich von der Schule Sybels auch durch seine Methode.

Mommsen kam bekanntlich von der Jurisprudenz, der Numismatik und der Epigraphik zur Geschichte. Er ging nicht von der philologischen Kritik erzählender Quellen aus wie Niebuhr und die Schule Rankes, wenn er schon auch als Linguist Bedeutendes leistete. Er beschäftigte sich mit den Realien und den monumentalen Zeugnissen, mit Gesetzen, Münzen und Inschriften, bevor er die Verarbeitung der erzählenden Quellen an die Hand nahm. Es ist klar, daß er dadurch in den Stand gesetzt war, den sozialen Untergrund der politischen Geschichte ganz anders selbständig zu erfassen als die ursprünglich rein philologisch gebildeten Historiker. Diese versuchten die Berichte der Quellen sozial zu interpretieren; Mommsen unternahm es, aus den Resten sozialen Lebens direkt die innere Geschichte zu rekonstruieren. Die philologisch-historische Kritik der Texte trat darüber (wie ihm vor allem Nitzsch vorzuwerfen pflegte) in den Hintergrund. Nicht als ob er den erzählenden Quellen gläubiger gegenübergestanden hätte als die Richtung Niebuhrs. Er hat sie im Gegenteil zynischer kritisiert und sich von ihren Werturteilen stärker befreit als der Romantiker Niebuhr. Aber für den Historiker, der sich an die realen Überreste hielt, erschien die römische Annalistik von sekundärer Bedeutung. Die Einsicht in die wahre Natur des römischen Staatswesens schien ihm durch die systematische Untersuchung rhetorischer Geschichtsfabeln wenig gefördert zu werden.

Mommsen war nicht der erste, der die Realien eines antiken Staatswesens untersuchte. Der Finanzverwaltung und dem Münzwesen antiker Staaten hatten schon vor ihm verschiedene Forscher ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Vor allem August Böckh (1785 bis 1867), der Verfasser der *Staatshaushaltung der Athener* (1817), hatte in dieser Beziehung ein leuchtendes Vorbild aufgestellt. Schon er hatte der ausschließlich philologischen Methode bewußt Opposition gemacht, auf die Bedeutung der Inschriften hingewiesen (1828 begann sein *Corpus Inscriptionum Graecarum* zu erscheinen) und die Geschichte des griechischen Münzwesens und der griechischen Marine zu bearbeiten begonnen. Aber Böckh schrieb nur Handbücher, kein Geschichtswerk. Erst Mommsen hat die epigraphisch-numismatische Forschung historiographisch fruchtbar gemacht. Erst er hat sie konsequent politischen Gesichtspunkten untergeordnet und in die allgemeine Geschichte eingereiht. Seine Vorgänger waren Spezialisten; sie schufen wertvolle Vorarbeiten, überließen es aber anderen, diese für die Geschichte auszunutzen. Mommsen war zugleich antiquarischer Spezialist und Historiker. Erst durch ihn ist die Geschichte der Staatsverwaltung aus ihrer antiquarischen Isoliertheit definitiv erlöst worden.

Die *Römische Geschichte*. In den drei ersten Bänden der *Römischen Geschichte* sind freilich die Konsequenzen aus dieser veränderten Betrachtungsweise nur halb gezogen. Man mag Mommsens Werk in dieser Beziehung mit Greens *Geschichte des englischen Volkes* zusammenstellen.

Mommsen hält noch an dem Schema Voltaires fest. Die Erzählung der äußeren Vorgänge nimmt noch weitaus den größten Teil der Darstellung ein. Religion, Handel, Literatur und Kunst werden erst nachträglich, gleichsam in einem Anhang, behandelt. Die einzelnen Ereignisse der äußeren Geschichte werden wohl, soweit es möglich ist, aus allgemeinen Momenten (den ökonomischen Zuständen, den verfassungsrechtlichen Verhältnissen, den nationalen Eigentümlichkeiten usw.) zu erklären gesucht; aber die Wandlungen der allgemeinen Verhältnisse selbst werden nur kurz besprochen. Ein moderner Historiker würde vielleicht umgekehrt vorgehen. Er würde die Entwicklung der wirtschaftlichen, politischen und militärischen Zustände zuerst und am ausführlichsten behandeln, die in ihren Einzelheiten doch immer sehr unsichere Überlieferung über die äußere Geschichte nur in ihren wichtigsten Punkten rekapitulieren und von den allgemeinen Verhältnissen viel stärker abhängig erscheinen lassen. Mommsens *Römische Geschichte* ist ein Werk des Übergangs.

Wie sehr sie dies ist, geht am deutlichsten daraus hervor, daß ihr Verfasser selbst in ganz kurzer Zeit über die Anschauungen hinauswuchs, die er der Anlage seiner *Römischen Geschichte* zugrunde gelegt hatte. Sein Werk blieb ein Torso — doch wohl vor allem deshalb, weil sich seine historiographischen Ansichten rasch verändert hatten. Wäre er immer derselbe geblieben, so hätte wohl kein Grund bestanden, warum er die Geschichte der Kaiser nicht ebenso hätte darstellen sollen wie die der Republik. Aber er hatte sich so sehr gewandelt, daß es ihm nicht mehr möglich war, der Personengeschichte dasselbe Interesse entgegenzubringen wie früher. Leider wagte er nicht, die neuen Tendenzen in der Fortsetzung seines Werkes resolut zur Geltung zu bringen und offen mit der Methode der ersten Bände zu brechen. Er ließ lieber eine Lücke als daß er seine Darstellung in einem anderen Geiste fortgeführt hätte. Und so ist es geschehen, daß wir, weil er die äußere Geschichte der Kaiser Sueton und Tacitus nicht nacherzählen mochte, haben darauf verzichten müssen, die Geschichte der kaiserlichen Zentralverwaltung von seiner Hand geschildert zu erhalten. Der bewundernswürdige fünfte Band über die Provinzen von Cäsar bis Diokletian, der die Schilderung der Zustände voranstellt und die äußere Geschichte in diese einreiht, ist leider Fragment geblieben: wir sehen nur die Teile, aber nicht das Ganze. Ein Fragment freilich, das in viel höherem Maße als die früheren Bände Keime für die Zukunft in sich trägt. Die neue epigraphische Methode hat erst hier den Pragmatismus ganz beiseite gedrängt.

Vom Standpunkt des großen Publikums aus erhält nun freilich die *Römische Geschichte* gerade durch ihren Übergangscharakter einen ganz eigentümlichen Wert. Sie vereinigt lebendige, spannende Erzählung, wie sie der *general reader* liebt, mit moderner Auffassung. Heutzutage wäre wohl auch ein schriftstellerisches Genie wie Mommsen nicht mehr imstande, eine *Römische Geschichte* zu verfassen, die in derselben Weise die Ansprüche der Fachleute wie des großen Pu-

blikums befriedigen könnte. Ist doch schon der fünfte Band innerhalb und außerhalb der Fachkreise ganz verschieden aufgenommen worden.

Mommsen als Schriftsteller. Mommsen ist einer der größten historischen Künstler.

Seine realistische Ausdrucksweise erregte, als die *Römische Geschichte* zum ersten Male herauskam, bei der Zunft vielfach Anstoß. Eine gelehrte Korporation bezeichnete sein Deutsch geradezu als *ganz schlechten Zeitungsstil.* Dieser Vorwurf, den ihm auch andere Leute von altmodischem Geschmacke machten, war nicht ganz unbegründet. Mommsen schrieb in bewußtem Gegensatze zu der bisherigen Art, alte Geschichte darzustellen; und wie es zu gehen pflegt, so wurde auch er durch seinen Widerspruch etwas weiter geführt, als seinen Intentionen eigentlich entsprach. Seit dem Humanismus hatte man sich daran gewöhnt, alte Geschichte im feierlichen Tone des rhetorischen Epos zu erzählen. Mommsen war durchaus im Rechte, wenn er dies falsche Pathos resolut entfernte und an Stelle ehrwürdigen Halbdunkels das helle Licht des Tages setzte. Aber die klassizistische Patina ist vielleicht hie und da mit etwas derber Hand abgekratzt.

Von größerer Bedeutung ist ein anderer Punkt. Von den Vertretern der philologisch-kritischen Richtung hatten gerade seine unmittelbaren Vorgänger — die Historiker, die sich mit römischer Geschichte beschäftigten — am meisten darin gesündigt, daß sie Darstellung und Quellenkritik nicht auseinanderhielten. Niebuhr hatte dadurch sein Geschichtswerk unlesbar gemacht. Mommsen wollte diesen Fehler vermeiden und wurde dadurch dazu geführt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Er belastete die Darstellung nirgends mit kritischen Untersuchungen; aber er verzichtete nun auch auf alle Belege. Er ließ nicht erkennen, was von den Nachrichten, die er gab, bloße Kombination war und was *guter* Tradition entstammte. Dies radikale Vorgehen war vielleicht das einzige Mittel, zu einer lesbaren römischen Geschichte zu gelangen; aber es ist klar, daß vom wissenschaftlichen Standpunkte aus manche Bedenken erhoben werden können.

Aber was wollen alle diese Einwendungen sagen gegenüber dem Fortschritt, den Mommsens *Römische Geschichte* auch nur in der Form bedeutet! Wie sprüht seine Darstellung überall von Leben! Wie plastisch ist alles geschildert! Wie packend werden selbst ganz entlegene antiquarische Details in Leben umgesetzt! — Mommsen ist der einzige Historiker, der es verstanden hat, als Erzähler mit den Romanschreibern zu wetteifern, ohne in die Fehler der romanhaften Geschichtschreibung zu verfallen. Seine Darstellung ist gerade deshalb so anschaulich und wirkungsvoll, weil sie sich innerhalb der Grenzen der Historie hält und sentimentale Effekte verschmäht. Sie bedient sich moderner technischer Ausdrücke und kecker Anspielungen nicht als äußerlicher Lockmittel, sondern im Interesse wissenschaftlicher Aufklärung. Der geistreiche, scharf pointierte Stil, der die Dinge ungeniert bei ihrem Namen nennt, ist nicht Selbstzweck. Er gibt nur die politisch-realistische Auffassung des Verfassers wieder. Er soll den Leser

zwingen, die Dinge zu betrachten wie sie waren, frei von falscher historischer Pietät, im grellen Lichte des Tages. Die philosophierende Sprache der älteren Richtung hatte in ihrer euphemistischen Art gern den Leser über die wahre Natur historischer Mächte im unklaren gelassen. Mommsen kennt keine Schonung dieser Art. Er entlarvt unechte Größe dadurch, daß er sie in der Nähe betrachtet. Die Kritiker, die ihm schlechten Zeitungsstil vorwarfen, übersahen, daß seine Sprache sich zwar gern publizistischer Schlagworte bedient, von den Fehlern des Journalistendeutsches sich aber ganz rein erhält. Sein Stil neigt weder zu Schwulst noch zu phrasenhafter Unklarheit noch zu leerem feuilletonistischem Schimmer. Mommsen verdankt unzweifelhaft seiner journalistischen Tätigkeit manches. Seine Ausdrucksweise ist beweglicher, sein Stil gelenkiger, als sonst bei Gelehrten üblich. Auch seine zynische Art mag durch den Journalismus genährt worden sein; Cicero so sachkundig beurteilen konnte vielleicht nur, wer hinter den Kulissen gesehen hatte, wie Politiker durch Zeitungen Stimmung zu machen suchen. Aber von den Fehlern des pathetischen Leitartikelstils ist seine Sprache in höherem Maße frei als die der meisten zeitgenössischen Historiker.

Mommsens Art, Geschichte zu schreiben, ist der vollkommene Ausdruck seiner historisch-politischen Überzeugungen. Er spricht über historische Persönlichkeiten im Stile zeitgenössischer Politiker, weil er an alle Erscheinungen der Geschichte einen politischen Maßstab anlegen will. Der Historiker hat nur darnach zu fragen, was ein Staatsmann politisch geleistet; er hat sich nicht darum zu bekümmern, wenn ein solcher in der Tradition infolge künstlerischer Verdienste oder ethischer Vorzüge einen hohen Rang als Schriftsteller oder Mensch einnimmt.

Die unerschrockene Durchführung dieses Grundsatzes hat Mommsen unter den Philologen viel Feinde gemacht; besonders sein scharfes Urteil über Cicero ist ihm nie verziehen worden. Wohl mit Unrecht. Man kann darüber streiten, ob der Historiker politisch urteilen soll (wie es die Meinung der kleindeutschen Schule war) oder ob er sich nicht lieber begnügen sollte, den geschichtlichen Verlauf zu beschreiben und, so gut es geht, zu erklären. Aber darüber sollte kein Zweifel herrschen, daß, wenn der Historiker einmal politische Aktionen auf ihre Zweckmäßigkeit kritisiert, er dann seine Kritik gegenüber allen Persönlichkeiten gleichmäßig anwenden muß, besonders dann, wenn er wie Mommsen den künstlerischen Wert seiner Schrift von ihrem politischen oder nationalen zu unterscheiden weiß.

Mommsen war zwar auch als literarischer Kritiker keineswegs unbefangen. Er vertrat die Grundsätze der romantischen Ästhetik und setzte die natürlich und organisch gewachsene Kunst unbedingt über die Kunstpoesie. Aber er hat eigentlich künstlerische Fragen nie mit politischen verwechselt; er hat nie, wie Droysen, das Dogma verteidigt, daß hohe nationale Kultur sich nur auf der Grundlage eines starken Staates erhalten könne.

Mommsen als Jurist. Sein Genialstes leistete Mommsen, wenn er auf staatsrechtliche und staatswirtschaftliche Verhältnisse zu reden

kam. Nirgends sonst hat die Verbindung von Jurisprudenz und Historie so schöne Früchte getragen. Was sonst meistens getrennt war, fand sich hier zusammen.

Die reinen Historiker hatten sich bisher meistens mit Rechtsfragen als solchen nur ungern und oberflächlich befaßt; sie hatten Rechtsstreitigkeiten nur auf ihre politische Bedeutung hin zu würdigen gesucht. Die Juristen hatten die formale Interpretation in den Vordergrund gestellt. Mommsen vermied die Einseitigkeiten der einen wie der anderen Richtung. Er erfaßte das juristische Problem mit voller Schärfe, ohne darüber die tatsächliche politische Bedeutung des Falles aus dem Auge zu verlieren. Wenn Mommsen von sich gesagt hat, er habe dabei mitgewirkt, die *widersinnigen, hauptsächlich aus den Fakultätsordnungen der Universitäten hervorgegangenen Schranken der Wissenschaft* zu beseitigen und historische Forschung und Rechtswissenschaft miteinander in Verbindung zu bringen, so ist diese seine Tat nicht nur der gelehrten Forschung sondern durch seine *Römische Geschichte* auch der Geschichtschreibung zugute gekommen.

Vgl. über Böckh M. Hoffmann, *A. B., Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel* 1901, sowie die bei K. J. Neumann, *Entwicklung und Aufgaben der Alten Geschichte* (1910), 45 f., aufgeführten wissenschaftlichen Korrespondenzen.

Ganz mit Unrecht hat man das ungünstige Urteil Mommsens über Cicero vorgebildet finden wollen in dem Artikel über Cicero in Wilhelm Drumanns (1786 bis 1861) *Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung* (1834 bis 1844). Drumanns Bemerkungen sind im Gegenteil ein geradezu klassisches Zeugnis für die vollständige Umwälzung, die die realistische politische Geschichtschreibung nach 1848 in den historischen Werturteilen herbeiführte.

Drumann kritisierte Cicero ausschließlich vom Standpunkte der Privatmoral. Der römische Advokat erhält bei ihm eine schlechte Note, weil sich Widersprüche zwischen Leben und Schriften nachweisen lassen, die den Schluß auf einen unlauteren Charakter nahelegen. Daß er als Staatsmann der Situation nicht gewachsen sein konnte, zieht Drumann nicht in Betracht. Eine Ähnlichkeit mit Mommsen ließe sich nur insofern konstatieren, als Drumanns schulmeisterliche Zensur sogar vor Cicero, dem Abgott der Klassizisten, nicht haltmachte. Aber von dem politischen Urteil Mommsens wird man bei ihm nichts entdecken können. Für seinen politischen Doktrinarismus ist schon der Titel seines (mit Unrecht für Geschichte ausgegebenen) genealogischen Handbuches bezeichnend. Drumann sieht in der Errichtung des Prinzipates eine bloße *Verfassungsänderung*, gleichsam eine neue *charte*, Ludwig Philipp statt Karl X. (Eine neue Auflage seiner *Geschichte*, die als Nachschlagewerk in mancher Beziehung unentbehrlich ist, hat 1899 unter der Leitung von P. Gröbe zu erscheinen begonnen.)

IV. Die Umwandlung der Verfassungsgeschichte in Frankreich unter dem Einfluſs der sozialen Bewegung.

1. Allgemeines.

Die auf Voltaire und Montesquieu zurückgehende analytische Behandlung der politischen und Verfassungsgeschichte in Frankreich, die in der Periode des Liberalismus am besten durch Guizot vertreten

worden war, wurde unter dem Einfluß des Jahres 1848 und der damals beginnenden sozialen Bewegung ebenfalls in ihrem Wesen erweitert. Die formalpolitischen Probleme (Demokratie oder Aristokratie, Absolutismus oder Konstitutionalismus) verloren an Bedeutung. Das sichere Funktionieren der Staatsverwaltung erschien wichtiger als die Befriedigung verfassungsrechtlicher Wünsche. Man fragte mehr nach dem inneren Wesen eines Regierungssystems als nach seiner äußeren Form. Die Historiographie rückte die Geschichte der Veränderungen in der wirtschaftlichen Verfassung des Volkes in den Vordergrund und untersuchte mit Vorliebe den Zusammenhang dieser Veränderungen mit der Geschichte der politischen Institutionen. Die historische Bedeutung von Ideen und Prinzipien wurde geringer angeschlagen, als es früher der Fall gewesen war.

Die neue Richtung der französischen Verfassungshistoriker führte ihre sozialpolitische Auffassung reiner durch als die Schule Sybels. Die Forscher waren in höherem Maße Spezialisten als ihre deutschen Zeitgenossen und leisteten deshalb in ihrem Fache Größeres. Sie arbeiteten wissenschaftlich unbefangener und standen weniger im Dienste politischer Tendenzen. Aber sie bezahlten diese Vorzüge damit, daß sie nur ganz bestimmte historische Faktoren in Betracht zogen. Sie betrachteten die innere Geschichte eines Volkes als einen Gegenstand, der für sich behandelt werden könne. Sie unterschätzten wie alle Liberalen, wie fast alle französischen und englischen Autoren, die vor dem Jahre 1870 schrieben, den Einfluß der internationalen Machtverhältnisse und der militärischen Organisation. Auch die deutschen Historiker der liberal-nationalen Schule waren von diesem Fehler nicht immer ganz frei. Man hat nicht ganz mit Unrecht im besonderen Mommsen deshalb schon Vorwürfe gemacht. Aber im allgemeinen vergaß die kleindeutsche Historiographie die Lehren nicht, die sich aus den Werken Rankes und Droysens ergaben. Sie haben kaum je die innere Geschichte eines Staates so künstlich isoliert wie die Franzosen oder Green. Sie haben nie so sehr außer acht gelassen, daß die politische Organisation ebenso, wenn nicht noch mehr, den Zweck der Abwehr nach außen als den der Verwaltung im Innern hat.

Den Übergang von der alten zur neuen Auffassung bezeichnen am deutlichsten die Werke Tocquevilles.

2. Tocqueville.

Alexis de Tocqueville (geboren 1805 zu Verneuil, Jurist, 1827 zum *juge auditeur* am Gerichte von Versailles ernannt, bereist 1831 und 1832 die Vereinigten Staaten [mit dem Auftrage, das amerikanische Gefängniswesen zu studieren], demissioniert dann als Beamter [1832], 1839 in die Kammer gewählt, 1849 einige Monate lang Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zieht sich nach dem 2. Dezember 1851 vom öffentlichen Leben zurück, 1841 Mitglied der französischen Akademie, gestorben 1859 zu Cannes) kommt hier vornehmlich als Verfasser des Werkes *L'Ancien Régime et la Révolution* in Betracht, das unvollendet blieb und von dem nur der erste Band 1856 erschien. (Ähnlichen Inhaltes ist die *Histoire philosophique du règne de Louis XV* [1846] und der *Coup d'œil sur le règne de Louis XVI.*) Vieles Historische enthalten ferner die *Souvenirs* (1893), die als eine Geschichte der

Februarrevolution bezeichnet werden können, und das berühmte Werk *La Démocratie en Amérique* 1835 bis 1840. Ferner verschiedene Essays in den *Oeuvres* 1860 bis 1866, (die die *Souvenirs* noch nicht enthalten).

Literatur: Jaques, *A. d. T.* 1876; d'Eichthal, *A. de T. et la démocratie libérale* 1897; P. Marcel, *Essai politique sur A. de T.* 1910 (Pariser Thèse). Vgl. ferner die von L. Schemann edierte Korrespondenz zwischen T. und Gobineau 1908. (Die übrige Korrespondenz Tocquevilles ist in den *Oeuvres* publiziert.)

Tocqueville war von Haus aus ein Jurist aus der Schule Montesquieus. Die Untersuchungen seines ersten großen Werkes gehen nach antik doktrinärer Weise von der äußeren Regierungsform aus. Er behandelte in diesem seinem Buche über die *Demokratie in Amerika* seinen Stoff sorgfältiger und eindringlicher, als es Montesquieus Art gewesen war. Aber er wich prinzipiell von den Bahnen seines Vorgängers nicht ab. Erst die Februarrevolution brachte ihm, wie er es in den *Souvenirs* außerordentlich anschaulich schildert, die Bedeutung der sozialen Bewegung zum Bewußtsein.

Seine historischen Studien griffen nun tiefer. Was früher nur Nebenwerk gewesen, wurde nun zur Hauptsache. Hatte er früher untersucht, inwiefern die amerikanische *Demokratie* auf besonderen Voraussetzungen beruhe, so untersuchte er nun diese Voraussetzungen selbst. Er faßte über das formalpolitische Verfassungsproblem hinweg den Bau des ganzen Regierungskörpers, ja des ganzen Volkes ins Auge. *Wie eine große administrative Revolution der politischen vorausging*, ist das vorletzte Kapitel seines *Ancien Régime* überschrieben.

Tocquevilles Buch über die Französische Revolution ist leider nicht über den ersten einleitenden Band hinausgekommen. Die Geschichte der Historiographie kennt wenig andere Fälle, wo es so angebracht ist, von einem unersetzlichen Verluste zu reden wie hier. Nur Fustel de Coulanges wäre vielleicht imstande gewesen, Tocquevilles Geschichte des *Ancien régime* in ähnlichem Geiste fortzusetzen. Aber er hat seine Institutionen nicht einmal über die fränkische Zeit hinausführen können, geschweige daß er dazu gelangt wäre, noch die Geschichte der Revolution zu behandeln.

Tocquevilles *Ancien Régime* hat über das spezielle Thema hinaus allgemeine Bedeutung. Keiner war vor ihm so tief in das Wesentliche eingedrungen, hatte unter den wechselnden äußeren Formen so deutlich den bleibenden Kern, die historische Kontinuität erkannt. Romantiker und Liberale hatten beinahe ohne Ausnahme die Französische Revolution als einen völligen Bruch mit der Vergangenheit betrachtet. Nun war sogar an diesem Musterbeispiele die Unhaltbarkeit der Katastrophentheorie nachgewiesen worden. Tocqueville zeigte, daß die Revolution in vieler Beziehung nur eine Entwicklung zu Ende führte oder fortsetzte, die vorher schon begonnen hatte, daß sie vielfach nur Verhältnisse sanktionierte, die sich unter anderem Namen bereits vor 1789 gebildet hatten. Er gab das erste wahrhaft philosophische Buch über politische Geschichte: er lehrte über die äußere Erscheinung hinaus das innere Wesen erkennen, auch da Zusammenhänge zu sehen, wo das blöde Auge des Pragmatikers und des politischen Doktrinärs unver-

einbare Gegensätze zu finden meinte. Ohne daß er dabei nach Hegels Art in willkürliche dialektische Konstruktionen verfallen wäre.

Tocqueville schuf sich für seine Bedürfnisse eine neue, eigenartige Form. Er schloß sich in einigen Äußerlichkeiten an Montesquieu und Guizot an. Aber er gab nicht nur Betrachtungen über Geschichte wie seine Vorgänger, sondern eine eigentliche historische Darstellung. Freilich nicht in der Form einer Erzählung, sondern in der der Analyse. Er hätte auf keine andere Weise seine Auffassung so deutlich zum Ausdruck bringen können. Wer die Erzählung der äußeren Geschehnisse in den Vordergrund stellt, ist leicht geneigt, die äußerlich bewegten Perioden stärker zu bedenken als die scheinbar ruhigen. Tocqueville, der mit der oberflächlichen Anschauung gebrochen hatte, daß es im Gegensatz zu den revolutionären Epochen Zeiten absoluten Stillstandes gebe, konnte, wenn er konsequent sein wollte, seine Geschichte weder als Erzählung noch als Zustandsschilderung anlegen. Die meisten anderen Historiker haben es in solchen Fällen mit einem Kompromiß versucht, sie haben zuerst erzählt und dann geschildert. Tocqueville blieb nicht dabei stehen, er zog die Konsequenz aus seinen Prämissen. Seine geniale Darstellung berücksichtigt die langsam wirkenden tiefen Kräfte in derselben Weise wie die stärker hervortretenden, wenn schon kurzlebigeren Bewegungen, die die Entwicklung dieser Kräfte modifizieren. Nichts trennt Tocqueville so deutlich von den älteren Kulturhistorikern, als daß er immer nach Zeit und Ort unterschied. Er sah im *Ancien Régime* nicht einen lange Zeit unveränderlich bleibenden Zustand, sondern wies nach, daß auch im 18. Jahrhundert das französische Staatswesen sich fortwährend veränderte, eine eigentliche Geschichte hatte.

Die abstrakten Deduktionen der älteren Historiographie sind überall durch konkrete, präzise Vorstellungen ersetzt. Tocqueville spricht nicht mehr von Volk, Adel, Königtum; er unterscheidet Klassen und Stände. Er handelte lieber über die soziale Stellung der Stände als über ihre formellen politischen Rechte. Ein scharfer politischer Verstand und gründliche theoretisch-spekulative Schulung trafen bei ihm mit genauer Kenntnis der Geschäfte und der Welt zusammen. Wie wunderbar anschaulich und nüchtern ist der Ursprung des späteren sogenannten *esprit classique* erkannt und ist seine politische Bedeutung gewürdigt! Wie sorgfältig sind übertriebene Verallgemeinerungen vermieden!

Im Stil hat Tocqueville auf allen äußeren Schmuck verzichtet. Er strebt weder nach dem Prophetenton der Romantiker noch nach der publizistischen Petulanz der Liberalen. Die Vorzüge, die seine Darstellung auszeichnen, entstammen nicht künstlerischen Absichten. Die Ausdrucksweise ist kräftig und lebendig, weil der Verfasser über ein Thema spricht, das er ganz beherrscht und das er vollkommen durchdacht hat. Er braucht keine Rhetorik. Er will weder Uninteressierte heranlocken noch politische Gegner überreden. Ihn treibt nur der Eifer der Erkenntnis. Kaum ein anderer Historiker hat seinem Gegenstande nicht nur äußerlich sondern auch innerlich so objektiv

gegenübergestanden wie Tocqueville. Auch Ranke enthielt sich direkter Anspielungen auf die politischen Kämpfe der Gegenwart. Aber er hatte doch nie ganz darauf verzichtet, mit Hilfe der Geschichte auf diese einzuwirken und die von politischen Schlagworten irregeleiteten Zeitgenossen mit Hilfe vertiefter historischer Auffassung zu einer richtigeren Würdigung des Staatslebens zu bekehren. Tocqueville fühlte sich in seiner Zeit und seinem Lande so einsam, daß er nicht an die Möglichkeit dachte, mit seinen Gedanken Einfluß zu gewinnen. Er hatte sich für immer von den Geschäften zurückgezogen, als er seine Geschichte schrieb. Die historische Erkenntnis wurde ihm Selbstzweck. Über seiner Darstellung liegt philosophische Ruhe ausgebreitet. Der Ton der Tribüne ist verbannt. Die Sprache ist altmodisch gemessen und doch ist alles voll Leben. Es redet ein Mann, der die Wirklichkeit scharf erfaßt hat und seine Gedanken aus erster Hand hat. Ein bedeutender Mensch setzt sich unmittelbar mit uns in Verbindung.

Tocqueville glaubte fest daran, daß eine göttliche Vorsehung die Geschicke der Menschen leite. Aber er entkleidete diese Vorstellung aller grob anthropomorphen Züge. Er ließ die Gottheit nicht direkt, sondern durch Vermittlung *natürlicher* Ursachen eingreifen. Sein Glaube hat seinen wissenschaftlichen Untersuchungen daher nicht im Wege gestanden. Er hat ihn im Gegenteil erst recht befähigt, die Ereignisse von einer höheren Warte aus zu betrachten. Die Revolution und ihre Folgen schienen ihm nicht weniger das Werk Gottes zu sein als die feudale Monarchie.

3. Fustel de Coulanges.

Numa-Denys Fustel de Coulanges (geboren 1830 zu Paris, Historiker und Philologe, 1853 als Mitglied der École d'Athènes in Griechenland, 1855 Gymnasiallehrer in Amiens, 1860 als Professor der Geschichte nach Straßburg berufen, 1870 nach Paris an die École Normale versetzt, vertritt von 1875 an Geffroy an der Sorbonne als Dozent für alte Geschichte, 1878 Professor an der Sorbonne für mittelalterliche Geschichte, 1880 bis 1882 Direktor der École Normale, gestorben 1889 zu Massy) kommt hier durch seine zwei Hauptwerke in Betracht, die *Cité antique* (1864) und die *Histoire des institutions politiques de l'ancienne France*. Von dieser erschien der erste Teil (*l'Empire romain, les Germains, la Royauté mérovingienne*) 1874; dieser wurde in der 3. Auflage zu drei Bänden *La Gaule romaine, L'Invasion germanique et la fin de l'Empire* und *La Monarchie franque* erweitert (1888 bis 1891). Diese zweite Bearbeitung wurde dann fortgesetzt durch die Bände *L'Alleu et le Domaine rural pendant l'époque mérovingienne* (1889), *Les origines du système féodal* (1890) und *Les Transformations de la royauté pendant l'époque carolingienne* (1892; die beiden letzten Bände von C. Jullian nach Fustels Tode herausgegeben). Die Abhandlungen, in denen Fustel die in den *Institutions* niedergelegten Anschauungen verteidigte, sind gesammelt in den *Recherches sur quelques problèmes d'histoire* (1885) und den *Nouvelles recherches* (1891), Jugendarbeiten und vermischte Abhandlungen in den *Questions historiques* (1893). Vgl. ferner die von Beer in der *Revue de Synthèse hist.* II (1901), 241 ff.; III, 98 ff.; VI (1903), 116 ff. publizierten *Fragments*. Eine Bibliographie der Schriften am Schlusse der Biographie von P. Guiraud (1896). Die beste Kritik und Charakteristik hat Ch. Seignobos gegeben in der von Petit de Julleville redigierten *Histoire de la Langue et de la Littérature française* VIII (1899) 279 ff. Vgl. ferner P. Kehr in der *Hist. Ztschr.* 71 (1893),

144 ff.; G. Monod, *Portraits et Souvenirs* 1897; E. Champion, *Les Idées politiques et religieuses de F. de C.* 1903.

Deutsche Forscher haben etwa der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die These, die Fustels *Institutions* zugrunde liegt, mit der *Revanche-Idee* in Zusammenhang stehe. Dagegen sei vor allem auf das Zeugnis Monods (148 f.) verwiesen. Monod hat die Hefte für die Vorlesungen, die Fustel 1861 bis 1868 in Straßburg hielt, durchgesehen und dabei entdeckt, daß F. seine Theorie über den römischen Charakter des merowingischen Regierungssystems vor 1870 ebenso absolut formulierte wie nachher.

Fustel als Sozialhistoriker. Fustel de Coulanges hat sich öfter auf Tocqueville und Guizot als seine Meister berufen. Er hat beide weit übertroffen. Er war ihnen nicht nur als gelehrter Forscher überlegen, sondern er war auch von den ideologischen Theorien und den politischen Kämpfen der Restaurationsperiode noch ganz anders unabhängig als selbst Tocqueville. Tocqueville hatte die doktrinären Abstraktionen des Liberalismus zwar zum größten Teile überwunden, aber er war sie doch nicht ganz los geworden. Manches erinnert bei ihm noch an den Dogmatismus der alten Schule. Er bezeichnet den Übergang zur neuen Richtung; dieser selbst gehört er noch nicht vollkommen an. Erst der jüngeren Generation war es möglich, weiter zu schreiten; erst Fustel de Coulanges hat mit den alten Anschauungen vollständig gebrochen.

Fustel stellte wie Mommsen die innere Geschichte des Staates in den Mittelpunkt seiner Darstellungen. Aber er faßte seine Aufgabe anders an als sein deutscher Zeitgenosse. Er kam nicht von der Jurisprudenz her und war weniger geneigt, Rechtsfiktionen als handelnde Personen zu betrachten, Staatsverfassung und -verwaltung als selbstdänig existierende Organismen anzusehen. Er versuchte lieber, Staat und Verfassung von unten aus aufzubauen, aus dem Volksglauben oder den sozialen Verhältnissen herzuleiten. Die staatliche Organisation ist ihm nicht die treibende Kraft; sie ist bloß der Ausfluß sozialer Zustände und Anschauungen.

Dies hatte zur natürlichen Folge, daß er darauf verzichtete, im Sinne Mommsens politisch zu kritisieren. Wer die großen Wandlungen im Glauben des Volkes oder in den sozialen Verhältnissen als das primäre Agens der Geschichte betrachtet, kann die Politiker, deren Treiben doch nur die Oberfläche des geschichtlichen Lebens berührt, nicht eigentlich ernstnehmen. Wozu sie dann zensieren? Und die Kräfte, die in der Tiefe wirken, entziehen sich erst recht allen Erziehungskünsten. Man mag ihre Tätigkeit gerne sehen oder nicht; das Individuum ist ihnen gegenüber jedenfalls ohnmächtig. Fustel hat so noch konsequenter als Tocqueville die Wandlungen einer Verfassung zergliedert, als wenn er einen Veränderungsprozeß in der unbelebten Natur zu analysieren gehabt hätte. Er urteilt nicht; er sucht nur zu erklären, die tiefer liegenden Kausalzusammenhänge bloßzulegen und aus ihnen die geschichtlichen Vorgänge herzuleiten. Man kann natürlich seine Interpretationsversuche im einzelnen bestreiten. Man kann bezweifeln, ob der Totenkult für die Geschichte der antiken Stadtverfassungen

die einzigartige Bedeutung gehabt hat, die ihm Fustel zuschreibt. Aber die prinzipielle Bedeutung der *Cité antique* wird dadurch kaum geschmälert. Man vergleiche sie z. B. mit den früheren Darstellungen der attischen Geschichte. Konservative und Liberale, Tories und Radikale hatten sich diesen Stoff zum politischen Kampffeld auserwählt. Ihre Urteile beruhten auf der gemeinsamen Voraussetzung, daß es das Verdienst einzelner Staatsmänner oder bestimmter Parteigruppen gewesen sei, wenn die Entwicklung den Verlauf genommen habe, von dem die Geschichte berichtet. Fustel suchte nachzuweisen, daß die Demokratisierung der Verfassung nicht auf die Willkür einiger Demagogen, sondern auf eine historische Notwendigkeit zurückzuführen sei. Die Auflösung der Glaubenssätze, auf denen der alte Staat ruhte, hatte gleichsam von selbst eine Änderung der politischen Verfassung zur Folge. Ähnlich in seinem späteren Werke. Nicht die verfehlte fiskalische Gesetzgebung der römischen Kaiser brachte dem Reiche den Untergang (wie die Liberalen gemeint hatten), nicht Maßregeln der kaiserlichen Verwaltung hatten die Umwandlung zum Feudalsystem zur Folge, nicht eine bloße Palastintrige verschaffte den Karolingern das Königtum. Die Veränderungen der sozialen Verhältnisse erzeugten von selbst neue politische Institutionen. Nachdem die Hausmacht der Karolinger größer geworden war als die der Merowinger, fiel ihnen normalerweise auch die politische Herrschaft zu: sie gehörte ihnen schon, bevor sie den Königstitel erhalten hatten.

Seine Opposition gegen die Theorien der Romantik. Man kann sagen, die Romantik habe bereits etwas Ähnliches versucht. Auch sie habe bereits behauptet, daß politische Institutionen nicht von einzelnen mit bewußter Absicht geschaffen werden könnten. Das ist wohl richtig. Eine scheinbare Ähnlichkeit besteht zwischen Fustel und den Romantikern. Aber doch nur eine scheinbare. Nicht nur ist Fustel von den reaktionär-quietistischen Tendenzen der Romantik völlig frei. Sondern er hat vor allem nicht versucht, da, wo die individualistische Erklärungsweise versagte, zu geheimnisvollen, unbeweisbaren Potenzen seine Zuflucht zu nehmen. Seine ganze Geschichtschreibung ist im Gegenteil durch die Opposition bestimmt, die er aus wissenschaftlichen Gründen glaubte der unhistorischen Hypostasierung und Generalisierung moderner Begriffe machen zu müssen. Vor allem dem Begriff des Volkstums, den die Romantiker aus den zeitgenössischen nationalen Kämpfen leichtfertig auf die Vergangenheit übertrugen. Fustel wurde dadurch zu dem Extrem geführt, prinzipiell nur solche Kräfte als historisch wirksam anzunehmen, die sich direkt aus den Zeugnissen der Vergangenheit, den *Texten*, nachweisen ließen. Er ging historischen Axiomen durchaus aus dem Wege. Nicht nur den romantischen sondern auch modernen. Er vermied es, ethnographische Parallelen zu ziehen und etwa die Theorie zu vertreten, daß alle Völker bestimmte Kultur- oder Rechtsstufen durchlaufen müßten. *Es gibt eine Philosophie und es gibt eine Geschichte*, pflegte er zu sagen, *aber es gibt keine Philosophie der Geschichte.*

Man kann in Zweifel ziehen, ob die Mächte, die Fustel an die Stelle der romantischen mystischen Kräfte setzt, imstande sind, den Verlauf der Geschichte so vollständig zu erklären, wie er meinte. Es war Fustels Fehler, daß er allzu stark zur Simplifizierung neigte. Er ordnete verwickelte Verhältnisse allzu leicht einer These unter. Er sah gern eine einfache Linie, wo mehrere Kurven zusammentrafen. Aber das eine wird man kaum in Zweifel ziehen, daß er ausschließlich reale Potenzen, nicht bloße Konstruktionen zur Erklärung herangezogen hat und daß seine Thesen, wenn sie auch vieles außer Betracht lassen, doch jedenfalls einen Teil der Verhältnisse bloßgelegt haben, in denen die tiefere Ursache geschichtlicher Veränderungen zu suchen ist.

Fustel vertrat wie Mommsen die realistische Opposition gegen den ideologischen Doktrinarismus der Romantik und des Liberalismus. Man hatte früher gerne von dem historischen Einflusse religiös-philosophischer Ideen gesprochen. Fustel maß den Erzeugnissen theologisierender Spekulation weniger Bedeutung bei als den konkreten abergläubischen Vorstellungen, die in den Massen herrschten. Bei der Bildung des fränkischen Staates hatte man früher gern germanische Ideen am Werke gesehen. Fustel abstrahierte bewußt von Prinzipien und ließ die historische Entwicklung allein aus der Realität der sozialen Verhältnisse hervorgehen. Hand in Hand damit ging eine realistische Interpretation der Quellen, wie sie in dieser Art wohl noch nicht dagewesen war. Nie ließ sich Fustel von dem romantischen Schimmer des Altertümlichen blenden. Er ging von der Voraussetzung aus, daß jeder Ausdruck der Quellen eine präzise Meinung habe und etwas Reales bedeute. Schienen Widersprüche zu bestehen, so konnte dies nur daran liegen, daß wir den Sinn der Worte nicht richtig erfaßt haben.

Diese Methode wurde natürlich auch von anderen geübt. Aber keiner hat sie wohl so genial angewendet. Fustels wundervolle Exkurse über die genaue Bedeutung scheinbar einfacher Ausdrücke z. B. bei Gregor von Tours sind eigentliche Musterstücke historischer Interpretationskunst. Man möchte wünschen, daß davon einmal ein Index angefertigt würde.

Seine mangelhafte Kritik der Quellen. Fustel verfolgte mit seiner historiographischen Tätigkeit keine publizistischen Nebenzwecke. Die geschichtliche Wahrheit, der er mit wahrhaft religiöser Inbrunst nachstrebte, stand ihm viel zu hoch, als daß er ihren Kultus in den Dienst einer aktuellen Tendenz hätte stellen mögen. Er suchte die Geschichte von modernen Vorstellungen ganz rein zu erhalten. Für seine Textkritik hatte dies gefährliche Folgen. Mit den Willkürlichkeiten moderner tendenziöser Konstruktionen lehnte er überhaupt die philologisch und diplomatisch kritische Behandlung der Quellen ab. Die *Texte*, d. h. die gedruckt vorliegenden zeitgenössischen Chroniken und Urkunden schienen ihm die einzigen sicheren historischen Zeugnisse. Was sich mit ihnen nicht belegen ließ, was sich nur auf kritische Hypothesen stützte, schien ihm der Wahrheit Gewalt anzutun, subjektive Phantasien an die Stelle der einzig sicheren Autorität zu setzen.

Unermüdlich las und durchdachte er seine Quellen; mit Recht hat man gesagt, daß er als *liseur de textes* mit keinem anderen Forscher verglichen werden könne. Aber er versäumte darüber ganz und gar, sich die Ergebnisse der philologisch-kritischen Methode nutzbar zu machen. Es fiel ihm nicht ein, die Dokumente, die er zitierte, systematisch auf ihre Echtheit zu untersuchen. Er unterließ es in der Regel, sich über Provenienz und Glaubwürdigkeit seiner erzählenden Quellen durch selbständige Forschungen Klarheit zu verschaffen. Besonders die *Cité antique* enthält erstaunliche Beispiele naiver Quellenbenutzung. Rhetorische Ausschmückungen Dionys' von Halikarnaß galten Fustel als wertvolle historische Zeugnisse. Ähnliches, wenn auch vielleicht nicht ganz so Schlimmes, ließ er sich in den *Institutions* zuschulden kommen. Legenden Fredegars brachte er ebensoviel Glauben entgegen wie den memoirenhaften Partien bei Gregor von Tours. Wie Taine betrachtete er die Aussagen historischer Quellen als *Tatsachen* (*faits*) und bedachte nicht, daß diese (auch die Urkunden) nur mehr oder weniger ehrliche Berichte über wirkliche oder angebliche Vorfälle sind. Durch seinen an sich sehr berechtigten, gesunden Widerwillen gegen moderne, tendenziöse Systemmacherei wurde Fustel zu einem anderen Extrem geführt. Der Historiker hat nach seiner Ansicht seine Dokumente nur zu interpretieren, nicht zu kritisieren. Er darf wohl Tatsachen, die sich aus den Quellen ergeben, generalisieren; er darf aber nicht Begriffe, von denen in den Quellen nicht direkt die Rede ist, in die Geschichte einführen. Es war wohl das letztemal, daß ein großer Historiker auf diese Weise der Methode Niebuhrs prinzipiell Opposition machte.

Es kam dazu, daß Fustel sich ganz auf die schriftlich niedergelegte Überlieferung beschränkte. Monumentale Zeugnisse ließ er außer Betracht. Er versuchte nie aus Münzen, Katastern, Flur- und Ortsnamen usw. Rückschlüsse zu ziehen.

Form und Darstellung. Fustel schloß sich in der Form seiner Werke an Tocqueville an. Die Erzählung tritt hinter der Analyse fast ganz zurück. Man könnte sagen, diese Form habe sich aus dem Stoffe von selbst ergeben; eine V e r f a s s u n g s geschichte könne nicht anders geschrieben werden. Allein wer so reden wollte, würde übersehen, daß Fustel mehr gibt als eine Geschichte der politischen Organisation. Er behandelt die Geschichte des ganzen Staates, der sozialen und politischen Verhältnisse überhaupt. Die innere Geschichte wird nicht mehr nur vom Standpunkt der Staatsverwaltung aus betrachtet.

Auch der Stil erinnert an Tocqueville. Doch war Fustel der größere historische Schriftsteller. Er ist von der gezierten Vornehmheit seines Vorbildes frei; er fällt nie wie dieser in das Pathos der alten Schule zurück. Auf rhetorische Effekte verzichtet er konsequent. Sein wundervoll kräftiger, männlicher Stil sagt nur, was zu sagen ist.

Er strebte nicht nach äußerlicher Anschaulichkeit und machte der romanhaften Auffassung der Geschichte keine Konzessionen. Er verstand dafür, das innere Leben des sozialen Körpers so realistisch

wieder aufleben zu lassen wie nur ganz wenige außer ihm. Ein Glied fügt sich ans andere; nie verfällt der Verfasser in den Ton des gelehrten Sammlers. Seine Darstellung ist schön wie ein Kunstwerk der Technik, dessen Konstruktion sich nur nach Gründen der Zweckmäßigkeit gerichtet hat. Wie ganz anders nimmt sich die schlichte Sachlichkeit dieses Stiles aus, als die rhetorisch-pathetische Diktion der Tendenzhistorie! Gerade weil Fustel vermieden hat, seine Darstellung mit ungehörigen philosophischen Floskeln zu schmücken, geht von seinen Büchern eine Wirkung aus, die nur mit der großer philosophischer Werke verglichen werden kann. Wir werden vom Schein der Dinge zum Wesen geführt. Die Hand des Denkers hebt einen Teil des Schleiers auf, der die wahre Natur der Wirklichkeit verborgen hält. Mag man auch das Ganze für eine subjektive Vision erklären — ist es denn mit den großen philosophischen Systemen anders? Gibt nicht jedes nur einen Teil der Wahrheit? Schätzen wir nicht die am höchsten, die uns wenigstens an einem Punkte haben tiefer sehen lassen, als es gewöhnlichen Augen möglich ist?

Maitland.

Mit Fustel innerlich stark verwandt war der englische Rechtshistoriker Frederick William Maitland (geboren 1850 zu London, Jurist, 1884 Dozent für englisches Recht in Cambridge, 1888 zum Inhaber des *Downing-Lehrstuhls* für englisches Recht ebendaselbst gewählt, gestorben 1906 in Las Palmas auf den Kanarischen Inseln). Sein Arbeitsfeld war kleiner als das des französischen Forschers, da er sich ganz auf englische Rechtsgeschichte beschränkte. Aber als Verfassungshistoriker nahm er zu den herkömmlichen Theorien (Stubbs' vor allem) prinzipiell kaum eine andere Stellung ein als Fustel etwa zu den Aufstellungen Waitz'. Er hatte wie der Franzose eine starke Abneigung gegen abstrakte ideologische Konstruktionen, gegen Schlüsse aus schlecht fundierten Entwicklungsreihen, gegen das Hineintragen moderner Vorstellungen und Tendenzen in die Geschichte. Er war wie jener imstande, tiefsinnig scheinende wirklichkeitsfremde Theorien der modernen Forschung durch nüchterne reale Kausalzusammenhänge zu ersetzen. Politische Systeme bedeuteten ihm an sich nichts; er hielt sich lieber an die tatsächlichen Verhältnisse. Mit maliziöser Freude und köstlichem Humor konnte er schildern, wie praktische Bedürfnisse über juristische Konsequenz und juristische Fiktionen den Sieg davongetragen hätten. Er betonte immer wieder, daß die tatsächliche Bedeutung einer Institution mit ihrer juristisch-theoretischen Formulierung nicht zusammenfalle.

Maitland war wie Fustel ein *religious historian*, ein Forscher, dem die historische Wahrheit über alles ging. Von den nationalistischen Vorurteilen der Teutonistenschule (Stubbs, Freeman) war er gänzlich frei. Stubbs hatte die englische Kirche des Mittelalters vom Standpunkt des nachreformatorischen *Church Establishment* aus beurteilt; Maitland, der persönlich zu keiner kirchlichen Partei gehörte, schrieb gegen diesen tendenziösen Versuch, den *Anglikanismus vorzudatieren*, sein *Roman Canon Law in the Church of England* (1898), in dem die Unhaltbarkeit der kirchlich-offiziellen Auffassung schlagend nachgewiesen wurde. Er war mehr darauf bedacht, eine einzelne Entwicklung in ihrer ganzen Besonderheit zu erkennen, als aus einer Theorie allgemeine Folgerungen abzuleiten. Die scharfe präzise Interpretation bildete für ihn wie für Fustel den Ausgangspunkt seiner Untersuchungen; es ist charakteristisch, daß er sich nicht die Mühe verdrießen ließ, eine Grammatik der normännischen Rechtssprache zu verfassen.

Wichtigste darstellende Werke (neben vielen rechtshistorischen Ausgaben): *History of English Law up to the time of Edward I* (mit F. Pollock zusammen) 1895; *Domesday Book and Beyond* (drei Essays) 1897; *Roman Canon Law* (s. o.). Nach

seinem Tode erschienen folgende Vorlesungen von ihm im Druck: *The Constitutional History of England* ed. Fisher 1908; *Lectures on Equity* ed. W. J. Whittaker 1909. Maitland schrieb ferner die Biographie von L. Stephen (1906; s. u. S. 581f.) und die Abschnitte über englische und schottische Kirchengeschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der *Cambridge Modern History*. M. war auch der Gründer der *Selden Society* (1887). Verzeichnis seiner Schriften bei A. L. Smith, *F. W. M.*, *Two Lectures* 1908. Von Charakteristiken vgl. vor allem den Nachruf von P. Vinogradoff in der *Engl. Hist. Rev.* XXII (1907), 280 ff. Weitere Literatur ist verzeichnet am Schluß der von H. A. L. Fisher verfaßten Biographie *Fr. W. M.* 1910.

V. Die staatlose Kulturgeschichtschreibung in Deutschland.

1. Allgemeines.

Es ist in den vorhergehenden Abschnitten gezeigt worden, in welcher Weise die soziale Bewegung der vierziger Jahre, die in der Februarrevolution und ihren Folgen ihren deutlichsten Ausdruck fand, auf die Geschichtschreibung einwirkte. Es ist darauf hingewiesen worden, wie diese einerseits die Notwendigkeit eines starken Staates erkennen ließ und dadurch der liberalen Historiographie einen konservativ-imperialistischen Zug verlieh, anderseits die bisher von der direkten Teilnahme an der Politik ausgeschlossenen unteren Stände in einer ganz neuen Weise als politische Machtfaktoren schätzen ließ. Konservativ-soziale Tendenzen traten an die Stelle konstitutionalistischer oder absolutistischer.

Im allgemeinen führte diese neue Bewegung, wie natürlich, bloß zu einer Erweiterung und Umbildung der alten politischen Geschichtschreibung. Auch in Deutschland. Aber daneben kam es in diesem Lande zu einer merkwürdigen Neubildung, zu einer Richtung, die sich nicht damit begnügte, die Einwirkung der sozialen Verhältnisse und der niederen Volksklassen auf die politische Entwicklung zu untersuchen, sondern das soziale und geistige Leben des Volkes, d. h. der nicht an der Regierung direkt beteiligten Stände, ausschließlich zum Objekte der Geschichtschreibung machte. Es entstand eine neue Art der Kulturgeschichtschreibung, die mit der bisher so genannten kaum mehr als den Namen gemein hatte.

Frühere Kulturhistoriker hatten wohl von der einseitig politischen Betrachtungsweise zu abstrahieren gesucht und die Behauptung aufgestellt, daß sittliche Kräfte und Ideen für die Entwicklung der Menschheit ebenso bedeutsam seien wie die Wirksamkeit von Staatsmännern und Generalen. Aber was sie erstrebten, war nur eine Ergänzung und Vertiefung der bisherigen Geschichtsauffassung, nicht eine völlige Beseitigung der bisher zur Geschichte gerechneten politischen Begebenheiten. Weder Herder noch Guizot schlossen die Geschichte des Staates oder der Kirche von ihren kulturhistorischen Darstellungen aus. Sie suchten sie anders zu begründen, als bisher üblich gewesen war, sie auf unpolitische Ursachen zurückzuführen, die bisher unbeachtet geblieben waren; aber das Objekt der Geschichtschreibung

wurde nicht wesentlich verändert. Die Romantik hatte allerdings bisweilen Ansätze dazu gemacht. Besonders in Deutschland, wo aus begreiflichen Gründen die Nationalität vielfach höher geachtet wurde als der Staat, waren einige Forscher so vorgegangen, als ob man bei der Betrachtung eines Volkstums von seiner politischen und kirchlichen Organisation absehen könnte. Die in England im 18. Jahrhundert aufgekommene Schwärmerei für das Volkstümliche hatte wohl nirgends sonst so viele Anhänger gefunden wie in Deutschland: kein anderer Forscher ist wohl dem Heimischen, Altertümlichen, Treuherzigen mit so viel Ehrfurcht, Einseitigkeit und Ausdauer nachgegangen wie Jakob Grimm. Aber die Geschichtschreibung hatte von diesen Bestrebungen zunächst wenig Nutzen gezogen. Was folkloristische Spezialisten leisteten, stand der Staatengeschichte, wie sie bisher das Arbeitsgebiet der Historie gebildet hatte, so fern, daß wohl die Kunst- und Literaturgeschichte, aber nicht die Geschichte der Kultur umgestaltet werden konnte.

Was einzelne Romantiker angeregt, wurde erst nach 1848 ausgeführt. Die Kulturgeschichte löste sich vom Staat. Ihren Stoff entnahm sie nunmehr nur dem unpolitischen Leben der von der Regierung in Staat und Kirche ausgeschlossenen Klassen. Mit Vorliebe malte sie *historische Stilleben* (Überschrift eines Abschnittes in Riehls *Kulturstudien aus drei Jahrhunderten* 1859). Sie verherrlichte das zufriedene, treu an seinen alten Gewohnheiten hängende Volk, nachdem sich gezeigt hatte, wie gefährlich es sei, wenn die unteren Klassen durch liberale Maßregeln aufgeklärt und beweglich gemacht würden.

Die neue Richtung entnahm ihre Grundbegriffe so gut wie ausschließlich der romantischen Spekulation. Sie suchte diese zwar nüchterner und realistischer zu fassen, als früher der Fall gewesen; aber wesentliche Veränderungen nahm sie an den Dogmen der Romantik nicht vor. Am wenigsten an dem Glauben an die Unveränderlichkeit des Nationalcharakters. Mit nationalen Eigentümlichkeiten rechnete sie wie mit bestimmten historischen Größen. Es fiel ihr nicht ein, zu untersuchen, ob diese nicht nur Kennzeichen gewisser Entwicklungsstufen oder gewisser Lebensverhältnisse sein könnten. Nicht in ihren geschichtsphilosophischen Voraussetzungen ist die Bedeutung der neuen Kulturgeschichtschreibung zu suchen, sondern nur in ihrem politischen Programm.

Über die ältere Kulturgeschichtschreibung gibt immer noch die beste Übersicht F. Jodl in seiner Schrift *Die Kulturgeschichtschreibung, ihre Entwicklung und ihr Problem* 1878.

2. Riehl.

Typisch vertreten ist die Richtung durch ihren Gründer Wilhelm Heinrich Riehl.

Wilhelm Heinrich Riehl (geboren 1823 zu Biebrich a. Rhein, zuerst Journalist, 1854 Professor zu München für Staats- und Kameralwissenschaft, 1859 für Literaturgeschichte, 1885 Direktor des bayerischen Nationalmuseums, gestorben 1897) kommt hier vor allem in Betracht als Verfasser der *sozialpolitischen* Werke.

Die bürgerliche Gesellschaft 1851; *Land und Leute* 1853; *Die Familie* 1855; *Kulturstudien aus drei Jahrhunderten* 1859 (meistens in den späteren Auflagen stark vermehrt). Vgl. H. Simonsfeld, *W. H. R. als Kulturhistoriker* (Festrede) 1898.

Über die Einwirkung des Jahres 1848 spricht Riehl selbst in dem autobiographischen Schlußteile seiner *Religiösen Studien eines Weltkindes* (2. Aufl. 1894, S. 468): *Entscheidend ward mir hier das Jahr 1848 . . . ich lernte das politische und soziale Leben in täglicher Anschauung kennen. . . . Allezeit eine konservativ angelegte Natur, bin ich doch durch das Jahr 48 erst bewußt konservativ geworden.*

Die Darstellungen Riehls aus der *Naturgeschichte des Volkes* gehören der Historiographie im eigentlichen Sinne des Wortes nicht an. Aber das Programm der neuen kulturgeschichtlichen Richtung ist in ihnen so deutlich ausgesprochen, daß sie nicht wohl übergangen werden können.

Riehl ist der erste, der die Kulturgeschichte als Geschichte der Gesamtgesittung der Völker ganz vom Staate löste. Er ging als Kulturhistoriker von der Volkskunde aus, die ihren Mittelpunkt in der Idee der Nation finden sollte. Die Nation war ihm *der Urgrund, der das wandelbare Staatsleben der Völker weit überdauert.* Er wollte nicht nur tiefer in das Volksleben eindringen, als der Liberalismus getan hatte; er wollte nicht nur zeigen, daß es neben den Ständen, die an dem Kampfe zwischen Absolutismus und Parlamentarismus beteiligt waren, noch Volksschichten gebe, deren Bedürfnisse bisher weder theoretisch von der politischen Doktrin noch praktisch von der schematisierenden Bureaukratie beachtet worden seien. Er ging noch weiter. Er betrachtete im Gegensatz zu den liberalen Historikern die eigentliche politische Geschichte, die Entstehung und die Wandlungen der staatlichen und militärischen Organisation überhaupt als nebensächlich. Als Kulturhistoriker schätzte er nur die Stillen im Lande, die zufrieden ihrer Arbeit nachgehenden kleinen Bauern und Kleinbürger der alten Zeit. Er betrachtete die politische Volksgeschichte nicht anders als die Musikgeschichte. Er ließ wie in dieser nur die *Hausmusik* (des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts) gelten.

Er hatte deshalb nur für eine Periode wirkliches Verständnis, für das patriarchalische Idyll, als das sich ihm das 18. Jahrhundert in Deutschland darstellte. Er versagte für das Mittelalter und überhaupt für alle Zeiten, in denen nur trotziger, ausdauernder Kampf Besitz und Leben sicherte. Sein sozialpolitisches Ideal setzt einen Staat voraus, der seine Existenz nach außen und innen behaupten kann, ohne die militärischen und ökonomischen Kräfte des Volkes eigentlich anzuspannen. Riehl hatte nicht unrecht, wenn er diese Bedingungen in manchen deutschen Kleinstaaten des 18. Jahrhunderts erfüllt sah. Aber er ging durchaus in die Irre, wenn er diesen Ausnahmezustand nicht aus den eigentümlichen politischen Verhältnissen des alten Reiches, sondern aus dem deutschen Nationalcharakter erklären wollte. Er umging dadurch das wirkliche historische Problem. So fein er auch den Regungen der Volksseele zu lauschen wußte, so treffend er auch die deutschen Volksstämme, wie sie zu seiner Zeit bestanden, zu charakterisieren wußte, so wenig war er imstande, seine

eigentliche Aufgabe zu lösen und die Entstehung und die Veränderungen der Besonderheiten der deutschen Volksgruppen historisch zu begründen. Es fehlte ihm und seiner Richtung die Einsicht in die realen Bedingungen des politischen und wirtschaftlichen Lebens. Mit den Einseitigkeiten der statistischen und naturwissenschaftlichen Methode verwarf er diese überhaupt und damit zugleich die wissenschaftliche Analyse. Wer so vorgeht wie Riehl, kann vielleicht die Organisation einer Bauerngemeinde im patriarchalischen Staate der alten Zeit schildern; für wirklich staatliche Gebilde muß er versagen. Es ist charakteristisch, daß Riehl wohl Möser und Ritter zu rühmen pflegte, ihre geniale Verbindung der Sozialgeschichte und der geographischen Figuration mit der staatlichen Entwicklung sich aber nicht zum Muster nahm. Der Boden hat bei ihm wohl einen Einfluß auf den Volkscharakter, aber nicht auf die politische Geschichte. Er ließ sozusagen nur die gemütliche Seite des Wirtschaftslebens bestehen. Nicht mit Unrecht bezeichnete er sich als einen kulturhistorischen Genremaler (vgl. *Kulturgeschichtliche Charakterköpfe* [1891], 108).

Riehls Einfluß ist außerordentlich segensreich gewesen, sobald seine Lehren von politischen oder Wirtschaftshistorikern zur Ergänzung der formal politischen oder der ausschließlich ökonomischen Betrachtungsweise benutzt wurden. Riehl hatte, so dilettantisch vielfach seine Methode war, den Vorzug, daß er aus guter Kenntnis des Stoffes sprechen konnte; das damalige Volksleben in großen Teilen von Mittel- und Süddeutschland kannte er so genau wie wenig andere. Aber wer ihn kopierte, verfiel als Historiker in schlimmere Einseitigkeiten als die Anhänger der reinen politischen Geschichtschreibung.

3. Freytag.

Gustav Freytag (geboren 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, gestorben 1895 zu Wiesbaden) schrieb zuerst für die Grenzboten seine *Bilder aus der deutschen Vergangenheit*, die in Buchform 1859—1862 herauskamen. Die Bände über die Zeit nach der Reformation wurden zuerst geschrieben; der über das Mittelalter wurde erst später (1867) hinzugefügt.

Vgl. die Autobiographie *Erinnerungen aus meinem Leben* 1887. G. Steinhausen, *Freytags Bedeutung für die Geschichtswissenschaft* in der *Zeitschr. f. Kulturgesch.* III (1896), 1 ff. und *Fr., Burckhardt, Riehl und ihre Auffassung der Kulturgeschichte* in den *Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum* I (1898), 448 ff.; H. Lindau, *G. F.* 1907; G. Schridde, *G. F.s Kultur- und Geschichtspsychologie* 1910. — J. v. Eckardt, *Lebenserinnerungen* I (1910), 63 ff.

Vgl. ferner die von E. Elster 1901 ff. herausgegebenen *Vermischten Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894*, den Briefwechsel mit Treitschke (ed. Dove 1900) und den mit dem Herzog Ernst von Koburg 1853 bis 1893 (ed. Tempeltey 1904).

Freytags nationalpolitische Tendenzen. Riehl wurde durch die sozialen Ereignisse seiner Zeit stark berührt; aber er stand als ein Mann des Volkes in seiner Generation allein. Die Ideale der zeitgenössischen Bourgeoisie kümmerten ihn wenig. Es blieb einem anderen vorbehalten, in der deutschen Kulturgeschichtschreibung die liberal-nationalen Tendenzen der kleindeutschen Historiographie zu vertreten.

Man hat Freytag nicht mit Unrecht als *Erzieher nationaler Gesinnung* mit Sybel und Häusser in Parallele gesetzt. Auch er jagte

der Utopie eines zugleich nationalen und liberalen deutschen Staates nach. Aber die liberalen Forderungen, die er an den nationalen Staat stellte, waren mehr sozialer als politisch-militärischer Natur. Er vertrat ausschließlich die Aspirationen der (unpolitischen) erwerbstätigen, wohlhabenden Bourgeoisie. Den Weg zur Propaganda für n a t i o n a l e Politik fand er dadurch, daß er auf merkwürdige Weise geschäftliche Tüchtigkeit und Solidität als eine spezifisch deutsche Eigentümlichkeit betrachtete. Er kam nie von den Eindrücken seiner Jugend los, die er auf der Grenze zwischen slawischer und deutscher Bevölkerung verbracht hatte. Er generalisierte den Gegensatz zwischen deutscher kleinbürgerlicher Kultur und polnischer Unordnung, den er damals aus der Nähe beobachtet hatte. Zwei Gewalten stehen sich bei ihm gegenüber: Deutschtum und Bürgertum einerseits, Slawentum und Adel anderseits. Alles Licht fällt auf die e i n e Seite. Die Aufgabe des Staates ist nun, für die Prosperität der Bourgeoisie zu sorgen; Preußen wird vor allem deshalb gepriesen, weil es durch seine Kolonisation des Ostens dem leistungsfähigen Deutschtum neue Gebiete gewonnen hat. Das Bürgertum hat nicht nur Anspruch auf politische Rechte sondern auch auf soziale Gleichstellung. Das niedere Volk existiert kaum in den Augen Freytags. Dem Bauernstand bezeugt er nur theoretisch Hochachtung. Adel und Militär, die *Junker*, gelten ihm als ziemlich entbehrliche Mitglieder des Staates.

Seine Abhängigkeit von der Romantik. Freytag war national gesinnt, weil er meinte, daß ein nationaler deutscher Staat sich nur auf der Grundlage des *Volkes*, d. h. des gewerbsfleißigen Bürgertums, erheben könne. Wie sich dieser Aufbau von unten *aus der deutschen Volksseele heraus* in der Realität vollziehen könnte, versäumte er sich klarzumachen. Er blieb im Grunde immer in den unpolitischen Vorstellungen der deutschen Romantik stecken. Er kam nicht vergebens von der Germanistik zur Kulturgeschichte. Den Begriff der selbständigen nationalen Entwicklung, wie ihn die Sprachgeschichte geprägt hatte, übertrug er wie seine Vorbilder auf die Geschichte des deutschen Volkes. Er nahm an, daß der Sprachgemeinschaft, die er deutsches Volk nannte, von Urzeit her gewisse (lobenswerte) Ideen inhärent gewesen seien, die durch fremde Einflüsse wohl hätten modifiziert, aber in ihrem Wesen nicht verändert werden können.

Er ging dabei ebenso unkritisch vor wie die Romantiker. Die erste Bedingung zu einer wissenschaftlichen nationalen Kulturgeschichte wäre eine genaue Kenntnis mindestens der Kultur der Nachbarvölker gewesen; anders war es unmöglich, die Eigentümlichkeit und relative historische Originalität des eigenen Volkstums festzustellen. Freytag hat diese Bedingung nur sehr unvollkommen erfüllt. Er hatte nur von einem kleinen Stück Slawentum eine lebendige Vorstellung; die romanischen und die angelsächsischen Nationen waren ihm sehr wenig bekannt. Er hat daher für sein Volk in leichtfertiger Weise gewisse gute Eigenschaften als ausschließliches Eigentum in Anspruch genommen und die Geschichte der deutschen Volksseele in unzulässiger

Weise innerhalb der europäischen und universalen Kulturgeschichte isoliert. Er hat sich nicht die Mühe genommen, zu untersuchen, ob die von ihm als spezifisch deutsch gerühmten Tugenden nicht etwa nur durch bestimmte Wirtschaftsverhältnisse oder Formen der politischen Organisation hervorgerufen wurden.

Es wird immer als Freytags Verdienst bezeichnet werden müssen, daß er etwas zur Ausführung brachte, was bei den Romantikern bloßes Projekt geblieben war. Erst nachdem die Geschichte des deutschen Volkstums einmal geschrieben war, konnten die Voraussetzungen, die dem Postulat vom (deutschen) Volksgeiste zugrunde lagen, eigentlich wissenschaftlich geprüft werden. Aber man kann nicht behaupten, daß er prinzipiell über seine Vorbilder hinausgeschritten sei.

Form und Darstellung. Auch die Form, die Freytag seinen kulturgeschichtlichen Darstellungen gab, war in ihrem Wesen nicht durchaus neu. Wenn er die Vergangenheit selbst in ihrer eigentümlichen Ausdrucksweise zu Worte kommen lassen wollte, so folgte er damit der romantischen Lehre vom Lokalkolorit. Die *Récits des Temps mérovingiens* Thierrys, ein Werk aus der Schule Walter Scotts, dienten ihm dabei vielleicht als Vorbild. Nur daß er nüchterner vorging als die Romantiker. Er hielt Roman und Geschichte strenger auseinander. Er trennte Darstellung und Proben. Er versuchte nicht, seinen Stil altertümlich poetisch zu färben. Er ordnete sich dem prosaischen Geschmacke der gebildeten Bourgeoisie unter. Er legte nur so viel Redeblumen und nationales Pathos in seine Schilderungen ein, als dieser Stand damals ertrug. Er schrieb absichtlich farblos, weil die romantischen Tiraden in Verruf gekommen waren.

Neue Bahnen schlug er dadurch ein, daß er ausgewählte Quellenschriften unverändert im Texte mitteilte. Man wird nicht bestreiten können, daß er bei deren Auswahl eine sehr geschickte Hand gezeigt hat. Er hat dem deutschen Publikum vieles zugänglich gemacht, das vorher nur den Leuten vom Fach bekannt war. Aber ebensowenig wird man leugnen können, daß diese Methode außerordentlich gefährlich ist. Sie leistet der Meinung Vorschub, daß kulturhistorische Quellen ihres *typischen* Wertes halber benutzt werden könnten, ohne daß ihre Entstehung und Tendenz vorher philologisch-kritisch untersucht worden wäre. Freytag ist selbst mehrfach unzuverlässigen Autoren zum Opfer gefallen, und wie könnte man gar erwarten, daß das Publikum die von ihm mitgeteilten Quellen mit der nötigen Kritik lesen würde? Es ist ein Irrtum, wenn man meint, kulturhistorische Dokumente seien besonders leicht zu deuten. Freytag war ein guter Popularisator. Aber auch seine *Bilder* entgingen den Gefahren nicht, die Popularisierungsversuchen nun einmal eigentümlich sind.

4. Janssen.

Johannes J a n s s e n (geboren 1829 zu Xanten, zuerst katholischer Theologe, dann Historiker, 1854 Privatdozent für Geschichte an der Akademie zu Münster, noch in demselben Jahre zum Geschichtslehrer für katholische Schüler am Gymnasium zu Frankfurt a. M. gewählt, 1860 zum Priester geweiht, gestorben 1891

zu Frankfurt) kommt hier in Betracht nur als Verfasser der *Geschichte des deutschen Volkes* (vom 15. Jahrhundert an) 1876 bis 1888. Unvollendet und nur bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges geführt; später von L. Pastor fortgesetzt.

Biographie von L. Pastor 1892. Von den Kritiken der Fachblätter, die zumal der zweite Band der *Geschichte* hervorrief, sind mehrere in Sammlungen historischer Essays neu gedruckt worden, die von H. Delbrück unter dem Titel *Die historische Methode des Ultramontanismus* in dessen *Historischen und politischen Aufsätzen* 1887, S. 5 ff.; die von M. Lenz in dessen *Kleinen historischen Schriften* 1910. Eine *kritische Studie* ist auch die selbständige Schrift von M. Schwann *J. J. und die Geschichte der deutschen Reformation* 1893. Auf die Kritik seiner Gegner hat Janssen selbst geantwortet mit den Schriften *An meine Kritiker* (1882) und *Ein zweites Wort an meine Kritiker* (1883). — Von den übrigen Arbeiten Janssens sei hier nur seine Biographie Joh. Friedr. Böhmers genannt (1868); außerdem etwa noch die Schrift über *Schiller als Historiker* (1863).

Janssens historiographische Originalität. Die romantisch-nationalistische Auffassung und die unkritische Methode der deutschen Kulturgeschichtschreibung wurden von Johannes Janssen auf eigentümliche Weise in den Dienst konfessioneller Tendenzen gestellt.

Janssen war in seinen Voraussetzungen noch weniger originell als Freytag. Seine stark mit deutschnationalen Empfindungen durchsetzte Schwärmerei für das Mittelalter, seine Abneigung gegen *fremdes* (römisches) Recht und *fremde* Kunst (die Renaissance), sein sonderbarer Glauben, daß das Mittelalter eine Blütezeit des deutschen Geistes gewesen — das alles und vieles Ähnliche gehörte schon längst zu den Leitsätzen der deutschen Romantik und war Janssen wohl vor allem durch Böhmer überliefert worden. Nicht einmal die Verwendung dieser Ansichten im Dienste der katholischen Polemik war etwas Neues. Bereits Ignaz v. Döllinger hatte in seinem Werke über die *Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen* (1846) die These durchzuführen gesucht, daß die Reformation einen Verfall der Sitten und der Bildung in Deutschland zur Folge gehabt habe. Hätte Janssen gleich diesem bloß die Argumente Bossuets (in stark vergröberter Form) wiederholt, so verdiente er an dieser Stelle überhaupt keine Erwähnung; er könnte in diesem Falle nur in einer Geschichte der katholischen Theologie behandelt werden.

Janssen hat nur darum Anspruch auf eine Stelle in der Geschichte der Historiographie, weil er den nationalpolitisch gewendeten Lehrsatz der katholischen Polemik mit einem kulturgeschichtlichen Unterbau versah, zu dem seine Vorgänger nichts Ähnliches aufzuweisen hatten. Noch Döllinger hatte sich ausschließlich an die geistig führende Schicht, an Humanisten und Reformatoren, gehalten. Janssen, der sich stets mit Stolz als Kleinbürger fühlte, führte zum ersten Male das *Volk*, die kleinen Leute, in die Geschichte der deutschen Reformation ein. Der große Eindruck, den seine *Geschichte des deutschen Volkes* (wie der bezeichnende Titel lautete) weit über die Kreise der theologisch Interessierten hinaus machte, beruhte so gut wie ausschließlich auf dieser Neuerung.

Die maßgebenden Werke über die deutsche Reformation waren nicht nur alle vom protestantischen Standpunkte aus geschrieben.

Sie hatten nicht nur in der Regel die menschlichen Schwächen der Reformatoren gern mit schonungsvollen Euphemismen zugedeckt. Sondern sie hatten sich auch, wie alle Geschichtswerke, die vor 1848 geschrieben wurden, nur dann mit dem Leben des niederen Volkes beschäftigt, wenn sie durch eine Revolution wie den Bauernkrieg dazu genötigt wurden. In der klassischen Darstellung Rankes fehlen die Massen, fehlt vor allem das unpolitische Leben der Massen so gut wie ganz. Der Historiker nimmt seinen Standpunkt bei den Regierungen und den führenden Individuen. Er erkennt wohl mächtige unpersönliche Ideen an, aber er läßt diese sich nur in wenigen Persönlichkeiten tätig verwirklichen. Seitdem die soziale Bewegung an Bedeutung gewonnen und Riehl seine sozialpolitischen Werke geschrieben hatte, nahm man diese einseitige Beschränkung des Stoffes nicht mehr als selbstverständlich hin.

Janssens Tendenz und Methode. Janssen versuchte diese Lücke auszufüllen. Leider unter Verhältnissen, die sein Werk von vornherein zum Scheitern verurteilten.

Zwei Umstände waren es vor allem, die seine Arbeit um allen wissenschaftlichen Wert brachten: die Tendenz und die kritiklose Verwendung der kompilierenden kulturhistorischen Methode.

Die Tendenz wurde durch die romantisch-katholische These gegeben, der die ganze Darstellung untergeordnet ist. — Die Zeit vor dem Abfall wurde in den hellsten Farben gemalt, die spätere Zeit wurde je länger je mehr in düsteres Grau getaucht. Mit Vorliebe erzählte Janssen Dinge, die den Charakter der Reformatoren und ihrer Anhänger in einem ungünstigen Lichte erscheinen lassen. Seine Darstellung ist keine Untersuchung, sondern ein Plaidoyer. Er suchte den wirtschaftlichen und politischen Rückgang Deutschlands im 16. und 17. Jahrhundert nicht zu verstehen; er suchte nur mit Hilfe geschickt ausgewählter, etwa einmal auch tendenziös arrangierter Zitate zu beweisen, daß allein die Reformation und die gegen Bauern und Kleinbürger gerichtete Politik der Fürsten, die Einführung des römischen Rechtes vor allem, an dem Unglücke schuld seien, das Deutschland damals betroffen. Er ignorierte alles andere, was sonst noch zur Erklärung herangezogen werden könnte, und erklärte weder die Reformation noch das Aufkommen des Territorialfürstentums. Er nahm sich nicht die Mühe zu untersuchen, ob nicht Veränderungen der allgemeinen europäischen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, wie die Entdeckung neuer Handelswege und die Konsolidierung auswärtiger Nationalstaaten, sozusagen von selbst die Lage zuungunsten Deutschlands verschoben haben könnten.

Wenn Janssen dabei ehrlich und wissenschaftlich vorzugehen glaubte, so verdankte er dies vor allem dem Umstande, daß die kulturwissenschaftliche Methode, die er anwandte, von anerkannten Historikern kaum weniger unkritisch ausgeübt wurde als von ihm. Es war schon lange gang und gäbe, beliebige Aussagen von Zeitgenossen, mochten sie ihrer Herkunft und Tendenz nach auch

noch so unzuverlässig sein, als kulturhistorische Zeugnisse zu verwerten. Taine z. B. sammelte und verwendete in seiner *Geschichte der englischen Literatur* seine Zitate ebenso unmethodisch wie Janssen. Er entnahm ebenso wie dieser Predigten, Satiren und Skandalberichten angebliche kulturhistorisch bezeichnende Tatsachen. Er kümmerte sich ebensowenig wie dieser um Herkunft, Charakter und Tendenz der Quelle, aus der seine Nachrichten flossen. Die Gewohnheit, Notizen der verschiedenartigsten Natur unkritisch zu kompilieren, und der Glaube, es lasse sich aus bloßer Summierung von Einzelzügen (die dazu vielleicht nur deshalb in großer Anzahl angeführt werden können, weil die Quellenüberlieferung einseitig ist) eine kulturhistorische Schilderung aufbauen, ist der älteren kulturgeschichtlichen Richtung überhaupt eigen. Ebenso, wie früher gezeigt worden ist, die romantische Fiktion, daß die Entwicklung der Kultur innerhalb der verschiedenen europäischen Nationen im wesentlichen einen selbständigen Verlauf nehme und weder vom Auslande noch von politischen oder wirtschaftlichen Veränderungen anders als ganz äußerlich modifiziert werden könne. Die Gewohnheit, die nationale Kulturgeschichte zu isolieren, Vergleichungen mit analogen ausländischen Bewegungen aus dem Wege zu gehen, teilt Janssen z. B. mit Freytag. Hätte er das Bild, das er von dem sittlichen Verfalle Deutschlands im 16. und 17. Jahrhundert entwarf, in die europäische Kulturgeschichte eingereiht, — sogar er hätte vielleicht seine These einigermaßen mildern müssen.

Janssen gehörte der realistischen Richtung an, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts allgemein in Kunst und Wissenschaft aufkam und die subjektiv poetisierende Art der vorangegangenen Generation durch nüchterne Tatsächlichkeit zu ersetzen suchte, ohne mit den Grundanschauungen der Romantik zu brechen. Sein Buch verdankt seinen Erfolg ausschließlich seinem realistischen Detail und seinem scheinbaren Bestreben, das lyrische Pathos der bisherigen Reformationsgeschichten durch sachliche Analyse zu verdrängen. Aber Janssen war seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Er war durch und durch ein Tendenzschriftsteller. Er versuchte nicht, die Einseitigkeit der protestantisch-theologischen Auffassung durch eine wissenschaftliche Darlegung zu überwinden, sondern er setzte an ihre Stelle katholisch-theologische Einseitigkeit. Er beschäftigte sich ausführlich mit Problemen, die historisch gänzlich bedeutungslos sind, wie mit dem Privatleben vieler der Reformation günstig gesinnter Persönlichkeiten — ein Thema, das in der Hauptsache nur vom Standpunkt der theologischen Moral aus der Betrachtung wert ist. Er gruppierte seine Zitate nach vorgefaßten Meinungen. Er häufte seine Belegstellen so sehr an, daß die Komposition übermäßig in die Breite ging und ihre Übersichtlichkeit verlor. Es fehlte ihm die gründliche wirtschaftsgeschichtliche, politische und geistesgeschichtliche Bildung, ohne die auch der fleißigste Sammler nichts Ersprießliches leisten kann. Er hat das Material zusammengetragen und geordnet, aber nicht durchdacht und wissenschaftlich-kritisch gesichtet. Er stand nicht über

den Verhältnissen. Er schrieb nicht anders, als wenn er die Reformation als altgläubiger Kleinstädter miterlebt hätte. Es war nicht im Stande, die Geschichte der deutschen Reformation wissenschaftlich-ruhig wie einen Naturprozeß zu beobachten.

VI. Die Geschichtschreibung unter dem Einflusse naturwissenschaftlicher Theorien und soziologischer Systeme.

1. Allgemeines.

Gegensatz zur Romantik. Im Gegensatze zu den Aufklärern, die religiöse und philosophische Anschauungen, die mit irrtümlichen naturwissenschaftlichen Voraussetzungen zusammenhingen, gerne in Bausch und Bogen verwarfen, hatten die Romantiker nach Duldsamkeit gestrebt. Sie hatten im Prinzip wenigstens den Satz anzuerkennen gesucht, daß was ist, auch vernünftig sei. Sie hatten sich neutrale Haltung zum Ziele gesetzt. Wenn sie in der Geschichte den Kampf von Tendenzen verfolgten, so geschah dies unter der Voraussetzung, daß jede Idee an ihrer Stelle berechtigt gewesen sei, wenn nicht gar, daß nur aus der dialektischen Entwicklung der Idee die Wahrheit entspringe. Sie vertraten eine quietistische Betrachtungsweise.

Sie durften dies um so eher tun, als der Kampf gegen die von der Aufklärung befehdeten religiösen Vorstellungen durch die Aufklärung selbst bereits zu einem siegreichen Ende geführt war. Im Volke lebte vieles vom alten »Aberglauben« weiter; aber für die regierenden Kreise waren zur Zeit der Romantik die Leitsätze der Aufklärung selbstverständliche Wahrheiten geworden. Mochten auch manche Staatsmänner der alten Frömmigkeit ehrfurchtsvolle Verehrung entgegenbringen — zu dem massiven Glauben früherer Perioden, zu dem Glauben, der sich im Leben zeigt, kehrte keiner mehr zurück. Zur Zeit der Aufklärung waren noch Hexen verbrannt worden, und daß es mit der Zauberei nichts sei, hatten die Aufklärer erst in aller Form beweisen müssen. Die *gläubigen* Regierungen der Restaurationsepoche haben nie mehr im Ernste angenommen, daß ein Mensch einen hochverräterischen Pakt mit dem Teufel schließen könne. Warum hätten da die Historiker religiöse Vorstellungen, die gänzlich bedeutungslos geworden waren, nicht mit Nachsicht beurteilen sollen?

Nicht alle geschichtsphilosophischen Denker der Zeit huldigten freilich dieser bequemen Unparteilichkeit.

Eine Ausnahme bildeten vor allem diejenigen, die von den Naturwissenschaften herkamen. Dort lagen die Verhältnisse anders als in der Theologie oder Philosophie, die die Vorschule der romantischen Geschichtstheoretiker gebildet hatten. In der Physik oder Astronomie z. B. stand es nicht so, daß verschiedenartige Ansichten als gleichberechtigt gelten konnten. Man hatte Kriterien zur Hand, die erlaubten Irrtum, und Wahrheit zu scheiden, und die keinen Zweifel darüber ließen, daß sich von der Vergangenheit zur Gegenwart in der Erkenntnis

der Natur ein Fortschritt vollzogen hatte. War dieser Fortschritt aber nur für das Studium der Naturwissenschaften von Bedeutung? Fußten nicht auf den überwundenen kosmologischen Vorstellungen zahlreiche politische und soziale Einrichtungen? Wie konnte man einem naturwissenschaftlich Gebildeten zumuten, diesen trotzdem seine Zustimmung zu erteilen — nur weil sie, wie die Romantik meinte, das *historische Recht* für sich hätten? War man nicht befugt, Geschichte und historisch gewordene Institutionen rücksichtslos vom naturwissenschaftlichen Standpunkte der Gegenwart aus zu kritisieren? Konnte man, wenn man konsequent sein wollte, z. B. die Geschichte der Aufklärung so darstellen, daß man sie als eine relativ berechtigte These auffaßte, ihr aber eine ebenso berechtigte Antithese gegenüberstellte? — Gewiß hatte die Aufklärung nirgends das letzte Wort gesprochen. Aber war sie in ihrem Kampfe gegen den religiösen Aberglauben nicht überall im Rechte gewesen? War die geistige und politische Freiheit, deren sich die Gegenwart im Gegensatz zu früheren Zeiten erfreute, nicht vor allem mit Hilfe der Aufklärung erfochten worden?

Die Mängel der naturwissenschaftlichen Geschichtschreibung. Diese Kritik der romantischen Geschichtstheorie war als solche kaum zu widerlegen. Hätten die Historiker der naturwissenschaftlichen Richtung sich damit begnügt und sich darauf beschränkt, die historische Bedeutung der rationalistischen Welterklärung ins rechte Licht zu setzen, so wäre ihre Methode durchaus unanstößig gewesen. Leider waren wenigstens ihre Gründer und Führer nicht so bescheiden. Sie machten aus einem einzelnen Falle ein geschichtsphilosophisches Gesetz. Sie machten aus der Ausbildung der Intelligenz den wichtigsten Faktor der menschlichen Entwicklung überhaupt. Sie stellten allgemeine Entwicklungsstufen auf, in denen sie die Erfahrung der letzten Jahrhunderte in Europa unbeschränkt generalisierten.

Noch schlimmer war, daß sie die Methode der Naturwissenschaften äußerlich auf die Geschichte zu übertragen versuchten. Sie bedachten nicht, daß historisch oder soziologisch ein Kausalzusammenhang nie als notwendig nachgewiesen werden kann, solange man nicht durch ein Experiment unter denselben Bedingungen die Gegenprobe anstellen kann. Sie bedachten nicht, daß geschichtliche Ereignisse durch das Zusammentreffen unzähliger Komponenten entstehen und daß es wohl möglich ist, die wichtigeren dieser Komponenten bloßzulegen, vielleicht auch nach ihrer Entstehung zu erklären, daß aber dies Zusammentreffen selbst nie vorher berechnet werden kann. Auch dann nicht, wenn man einem historischen Materialismus oder Determinismus huldigt. Auch die Meteorologie z. B. hat es nicht mit geistigen Mächten mit *freiem Willen* zu tun. Und doch sind, bis jetzt wenigstens, ihre Voraussagungen nie über eine große Wahrscheinlichkeit hinausgekommen: denn sie mag wohl alle Kräfte im einzelnen kennen; der Kombinationsmöglichkeiten sind aber zu viele, als daß sie eine gesetzmäßige Folge aufstellen könnte. Trotzdem meinten die Gründer der naturwissenschaftlichen Richtung, daß es bisher der Geschichte nur

an den richtigen Bearbeitern gefehlt hätte, wenn noch keine historischen Gesetze entdeckt worden seien.

Nun ist es sehr wohl möglich, daß die Geschichtsforschung einmal präziser als bisher *historische Dispositionen*, d. h. die Verhältnisse, die normalerweise gewisse historische Vorgänge zur Folge haben, bestimmen kann. Aber daß diese Vorgänge eintreten müssen, wird sie nie erweisen können. Keine menschliche Gruppe steht für sich allein. Man kann vielleicht ihre *natürlichen* Tendenzen annähernd beschreiben; man kann nie voraussagen, wie diese sich bei der unvermeidlichen zufälligen Berührung mit anderen Gruppen entwickeln werden.

Es kam dazu, daß die Gründer der naturwissenschaftlichen Richtung nicht nur die Möglichkeit von historischen Gesetzen behaupteten, sondern sogar, gegen alle wissenschaftliche Methode, solche schon entdeckt zu haben glaubten, bevor sie auch nur den vorhandenen Stoff recht durchstudiert hatten. Man hätte denken sollen, daß die naturwissenschaftlichen Historiker, da soziologische Experimente, bis jetzt wenigstens, auf wissenschaftlicher Basis nicht haben angestellt werden können, wenigstens so viele ähnliche Fälle wie möglich zusammengesucht und jeden einzelnen sorgfältig auf seine typischen Elemente untersucht hätten. Sie haben dies nicht getan. Vielfach mußten ein oder zwei, dazu noch ungenügend bekannte Fälle dazu dienen, ein *historisches Gesetz* zu begründen. Selten und dazu meist noch mit wenig Glück griffen sie über Europa und den überlieferten willkürlichen Geschichtsausschnitt hinaus.

Segensreiche Folgen der Richtung. Trotzdem verdankt die Geschichte dieser Richtung manche segensreiche Anregung. Die Anschauung, daß die Geschichte als ein Teil der Soziologie es mit Kollektivmächten, mit Gruppenorganisationen und nicht mit Individuen als solchen zu tun habe, geht hauptsächlich auf Comte und dessen Schule zurück. Der Hinweis auf die historische Bedeutung des realen Volksglaubens, d. h. der in der Gesellschaft dominierenden Anschauungen, war eine wertvolle Korrektur der herkömmlichen Auffassung, die gern die geistig am höchsten stehenden Persönlichkeiten auch als geschichtliche Repräsentanten betrachtete, sogar dann wenn diese außerhalb des historischen, d. h. des Gruppenlebens standen. Der historische Determinismus der Richtung nötigte dazu, das *milieu*, in dem sich historische Persönlichkeiten bewegten und historische Ereignisse vollzogen, schärfer ins Auge zu fassen. Die Ansichten über das Wesen und die Bedeutung des Staates wurden dadurch geklärt, daß man ihn mit anderen kollektiven, unpersönlichen Mächten auf eine Stufe stellte.

Der Einfluß Comtes. Das geistige Haupt der Richtung war Auguste Comte. Buckle, der Gründer der naturwissenschaftlichen Geschichtschreibung, ging direkt von dem soziologischen Systeme des französischen Positivisten aus, und Positivisten oder *Agnostiker* waren auch die späteren Vertreter der Richtung. Die Schule fand übrigens fast nur in England und Frankreich Nachfolger; von den deutschen Historikern,

die von der idealistischen Philosophie herkamen, wurde sie entweder ignoriert oder schroff abgelehnt.

Comte selbst kann hier natürlich nicht besprochen werden. Er gehört als Soziolog in eine Geschichte der Geschichtsphilosophie, nicht in eine der Historiographie. Die Geschicht s c h r e i b u n g begann erst mit Buckle aus dem soziologischen Systeme Nutzen zu ziehen. Und auch dann blieb es zunächst bei der Absicht. Von Buckles *Englischer Kulturgeschichte* wurde bekanntlich nur die Einleitung vollendet, die in der Hauptsache programmatischen Charakter trägt; die eigentliche historische Darstellung blieb ungeschrieben. So können auch über dieses Werk an dieser Stelle nur kurze Andeutungen gegeben werden.

2. Buckle.

Henry Thomas B u c k l e (geboren 1821 zu Lee in Kent, Sohn eines reichen Schiffsreeders, lebte als Privatgelehrter, gestorben 1862 zu Damaskus) begann eine auf vierzehn Bände angelegte *History of Civilisation in England*, von der nur die beiden ersten Bände (die Einleitung) 1857 und 1861 erschienen.

Biographie von Huth, *Life and Writings of B.* 1880. Die Polemik, die sich an die *History* anknüpfte, ist besprochen bei J. M. Robertson, *B. and his Critics, a Study in Sociology* 1895 und bei P. Barth, *Die Philosophie der Geschichte als Soziologie* I (1897), 278 ff. (in diesem Buche auch eine eingehende Analyse des Comteschen Systems). Von kleineren Arbeiten seien hier zitiert der Aufsatz R. Usingers in der *Hist. Ztschr.* XIX (1868); P. Villari in *Arte, Storia e Filosofia* 1884; F. Fränkel, *B. und seine Geschichtsphilosophie* 1906 (Berner Diss.).

Die historische Bedeutung Buckles beruht vor allem darauf, daß er die Historiker zwang, sich mit den Lehrsätzen Comtes zu beschäftigen. Er begnügte sich nicht damit, der Geschichte einen Platz in einem soziologischen Systeme anzuweisen, sondern er ging zur offenen Kritik der bisherigen Historiographie über. Er verlangte eine vollständige Umgestaltung im Sinne der Ideen Comtes. Er vertrat die Sache der modern gebildeten *outsiders* die aus der Geschichte mehr machen wollten als ein Objekt politischer Diskussionen oder gelehrter Untersuchungen. Er schrieb zu einer Zeit, da die Reaktion gegen die Naturphilosophie im heftigsten Gange war und das Prinzip exakter, nüchterner Forschung proklamiert wurde. Warum sollte man die Geschichte nicht ebenso reformieren können wie die Naturwissenschaften? Zeigte nicht die Statistik, daß sich gewisse Vorgänge im sittlichen Leben der Völker ebenso regelmäßig wiederholten wie viele Erscheinungen der unbelebten Natur? Warum sollten daraus nicht Gesetze abgeleitet werden können?

Wir wissen nicht, wie Buckle es angestellt hätte, um seine Theorie an einem gegebenen Geschichtsstoffe durchzuführen. Was vorliegt, ist nur die Einleitung zu einer historischen Darstellung — eine zu polemischen Zwecken stark vergröberte Wiederholung einiger Comtischer Gedanken und der Versuch, mit deren Hilfe verschiedene, beliebig herausgegriffene Ereignisse der europäischen Geschichte zu erklären.

Was im vorhergehenden Abschnitte im allgemeinen gegen die naturwissenschaftliche Methode eingewendet wurde, trifft vor allem

auf Buckle zu. Er ging noch viel weniger kritisch vor als Comte. Er war als ethischer und politischer Denker noch viel stärker befangen als der Franzose.

Nur einige Punkte mögen berührt werden.

Buckle stellte ebenso naiv wie die romantischen Geschichtsphilosophen das moderne kultivierte Europa in den Mittelpunkt der Geschichte. D. h. er ging so vor wie die alten Astronomen, die in der Erde das Zentrum des Weltalls erblickten, oder wie die alten Zoologen, die die Fähigkeiten der Tiere vom Standpunkt des Menschen aus beurteilten. China z. B. wird bei ihm nie genannt. Historische Skepsis war ihm gänzlich fremd. Die Lehren der klassischen Nationalökonomie hielt er ebenso für allgemein gültig wie die syllogistische Form der Aristotelischen Logik. Er behauptete im Anschlusse an Comte, daß der Fortschritt der Kultur nur auf der intellektuellen Entwicklung beruhe. Er führte dies darauf zurück, daß sittliche Grundsätze und Gefühle von Ewigkeit her unveränderlich seien, — eines der ungeheuerlichsten historischen Axiome, das je aufgestellt worden ist. Nicht nur ist dabei, wie Friedrich Lange mit Recht bemerkt hat (*Geschichte des Materialismus* II [Reclam], 576), unbeachtet gelassen, daß auch der Fortschritt des Erkennens, vor allem das Prinzip der selbstverleugnenden wissenschaftlichen Forschung, auf moralische Ursachen zurückgeführt werden könne. Sondern es ist auch ohne weiteres angenommen, daß die moralischen Begriffe, wie sie ein englischer Gentleman um 1850 haben mochte, gleich den Dogmen der katholischen Kirche immer und überall anerkannt worden seien. Wahrlich, Buckle verleugnete seine Abkunft nicht. Er mochte sich noch so frei vorkommen: wider den Stachel des dogmatisch bornierten angelsächsischen Moralsystems vermochte er nicht löcken. Wer die Aufgabe lösen will, die Buckle der Geschichte stellte, muß nicht nur kritischer und in den Einzelheiten sorgfältiger vorgehen als er und über umfassendere ethnographische Kenntnisse verfügen: er muß vor allem geistig ganz anders frei sein. Buckle war dem Kirchenglauben untreu geworden; aber um so fester glaubte er an die moderne europäische liberale Kultur.

Trotzdem wäre es ungerecht, wenn die Geschichtschreibung gegen Buckle undankbar sein wollte. Er hatte den Mut, eine Reihe altehrwürdiger historischer Gemeinplätze in Zweifel zu ziehen. Er ging dabei oft in die Irre, und was er an die Stelle des Alten setzen wollte, war oft mehr absonderlich als bedeutend. Aber er hinterließ wertvolle Anregungen und nötigte auch die Gegner, ihre Positionen besser zu begründen, als vorher der Fall gewesen war.

Von ähnlichen Gesichtspunkten aus behandelte beinahe gleichzeitig der amerikanische Physiologe John William Draper (geboren 1811 zu St. Helen's in Lancashire, wandert dann nach Virginia aus, Professor an der Universität von New York, gestorben 1882) die Geschichte der geistigen Entwicklung Europas (*History of the Intellectual Development of Europe* 1863). Draper kannte den Stoff genauer und gleichmäßiger als Buckle. Er sah zwar ebenfalls von Ostasien (China) gänzlich ab; aber er behandelte wenigstens die antike Geistesgeschichte eingehend und zog den Einfluß der arabischen Kultur in Betracht. Dagegen kann er, was

Originalität des Denkens betrifft, in keiner Weise mit Buckle verglichen werden. Seine *Geschichte* ist kaum mehr als eine im einzelnen recht kritiklose Zusammenstellung von Tatsachen, die aus der traditionellen Kulturgeschichte bekannt sind; neu ist nur, daß diese Tatsachen konsequent vom modernen naturwissenschaftlichen und politisch-liberalen Standpunkte aus kritisiert werden. Sein Werk, das sich den Anschein gibt, unabhängig von Buckle entworfen zu sein, ist für die Geschichte der Historiographie eigentlich nur deshalb von Bedeutung, weil es zeigt, wie nahe es damals für naturwissenschaftlich gebildete Unzünftige lag, geschichtliche Größen allein danach zu messen, ob sie der Naturforschung förderlich gewesen seien oder nicht. In diesen Zusammenhang gehört übrigens auch der bekannte Vortrag Du Bois-Reymonds 1877 (*Deutsche Rundschau* IV, 2; aufgenommen in die *Reden, erste Folge*), in dem das Problem gegenüber den englischen Abhandlungen keineswegs vertieft ist. (Draper hat sich später noch als eigentlicher Historiker hervorgetan; wir besitzen von ihm eine *History of the American Civil War* 1867 bis 1870 und eine *History of the Conflict between Science and Religion* 1874.)

3. Lecky.

William Edward Hartpole Lecky (geboren 1838 zu Dublin, Privatgelehrter, 1895 von der Universität Dublin ins Unterhaus gewählt, gestorben 1903 zu London) kommt hier vor allem als Verfasser seiner zwei ersten Hauptwerke in Betracht, der *History of the Rise and Influence of the Spirit of Rationalism in Europe* (1865) und der *History of European Morals from Augustus to Charlemagne* (1869). Weniger originell ist das dritte Werk, die in gemäßigt liberalem Geiste gehaltene *History of England in the Eighteenth Century* (1878 bis 1890; die Abschnitte über Irland erschienen auch separat unter dem Titel *Ireland in the Eighteenth Century*), ein kluges pragmatisches Geschichtswerk im alten Stile. — Vgl. die von seiner Gattin verfaßte Biographie: *A Memoir of the Right Hon. W. E. H. L.* 1909. Seine historiographischen Prinzipien hat L. in mehreren Aufsätzen entwickelt; s. die *Historical and Political Essays* 1908.

Seinen getreuesten Schüler fand Buckle in Lecky.

In seinem ersten Werke beschränkte sich Lecky darauf, den Fall, der (Comte und) Buckle als Ausgangspunkt zu ihrer Lehre von der intellektuellen Aufklärung als dem einzigen Werkzeuge des Fortschrittes gedient hatte, ausführlich zu beschreiben. Während Buckle es bei allgemeinen Behauptungen bewenden ließ, suchte Lecky im einzelnen nachzuweisen, daß der Fortschritt der europäischen Kultur in den letzten Jahrhunderten dem Rückgang der theologischen Weltanschauung zu verdanken sei. Etwas selbständiger ist das zweite Werk, die *Geschichte der europäischen Moralbegriffe von Augustus bis zu Karl dem Großen.* Aber auch da war Lecky in der Problemstellung von Buckle abhängig. Die Frage, ob sich auch sittliche Grundsätze im Laufe der Entwicklung verändern könnten, wurde durch einen der bekanntesten Leitsätze der *Einleitung zur Englischen Kulturgeschichte* angeregt. Lecky ging hier nur insofern selbständiger vor als in seinem ersten Werke, als er im Gegensatz zu seinem Meister die Möglichkeit einer solchen Veränderung nicht mehr apodiktisch bestritt, vielmehr die Geschichte eines Moralbegriffs, nämlich der christlichen Lehre von der Askese, zu schildern unternahm. Die Darstellung dient im übrigen einer ähnlichen Tendenz wie das Werk Buckles: wenn Lecky auf die Seite der christlichen Morallehre den Nachdruck legte, die von der modernen protestantischen Doktrin so gut wie ganz

fallen gelassen worden war, so wirkte dabei wohl sicher die Absicht mit, den Unterschied zwischen der handlungsfreudigen Ethik der aufgeklärten modernen Zeit und der christlichen Entsagungslehre recht scharf zu formulieren. Lecky schrieb auch dieses Buch als Agnostiker.

Lecky ging vorsichtiger zu Werke als Buckle. Er legte sich nicht von vornherein auf historische Axiome fest. Er vermied es, die Gegner durch unnötige Extravaganzen zu reizen. Er hütete sich vor voreiligen Generalisationen. Seinen Büchern liegen methodische Vorarbeiten zugrunde. Seine Werke sind sorgfältiger komponiert, obwohl auch er die englische Breite nicht los wurde. Er war der Historiker, der nach dem spekulativen Systematiker kam. Aber man kann nicht sagen, daß Buckles Anschauungen eigentlich bei ihm weitergebildet worden seien.

4. Stephen.

Leslie Stephen (geboren 1832 zu London, zuerst Geistlicher und Fellow zu Cambridge, dann unter dem Einflusse Mills und Darwins agnostischen Ansichten gewonnen, widmet sich von 1865 an freier publizistischer Tätigkeit, gestorben 1904) kommt hier vornehmlich in Betracht als Verfasser des Werkes *History of English Thought in the Eighteenth Century* 1876. Zu erwähnen ist daneben das Buch über die englischen Utilitarier (1900), ferner zahlreiche Essays, von denen einige auch Historiker behandeln (gesammelt u. a. in den *Hours in a Library* zuerst 1874 bis 1879). St. machte sich ferner um die Geschichte verdient als Leiter des *Dictionary of National Biography* (1885 ff.) und durch die Publikation von Greens Briefen (1901). — Biographie (mit Schriftenverzeichnis) von F. W. Maitland, *The Life and Letters of L. S.* 1906.

Der feinste unter den englischen Historikern, die zur Richtung Buckles gerechnet werden können, war Leslie Stephen.

Auch Stephens historiographischem Schaffen liegt der Gegensatz zwischen theologischer Weltauffassung und wissenschaftlicher Bildung zugrunde. Auch er behandelte in seinem Hauptwerke vornehmlich eine Episode des Kampfes zwischen beiden, den Streit zwischen Deismus und Orthodoxie in England. Aber er war ein viel freierer Geist als Buckle und auch Lecky. Er war ein konsequenter Agnostiker; er verließ den Kirchenglauben nicht, um einem anderen Dogmatismus untertänig zu werden. Er war nicht unparteiisch; aber er schrieb seine *Geschichte des englischen Geisteslebens im 18. Jahrhundert* nicht als Parteimann, sondern aus Freude an der Sache. Er identifizierte sich nicht schlechtweg mit der einen Richtung.

Er war beweglicher und skeptischer als Buckle. Er hatte den Sinn für die Nuance, der dem Meister gänzlich fehlte. Seine geistige Bildung ging viel tiefer. Von den Vorurteilen und der Beschränktheit des britischen Liberalismus war er gänzlich frei.

Kaum je sonst ist das gesamte geistige Leben einer Zeit so einheitlich und so lebendig dargestellt worden wie in Stephens Hauptwerke. Kaum irgendwo sonst sind die Proportionen so vortrefflich gewahrt. Persönlichkeiten und Zustände kommen in gleicher Weise zu ihrem Recht. Kritiklose Verallgemeinerungen sind vermieden. Was nur für einen kurzen Zeitraum charakteristisch war, wird nicht

von der ganzen Periode ausgesagt. Das englische Geistesleben des 18. Jahrhunderts hatte Eigenschaften, die es deutlich von früheren oder späteren Zeiten unterscheiden; aber es hat trotzdem bei Stephen eine Geschichte.

Kein englischer Historiker war von den Mängeln, die man auf dem Kontinent den britischen Schriftstellern zum Vorwurf zu machen pflegt, so vollkommen frei wie Stephen. Er verstand es, knapp zu resümieren, und verlor sich nie in endlose Wiederholungen. Er verfiel nie in journalistisches Pathos. Und die spezifisch englische Gabe des Humors besaß er trotzdem in erquickender Fülle. Wie die meisten Humoristen ließ er seiner karikierenden Laune vielleicht allzusehr die Zügel schießen. Manche Charakteristiken sind wohl stärker chargiert, als sich mit der exakten historischen Wahrheit verträgt. Aber dafür ist seine Darstellung nie leblos; die realistische Erfassung der Wirklichkeit wird nirgends falschem historischen Idealismus geopfert.

5. Taine.

Hippolyte T a i n e (geboren 1828 zu Vouziers im Dep. Ardennen, Philosoph, 1851 Lehrer der Philosophie am Collège zu Nevers, 1852 als Lehrer der *Rhétorique* nach Poitiers versetzt, gibt, weil von der Regierung seiner philosophischen Ansichten wegen chikaniert, noch in demselben Jahre diese Stelle auf und siedelt nach Paris über, 1864 dort Professor der Kunstgeschichte an der École des Beaux-Arts, 1878 Mitglied der französischen Akademie, gestorben 1893 zu Paris) schrieb 1. *Histoire de la littérature anglaise* 1863 f. Gewissermaßen Ergänzungen dazu bilden die *Notes sur l'Angleterre* 1872. 2. *Les Origines de la France contemporaine.* Nicht ganz vollendet; von den drei Teilen *l'Ancien Régime*, *la Révolution* und *le Régime moderne* ist der letzte nicht ganz zu Ende geführt. Erschienen 1876 bis 1894. 3. Zahlreiche k l e i n e r e A r b e i t e n u n d E s s a i s: *Essai sur Tite-Live* 1856; *Essai sur La Fontaine et ses Fables* (Thèse) 1853, von der 3. Auflage (1861) an stark verändert; *Essais de critique et d'histoire* 1858, 1865 und 1894. Viele Bemerkungen zur Geschichte enthalten auch die Reiseschilderungen aus den Pyrenäen (*Voyage aux eaux des Pyrénées* 1855) und Italien (1866) sowie die *Philosophie de l'art* (Vorlesungen an der École des Beaux-Arts, erschienen sukzessive 1865 ff.; in zwei Bände vereinigt 1882). Viele historische Rezensionen aus Tagesblättern sind neu gedruckt im Anhang zu V. Girauds *Essai sur T.* (4. Aufl. 1909). Von den meisten seiner Werke erschienen zuerst Bruchstücke in Zeitschriften, zum Teil lange Zeit, bevor das Buch publiziert wurde; einzelne Abschnitte der *Englischen Literaturgeschichte* sind z. B. bereits 1856 in Revuen veröffentlicht worden. Vgl. V. Giraud, *Bibliographie critique de T.* 2. Aufl.

L i t e r a t u r: Das B i o g r a p h i s c h e in dem überaus sorgfältigen, nach englischem Muster gemachten Buche *H. T., sa vie et sa correspondance* 1902 bis 1907. A l l g e m e i n e s: G. Monod, *Renan, T., Michelet* 1894; A. de Margerie, *H. T.* 1894; V. Giraud, *Essai sur T.* 1900, später stark umgearbeitet (4. Aufl. 1909); Laborde-Milaa, *H. T., essai d'une biographie intellectuelle* 1909, und viele kleinere Aufsätze (E. Boutmy, *T., Schérer, Laboulaye* 1901; Lefèvre, *H. T.* 1904; P. Bourget in den *Études et portraits* III [1906]; Ch. Picard, *H. T.* 1909 u. a. m.)

Über den L i t e r a t u r h i s t o r i k e r: F. Brunetière, *l'Évolution de la critique*; P. Lacombe, *La Psychologie des individus et des sociétés selon T. historien des littératures* 1906. Über den H i s t o r i k e r (neben Monod) P. Lacombe, *T. historien et sociologue* 1909; gegen die Kritik, die T. an der Französischen Revolution übte, wendeten sich A. Aulard in der Schrift *T. historien de la Révolution française* 1907 und (noch gröber) L. Lacour in *La Révolution franç. et ses détracteurs d'aujourd'hui* 1909. Weitere Angriffe auf die *Origines* von A. Mathiez in der *Revue*

d'histoire moderne VIII, 3. Das Buch von Barzellotti *I. T.* 1895 (französisch als *La Philosophie de T.* 1900) beschäftigt sich hauptsächlich mit der Philosophie Taines. Gegen Aulard wendet sich A. Cochin, *La crise de l'histoire révol.* 1909.

Verhältnis zu Comte und der Romantik. Comte übte in Frankreich einen viel geringeren Einfluß aus als in England. Während er jenseits des Kanals einige der bedeutendsten Historiker und Philosophen zu seinen Schülern zählen konnte, schloß sich in seinem Heimatlande nur e i n großer Geschichtschreiber seiner Lehre an. Und auch dieser bildete seine soziologischen Anschauungen so eigentümlich um und vermengte sie mit so vielen fremden Bestandteilen, daß man ihn nur mit Einschränkungen zur Richtung Comtes rechnen kann.

Taine lernte Comte erst verhältnismäßig spät kennen. Als er ihn zum ersten Male ernstlich studierte, waren seine philosophischen und historischen Ansichten zu einem guten Teile schon abgeschlossen. Sein wirklicher Ausgangspunkt war nicht das soziologische System des Gründers des Positivismus, sondern die Lehre der Romantik vom Volkstum und hier wieder die besonders durch Frau v. Staël verkündete Theorie von der fundamentalen Differenz zwischen romanischem und germanischem Geist.

Nur daß Taine diese Anschauungen, wie es die Art seiner Generation war, realistischer, wissenschaftlicher zu fassen suchte, als die Romantik getan hatte. Was jene intuitiv erkannt, suchte er mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Methode zu beweisen. Er lehnte die spekulativ-idealistische Einkleidung ab, die die romantischen Philosophen ihren Ideen gegeben hatten. Selbst Hegel, der als der größte Rationalist unter den Romantikern auf ihn den bedeutendsten Einfluß ausübte, konnte ihm nicht genügen. Schon weil er ihm zu optimistisch war. Die Ereignisse des Jahres 1848 und der folgenden Jahre sowie seine medizinischen Studien ließen ihm die wahre, die *tierische* Natur des Menschen anders erscheinen als dem Berliner Staatsphilosophen. Gewiß, der Historiker soll wie der naturwissenschaftliche Forscher die Kräfte, deren Wirken er untersucht, weder loben noch tadeln; er soll sie nehmen, wie sie sind. Aber daraus folgt nicht, daß er alles historisch Gewordene gleich der Romantik als solches glorifizieren soll. Den Spekulationen der Romantiker fehlte der positive Grund, die exakte Beobachtung und der Kontakt mit der naturwissenschaftlichen Forschung.

Taine wollte diesen Fehler vermeiden. Er wollte sich ganz den *positiven Wissenschaften* in die Arme werfen. Den idealistischen geistesgeschichtlichen Konstruktionen sollte ein Ende gemacht werden. Der Historiker sollte von der Beobachtung des einzelnen zur Betrachtung des Ganzen vorschreiten und nationale Tugenden oder Laster ebenso als natürliche Produkte ansehen wie Zucker oder Vitriol. In Comte glaubte er den Denker gefunden zu haben, der ihm dabei als Führer dienen konnte. In ihm stellte sich ein systematischer Philosoph vor, der *das Wesen der Wissenschaft nicht wie die anderen Philosophen im allgemeinen nach einer spekulativen Idee, sozusagen in der Luft, sondern*

auf Grund der existierenden, effektiven Wissenschaften untersuchte (Zitat bei Giraud, 4. Aufl. 62). Wie der Meister konnte er erklären, daß *die Entstehung und Entwicklung der positiven Wissenschaften in den letzten drei Jahrhunderten das wichtigste Ereignis der Geschichte gewesen sei.*

Hält man sich bloß an die Ausdrucksweise seiner Schriften, so ist man leicht geneigt, in Taine einen getreuen Jünger Comtes zu sehen. Sein Programm lautet ganz wissenschaftlich. Seine Darstellung ist ganz realistisch gehalten und greift gern zu physiologischen Vergleichungen. Abstrakte Ausdrücke der romantischen Geschichtsphilosophie sind durch konkrete naturwissenschaftliche Begriffe ersetzt; statt *Volkstum* heißt es etwa *Rasse.* Lieblingstheorien Comtes wie seine Auffassung des *Milieu* werden der Darstellung als Leitmotive vorausgeschickt. Das Material zu den geschichtsphilosophischen Synthesen ist scheinbar gewissenhaft der Wirklichkeit entnommen: diese erscheinen als die bloße Summe exakter Einzelbeobachtung.

Taines Methode. Aber alles dies ist nur äußerer Schein. Die Ideen, mit denen Taine operierte, sind in der Hauptsache ebenso auf dem Wege reiner Spekulation gefunden worden wie die der romantischen Geschichtsphilosophen. Sie beruhten ebenso auf vorschnellen Generalisationen, auf Abstraktionen aus einzelnen, ungenügend beobachteten Erscheinungen der Gegenwart. Taine hat die Masse der geschichtlichen Phänomene nicht unbefangen und langsam auf sich einwirken lassen; er trat mit vorgefaßten Meinungen an sie heran und sah nur das, was zu seiner Theorie paßte. Er war vollkommen ehrlich. Er fälschte die Geschichte nicht einem publizistischen Nebenzwecke zuliebe. Aber er war von seiner gewaltigen Fähigkeit zur Systematisierung und zur Abstraktion so beherrscht, daß er zur Synthese schritt, bevor er seine Untersuchung eigentlich begonnen hatte. Er wußte schon zum voraus, welches Resultat sein Experiment ergeben würde.

Das ist nicht einmal alles. Wenn frühere Kritiker Taine etwa vorwarfen, er gehe beim Sammeln der Tatsachen, die er als Belege anführe willkürlich vor und nehme nur auf, was seine Theorie zu bestätigen scheine, so haben sie das schlimmste noch nicht einmal gesagt. Viele Belege Taines können überhaupt nicht als *Tatsachen* gelten. Wenn Taine meinte, daß *de tout petits faits significatifs* die Materie aller Wissenschaften bildeten (Vorrede zur *Intelligence*), so bedachte er bei der Anwendung dieses Grundsatzes auf die Geschichte nicht, daß die zugrunde zu legenden Tatsachen, wenn die Analogie mit anderen Wissenschaften überhaupt einen Wert haben sollte, mindestens ebenso genau auf ihre Wahrheit und Beweiskraft geprüft werden müßten wie in den Naturwissenschaften. Er verwendete seine *Tatsachen* nicht nur unkritisch, sondern was er als solche ansah, verdiente zum größten Teile überhaupt nicht diesen Namen. Er kümmerte sich erstens in keiner Weise um Herkunft und innere Glaubwürdigkeit der Nachrichten, die er als bezeichnende Tatsachen verwendete. Anekdoten sind selbst dann mit Vorsicht zu benutzen, wenn sie sich in guten Quellen finden; Taine nahm sie und Ähnliches sogar dann auf, wenn sie nur durch ganz

verdächtige Autoritäten (zweifelhafte Memoirenwerke, Pamphlete, tendenziöse Predigten usw.) gestützt wurden. Daß auch der Kulturhistoriker der philologisch-kritischen Methode nicht entraten könne, hat er nie geahnt. Er hat zweitens nicht erwogen, daß seine Tatsachen, selbst wenn sie so sicher ständen wie die Ergebnisse exakter naturwissenschaftlicher Beobachtung, geschichtlich nur dann Bedeutung haben, wenn mit Hilfe der statistischen Methode oder anderswie ihr häufiges, regelmäßiges Vorkommen bewiesen worden ist. Da die Geschichte eines Volkes es mit einer Gemeinschaft und nicht mit Individuen als solchen zu tun hat, so sind alle *Tatsachen*, die nur eine einzelne Persönlichkeit oder einen kleinen Kreis charakterisieren, historisch unwichtig. Taine hätte dies in der Theorie natürlich ohne weiteres zugegeben: sein Geschichtssystem lief ja darauf hinaus, daß auch die großen Männer als abhängig von Rasse und Milieu hingestellt wurden. Aber er hat versäumt, den Beweis zu liefern, daß die Tatsachen, die er anführt, für das ganze Volk bezeichnend sind. Er ging in dieser Beziehung noch hinter Buckle zurück, der viel klarer den Nutzen statistischer Feststellungen erkannt hatte.

Taine und die Kunstgeschichte; die *Geschichte der englischen Literatur*. Dies war um so merkwürdiger, als Taine seine Theorie auf ein Gebiet anwandte, das sich besonders wenig für sie schickte. Es ist hier nicht der Ort, das Problem, das mit dem Schlagwort *Individuen oder Massen* bezeichnet zu werden pflegt, zu diskutieren. Aber das eine dürfte wohl auch ohne weitere Erörterung als richtig angenommen werden, daß, selbst wenn im sozialen und politischen Leben der historische Einfluß einer Persönlichkeit stark hinter dem der Verhältnisse zurückstehen sollte, daraus keineswegs folgt, daß für die Geschichte der Kunst derselbe Satz gelte. Jedenfalls nicht für die Geschichte der großen Künstler. Gewiß ist die Kunst von sozialen Zuständen in bedeutendem Maße abhängig; wirtschaftliche, religiöse und Bildungs-Verhältnisse, die Zusammensetzung des konsumierenden Publikums, die gesellschaftliche Stellung der Künstler — dies und vieles andere kann auf die Entwicklung einer Kunst von bestimmendem Einflusse sein. Gewiß sind auch die großen Künstler nicht ganz frei, und auch ihr Schaffen ist zu einem guten Teile von den allgemeinen Kunstzuständen abhängig. Aber was ihren Werken Wert verleiht, sind nicht die Eigenschaften, die sie mit ihrer Zeit gemeinsam haben, sondern ihre künstlerische Individualität, die allerdings auch determiniert ist, aber nur durch einmalig-zufällige Ursachen, die sich, bisher jedenfalls, der wissenschaftlichen Analyse entzogen haben.

Wer eine erklärende Geschichte einer Literatur schreiben will, muß von vornherein darauf verzichten, auch die großen Künstler ganz erklären zu wollen. Er kann vielleicht nachweisen, daß für gewisse Literaturgattungen eine günstige Disposition bestand, daß soziale, religiöse, geographische, politische usw. Verhältnisse geeignet waren, einer Literatur einen bestimmten Charakter aufzuprägen. Aber er kann nicht erklären, warum in e i n e m Falle eine günstige Disposition

das Genie fand, das sie ausnutzte, in einem anderen nicht. Er darf nicht von der unbewiesenen Annahme ausgehen, daß die größten Künstler die Kunst und den Charakter ihres Volkes am besten repräsentierten. Er wird sich auch hier lieber der nüchternen statistischen Methode bedienen. Nicht die Kunstwerke sind für ein ganzes Volk charakteristisch, die die Nachwelt gerade am höchsten stellt, sondern die, welche die größte Verbreitung fanden und sich vom Durchschnitt der zeitgenössischen Produktion am wenigsten entfernen.

Taine hat in seinem ersten Hauptwerke, der *Geschichte der englischen Literatur*, den umgekehrten Weg eingeschlagen. Er hat sich vorzugsweise an die großen Persönlichkeiten gehalten und gerade diese aus seinen drei Faktoren *Rasse*, *Milieu* und *Moment* herzuleiten gesucht. Er hat dadurch nicht nur deren individuelle Eigentümlichkeiten verwischt. Schlimmer war noch, daß er Eigenschaften und Anschauungen seiner Helden und ihrer Gruppen vielfach in unzulässiger Weise auf das englische Volk überhaupt ausdehnte. Ein Kulturhistoriker hat gewiß das Recht, Shakespeare mit den anderen Dramatikern der Elisabethanischen Zeit zu einer Einheit zusammenzufassen und gemeinsame Züge der ganzen Richtung festzustellen. Aber ist diese nur mit Mühe von der Renaissancebildung des Hofes gegen die puritanische Bürgerschaft geschützte Kunst der Ausdruck des ganzen Volkes und nicht nur eines Standes? War die *heidnische Renaissance*, so wie sie Taine auffaßte, nicht auch in Italien nur in einer ganz dünnen oberen Schicht der Gesellschaft verbreitet? Sind die nationalen Eigentümlichkeiten einer Literatur nicht am besten dadurch festzustellen, daß man die literarische Produktion, in der sich die Anschauungen eines bestimmten Standes aussprechen, mit den auswärtigen Werken vergleicht, in denen derselbe Stand zu Worte kommt? — Es ist natürlich ein charakteristischer historischer Umstand, daß in der Literatur gewisser Nationen bestimmte Stände den Ton angeben. Aber wenn das so ist, so hat der Historiker vor allem hiefür eine Erklärung zu suchen, anstatt die Eigentümlichkeiten einer bestimmten Literatur unmittelbar aus allgemeinen Ursachen wie der Rasse herzuleiten. Gervinus war in dieser Beziehung viel vorsichtiger vorgegangen als Taine.

Taine als Psychologe. Taine war in seinem Glauben an den nationalen Charakter der Kunst und die Unveränderlichkeit des Volksgeistes von der Romantik abhängig. Wenn er sich scheinbar der naturwissenschaftlichen Methode bediente, so wurden die von den Romantikern übernommenen Theorien dadurch in ihrem Wesen nicht modifiziert. Nur in einem Punkte schlug er alle seine Vorgänger, in der Kunst der psychologischen Schilderung. Er typisierte oft allzu stark. Er sagte oft von dem ganzen Volke aus, was nur für kleine Gruppen, wenn nicht gar nur für Individuen galt. In seinem Durst nach Abstraktion und seinem Bestreben, alles durch wenige einfache Formeln zu erklären, verwischte er leicht, im Gegensatz vor allem zu Renan, die Nuancen. Aber er verstand es wie kein anderer, diese seine Typen

lebendig und plastisch zu gestalten. Mit ihm wurde zum ersten Male historische Massenpsychologie von einem wirklichen Psychologen betrieben, von einem Historiker, der für die Eigentümlichkeiten fremder Volksnatur nicht nur Verständnis hatte, sondern der gerade das ihm Fremde, sogar wenn er es verurteilen mußte, mit leidenschaftlicher wissenschaftlicher Neugierde zu erkennen strebte. Als Psychologe dachte Taine wirklich naturwissenschaftlich-objektiv. Er hatte seine Sympathien; man hat nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß in dem Hymnus auf die heidnische Renaissance sein Herz höher schlägt als in der Charakteristik des Puritanertums. Aber seinen festen Willen zur Unparteilichkeit hat man nie anzweifeln können. Er hat nirgends einer Tendenz zuliebe eine Richtung, die ihm unsympathisch war, karikiert. Man kann seine Charakteristiken auf ihre Richtigkeit hin kritisieren, man kann ihre allgemeine Gültigkeit bestreiten. Aber man wird kaum in Zweifel ziehen können, daß gewisse typische Geisteszustände darin so präsis, anschaulich und sachkundig geschildert sind wie in keinem anderen historischen Werke vorher und nur in ganz wenigen seither. Wo ist eine Beschreibung des Puritanertums als Gemütsverfassung betrachtet zu finden, die sich Taine in irgendeiner Weise an die Seite stellen ließe? Die früheren Historiker hatten dem puritanischen Wesen nur verächtliche zynische Glossen gewidmet wie Hume, oder seine pittoreske äußerliche Erscheinung zu Genrebildern verarbeitet wie die Schule Walter Scotts oder es verständig vom modernen liberalen Standpunkte aus kritisiert wie Macaulay oder mit leeren Deklamationen bedacht wie Carlyle. Keiner hatte so über ihm gestanden und sich doch zugleich so in sein innerstes Wesen eingefühlt wie Taine. Er verhielt sich zu ihm wie »ein Arzt zu einem Kranken, der einen interessanten Fall darstellt.«

Die *Entstehung des modernen Frankreich.* Alle diese Eigentümlichkeiten finden sich in Taines zweitem historischen Hauptwerke, den *Origines de la France contemporaine*, unverändert wieder. Prinzipiell neu ist daran nur der romantischen Theorien entstammende politische Dogmatismus.

Die *Origines* sind nicht wie die *Englische Literaturgeschichte* beinahe organisch aus dem Denken Taines herausgewachsen. Sie verdanken, wie man weiß, einem Zufalle ihre Entstehung. Der Zusammenbruch Frankreichs im Jahre 1870 und die Kommune schreckten Taine, der sich bis dahin von der theoretischen und praktischen Politik so gut wie ganz ferngehalten hatte und eben daran dachte, über Deutschland ein ähnliches kulturhistorisches Werk zu schreiben wie über England, aus seinen philosophischen Studien auf. Er hielt es für seine patriotische Pflicht, seine wissenschaftlichen Kenntnisse zum Heile des Vaterlandes zu verwenden. Er brach seine literarhistorischen Forschungen ab und begann sich mit der Entstehung des modernen politischen Systems in Frankreich zu beschäftigen. Er wollte feststellen, welchen Umständen die Verfassung zu danken sei, die vor kurzem unter dem Ansturme des Auslandes zusammengestürzt war und Exzesse

wie den Aufstand der Kommune zur Folge gehabt hatte. Wären einmal die Gründe nachgewiesen, die die Fehler der bisherigen Regierungsweise verschuldeten, so würde es möglich sein, den Weg zu finden, der zur Besserung führte.

Man sieht, Taine verfolgte in seinem zweiten Werke mehr politische als historisch-wissenschaftliche Ziele. Prinzipiell hielt er allerdings auch jetzt daran fest, daß ein brauchbares Resultat nur auf dem Wege wissenschaftlich-empirischer Untersuchung gefunden werden könne. Aber nicht nur war er hier so wenig wie früher imstande, geduldig induktiv vorzugehen. Sondern er war in seinen Werturteilen von vornherein gebunden. Er befolgte die Methode, die mehr als irgend etwas anderes geeignet ist, die Geschichte wissenschaftlich zu diskreditieren; er schätzte große geschichtliche Wandlungen ausschließlich nach den vielleicht zufälligen Folgen, die sie in der jüngsten Vergangenheit gehabt hatten. Wie der Laie setzte er unbewußt die eigene Generation in das Zentrum der Weltgeschichte. Wenn die *Origines* als Ganzes unter die *Englische Literaturgeschichte* gestellt werden müssen, ist dies hauptsächlich diesem Umstande zuzuschreiben.

Es kam noch etwas anderes hinzu. Wenn Taine über politische Aktionen sprach, so befand er sich auf weniger festem Boden, als wenn er literarische Bewegungen charakterisierte. Er konnte wohl politische Theorien scharfsinnig kritisieren, aber er konnte sich nicht in eine bestimmte politische Situation versetzen. Er huldigte dem naiven Glauben mancher Gelehrten, daß es mehr auf die wissenschaftliche Qualität einer politischen Doktrin als auf ihre Zweckmäßigkeit ankomme, und daß eine mit absurden Argumenten verteidigte Maßregel weniger tauge als eine, die auf solide wissenschaftliche Kenntnisse gestützt ist. Er unterschätzte die Bedeutung des Instinkts, des Selbsterhaltungstriebes in der praktischen Politik. Er nahm politische Formeln ernst als solche — wie wenn es sich um Leitsätze eines wissenschaftlich-soziologischen Systems handelte — und dachte nicht daran, daß auch abstruse Phrasen realen Bedürfnissen Ausdruck verleihen können.

Man kann sich denken, wohin diese Methode bei der Behandlung der Französischen Revolution führen mußte. — Die Staatsmänner der Revolution zeigten die natürlichen Fehler der meisten Politiker, die in einem Lande ohne öffentliches politisches Leben fern von den Geschäften aufwachsen. Sie fielen utopischen Deklamationen politisch ungeschulter Literaten wie Rousseau zum Opfer. Sie stellten in e i n e m Atemzuge politisch vernünftige und ganz phantastische Begehren, und auch wenn sie im Rechte waren, tauchten sie ihre Forderungen in die nebelhaft optimistische Phraseologie des *Contrat social.* Taine kannte ihnen gegenüber keine mildernden Umstände. Er suchte nicht ihre Situation zu verstehen. Er beurteilte sie, wie ein Mann der Wissenschaft die leichtfertige Arbeit eines dilettierenden Laien abfertigt. Er zog aus ihrem Betragen den Schluß, daß alles spätere Unglück und im besonderen die Katastrophe des Jahres 1870 auf die unwissenschaftliche Methode der französischen Politiker und

Literaten im 18. Jahrhundert, auf den *esprit classique*, zurückzuführen sei.

Daß eine Revolution kommen mußte, mochte auch Taine nicht bestreiten. Das *Ancien régime* als solches gab er durchaus preis. Aber nicht eine Rekonstruktion auf Grund abstrakter Prinzipien, sondern eine organische Reform und Weiterbildung nach englischem Muster wäre das Richtige gewesen.

Taine kehrte damit durchaus zur Theorie der Romantik, vor allem Burkes, zurück. Wie seine Vorgänger bemühte er sich nicht zu verstehen, sondern er zensierte. Er legte sich nicht die Frage vor, ob es für einen kontinentalen Militärstaat wie Frankreich möglich gewesen wäre, die aristokratische Selbstverwaltung nach englischer Art beizubehalten, ohne seine Selbständigkeit einzubüßen. Er beachtete nicht, daß sogar sein geliebtes England unter Schonung der alten Namen mehr und mehr zur zentralistisch-bureaukratischen Verwaltung nach dem Vorbilde Napoleons überging, d. h. ähnliche Wege einschlug wie die Begründer der französischen Zentralisation im 17. Jahrhundert. Er dogmatisierte die Verhältnisse, wie sie in England etwa zwischen 1800 und 1830 bestanden hatten, und meinte, etwas Ähnliches hätte sich auch in Frankreich einrichten lassen. Er machte sich den Beweis für seine Theorie dadurch leicht, daß er wie fast alle romantischen Geschichtsphilosophen künstlich die Geschichte der Nationen isolierte. Er sah in seinen *Origines* von der auswärtigen Politik und den internationalen Verhältnissen völlig ab. Die Anregungen Rankes und der preußischen Schule ließ er unbeachtet. Er ging unbewußt von der Anschauung aus, daß es jedem Staate freistehe, seine inneren Zustände zu ordnen, wie es ihm gefalle.

Sein Meisterstück lieferte Taine auch hier mit seinen psychologischen Charakteristiken, mit seiner Schilderung sozialer Typen. Nicht mit Unrecht ist der Abschnitt berühmt geworden, in dem er den Geist des Jakobinertums schildert. Seine Ausführungen sind öfter chargiert und einseitig; sie stützen sich mehr als billig auf zweifelhafte oder tendenziös ausgewählte Quellenzeugnisse. Aber sie schildern einen bestimmten menschlichen Typus mit unnachahmlicher Anschaulichkeit. Andere Abschnitte stehen dahinter kaum zurück. Besonders gut gelangen Taine die Kapitel, die sich mit geistigen Bewegungen als solchen befassen. Seine Charakteristiken von Männern wie Napoleon beschäftigen sich allerdings zuviel mit dem Menschen und zuwenig mit dem handelnden Staatsmanne und Militär. Aber in seinem Element zeigte sich er dafür bei Erscheinungen, die in der Hauptsache der Geistesgeschichte angehören. Seine Ausführungen über die Führer der französischen Aufklärung oder über die sentimental-idyllischen politischen Anschauungen in Frankreich vor 1789 gehören zu den großartigsten Leistungen historischer Charakteristik. Sie sind mehr beschreibend als historisch erklärend (Taine entwirft z. B. von dem *esprit classique*, d. h. der durch den Humanismus zu neuem Leben erweckten antiken aufgeklärten Popularphilosophie, ein sehr anschauliches Bild,

erklärt aber nicht, warum diese oberflächliche politische Doktrin gerade in Frankreich Einfluß auf die Politik gewann; Tocqueville hatte die Verhältnisse viel richtiger und nüchterner beurteilt), aber als Beschreibungen sind sie unübertroffen.

Taine als Schriftsteller. Dazu trug nun allerdings in hohem Maße Taines Stil bei.

Taine schrieb nicht so, wie man es nach seiner deduzierenden Art hätte erwarten sollen. Er vermied es, von abstrakten Begriffen Gebrauch zu machen. Er wollte schon durch den Stil zeigen, daß er nicht von idealistischen Theorien, sondern wissenschaftlich-empirisch von der Wirklichkeit ausging. Seine Grundanschauungen waren zwar auf dem Wege reiner Spekulation gewonnen worden. Aber die Darstellung wurde so angelegt, als ob dieser fundamentale Mangel so gut wie möglich verdeckt werden sollte. Während Historiker wie Tocqueville, die die Tatsachen ruhig auf sich hatten wirken lassen, unbedenklich bloß das Fazit ihrer Untersuchungen mitteilten, suchte Taine, der bloß Belege zu einem von vornherein feststehenden Satze gesammelt hatte, den Leser mit der empirischen Grundlage seines Gebäudes selbst bekannt zu machen. Er breitete seine *petits faits* in erdrückender Masse vor ihm aus. In seinen Erörterungen zog er den realistischen, konkreten, wenn möglich an physiologische Prozesse erinnernden Ausdruck den geschichtsphilosophischen Formeln der idealistischen Schule vor. Allerdings zog ihn auch schon seine künstlerische Anlage zur realistischen Kleinmalerei; er war von der genrehaften Manier mancher englischen Historiker viel zu sehr eingenommen, als daß er nicht etwas Ähnliches hätte versuchen sollen. Aber einflußreicher war sein Streben nach wissenschaftlicher Begründung. Er ordnete seine Detailschilderungen abstrakten Leitsätzen unter; er stellte das pittoreske Detail in den Dienst eines Gedankens.

Das Resultat war die ganz merkwürdige Vereinigung zweier Erscheinungen, die sich auszuschließen scheinen: er beschrieb die Geschöpfe seiner philosophisch konstruierenden Spekulation mit den Kunstmitteln, deren sich sonst nur Romanciers oder historische Genremaler zu bedienen pflegen. Er umgab seine abstrakten Sätze mit dem Schein blühenden Lebens. Er verstand es, durch gut gewählte kleine Züge aus dem Treiben des Alltags den Eindruck wirklichkeitsfroher Anschaulichkeit zu erwecken. Kühne, oft eigentlich genial erfundene Vergleichungen verliehen auch den theoretischen Abschnitten realistischen Charakter. Der Durchschnittsleser glaubt einen Autor vor sich zu haben, der mit festen Füßen mitten im Leben steht und weltfremden Spekulationen abgeneigt ist. Erst allmählich wird er inne, daß Taines Figuren nicht auf direkter Beobachtung beruhen, sondern Erzeugnisse philosophischer Konstruktion sind. Was an Belegen aus der Wirklichkeit beigebracht ist, dient bloß dazu, die Demonstration eines von vornherein feststehenden Lehrsatzes wirkungsvoller zu gestalten.

Brunetière.

Die literaturgeschichtliche Methode Taines ist von keinem Forscher schärfer kritisiert worden als von Ferdinand Brunetière (geboren 1849 zu Toulon, 1875 an der Redaktion der *Revue des Deux-Mondes* beteiligt, 1886 Professor an der École normale, gestorben 1906 zu Paris). Brunetière würdigte die Bedeutung der konstruktiven Methode; aber er verfiel nicht in deren Einseitigkeiten. Er besaß als Literarhistoriker größere Sachkenntnis und sah klarer in die realen Verhältnisse als Taine. Er suchte die Geschichte der Literatur mehr aus dieser selbst zu erklären, als es sein Vorgänger getan hatte. Er vermied es, zu vagen allgemeinen Begriffen wie *Rasse* und *Milieu* seine Zuflucht zu nehmen.

Auch Brunetière bediente sich naturwissenschaftlich klingender Ausdrücke. Seine Phraseologie erinnert an Darwin: er faßte die Literatur als eine Vereinigung verschiedener Gattungen (*genres*), die sich nebeneinander entwickeln, sich bekämpfen, ersetzen oder verdrängen. Man braucht dieser Metapher nicht mehr Wert beizulegen, als sie hat (natürliche Gattungen, die sich direkt fortpflanzen, können selbstverständlich sterilen Abstraktionen ohne organisches Leben nicht gleichgestellt werden); aber man wird kaum bestreiten können, daß sie als heuristische Formel glücklich gewählt ist. Das literarische Milieu, dessen Bedeutung Taine prinzipiell nicht leugnete (er faßte es unter dem Begriff *Moment* zusammen), das er aber praktisch so gut wie ganz ignorierte, kann mit ihrer Hilfe genauer, als vorher möglich war, präzisiert werden. Damit kommt dann auch die Tatsache zur Geltung, daß literarische Denkmäler nicht schlechtweg historische oder psychologische Zeugnisse sind, sondern eigenen, künstlerischen Gesetzen unterworfen sind. Und zuletzt wird verhindert, daß der Historiker die Entwicklung der Literatur auf eine Formel zu bringen sucht: wenn die Evolution sich in der Weise vollzieht, daß verschiedene Gattungen sich kreuzen und ablösen, so ist von vornherein ausgeschlossen, daß von den vielen möglichen Kombinationen eine als notwendig hingestellt wird.

Vor allem ist Brunetière dadurch wieder in die Lage gesetzt, der künstlerischen Persönlichkeit ihr historisches Recht zu erteilen zu können. Das Verhältnis zwischen Individualität und künstlerischer Tradition war bei Taine so gut wie gar nicht untersucht worden. Brunetière nahm es geradezu zum Ausgangspunkt seiner Darstellungen. Er suchte den Einfluß der früher geschriebenen Werke auf die späteren im einzelnen festzustellen und genau zu bestimmen, in welchem Umfange das *zufällige* Eingreifen großer Künstler Veränderungen nach sich zog. Er vergaß nie, daß der Literarhistoriker es nicht mit dem einzelnen Werk als solchem, sondern mit der Geschichte der Literatur zu tun hat. Nicht die Werke sind am eingehendsten zu besprechen, die dem Kritiker aus subjektiven Gründen besonders ans Herz gewachsen sind, sondern die, die nachweisbar auf die spätere Produktion am stärksten eingewirkt hatten, die Werke, ohne die *eine eigentliche Lücke in der Folge der Literatur entstehen würde.* Der Literarhistoriker hat vor allem die Aufgabe, die *filiation* und *généalogie* der künstlerischen Schöpfungen zu erforschen. Man darf wohl behaupten, daß diese Aufgabe bisher nirgends besser gelöst worden ist als in den Büchern, die Brunetière der Geschichte der französischen Literatur widmete (*l'Évolution des genres dans l'histoire de la littérature française*: *Évol. de la critique* 1890; *les Époques du théâtre français* 1892; *l'Évolution de la poésie lyrique française* 1894. Unvollendet blieb die *Histoire de la littérature française classique*, von der nur der erste Band — bis zum 16. Jahrhundert — erschien. Vgl. außerdem noch den *Manuel d'histoire de la littérature française* 1897). — Nekrolog von Ch. Rébelliau in der *Revue hist.* 93 (1907), 311 ff.

Sorel.

Brunetière ging von den literarhistorischen Arbeiten Taines aus. Er ergänzte und überwand zugleich die methodische Einseitigkeit der *Englischen Literaturgeschichte.* In einem ähnlichen Verhältnisse stand zu dem politischen Historiker Taine Brunetières älterer Zeitgenosse Albert Sorel (geboren 1842 zu Honfleur, 1866 im Ministerium des Auswärtigen beschäftigt, 1872 Professor der Geschichte zu Paris,

1898 an der Kriegsschule St. Cyr, 1894 in die französische Akademie gewählt, gestorben 1906 zu Paris). Er schrieb gleichsam d e n Teil der Revolutionsgeschichte, den Taine beiseite gelassen hatte, die Geschichte der auswärtigen französischen Politik während der Revolution, und erwies schon dadurch viele von Taine gegen die Revolution erhobenen Vorwürfe als unbegründet oder mindestens sehr übertrieben. Die Ausdehnungspolitik der Revolution ist ihm keine Ausgeburt doktrinären Dilettantismus, sondern die natürliche Fortsetzung früherer Bestrebungen. — Hauptwerk: *L'Europe et la Révolution française* 1885 bis 1904. Erwähnt seien ferner die *Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande* 1875; *La question d'Orient au XVIIIe siècle* 1878; *Montesquieu* 1887.

VII. Die Geschichte als Objekt künstlerischen Genusses.

1. Allgemeines.

Die ästhetische Richtung. Man kennt die merkwürdige religiöse Renaissance, die mit der Romantik einsetzte und in Chateaubriand ihren Wortführer hatte. Es war eine Richtung, die den alten Glauben weder mit religiösen noch mit theologischen Gründen verteidigte, vielmehr romantisch-künstlerische Gefühlsregungen für ihn ins Feld führte. Sie bewies das Christentum damit, daß sie es für schön und künstlerisch fruchtbar erklärte. Sie fragte nicht nach Wahrheit oder Nützlichkeit, sondern nach dem ästhetischen Wert.

Aus dieser neuen Doktrin waren der Historiographie mannigfache Anregungen erwachsen. Eigentlich fruchtbar wurde das ästhetische Prinzip aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gemacht, in der Zeit, in der überhaupt die meisten historiographischen Projekte der Romantik zur Aufführung gebracht wurden.

Die Historiker, die die Lehre vom künstlerischen Eindruck als historischem Kriterium in die Tat umsetzten, gingen freilich wie die ganze jüngere Generation realistischer vor als die Romantiker. Auch sie betrachteten geistige Bewegungen, Kulturerscheinungen der Vergangenheit vor allem als Objekte ästhetischen Genusses. Aber sie zogen nicht mehr die Schlußfolgerung, daß ein Glaube, weil er *schön* sei, auch wahr sein müsse. Sie waren pessimistischer gestimmt. Sie wußten, daß Schönheit oft nur auf Kosten der Stärke und Zweckmäßigkeit erkauft wird. Ihre Liebe war dem Schönen geweiht, aber in voller Erkenntnis seiner geringen historisch-politischen Bedeutung.

Die Führer dieser Richtung mochten sich ebensowenig der nach 1848 entstandenen realistischen politischen Schule anschließen. Sie opponierten ihr nicht eigentlich aus wissenschaftlichen Gründen; sie ließen sie an ihrem Orte gelten. Aber sie empfanden sie als einseitig; die geistigen Güter, die den Inhalt i h r e s Lebens ausmachten, wurden für ihr Gefühl von den politischen und soziologischen Historikern zu wenig berücksichtigt. Die Geschichtschreibung Sybels war ihnen außerdem zu stark publizistisch orientiert. Sie selbst brachten wohl politischen Begebenheiten wie allem menschlichem reges Interesse entgegen. Aber sie fühlten keine Neigung, durch ihre historischen Werke in die Geschichte der Staaten einzugreifen.

Die Historiker der ästhetischen Richtung traten in vielen Beziehungen freier und unbefangener an die Geschichte heran als die Vertreter anderer Schulen. Sie verfochten keine Tendenz, nicht einmal eine wissenschaftliche Theorie. Sie suchten in der Geschichte nicht Auskunft über quälende Probleme der Gegenwart und engten ihr Forschungsgebiet nicht willkürlich ein. Sie betrieben ihre historischen Studien, weil sie ihnen Vergnügen machten, als *dilettanti* im guten, alten Sinne des Wortes. — Sie schlugen den wissenschaftlichen Wert der Historie nicht eben hoch an. Aber sie schätzten um so mehr den Trieb nach historischer Erkenntnis, die historische Neugierde. Die komplizierten, einzigartigen Erscheinungen, die von den Liebhabern geschichtlicher Konstruktionen gerne beiseite gelassen oder mißdeutet wurden, zogen sie gerade besonders an. Ist doch das Außergewöhnliche künstlerisch vor allem dankbar!

Einseitigkeiten ihres Urteils. Aber so sehr auch die Vertreter der Richtung es zu vermeiden suchten, ihr historisches Urteil in enge politische oder moralische Formeln einzuspannen, so sicher ist es doch, daß auch sie geschichtliche Erscheinungen an einem bestimmten Maßstabe maßen. Sie unterschieden sich nur dadurch von anderen Historikern, daß ihnen das Wohlergehen von Staaten und Institutionen als solchen gleichgültig war und sie durchaus vom Glücksgefühl des einzelnen Menschen ausgingen. Genauer gesagt, von ihrem eigenen persönlichen Glücksgefühle. Sie vertraten einen geistigen Epikuräismus. Wenn sie in einer künstlerisch und geistig gesättigten Atmosphäre leben und ihren Gedanken frei nachgehen konnten, so war ihnen die Form der politischen Organisation ziemlich gleichgültig. Es ist charakteristisch, daß Renan wie Burckhardt der Demokratie nicht aus politisch-militärischen Gründen Opposition machten, sondern weil sie fürchteten, demokratische Einrichtungen hätten ein allgemeines Banausentum und damit das Ende der nur um ihrer selbst willen betriebenen geistigen Bildung zur Folge. Lieber mangelhafte Sicherheit im Staate und Herrschaft abstruser Meinungen in der Kirche als geistlose Solidität. Renan erhob etwa gegen die Bestrebungen der amerikanischen Unitarier den Einwand, daß man in der Welt Channings vor Langeweile sterben würde; in ihrem moralischen Idealstaate wäre das Genie unnötig und die große Kunst unmöglich. Was vermöge das Schottland des 17. Jahrhunderts, das den Wünschen der Unitarier ungefähr entspreche, der Menschheit zu bieten im Vergleiche mit dem Italien der Renaissance, das doch Channings moralischen Ideen so fern stehe wie möglich (*Études d'histoire religieuse* 7. Aufl. [1864], 393)!

Man sieht, der künstlerische Wert einer Kultur ist für ihre Beurteilung entscheidend. Es kommt dabei nicht nur das in Betracht, was sie an künstlerischen Leistungen unmittelbar produziert oder anregt. Die Zeit muß überhaupt eine künstlerische Signatur haben und im Betrachter poetische Empfindungen erwecken können; sie muß für geistig edle Genüsse und heroische Tugenden, die außerhalb der prosaischen bürgerlichen Moral liegen, Raum lassen. In dieser

Beziehung unterschieden sich die ästhetischen Historiker durchaus von den Aufklärern. Sie hatten mit ihnen (speziell mit dem Epikuräer Voltaire) wohl die Vorliebe für die großen Kunstzeitalter (z. B. das sog. mediceische) gemein. Aber sie teilten nicht ihre Sympathien für den rationell-bureaukratisch eingerichteten Staat, und vor allem hatten sie von der Romantik gelernt, daß auch andere Dinge als Schöpfungen der Kunst *schön* sein können. Eine erhabene, wenn auch unsinnige Moral, eine poetische, wenn auch ganz falsche Mythologie können (wenigstens für den, der nicht an sie glaubt) ebensogut ein Objekt künstlerischen Genusses bilden wie ein Werk der Poesie. Vielleicht sogar noch einen größeren: da die Ästhetik des 19. Jahrhunderts das spontan Entstandene, Ursprüngliche höher schätzt als das sorgfältig Berechnete, so haben Religion und Moral um so mehr Aussicht auf Schönheit, als sie nicht bewußt danach streben.

Begreiflicherweise wandten daher die Ästheten den schöpferischen Individuen sich mit besonderer Liebe zu. Sie waren gegen geschichtsphilosophische Theorien zu skeptisch gesinnt, als daß sie den Heroenkult gepredigt hätten. Sie kannten die Welt zu gut, als daß sie an den überragenden Einfluß einiger weniger Persönlichkeiten geglaubt hätten. Aber es bereitete ihnen eine größere künstlerische Befriedigung, einzelne Persönlichkeiten bei ihrem freien Schaffen zu betrachten, als der mühevollen Kleinarbeit namenloser Kanzlisten nachzugehen. Die italienischen Tyrannen des 15. Jahrhunderts, die ihre ephemeren Staaten *als Kunstwerke* schufen, zogen sie mehr an als die französischen Bureaukraten des Mittelalters, die in jahrhundertelanger zäher Arbeit das feste Gefüge der französischen Monarchie errichteten. Es ist kein Zufall, daß die Historiker der ästhetischen Richtung mit Vorliebe, wenn auch keineswegs ausschließlich, Perioden behandelt haben, in die die Entstehung einer Bewegung fällt.

Stellung zur Moral. Die ästhetische Betrachtung der Moral, die der hier behandelten Richtung eigen ist, ist in neuerer Zeit vielfach dahin mißverstanden worden, daß man den ästhetizistischen Historikern eine Vorliebe für Persönlichkeiten zuschrieb, die *jenseits von gut und böse* standen. Besonders von Burckhardt wurde dies behauptet, den man, wie es scheint, gar nicht mehr anders als mit den Augen Nietzsches ansehen kann. Diese Ansicht ist gänzlich falsch. Richtig ist allerdings, daß Renan und Burckhardt den philiströsen Kanon bürgerlicher *respectability* ablehnten und die moralischen Fehler künstlerischer Naturen gern mit Nachsicht besprachen. Aber für die rohe Macht hatten sie gar keine Sympathien; ein *großer Verbrecher* wie Cesare Borgia erregte bei Burckhardt nur Abscheu: B. sprach von dessen *Übermaß an Bosheit* (*Kultur der Renaissance* 2. Aufl. 92) und bemerkte: *Vollends grauenhaft ist die Art und Weise, wie Cesare den Vater isoliert* (ibid. 90). Am höchsten stand ihnen nicht der gewalttätige Übermensch, sondern die heroische, selbstverleugnende Tugend. Daher denn auch ihre Sympathie für das alte, echte Christentum, das Mönchtum z. B. Sie unterschieden sich von den Liberalen nur dadurch, daß sie deren platt utilitaristische Kriterien ablehnten. Schon 1842 schrieb Burckhardt: *Die Geschichte ist mir noch immer Poesie* und etwas später: *Jesus geht mir läuternd durch die Seele, weil er die schönste Erscheinung der Weltgeschichte ist* (Briefe an Beyschlag aus den Jahren 1842 und 1844, im *Basler Jahrbuch* 1910 S. 109 und 129).

Für die suggestive Kraft gewisser Urteile wie das Nietzsches ist bezeichnend, daß nach dem Erscheinen der *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* sich sogar Kenner über Burckhardts Neigung zum Moralisieren wunderten und daß ein Historiker, der B. so genau kannte wie H. Gelzer, von Burckhardts theoretischer Bewunderung der Gewaltmenschen sprechen konnte (*Ausgewählte kleine Schriften* [1907], 348 f.). Und dabei hatte derselbe Gelzer wenige Seiten vorher (324 ff.) selbst noch das *gewaltige ethische Element Burckhardts* hervorgehoben!

2. Renan.

Ernest Renan (geboren 1823 zu Tréguier in der Bretagne, ursprünglich zum geistlichen Berufe bestimmt, tritt 1845 aus dem Seminar Saint-Sulpice zu Paris aus, widmet sich wissenschaftlichen, speziell orientalistischen Studien, kommt als Mitglied wissenschaftlicher Expeditionen 1849 nach Italien, 1860 nach Syrien [vgl. die *Mission de Phénicie* 1874], 1856 Mitglied der Académie des Inscriptions, 1861 Professor für Hebräisch, Chaldäisch und Syrisch am Collège de France, 1863 nach seinem *Leben Jesu* abgesetzt, erhält 1871 seine Stelle wieder, 1878 Mitglied der französischen Akademie, gestorben 1892 zu Paris) kommt hier hauptsächlich in Betracht als Verfasser der zwei Werke: *Les Origines du Christianisme* 1863 bis 1883 und *Histoire du peuple d'Israël* 1888 bis 1894. Die zahlreichen kleineren Schriften bieten daneben nichts prinzipiell Neues (*Averroès et l'averroïsme* 1852; verschiedene Sammlungen Essais: *Études d'histoire religieuse* 1857 etc.).

Über Renan ist vor allem die autobiographische Schrift *Souvenirs d'enfance et de jeunesse* (1883) zu vergleichen (nur ganz unvollkommen fortgesetzt in den *Feuilles détachées* 1892). Dazu die *Cahiers de jeunesse* (*1854—1856*) 1906 und *Ernest et Henriette R. Lettres intimes* 1896.

R. Ledrain, *R., sa vie et son œuvre* 1892; Desportes et Bournand, *E. R.* 1892; G. Monod, *R., Taine, Michelet* 1894; G. Séailles, *E. R., essai de biographie psychologique* 1895; l'abbé d'Hulst, *E. R.* 1894 4. A.; M. J. Darmesteter, *la vie de E. R.* 1898; W. Barry, *E. R.* 1905; G. Sorel, *le Système historique de R.* 1906; G. Strauß, *La Politique de R.* s. d. (1909, mit Bibliographie); H. Parigot, *R., l'égoïsme intellectuel* 1910.

Der größte und genialste Vertreter der ästhetischen Richtung war Ernest Renan. Kein anderer hat die Geschichte mit soviel Feinheit, Anpassungsfähigkeit und Vielseitigkeit behandelt; kein anderer hat sie so ästhetisch genossen. Kein anderer hat an das Fühlen vergangener Zeiten und Länder so wenig die Frage nach der Wahrheit oder gar der Nützlichkeit gestellt und hat jeden Glauben gelten lassen, wenn er nur echt erschien und unmittelbar aus Gemüt und Phantasie entsprang.

Renan lehnte nur ab, was ihm innerlich unwahrhaftig erschien, wie den künstlichen, romantischen Katholizismus Chateaubriands. Ursprüngliche Religiosität betrachtete er dagegen mit warmer Sympathie. Er schätzte die idealistische Moral des Christentums hoch; es erschien ihm schön, daß es andere Güter höher stellte als Leben und äußeres Wohlergehen und von den Menschen Opfer für geistige Ziele verlangte. Aber ebenso entschieden betonte er, daß dessen dogmatische und historische Voraussetzungen unhaltbar seien.

Er hatte damit eine Stellung eingenommen, die für den Gläubigen wie für den Freidenker alter Schule in gleicher Weise unbegreiflich war. Die Religion ist ihm weder ein Objekt des Kultus noch eins des Spottes, sondern ein Gegenstand, der dem wissenschaftlichen Forscher zu interessanten psychologischen Untersuchungen Anlaß gibt. Der

Historiker kann sie um so eher mit Wohlwollen betrachten, als er sich weder für sie noch gegen sie zu engagieren hat. Kommt denn soviel auf die Wahrheit an? Gibt es überhaupt in solchen Dingen eine Wahrheit, wie Fromme, Liberale und Voltairianer meinen? Ist sie nicht so vielgestaltig, daß man jede Richtung — und verfolge sie noch so sonderbare Ziele — willkommen heißen muß, weil sie vielleicht einen Zipfel des Schleiers aufheben kann, der ganz bisher noch nie gelüftet wurde? Kann man ihr denn nur mit Hilfe der wissenschaftlichen Methode näherkommen? — Renan hätte diese Frage nur in seiner Jugend durchaus mit Ja beantwortet. Später gab er seinen dogmatischen Glauben an die Zukunft der Wissenschaft auf. Auch durch Religion und Kunst kann die „Wahrheit" intuitiv erfaßt werden. Und wenn auch das, was die Religion schuf, bloß ein Traum gewesen sollte, so hätte die Menschheit damit doch einen schönen Traum erlebt!

Von den geschichtsphilosophischen Dogmen der Romantik hielt Renan nur an e i n e m fest, an dem Satze von den unveränderlichen Eigenschaften der Rasse. Vielleicht infolge seiner philologischen Studien. Wer es mit Sprachstämmen und nationalen literarischen Denkmälern zu tun hat, ist leicht geneigt, auch zwischen Volksstämmen scharfe Grenzlinien zu ziehen. Im übrigen ging er apodiktischen Urteilen so gern wie möglich aus dem Wege. Sein Ausdruck ist, was die Franzosen mit einem unübersetzbaren Worte als *ondoyant* bezeichnen. Ein ewiges, halb wohlwollendes, halb skeptisches Lächeln. Alle Ansichten sind nur relativ wahr. Wahrheit und Irrtum unterscheiden sich nur um Nuancen voneinander. Wie sollte der Historiker sich herausnehmen, grobe Zensuren auszuteilen und Schafe und Böcke, schädliche und nützliche, wahre und falsche Ansichten zu scheiden!

Dieser *Dilettantismus* erlaubte es Renan, die Vergangenheit so vollständig und lebensvoll zu rekonstruieren, wie es kein anderer Historiker vermochte. Die meisten Geschichtschreiber haben gewissen geschichtlichen Erscheinungen gegenüber starke Antipathien zu überwinden und fühlen sich nur auf e i n e m Gebiete zu Hause. Niebuhr versagte, als er die Entwicklung vom römischen Bauernstaate zum Weltreiche schildern sollte; Ranke bewegte sich mit unsicheren Schritten, wenn er die Kreise der Diplomaten und Prälaten verließ und unter das Volk trat. Renan fand sich ebenso sicher in der großstädtischen Kultur des neronischen Roms zurecht wie in der Umgebung des Rabbinerschülers Paulus. Er schilderte die *Welt* ebenso sachkundig und liebevoll wie die Seelenkämpfe christlicher Missionare. Mit welcher Feinheit, mit welch unbeirrbarem Gefühl für die Nuance ist jeder Strich hingesetzt! Wie ist über dem einzelnen nie das Allgemeine vergessen! Wie liebevoll, wenn auch gegen phantastische Ansichten allzu indulgent, versuchte Renan der allgemeinen historischen Bedeutung der Ereignisse nachzugehen! Wie glücklich sind in der Regel die Analogien aus dem modernen Leben gewählt, die man ihm wegen ihrer (an Voltaire erinnernden) Respektlosigkeit so oft zum Vorwurf gemacht

hat (er hat sich in der Vorrede zum 3. Bande der *Hist. du peuple d'Israël* selbst deshalb verteidigt)! Von welcher Kraft der Farbe sind seine Naturschilderungen!

Renan traf einen schwachen Punkt seiner Vorgänger, der von ihm als Gelehrte und Kritiker hochverehrten Historiker der Tübinger Schule, wenn er ihnen vorwarf, sie urteilten über die ersten Christen zu sehr aus dem Gesichtskreis eines deutschen Kleinstadt-Professors. Er hatte das Recht zu solcher Kritik; denn kein Historiker hat sich so selten gelehrte, weltfremde Konstruktionen zuschulden kommen lassen wie er. Er erst hat eigentlich die Kirchengeschichte aus einer Geschichte dogmatischer oder theologischer Ideen zu einer Geschichte religiösen Lebens gemacht.

Renan verdankt es seinen philologischen (orientalischen) Studien, daß er zum Unterschied von den meisten französischen Forschern seiner Generation die philologisch-kritische Methode gründlich kennen lernte. Er hat sie nicht überall mit Glück angewandt, und wo er von den Aufstellungen der Tübinger abwich, hatte er wohl nur selten die bessere Einsicht auf seiner Seite; sein Versuch, das Johannesevangelium als historische Quelle zu rehabilitieren, kann kaum anders denn als ein Rückschritt bezeichnet werden. Aber die Fehler, die er bei der Anwendung der Methode beging, dürfen nicht vergessen lassen, daß er diese prinzipiell in vollem Umfang akzeptierte. Und schließlich darf auch darauf hingewiesen werden, daß bei Begebenheiten, über die wir nur eine so trümmerhafte Überlieferung besitzen wie über die Geschichte Israels oder die Entstehung des Christentums, jeder Historiker, der eine abgerundete Darstellung geben will, seine Zuflucht zu gewagten Hypothesen nehmen muß. Renan arbeitete an sich nicht liederlicher oder unkritischer als andere Forscher. Aber wie andere darstellende Historiker, die in der Hauptsache nur schlechtes Material zur Verfügung haben, versuchte er allzuoft, aus Nachrichten Kapital zu schlagen, die er besser ganz ungenutzt liegen gelassen hätte. Der Künstler in ihm war zu mächtig, als daß er sich immer, wo es nötig gewesen wäre, zu wissenschaftlicher Resignation hätte entschließen können.

Als Stilist hat Renan keinen Rivalen zu fürchten. Nie vulgär, selten pathetisch, schmiegt sich seine Redeweise jeder Stimmung an. Die feine Ironie steht ihm ebensowohl zu Gebote wie der warme Ton mitfühlender Begeisterung. Die schlichte Erzählung gelingt ihm ebensogut wie das subtile, geschichtsphilosophische Raisonnement. Nie opfert er dabei dem Wort die Sache. Sein wunderbar melodischer, biegsamer Stil steht immer im Dienste seines Denkens. Seine Sprache ist nur darum künstlerisch vollkommen, weil sie diesem vollkommen gehorcht. Jeder Gedanke ist bis auf die letzten Schattierungen ausgedrückt.

3. Burckhardt.

Jakob Burckhardt (geboren 1818 zu Basel, zuerst für kurze Zeit Theologe, dann historischen und noch mehr kunsthistorischen Studien zugewandt, mit Ausnahme einer kurzen Professur am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich von

1845 bis 1893 Professor an der Basler Universität für Geschichte und Kunstgeschichte [in späteren Jahren nur für letztere], gestorben 1897 zu Basel) kommt hier vor allem in Betracht als Verfasser der beiden Werke: *Die Zeit Constantins des Großen* 1853 und *Die Cultur der Renaissance in Italien* 1860 (nur die beiden ersten Auflagen können als authentisch gelten; von der dritten Auflage an ist das Buch von L. Geiger bearbeitet). Dazu kamen aus dem Nachlaß (herausgegeben von J. Oeri) zum größten Teile auf Grund von Kollegheften die *Griechische Kulturgeschichte* (1898 bis 1902) und die *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* (1905; der Titel rührt vom Herausgeber her, B. hatte dieses Kolleg *Über Studium der Geschichte* genannt). — Von den kunstgeschichtlichen Arbeiten B.s seien hier nur die *Geschichte der Renaissance in Italien* 1868 (ein Teil der zusammen mit W. Lübke herausgegebenen *Geschichte der neueren Baukunst*) und die *Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien* 1898 genannt.

Das Biographische am besten in den Aufsätzen von H. Trog im *Basler Jahrbuch* 1898 und in Bettelheims *Deutschem Nekrolog* II 1898. Über den Historiker E. Gothein in den *Preuß. Jahrbüchern* 90 (1897), K. Neumann in der *Deutschen Rundschau* 1898 März, 1907 Oktober, November und in der *Hist. Ztschr.* 85 (1900), 385 ff.; F. Meinecke in der *Hist. Ztschr.* 97 (1906), 557 ff.; H. Gelzer, *Ausgewählte kleine Schriften* (1907), 295 ff.; K. Joël, *J. B. als Geschichtsphilosoph* in der *Festschrift zur Feier des 450-jährigen Bestehens der Universität Basel* (1910). Außerdem etwa noch C. A. Bernoulli in der Zeitschrift *Wissen und Leben* III (1910), 385 ff. — Briefe von B. sind an verschiedenen Orten publiziert; am wichtigsten sind wohl die von M. Pahnke im *Basler Jahrbuch* 1910 herausgegebenen *Aus J. B.s Jugendzeit 1841 bis 1845* (mit Nachtrag im nächsten Band des Jahrbuches).

Burckhardt war noch mehr *dilettante* als Renan. Er war weniger geneigt als der Franzose, unästhetisch entsagungsvolle wissenschaftliche Untersuchungen durchzuführen. Er betrieb seine Studien weniger systematisch. Seine Quellenbenutzung war einseitiger. Daß er es unterließ, seine Zeugnisse mit Hilfe der philologisch-kritischen Methode zu prüfen, hatte allerdings nicht viel zu bedeuten; denn er war zu skeptisch, als daß er die Autoren in der naiven Art Janssens oder Freytags gelesen hätte. Aber er ging wie Ranke den *leblosen* Quellen aus dem Weg. Er las seine Autoren immer und immer wieder, und seine ins Geniale gesteigerte Sensibilität für das historisch Merkwürdige ließ ihn dabei Dinge entdecken, die allen den Tatsachen suchenden Historikern verborgen geblieben waren. Aber er studierte sie kaum je; er versuchte nicht, sie von den unmittelbar zugänglichen Überresten vergangenen öffentlichen Lebens aus zu kritisieren und aus Urkunden, Münzen, Formelbüchern, Inschriften usw. ein von den Aussagen der Zeitgenossen unabhängiges Bild zu schaffen. Dieser streng wissenschaftlichen Methode bediente er sich nur auf seinem eigentlichen Gebiete, in seinen Arbeiten zur italienischen Kunstgeschichte; als Kulturhistoriker ging er so gut wie ausschließlich von der literarischen Überlieferung aus.

Burckhardt ist daher am glücklichsten, wo er nicht die Geschichte dessen schreibt, was geschehen ist, sondern schildert, wie Staat und Geschichte von den Angehörigen einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Landes aufgefaßt wurden. Am meisten fühlte er sich bei den Menschen zu Hause, die gleich ihm imstande waren, das öffentliche und private Leben ihrer Zeit als uninteressierte Zuschauer zu betrachten und die Torheiten des Marktes in geistreichen Glossen zu

belachen. Daher war es ihm so wohl bei den Griechen und Italienern der klassischen Zeit. Er versuchte nicht, diese zu idealisieren. Aber sein Sehnen war der Umgang mit einer geistig vorurteilsfreien Gesellschaft, die Sinn für Malice hatte und ihr Leben künstlerisch zu gestalten verstand. Und weil er dies Ideal in der italienischen Renaissance erreicht glaubte, war er gerne bereit, ihre *Immoralität* (die er sehr stark empfand) in den Kauf zu nehmen. Es scheint, als wenn er der griechischen Polis nichts so sehr zum Vorwurf machte, als daß sie durch ihre tyrannische Herrschaft die freie individuelle Geselligkeit einschränkte. Er verurteilte den griechischen Staat nicht aus politisch-militärischen Gründen, sondern gleichsam weil geistige Epikuräer seiner Art sich in ihm unglücklich gefühlt hätten.

Burckhardt war keine spekulativ angelegte Natur. Er wandte auch philosophischen und theologischen Untersuchungen sein Interesse zu; aber er hielt sich gern *im Vorhof*, ließ sich wohl gern geistig anregen, aber strebte nicht nach einer dogmatischen Lösung. Um so größer war seine Empfänglichkeit für künstlerisch geistige Genüsse. Für bildende Kunst, Poesie, Musik, Moralistik (im französischen Sinne, wie sie etwa Montaigne ausübte), feine Konversation. Daher seine starke Hinneigung zur französischen Kultur, daher seine begeisterte Schilderung der Geselligkeit der italienischen Renaissance, ihrer *Entdeckung der Welt und des Menschen*, ihrer *Entwicklung des Individuums.* Es ist charakteristisch, daß man vor allem an diesen von wehmütiger Sehnsucht nach der *kurzen Herrlichkeit der Renaissance* getragenen Abschnitt seiner *Kultur der Renaissance* denkt, wenn man sein Buch nennt. Die Kapitel über politische Geschichte und die Geschichte der philosophischen Anschauungen treten daneben durchaus zurück. Dem Schlußabschnitte über *Sitte und Religion* fehlt es an Klarheit in den Grundbegriffen, in dem einleitenden Abschnitte über den *Staat als Kunstwerk* sind die politischen Probleme des damaligen Italien nur ganz ungenügend erfaßt.

Die Kerngedanken des Buches, Burckhardts Thesen über die fundamentale Bedeutung der italienischen Renaissance für die geistige Entwicklung der modernen Welt, besaßen die Suggestionskraft, die innerlich tief gefühlten Ideen im Gegensatz zu bloß verstandesmäßig akzeptierten Prinzipien eigen zu sein pflegt. Seine Leitsätze gewannen, zumal in Deutschland, innerhalb der »allgemeinen Bildung« autoritative Geltung. Man kann sagen, daß er der modernen Religion, dem Ästhetizismus, ihr Paradies geschaffen hat. Daß er dies tun konnte, ist für ihn als Historiker außerordentlich charakteristisch. Hätte er sich damit begnügt, die Periode, über die sein Buch handelt, wissenschaftlich zu analysieren — er hätte niemals diesen Eindruck machen können. Aber er schrieb als Begeisterter. Nicht als blind Begeisterter freilich — an den Übertreibungen seiner unwissenden, feuilletonistischen Nachahmer ist er nur zum kleinsten Teile schuld. Aber der Leser fühlte, daß das herrliche Traumbild, das er schilderte, für ihn ein Stück Leben war. Und die mit vornehmem Geschmack entworfene Darstellung

erschien als das passendste Gefäß, um diesen Künstlertraum aufzunehmen.

Paradiesische Zustände haben keine Geschichte, und so erfahren wir denn auch nicht, weder wie die Kultur der Renaissance entstand, noch wie sie sich entwickelte. Von der sehr allmählichen Ausbreitung des Humanismus und der Renaissance gibt Burckhardt keinen rechten Begriff. Wenn er von der humanistischen Historiographie spricht, stellt er Gründer und Fortsetzer, Schöpfer und Epigonen in eine Reihe. Die materielle Grundlage der italienischen Kultur berührt er nicht. Die Abgrenzung gegenüber dem Mittelalter nimmt er öfter ganz willkürlich vor: typische Züge der mittelalterlichen (französischen) Kultur werden als spezifisch italienisch angeführt. Es ist hier nicht der Ort, Burckhardts Thesen zu diskutieren. Aber das eine dürfte durch die Forschung, die er angeregt, mit Sicherheit festgestellt worden sein: daß sich auch in Italien die Linie zwischen Mittelalter und neuer Bildung nicht so scharf ziehen läßt, wie er meinte.

Mit der ästhetischen Richtung Renans und Burckhardts nahe verwandt war die historiographische Tätigkeit Ferdinand Gregorovius' (geboren 1821 zu Neidenburg, gestorben 1891 zu München). Nur daß Gregorovius schwerblütiger und geistig weniger beweglich war als die beiden Genannten. Er war auch weniger originell. Er wandte nicht sowohl die ästhetische Betrachtungsweise auf die Geschichte an, als daß er mit Vorliebe die geschichtlichen Ereignisse betrachtete, die, in den Glanz einer großen künstlerischen Kultur getaucht, in dem modernen Beschauer poetische Nebenvorstellungen erwecken.

Er war ein typischer Vertreter des Italienreisenden alter Schule, der für alte Kunst, Ruinen und malerisches Volksleben schwärmte und lieber die Phantasie mit stimmungsvollen Bildern füllte als die realen historischen Begebenheiten nüchtern untersuchte. Sein bestes leistete er dort, wo ihm bereits der Stoff entgegenkam, wo für detaillierte Schilderungen gutes Material reichlich vorhanden war und die Kunst im Leben einen großen Raum einnahm. Er versagte oder begnügte sich damit, wertlose Ausmalungen unkritisch zu reproduzieren, wenn brauchbare kulturhistorische Quellen selten waren und er seine Zuflucht zu verfassungsrechtlichen oder wirtschaftsgeschichtlichen Kombinationen hätte nehmen müssen. Solche tiefgreifende Untersuchungen anzustellen, war er nicht imstande. Er verstand es ausgezeichnet, weltmännisch zu schreiben, d. h. jeden Gegenstand nur flüchtig zu berühren und keinen zu erschöpfen. Er war ein guter Schilderer und Erzähler, aber kein großer Historiker. (Hauptwerk: *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter* 1859 bis 1871. Diesem trat später zur Seite die *Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter* 1889. Erwähnt seien ferner *Lucrezia Borgia* 1874 und *Athenais, Geschichte einer byzantinischen Kaiserin* 1882).

VIII. Schlufsbemerkungen.

Die Entwicklung der Geschichtschreibung seit 1870, die Folgen des Deutsch-Französischen Krieges und der wirtschaftlichen Kämpfe. Es soll hier nicht der Versuch gemacht werden, die Entwicklung der zeitgenössischen Historiographie auch nur in ihren Umrissen zu beschreiben. Das vorliegende Werk hat sich zum Ziele gesetzt, nur abgeschlossene Richtungen zu behandeln; es muß sich versagen, auf die

Leistungen lebender Historiker einzugehen. Von dem, was die Geschichtschreibung nach 1870 von der früheren unterscheidet, möge nur einiges wenige hervorgehoben werden. Auch Wichtiges muß dabei unerörtert bleiben; es können nur einige Momente herausgegriffen werden, die vielleicht noch nicht überall gebührend Beachtung gefunden haben.

Zwei Folgeerscheinungen des Krieges des Jahres 1870 und der seitherigen politischen Entwicklung liegen offen zutage. Die eine ist der vollständige Untergang des alten Liberalismus. Der Sieg Preußen-Deutschlands über Frankreich, des *reaktionären Militärstaates* über das modern demokratisch organisierte Nachbarland, versetzte, zuerst auf dem europäischen Kontinente, dann nach und nach auch in den angelsächsischen Ländern unter der jungen Generation dem liberalen Glauben an die politische Superiorität freiheitlich regierter Völker den Todesstoß. Die Bedeutung militärischer Macht und Disziplin, einer starken Organisation überhaupt, auf die vor 1870 im 19. Jahrhundert, so wie es sich gebührte, nur Droysen aufmerksam gemacht hatte, wurde nun für die Historiker aller Länder eine gemeinplätzige Wahrheit. Sogar für die amerikanischen. Es ist charakteristisch, daß einer von diesen (die früher fester als andere an die liberale Dogmatik geglaubt haben) es gewesen ist, der zuerst die Lehre von der welthistorischen Bedeutung der Seemacht in ein System brachte. Verstärkt wurde diese Tendenz durch darwinistische Ideen über den Kampf ums Dasein, die erst nach 1870 stärker auf die Geschichtschreibung einzuwirken begannen.

Die andere deutliche Folge der Entwicklung, die die Geschichte seit 1870 nahm, ist die intensivere Pflege der Wirtschaftsgeschichte und die Neigung, nicht nur politische Veränderungen sondern auch religiöse und geistig spekulative Bewegungen aus wirtschaftlichen Ursachen zu erklären. Diese Richtung bringt prinzipiell ebensowenig etwas Neues wie die Schule, die die preußische Historiographie Droysens und Sybels fortsetzt. Aber sie hat Tendenzen, die früher nur sporadisch vorhanden waren, allgemein gemacht und Ansichten, die früher sich bloß neben der traditionellen Auffassung Platz zu schaffen suchten, einseitig zugespitzt und für allein gültig erklärt. Die Gründe, die diese Veränderung herbeigeführt haben, — der große Raum, den wirtschaftliche Kämpfe im innern und äußern Leben der Staaten gegenwärtig einnehmen, die Verwandlung politischer Parteien in wirtschaftliche Interessengruppen, die Entstehung des Welthandels in seiner neuen Form und die dadurch wesentlich verschärfte wirtschaftliche Konkurrenz der Nationen — sind zu bekannt, als daß sie hier eingehend besprochen werden müßten.

Der Einfluß der Weltpolitik. Nicht ganz so steht es mit einer anderen Veränderung der allgemeinen Verhältnisse, die erst einige Zeit nach 1870 eigentlich einsetzte und auf die Historiographie erst in den letzten zwei Jahrzehnten Einfluß zu gewinnen begann. Es betrifft

dies den Übergang zur Weltpolitik, die Verwandlung, die sich dadurch vollzog, daß außereuropäische Mächte begannen, den europäischen Nationen nicht mehr nur als Klienten und Abnehmer, sondern als gleichberechtigte Kontrahenten entgegenzutreten. Der erste Schritt geschah, als die Vereinigten Staaten aktiv in die internationale Politik einzugreifen anfingen. Noch folgenschwerer war der zweite, als sich einerseits die Staaten Ostasiens — zuerst Japan, dann noch mit größerer Konsequenz und reicheren Mitteln China — anschickten, ihre politisch-militärische Organisation, die bisher den Machtverhältnissen in den benachbarten Staaten angepaßt worden war, so umzugestalten, daß sie den Kampf mit den europäischen Nationen aushalten konnten, und anderseits in Afrika und Asien der Islam der christlichen Propaganda immer energischer entgegenzutreten begann.

Die Geschichte konnte unter diesen Umständen ihren europäozentrischen Standpunkt nicht wohl länger behaupten. Was die Astronomie schon längst vollzogen, als sie die Erde aus dem Mittelpunkt des Sonnensystems rückte, was die Zoologie vollführte, als sie die Tierwelt nicht mehr nach dem Menschen als dem schlechthin vollkommensten Wesen orientierte, das muß nun in ähnlicher Weise auch die Geschichtschreibung tun. Sie muß wieder auf die welthistorische Auffassung der Aufklärung zurückgreifen. Ohne in deren Fehler zu verfallen. Was Voltaire und seine Schüler als Universalhistoriker geleistet, ist nicht ganz ohne eigenes Verschulden unter den Angriffen der Romantik zusammengebrochen. Die Aufklärer standen zu sehr unter der Herrschaft polemischer Tendenzen und arbeiteten vielfach mit allzu ungenügendem Material. Sie waren leicht geneigt, exotischen Völkerschaften nur deshalb Tugenden zuzuerkennen, weil sie damit die Prätensionen christlicher Apologeten zu erschüttern hofften. Sie generalisierten häufig vereinzelte Beobachtungen, weil es an exakten Untersuchungen mangelte. Die moderne Geschichtschreibung ist besser gestellt. Sie braucht keinen Bossuet mehr zu bekämpfen. Sie hat ein reicheres Material zur Verfügung. Nicht nur für die Gegenwart und die neuere Geschichte sondern auch für die ferne Vergangenheit. Seitdem Ausgrabungen in Asien und Afrika (Babylonien und Ägypten) es dem Historiker möglich gemacht haben, bis in Zeiten zurückzuschreiten, von denen früher kaum mythische Kunde vorhanden war, hat die (in aller Schärfe noch von Hegel vertretene) Theorie, die den *Fortschritt in der Geschichte* für Europa und die *europäische Kultur* monopolisieren wollte, nicht nur für die Zukunft sondern auch für einen immer größeren Teil der Vergangenheit Gültigkeit verloren. Wer wollte jetzt noch in der Geschichte Babyloniens und Ägyptens bloß eine *Vorbereitung* oder *erste Stufe* der europäischen Geschichte sehen?

Der Einfluß der modernen ethnographischen Forschung. Der Einfluß der neuen Weltpolitik beschränkt sich nicht auf die politische Geschichtschreibung. So wichtig es auch war, daß diese dazu überging, die Geschichte der europäischen Nationen in die Weltgeschichte, nicht bloß in die Geschichte e i n e s Erdteiles einzureihen, so war es doch

vielleicht noch von größerer Bedeutung, daß nun auch die Kulturgeschichte sich gezwungen sah, ihre Begriffe nicht ausschließlich der modernen christlich-europäischen Entwicklung zu entnehmen. Die Kulturhistoriker früherer Zeiten waren bei der Betrachtung exotischer Völkerschaften selten über das Kuriositätsinteresse hinausgedrungen und hatten außerdem meist, kritiklos genug, bloß die gebildeten Schichten einiger westeuropäischer Staaten mit den Angehörigen fremder Kulturkreise verglichen. Die moderne Ethnographie, die aus einer kompilierenden zu einer kritisch verarbeitenden Wissenschaft geworden ist, scheint hier vor allem berufen, Wandel zu schaffen. Erstens durch unbefangene Untersuchungen über außereuropäische Nationen, zweitens durch exakte Forschungen zur europäischen Folkloristik. Erst sie wird dem Historiker die Kriterien liefern, deren er bedarf, wenn er Sitten und Gebräuche mit anderen Mitteln als mit Hilfe subjektiv-unwissender Einbildungen als *normal* oder *abnormal*, als Symptome *innerer Fäulnis* oder *jugendlicher Gesundheit* bezeichnen will. Die herkömmliche Kulturgeschichte hat viele naive Urteile auf dem Gewissen. Sie hat vielfach Sitten, die nur der Ausdruck bestimmter wirtschaftlicher Verhältnisse waren, für Eigentümlichkeiten eines Volkes erklärt; sie hat vielfach ihre Quellen gröblich mißverstanden, weil sie sich über deren Charakter keine rechten Vorstellungen machte. Aber das schlimmste hat sie sich doch zuschulden kommen lassen, wenn sie auf Grund ungenügender Kenntnis des europäischen Volkslebens und allgemein ethnographischer Ignoranz Erscheinungen, die sich bei allen Völkern, bei *Naturvölkern* vielleicht noch häufiger als bei *Kulturnationen*, nachweisen lassen, willkürlich zu Zeichen der Degeneration machte. Wer möchte heutzutage noch die Deklamationen der alten Schule über die *Sittenverderbnis* des kaiserlichen Rom wiederholen und darin ein Charakteristikum eines abstrebenden Volkes sehen, nachdem die Perversitäten, die Martial schildert, bei jugendkräftigen Naturvölkern in noch viel größerem Umfange nachgewiesen worden sind?

Die Aufklärung war bei der Aufstellung soziologischer Typen oft vorschnell zuwege gegangen. Sie hatte ungenügend beobachtete Einzelfälle mehrfach unbillig verallgemeinert. Ihre Anschauungen über die fundamentale Gleichheit aller Menschen waren in der simpeln Form, die sie ihnen gab, unhaltbar. Aber trotzdem hat auch hier die Reaktion der Romantik mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Ihre Proklamierung unveränderlicher nationaler Eigentümlichkeiten schoß weit über das Ziel hinaus. Auch hier wird vor allem gründliches ethnographisches Studium vor Verirrungen bewahren können. Wie vieles von dem, was die Romantik als Rasseeigenschaft bezeichnete, ist in Wirklichkeit bloß durch bestimmte soziale oder wirtschaftliche Verhältnisse hervorgerufen, ist nur Kennzeichen einer bestimmten Kulturstufe! Je zahlreicher die Beispiele und Analogien sind, die die soziologisch gerichtete Historie der Geschichte der außereuropäischen Nationen entnehmen kann, um so deutlicher zeigt es sich, wie unsicher die Ableitung aus einem *Volksgeist* in der Regel ist.

Methode und Form der Geschichtschreibung in der Gegenwart. Die historische Methode hat sich in unserer Zeit nicht wesentlich verändert. Sie hat sich nur im Zusammenhang mit dem Aufschwung der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung präzisiert. Die Forschung hat sich bemüht, aus der vor allem auf Mommsen zurückgehenden *epigraphischen* Kritik der Überlieferung immer schärfer die Konsequenzen zu ziehen. Die literarischen Quellen werden immer mehr zurückgedrängt und Inschriften, Akten, Urkunden und Rechnungsbücher usw. an ihre Stelle gesetzt; man hat schon die Hoffnung ausgesprochen, daß es einmal möglich sein würde, für gewisse Abschnitte der neueren Geschichte von allen erzählenden Quellen, auch von den *guten*, ganz abzusehen. Ein großer Teil der Entdeckungen, die die Geschichte in den letzten Jahrzehnten gemacht, beruht so gut wie ausschließlich auf der unerschrockenen Anwendung dieser Methode. Es sei hier nur an die Untersuchungen erinnert, die sich an die Eröffnung des Vatikanischen Archivs anschlossen, Untersuchungen, die in mancher Beziehung eine vollständige Revolution der mittelalterlichen Kirchengeschichte zur Folge hatten. Die dem modernen Staatsmanne unentbehrliche statistische Methode, die die subjektiven und in der Regel tendenziösen Schätzungen der alten Zeit durch exakte Zählungen zu ersetzen sucht, wurde erst jetzt für die Geschichte eigentlich fruchtbar gemacht.

Dies alles mußte natürlich auch seinen Einfluß auf die Darstellungsform haben. Je mehr sich die Geschichte sozialhistorisch entwickelte und je mehr sie wissenschaftliche (soziologische) Kriterien an die Stelle subjektiver Werturteile zu setzen suchte, um so weniger konnte sie daran denken, länger noch den Kampf mit dem Roman aufzunehmen. Seignobos hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß sich in der Geschichte gegenwärtig derselbe Wandel vollziehe wie vor etwa 100 Jahren in der Naturgeschichte. Im 18. Jahrhundert wurde die Zoologie noch der schönen Literatur zugezählt; Buffon gehört der Literatur- und der Naturgeschichte zu gleichen Teilen an. Seither hat sich eine reinliche Scheidung vollzogen. Nicht zum Schaden der Sache. Ja nicht einmal zum Schaden der Form. Ein wissenschaftliches Werk, das darauf verzichtet, das große Publikum durch unwissenschaftliche, d. h. auf das Gemüt wirkende Stilmittel anzulocken, steht nicht nur sachlich höher, sondern es kann auch künstlerische Ansprüche eher befriedigen, als wenn es der Mischgattung angehört, die Unterhaltung und Belehrung meint vereinigen zu können. Der Autor ist erst dann in den Stand gesetzt, die wesentlichen Anforderungen, die man an die Form eines w i s s e n s c h a f t l i c h e n Werkes stellt — Klarheit der Disposition und des Ausdrucks — zu erfüllen. Sein Werk kann dann ästhetisch befriedigen wie schmucklose Zweckmäßigkeit überhaupt, wie eine gut konstruierte Maschine. Es ist nicht einzusehen, warum die Geschichte dies Ziel nicht ebensogut erreichen könnte wie die Naturwissenschaften. Es ist kein Grund vorhanden, warum nicht eine geschichtliche Darstellung entstehen

sollte, die man Darwins *Abstammung des Menschen* oder Helmholtz' *Lehre von den Tonempfindungen* zur Seite stellen könnte. Um so weniger, als bereits die bisherige Historiographie Leistungen aufzuweisen hat, die diesem Ziele sehr nahekommen.

* * *

Es darf zum Schlusse darauf hingewiesen werden, daß es vielleicht nicht unmöglich ist, aus der bisherigen Geschichte der neueren Historiographie einige Nutzanwendungen für die Zukunft zu ziehen. Zwei Beobachtungen haben sich so häufig wiederholt, daß man beinahe von einer Regel sprechen kann.

Die eine betrifft den Zusammenhang der Historie mit dem Leben. Immer und immer wieder hat es sich gezeigt, daß die Historiker nur so weit Großes geleistet haben, als sie von der Realität, von einem wenn auch noch so kleinen Stück exakt beobachteter Wirklichkeit ausgingen. Die andere bezieht sich darauf, daß ein großer Teil historischer Fehler durch ungebührliche Verallgemeinerung einzelner Beobachtungen hervorgerufen wurde. Unter dem Eindrucke einseitiger Erfahrung oder (noch häufiger) eines die allgemeine Aufmerksamkeit beherrschenden Ereignisses der jüngsten Vergangenheit glaubten die Historiker vielfach, die Erklärung für alle geschichtlichen Vorgänge in einer Formel gefunden zu haben. Ich denke, aus der Betrachtung der neueren Historiographie sollte sich ergeben haben, daß alle einfachen Formeln für die Menschengeschichte (wie für die naturwissenschaftliche Entwicklungsgeschichte) unbrauchbar sind. Man sollte eingesehen haben, daß sich die sehr verschiedenartigen und untereinander oft genug widersprechenden Bedürfnisse menschlicher Kollektivitäten nicht willkürlich auf eines reduzieren lassen. Gewiß wirken die Bestrebungen zur Befriedigung dieser Bedürfnisse in der Regel gegenseitig aufeinander ein, und es läßt sich z. B. keine Veränderung wirtschaftlicher Verhältnisse denken, die nicht auch in den religiösen Verhältnissen eine Veränderung hervorbrächte. Aber daraus folgt nicht, daß sich religiöse Bewegungen schlechtweg durch wirtschaftliche Umwälzungen erklären lassen. So verhält es sich überall. Man kann innerpolitische Bewegungen z. B. ebensowenig nur aus geistigen Kräften (*Ideen*) herleiten, wie man die politischen Tendenzen eines Volkes nur auf politische oder wirtschaftliche Zustände zurückführen kann. Es gibt zwischen den verschiedenen Bedürfnissen eine Wechselwirkung, aber keine organische Stufenfolge. Ihr Stärkeverhältnis kann schwanken; manche können vorübergehend so gut wie ganz ausscheiden. Aber man darf sich dadurch nicht zu dem Glauben verleiten lassen, daß aus den momentan stärkeren die anderen einfach hergeleitet werden könnten.

Voraussetzung für einen ersprießlichen Betrieb der Geschichte wird allerdings immer sein, daß die Gewalten in Staat, Kirche und Wirtschaft den historischen Studien volle Freiheit gewähren. Sobald

die Historie sich in den Dienst publizistischer Tendenzen stellt, verliert sie ihre wissenschaftliche Bedeutung. Ihr Jünger darf, wenn er seine Untersuchung beginnt, nicht glauben, die Wahrheit schon gefunden zu haben. Er muß jeden Weg verfolgen können, selbst wenn einer zu Resultaten zu führen scheint, aus denen sich für die Praxis gefährliche Folgerungen ziehen lassen. Nicht nur im Interesse der Wissenschaft, sondern in dem der Praxis selbst. Auch die Geschichte als Teil der Soziologie kann sich nur von d e n Arbeiten Förderung versprechen, die um ihrer selbst willen unternommen worden sind. Die Wissenschaft vom Menschen als sozialem Geschöpf muß, wenn sie nicht verkümmern soll, die Freiheit haben, ihren Problemen ohne Rücksicht auf politische Opportunitäten nachzugehen.

Namen- und Sachregister.

B.

C.

D.

E.

H.

I. J.

K.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

